Tagebuchblä... aus Siberien, Japan, Hinter Indien, Australien, ...

Max Huber

Tagebuchblätter

aus

Sibirien, Japan, Hinter-Indien, Australien, China, Korea

Tagebuchblätter

aus

Sibirien, Japan, Hinter-Indien, Australien, China, Korea

Von

Max Huber

Mit 100 Autotypien nach Aufnahmen des Verfassers
und einer Routenkarte

Zürich
Druck und Verlag von Schultheß & Co.
1906.

Meiner lieben Frau

Vorwort.

In den Jahren 1900 und 1901 reiste ich in Asien, Australien und Amerika, um staatswissenschaftlichen Studien obzuliegen. Neben den in mein Fach einschlagenden Aufzeichnungen, die seither teilweise verarbeitet und in Bruchstücken im Anhang dieses Buches abgedruckt worden sind, hatte ich täglich meine persönlichen Beobachtungen und die mir von zuverlässiger Seite gemachten Mitteilungen niedergeschrieben. Mein Bestreben war dabei, nur Gesehenes und Gehörtes schlicht und schmucklos, ohne Beigabe meiner unmaßgeblichen eigenen Meinung, sachlich und der Wahrheit getreu für meine persönliche Erinnerung festzuhalten. Ein sensationelles Reisewerk oder eine angeblich erschöpfende Darstellung der bereisten Länder zu schreiben, lag mir fern.

Nicht ohne Bedenken übergebe ich, dem Wunsche von Freunden folgend, mein Tagebuch, in allerdings sehr stark verkürzter Form, der Öffentlichkeit; wenn ich es tue, so geschieht es in der Hoffnung, daß meine Aufzeichnungen, trotz Unvollständigkeit und Irrtümern, dem Leser ein gewisses Interesse zu bieten vermögen, weil sie dem Verlangen nach wahrer und vorurteilsloser Darstellung der Dinge ihre Entstehung verdanken. Eine Berichtigung oder Ergänzung des Manuskriptes nach nur zu oft unkontrollierbaren gedruckten Quellen oder mit Rücksicht auf inzwischen eingetretene Ereignisse ist unterblieben, weil sonst der Charakter des Tagebuches, das nur persönlich Erfahrenes bringen soll, preisgegeben worden wäre.

Ähnliche Erwägungen bestimmten mich, nur eigene Aufnahmen zu reproduzieren und zwar hauptsächlich solche aus Ländern und von Gegen-

ständen, die in andern Reisewerken weniger berücksichtigt sind. Einige wenige irrtümlicherweise wiedergegebene Aufnahmen japanischer Photographen sind als solche bezeichnet.

Was die Schreibung der Eigennamen anbetrifft, so wurde im allgemeinen die im Orient gebräuchlichste, leider auch nicht einheitliche englische Orthographie gewählt. Für die russischen Namen wurde eine phonetische Schreibweise angenommen, während die auf die französischen und niederländischen Kolonien bezüglichen Namen nach französischer bezw. holländischer Orthographie wiedergegeben sind. Einzelne Ausnahmen sind mit Rücksicht auf den deutschen Sprachgebrauch gemacht worden.

Den Hunderten von Bekannten, die mir auf meiner Wanderung von ihrem Wissen mitgeteilt und mir geholfen, Einblicke in fremde Verhältnisse zu erhalten, sage ich hier herzlichsten Dank, gleich wie meiner lieben Frau, die mit mir die nicht geringe Arbeit der Herstellung und Drucklegung des Manuskriptes geteilt hat.

Wyden a./d. Thur, im November 1905.

Max Huber.

Inhaltsverzeichnis.

I. Von Moskau über Land nach Wladiwostok.

II. Japan.

III. Südöstliches Asien und Ceylon.

V. China und Korea.

Anhang.

I.

Von Moskau über Land nach Wladiwostok.

1. Moskau.

28. Mai bis 19. Juni (alten Stils) 1900.

Ich fuhr von Petersburg weg mit dem Moskauer Nachtzuge am Pfingstvorabend, 27. Mai. Zur Feier des Pfingstfestes war überall mit Birkenlaub dekoriert, selbst die Lokomotiven waren vorn und am Tender mit großen Birkenästen geschmückt.



Das Sſpaßkija oder heilige Tor des Kremls (S. 5)

Die Nicolaibahn (Petersburg-Moskau) ist die älteste Linie Rußlands, aber auch die beste. Die Waggons sind, wie in Rußland im allgemeinen, geräumig und bequem. Der Preis der 1. Klasse ist hier dem der 2. in Westeuropa ungefähr gleich. Der russische Zonentarif mit seinen niedrigen Ansätzen hat die Benützung der Bahnen in ungeahnter Weise

gehoben. Obwohl der Zug sich nur aus Schlafwagen nach dem Muster der westeuropäischen zusammensetzte, waren doch keine Betten in unserem Sinne da. Außer in den großen Städten, wie Petersburg und Moskau, gehört zu einem russischen Gasthof- oder Waggonbett keine Wäsche, da die Russen diese stets selber mit sich führen. Sie haben eine Abneigung gegen die im Westen gebräuchliche, fremde Linge und scheuen die Mühe nicht, einen halben Hausrat ihrer Nachtruhe zuliebe mitzuschleppen.

Beim Verlassen des Weichbildes von Petersburg befindet man sich bald auf einer einsamen Haide, nur am nördlichen Horizonte, in der Richtung nach der Newa, sieht man Kilometer um Kilometer einen Fabrikschlot nach dem andern: Zeichen, daß sich hier eine ausgedehnte Industrie befindet. Von Dörfern jedoch keine Spur.

Der Himmel ist bleigrau überdeckt, ein kalter Wind weht; eigentümlich lagert am nördlichen Horizonte ein schmaler Streifen lichter Wolken von hell-lachsroter Farbe: ein Regenzeichen. Bald regnet es auch und während der Nacht peitscht und klatscht es an die Fenster.

Dank der Breitspurigkeit der russischen Bahnen und des großen Gewichts des Rollmaterials fährt der Zug ruhig und lautlos, besser als irgend einer im Westen; so erwache ich erst am späten Morgen in der prächtigsten Waldgegend. Alles prangt im denkbar saftigsten Grün; Birken und Buchen, von Tannen durchsetzt. Von Zeit zu Zeit zeigen sich große Lichtungen mit armseligen Dörfern. Die Dächer aus Stroh, mit Balken beschwert, sind halb zerfallen, die Häuser sind klein und ohne Steinsockel, unendlich armseliger als unsere Sennhütten. Auch kommt es in armen Gegenden Rußlands vor, daß in schweren Wintern die Bauern eines Dorfes in wenige Häuser zusammenziehen und die übrigen nach und nach verheizen.

Je mehr man sich Moskau nähert, um so mehr tauchen aus dem Walde Fabrikkamine und Klosterkirchen auf; man merkt, daß man dem Zentrum des orthodox-griechischen Pfaffentums, sowie einer in Bezug auf riesenhafte Schnelligkeit der Entwicklung mit den Vereinigten Staaten rivalisierenden Großindustrie sich nähert.

Die Fahrt vom Moskauer Bahnhof zum Hotel, das im Innern, in dem Kitaigorod, sich befindet, ist interessant. Die Straßen sind im allgemeinen schmäler als in Petersburg, die Häuser höher, das ganze unregelmäßiger und malerischer. Auf schlecht gepflasterten Straßen geht's bergauf, bergab, endlich gelangt man an die Mauern der innern Stadt, die den Kreml und fast alles Alte birgt. Die Mauern sind weiß getüncht, darum hatte Moskau in alten Zeiten den Beinamen Bjelokamennaja,

d. h. die Weißummauerte. Die Mauer ist überall kreneliert, mit großen Einschnitten wie bei den florentinischen Burgen, die einzelnen Aufsätze wieder durch zwei nach innen zusammenlaufende Viertelskreise durchbrochen. Häufig ist die Mauer von mittelhohen Türmen mit grünen Dächern unterbrochen. Durch ein zweitürmiges, von mehreren Kapellen umgebenes Stadttor geht es in die enge Nikolskaja: hier liegt das Hotel.

Bald mache ich mich auf zu einer Orientierungswanderung; es zieht mich zum Kreml, den ich schon früher einmal gesehen. Das Straßenbild hat viel mehr nationalrussisches als das von Petersburg. Im Gegensatz zu letzterem ist hier die nationale Tracht ganz vorherrschend: Die Männer in Stulpstiefeln, Pluderhosen, langen Röcken, darunter entweder eine rote Blouse oder ein weißes Hemd mit einer roten oder blauen Kreuzstickerei. Die fast ausschließliche Kopfbedeckung ist eine breite, hochrandige, dunkelblaue Tellermütze; Knaben tragen die gleiche Tracht wie die Männer. Die Frauen aus dem Volk fallen auf durch ihre weißen, mit bunten Mustern dekorierten Kopftücher. Die Röcke sind vielfach knallrot mit gelber Zeichnung; die Russen lieben überhaupt das Rote außerordentlich und in der Tat haben sie für „schön“ und „rot“ dasselbe Wort. Die mannigfache Verwendung bedruckter und gefärbter Baumwollstoffe durch die Masse des Volkes zeigt, daß die riesige moskauische Baumwollindustrie auf einer natürlichen und breiten Basis steht.

Aus der engen, z. T. von ausgedehnten Bazarquartieren eingefaßten Nikolskaja gelangt man auf den weiten „roten Platz“: vor einem die hohen, roten, krenelierten und betürmten Backsteinmauern des Kremls; rechts das zweitürmige, doppelte Woßkressenskija-Tor, links die phantastische Basilius-Kathedrale, mit etwa 12 Türmen, von denen keiner aussieht wie der andere; aber alle stark zwiebelförmig ausgebaucht; die einen Zwiebeln mit Zacken besetzt; andere spiralförmig, dritte senkrecht mit ihren Rippen zur Spitze zusammenlaufend; wieder andere ananasartig; dazu schwere goldene Kreuze auf den Spitzen; alle Türme von verschiedener Farbe: golden, grün, ultramarin, rot. Den Unterbau bilden seltsam ineinander verschachtelte Kapellen, Treppen u. s. w. Kurz, wohl eines der bizarrsten Bauwerke der Erde. Gegenüber das Sspaßkija (Erlöser)-Tor, durch das man stets entblößten Hauptes in das Allerheiligste Rußlands, den Kreml, tritt.

Man gelangt auf eine weite Terrasse, welche die Stadt weit hin dominiert und, von den prächtigen Festungsmauern des Kremls begrenzt, mit steilen Grashängen sich unmittelbar über der Moskwa erhebt. Der große weiße, mit goldener halbkugelförmiger Kuppel bekrönte Turm des



Turm Iwan Welikij (Kreml) [S. 6]

Iwan Welikij erinnert an ein orientalisches Minaret. Daneben Kapellen und Klöster, das große rote Zarenpalais, das sich drängende, betende, sich bekreuzigende Volk: alles dieses verbunden mit der Aussicht auf das Türme- und Häusermeer Moskaus macht einen gewaltigen Eindruck, ebenbürtig dem, den der Anblick Roms vom Pincio gewährt. Petersburg verschwindet daneben als die gekünstelte, unnatürliche Schöpfung eines Cäsarengenies, dem es gelungen war, an der Reichsgrenze in einem Sumpfe eine große Stadt zu bauen, dem es aber nicht gelang, die große Tradition Moskaus und des russischen Volkes aus den roten Mauern des Kremls hinwegzutragen. Die Moskauer spotten der „großen Kanzlei an der Newa". Moskau wird Petersburg noch überflügeln; denn für Rußland ist die Ostsee nicht mehr „das Meer"; unter dem Gesichtspunkt der russischen Weltmachtspolitik ist Moskau dem Meere näher als Petersburg und ist jetzt auch schon das Zentrum des europäisch-asiatischen Eisenbahnnetzes Rußlands, der Mittelpunkt der größten Industrien des Landes und das Mekka der slavisch-orthodoxen Welt. Diese Konzentration von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft, Politik und Religion in der Ideenwelt, welche der Kreml umschließt, machte auf mich einen überwältigenden Eindruck. Vieles, das ich vor drei Jahren in Rußland gesehen, machte mir jetzt keinen Eindruck mehr, der Kreml aber einen noch weit größeren.

Neben dem Sspaßkija-Tor liegt das Wosnessenskij-Nonnenkloster, dessen Front eine scheußliche, blau und weiß angestrichene, biedermeiergotische Kirche von 1817 bildet. Hübsch dagegen ist der Hof, in dem die alte Kathedrale inmitten eines Gartens und alter Bäume steht. Die Kirche ist nicht groß, aber reich dekoriert. Der Ikonostas, eine gewaltige,

goldstrahlende Wand, wirkt fast erdrückend: unten vergoldete Heiligenbilder, darüber in mehreren Reihen übereinander eine ganze Galerie von Heiligen, auf Goldgrund gemalt, z. T. sehr schön, im Stil italienischer Frührenaissance. Die Kirchen des Kremls sind bekanntlich zum großen Teil die Schöpfungen italienischer Architekten und Maler. Längs der Wände, in zwei Reihen hinter einander, zahlreiche Särge von Zarinnen und Großfürstinnen aus früheren Jahrhunderten, alle bedeckt mit roten Tüchern, auf denen ein einfaches griechisches Kreuz liegt. Die Kirche scheint besonders für Kinder bestimmt zu sein. Zahlreiche Mütter mit ihren Säuglingen drängen sich heran; eine Nonne spendet aus einem silbernen Samowar Tee und kleine Brotstückchen. Die Mutter bringt das Kind zu der Nonne, schlägt das Kreuz, die Nonne reicht dem Kind den geweihten Tee — eine neue Mutter kommt daran. Die Türen sind belagert von bettelnden Pilgerinnen und Kirchensammlern. Ich komme um alle kleine Münze, da ich nicht, wie die Russen, liebe, bei Almosen mir herausgeben zu lassen. Das Almosengeben ist in Rußland namentlich in den unteren Schichten sehr verbreitet. Auch Wohltätigkeit im großen Stil wird in Moskau besonders von der reichen Kaufmannschaft geübt, Zeugen sind die vielen, z. T. großartigen Anstalten.

Auf der Kremlterrasse erhebt sich in italienischer Renaissance das neue Denkmal Alexanders II.: der Zar unter einem pyramidengekrönten Aufbau, auf drei Seiten umgeben von einer mit byzantinischer Mosaik geschmückten Galerie, durch deren Öffnungen sich eine herrliche Aussicht über die Kremlmauer auf die Stadt darbietet. Das Denkmal ist nicht bedeutend, da Alexander III. keine Anspielungen auf die Befreiung der Bauern duldete. Man könnte ebensogut ihn statt seines Vaters hineinstellen.

Den nordwestlichen Teil des Kremls nehmen langweilige und stilwidrige Gebäude, der Senat, eine Kaserne und ein Arsenal ein. Hunderte von erbeuteten Geschützen stehen in den Höfen. Der innere Teil des Kremls, der auch die Hauptkirchen umschließt, ist von einem mächtigen Gitter umgeben. Hier ist die Uspenskij-Kathedrale, ein quadratischer, weißer Bau mit fünf Türmen, welche das einzig russische an dem Gebäude sind. Die einfache Dekoration der Mauern, die buntbemalten Rundbogentore und das ganze Innere sind in lombardisch-byzantinischem Stil und erbaut von dem Bolognesen Fioravanti (1475—79). Der westliche Stil sticht vorteilhaft gegen den russischen Kirchenstil ab. Die Kuppel wird von vier gewaltigen, mit einfachen romanischen Kapitälen bekrönten Rundsäulen getragen, die Decke lauter Rundbogengewölbe. Alle Wände und Säulen sind mit Malereien auf Goldgrund bedeckt,

dem Ikonostas gegenüber das jüngste Gericht, alles offenbar von Italienern gemalt. Den Wänden nach stehen zahlreiche silberne Särge von Patriarchen. Der untere Teil der Wände ringsum und der kolossale Ikonostas, etwa 15 Meter hoch und ebenso breit, sind mit Heiligenbildern geschmückt; eine gewaltige Fläche getriebenen, vergoldeten Silbers. Viele Stücke sind sehr schön gearbeitet, namentlich Szenen aus dem Leben Christi, doch wird der künstlerische Eindruck dadurch verdorben, daß Gesicht und Hände im Metall ausgeschnitten und dunkel gemalt sind, so daß viele dieser Goldplatten auf eine gewisse Entfernung wie zerstört aussehen. In einer Seitenkapelle sind viele Reliquien, welche die Leute der Reihe nach abküssen, um dann von einem Kirchendiener, dem sie eine Kopeke bis einen Rubel geben, irgend ein geheiligtes Wasser aus einer silbernen Schale zum Trinken zu bekommen. In dieser Kirche findet die Krönung und Salbung des Zaren statt, der, über die sogenannte Rote Treppe den Kreml verlassend, sie von Osten her betritt.

Der innere Hof des Kremls umschließt noch zwei Kathedralen, die Archangelskij und Blagowjeschtschenskij. Auch diese sind in lombardischem Stil, in letzterer die Türen in Hochrenaissance. Überall derselbe Reichtum an vergoldeten, edelsteingeschmückten Bildern. Zahllos sind die Spuren, welche beweisen, mit welchem Vandalismus und welcher Raubgier die Franzosen das Allerheiligste Rußlands geschändet. Diese Vorgänge sind übrigens von den echten Russen keineswegs vergessen.

Der Kreml-Palast, ein fast ganz neuer Bau, ist ein großer, fleischroter Kasten in erträglichem, russischem Stil, aber ohne historische und künstlerische Würde. Inwendig große, sehr hohe Säle, nach den russischen Hauptorden benannt und dekoriert, der Tronsaal ist protzig. Schöner sind die noch vom alten Palaste erhaltenen Zimmer aus der Romanow-Periode: niedrige, gewölbte Gemächer mit reicher Goldmalerei und altertümlichen Kachelöfen.

Interessant ist die Oruscheinaja Palata (Schatzkammer) mit zahllosen Kroninsignien. Reicher Schatz an Goldgeschirr, deutsche Meister sind in zahllosen Werken vertreten, namentlich Augsburg, Nürnberg und Hamburg. Auch gute, alte, russische Arbeiten, den deutschen wenig nachstehend, nur einfacher.

Wie im Orient, so ist auch in Moskau und vielen andern russischen Städten der Handel und besonders der Detailhandel in bestimmte Quartiere zusammengedrängt, oder es finden sich wenigstens noch Überreste dieser alten Sitte. So besitzt auch Moskau einen großen Bazar: die am Roten Platz gelegenen „Handelsreihen", ein kolossaller, ca. 1000 Geschäfts-

räume fassender, imposanter Neubau in russischem Stil. Das Innere des ca. 250 m breiten und 100 m tiefen Gebäudes ist in einige vertikal sich schneidende Galerien eingeteilt, die durch hochgewölbte Glasdächer eingedeckt sind. Im Parterre zahllose Läden, darüber die zu den Läden gehörenden Bureaux und andere Geschäfte. Das erste Stockwerk tritt hinter die Front des Parterres zurück, so daß vor dessen Fenstern je wieder ein Trottoir ist. Diese obern Wege sind durch zahlreiche Brücken miteinander verbunden. Kurz, das ganze Gebäude macht einen wirklich großartigen Eindruck. Die Läden sind weniger schön und die Waren weniger elegant als am „Kusnetzkij Most", eine der Hauptstraßen Moskaus, wo indes ausländische, z. B. Pariser Ware vorherrscht. Sehr zahlreich sind in den Handelsreihen die Geschäfte für Obrasa (metallene Heiligenbilder, namentlich Jesus und Muttergottes). Die Obrasa sind großenteils aus vergoldetem Silberblech und in Glaskästen eingesetzt. Die Preise variieren von 3—1000 Rubel; namentlich teuer sind die mit Email verzierten. Diese Heiligenbilder sind ein ganz großer Handelsartikel, indem sie in allen Bureaux, Eßzimmern, Salons, Schlafzimmern, Wartsälen, Bahnhöfen, Werkstätten an der Wand angebracht werden. Jeder echte Russe bekreuzt sich zuerst vor dem Heiligenbild beim Eintritt in ein Zimmer, ehe er jemanden begrüßt.

Von den Handelsreihen aus gehe ich die altertümliche Warwarka hinunter zum Stammhaus der Romanow. Von der Straße her ist es nur einstöckig, gegen den Hof aber vierstöckig, da es an dem steilen Abhang liegt, der von dem Kitaigorod an die Moskwa hinunterführt. Nur zwei Stockwerke dienten der Hofhaltung. Sie sind aber elegant und behaglich eingerichtet, die Zimmer nicht viel mehr als 2 m hoch, Treppen und Türen so eng und niedrig, daß man nur mit Mühe und gebückt sie passieren kann. An einigen Stellen macht einem dieses kleine Palais den Eindruck eines großen Spielzeuges. Die z. T. gewölbartigen Decken sind bunt bemalt mit Blumenarabesken; die Wände, in den obern Zimmern auch die Decken, mit rohem Lärchenholz getäfelt in einfacher, aber gefälliger Weise. Mehrere Räume sind tapeziert mit altem, echtem, aber noch sehr frisch aussehendem Goldbrokat ausländischer Herkunft, auf dem sich, auf grünem, rotem oder blauem Grunde, stets dasselbe Muster, das Romanowsche Wappen, der schreitende, gewappnete Greif, wiederholt. Ausländisch, namentlich holländisch, sind die mit Sammt bezogenen, hochlehnigen Stühle — gepreßte Ledertapeten, eine deutsche Uhr mit komplizierten Schlagwerken. Echt russisch dagegen sind die bunten Kachelöfen und das Hausgerät; so ein Teller aus Porzellan mit eingelegten, sil-

dernen Verzierungen, ein mächtiger, hölzerner Kwaßkrug in der Form eines Wikingschiffes mit Pferdekopf, dazu ein riesiger Löffel, alles offenbar für allgemeinen Familiengebrauch. In echt russischen Häusern, z. B. in Moskauer Kaufmannsfamilien ist auch jetzt noch oft zum allgemeinen Gebrauch ein Glas im Wohnzimmer aufgestellt für den stets bereit stehenden Kwaß* oder Tee, und dazu nicht selten (bei Bauern bisweilen an einer Schnur aufgehängt) ein gemeinsames Stück Zucker zum abbrechen oder auch abbeißen. Ebenso findet sich noch sehr häufig auf dem Flur ein gemeinsamer, ziemlich primitiver Waschtisch für alle Hausgenossen.

Längs der alten Stadtmauer führte mich der Weg an den Moskwaquai, wo sich ein Städte- und Flußbild von außerordentlicher Schönheit bietet. Die Moskwa, einen Bogen beschreibend, erweitert und verbreitert die Aussicht. Das Bild ist dominiert vom Kreml und den Anhöhen der Altstadt mit ihren Türmen und Klöstern. Längs des Flusses liegen Geschäftsquartiere, die Straßen vom Wagenverkehr und der Fluß von gewaltigen Barken belebt. Die Uferhügel flußabwärts sind mit üppigen Bäumen bedeckt, aus denen Villen, Palais, Kirchen hervorschauen. Nirgends ein Gebäude, eine Farbe, die nicht harmonierte. Am Ufer dagegen ein greulicher Trödelmarkt, wo neben den üblichen roten Baumwollwaren alte Matratzen, alte Schuhe, alte Lampen und Samoware verkauft werden; ein so horrendes Gerümpel, wie es in andern Ländern unmöglich mehr feilgeboten werden könnte.

Ein Besuch des Kunst- und Gewerbemuseums gewährt einen Einblick ins russische, durchaus nationale Kunstgewerbe. Unter den Stoffen nehmen einen großen Raum die mit rotem und blauem Kreuzstich gestickten Leinwandtücher ein. Dieselben Muster, eine offenbare Nachahmung des Gestickten, trifft man auf dem Geschirr wieder. Sodann finden sich sehr schöne Silber- und Goldstickereien auf Sammt und Seide; namentlich für bäuerlichen Hochzeitsschmuck. Unter den Schnitzereien fallen neben den Kerbholzschnitzereien, die ganz an die oberbayerischen Arbeiten erinnern, namentlich solche für kirchliche Zwecke auf durch ihre außerordentliche Ähnlichkeit mit indischen Produkten. Auch die sehr feinen Elfenbeinschnitzereien haben einen verwandten Charakter.

Die Goldschmiedearbeiten sind plump. Das beste sind Kopien offenbar ausländischer Vorlagen. Auch Messing und Kupfer, Glas und Porzellan bieten nicht viel Bemerkenswertes, aber immerhin haben sie gewisse Eigen-

* Kwaß ist das russische Nationalgetränk, durch Gährung aus Roggenmehl und Malz hergestellt.

tümlichkeiten, so daß man sie nicht in unsere kunstgeschichtlichen Kategorien einweisen kann. Bedeutender ist die Keramik, namentlich Öfen mit grünen und braunen Mustern, in der Form an westliche Vorlagen erinnernd. Unter den neuen keramischen Fabrikaten findet man die alten Muster wieder; die Ausführung ist etwas derb, die Hauptfarben Blau und Ocker. Es ist nicht leicht, das Charakteristische der russischen Kunst im Kunstgewerbe zu definieren, doch kann man als wesentlich hervorheben: Vorherrschen des Ornaments auf allen Gebieten, wenig Menschen-, Tier- und Pflanzenformen. Die Farben sind kräftig, grün, blau, dunkelgelb, aber nicht rein, auch das ältere Rot nicht, so daß die Wirkung eine massige und beinahe düstere ist. Als graziös kann sozusagen nichts bezeichnet werden.



Die Erlöserkirche (Hauptfassade) [S. 11]

Im Südwesten Moskaus liegt die Erlöserkirche, gestiftet zur Erinnerung an die Befreiung von den Franzosen 1812: ein mächtiger Bau in griechisch-orientalischem Stil mit fünf gewaltigen, schwer vergoldeten Kuppeln. Das Innere, ähnlich der Nikolaikirche in Petersburg, zeigt eine hohe Kuppelwölbung in der Mitte, im übrigen weisen die gewaltigen Marmorwände fast keine Gliederung auf. Die Grundmauern der Kirche bilden die Form eines russischen Kreuzes. Die meisten dieser russischen Kathedralen machen innen und außen einen äußerst kahlen Eindruck und können wegen ihrer rein symmetrischen Anlage und ihren gedrückten Kuppeln nie so imposant sein wie die langschiffigen, hochtürmigen gotischen Dome. Dagegen kommt in der Stadtmauer Moskaus und namentlich in den Mauern und Zinnen des Kremls ein Stil zur Erscheinung, der dem gotischen kongenial ist. Das Charakteristische der Türme ist eine Verbindung von prismatischen und pyramidalen Teilen, die miteinander wechseln. Die architektonische Dekoration ist einfach, aber wirkungsvoll und besteht aus treppenartiger Übereinander-

schiebung der Ziegelsteine, aus denen wenigstens das Äußere durchwegs besteht. Das Mauerwerk ist meist rot angestrichen, die Türme dagegen sind weiß, während ihre pyramidalen Teile, die Dächer, kupfergrün bemalt sind. — Dieser altertümliche, russische Stil wird auch in neuerer Zeit viel angewandt bei den öffentlichen Gebäuden, so bei dem Moskauer Stadthaus. In einer scheinbar paradoxen Weise kurz charakterisiert, stellt dieser Stil eine Kreuzung des maurischen Stils mit dem norddeutschen Backsteinstil dar; von letzterem hat er das Material und die Mäßigkeit, von ersterem sehr viele Elemente der Detailgliederung.

Von der Erlöserkirche unternehme ich in einem Iswoschtschik* noch einen Ausflug nach den etwa fünf Kilometer entfernten, berühmten Sperlingsbergen. Etwa eine halbe Stunde geht es über entsetzliches Pflaster, eine Vorübung für ostsibirische Wege. Eine wahre Völkerwanderung richtet sich nach dem beliebten Ausflugsort, und am Wege haben eine Menge Trödelkrämer sich auf die Lauer gelegt; neben Speisen und Getränken halten sie namentlich viel rote Baumwollwaren feil. Die Wirtshäuser wimmeln von Menschen, doch sehe ich überall nur Tee trinken. Der Alkoholismus ist in Rußland mehr ein akuter, intermittierender, nicht ein chronischer wie im Westen, was als ein Faktor von unermeßlicher Bedeutung für Rußlands Zukunft anzusehen ist. Betrunkene sieht man weit seltener als in den Ländern Mittel- und Westeuropas.

Nach langer Fahrt, zuletzt auf grundlosen Sandwegen durch Wald, gelangt man auf die Sperlingsberge, wo Restaurationen, Pinten, Verkaufsstände jeder Art sich finden. Von der Terrasse des besten Restaurants genießt man eine wunderbare Fernsicht auf Moskau. Die Sperlingsberge, etwa 50 m hoch, erheben sich, schön bewaldet, unmittelbar über dem Ufer der Moskwa, die in weitem Bogen das einsame Jungfernfeld umzieht. Der Horizont ist weit, abgeschlossen durch die sanften Linien entfernter, dunkelbewaldeter Hügel. Dieses weite Tal füllt in riesiger Breite Moskau. Im Vordergrunde, auf dem Jungfernfelde, erhebt sich das altertümliche Jungfernkloster, einer Festung gleich, mit weißen, krenelierten Mauern und vielen nach oben sich verbreiternden, oben rot angestrichenen Türmen. Dahinter beginnt bald die Stadt, ein unübersehbares Meer von Häusern, fast alle Dächer sind rotbraun bemalt, die Mauern ebenso oder hellgrün, gelb und weiß. Gleichwohl ist die Farbenharmonie vollständig. Aus dieser Masse heraus erheben sich hunderte und hunderte von Türmen mit grellfarbigen Kuppeln. Beherrscht ist die

* Name für Droschke, eigentlich Droschkenkutscher.

Silhouette der Stadt durch die Erlöserkirche, deren goldene Kuppeln, aus der Ferne matt glänzend, mit den gedämpften Farbentönen der Häuser harmonieren, und durch den Kreml, der wie eine Akropolis aufragt. Es gibt wohl wenige Landschaftsbilder von so einheitlicher, monumentaler Wirkung.

* * *

Moskau ist für Rußland ein Industriezentrum ersten Ranges. Trotz der gewaltigen Dimensionen, die viele industrielle Etablissemente des Moskauer Bezirks angenommen haben — es gibt zahlreiche Fabriken mit mehreren tausend Arbeitern —, haben die Produktionsverhältnisse hier den patriarchalischen, typisch-russischen Charakter weit mehr als in den westlichen Reichsteilen beibehalten.

Die russische Großindustrie ist verhältnismäßig sehr jung und eine eigentliche Arbeiterschaft bildet sich erst allmählich heraus. Die Arbeiter hängen noch aufs engste mit dem Lande zusammen und kehren oft wieder zur bäuerlichen Arbeit zurück. Da sie deshalb großenteils in den Fabrikorten keinen festen Wohnsitz haben, muß für sie in viel weiter gehendem Maße vorgesorgt werden als in den hochentwickelten Industrieländern.

Obwohl hiefür in den Städten keine gesetzliche Verpflichtung besteht, bringen doch die meisten großen Fabriken ihre Arteiter in einer Art Kasernen unter, die mit dem eigentlichen Etablissemente in engster Verbindung stehen. Die so kasernierten Arbeiter sind persönlich ziemlich frei und genießen für die Verwaltung ihrer gemeinschaftlichen Angelegenheiten eine gewisse Selbständigkeit. Für die Verpflegung beispielsweise wählen sie meistens einen Ältesten (Starista), dem eine Arbeiterkommission beigegeben ist. Diese kaufen die Waren ein, prüfen sie und übernehmen sie von den Lieferanten. Die Fabrik zahlt ein Fixum pro Kopf, was praktisch einem Lohnabzug gleich kommt. Die Rechnungen der Lieferanten lauten auf den Starista, werden aber von der Fabrikleitung bezahlt. Monatlich prüft der Fabrikinspektor die Preise, zu denen die Kommission mit den Lieferanten abgeschlossen. Die Nahrung der männlichen Arbeiter kostet pro Monat und Kopf etwa 4,5—5,5 Rubel, in der Fastenzeit weniger. Die maximalen Löhne sind beispielsweise für Textilarbeiter im allgemeinen für Männer 70, für Frauen 50 Kopeken. Rechnet man die Spesen dazu, die durch Verpflegung, Unterbringung u. s. w. dazukommen und berücksichtigt man, daß mit Bezug auf Arbeitsleistung ein deutscher oder englischer Arbeiter etwa gleich zwei russischen ist, so sind die Löhne in Rußland für den Fabrikanten kaum niedriger als im Westen, eher

noch höher. Diese Lohnverhältnisse sind eine Hauptursache der Exportunfähigkeit der meisten russischen Industrien. Anders sind die Verhältnisse in den polnischen Industriegebieten, die sich den deutschen schon stark nähern. Übrigens besteht in Rußland ein außerordentlich großer Unterschied zwischen „Schwarzarbeitern" (ungelernte Handlanger) und „Weißarbeitern" (gelernte Berufsarbeiter).

Der russische Arbeiter ist im allgemeinen anstellig und gelehrig, was bei dem beständigen Fluktuieren der Bevölkerung zwischen Fabrik und Dorf von größtem Werte ist. Der Arbeiter ist ferner mehr langsam als faul, aber die ihm durch die unseligen dörflichen Verhältnisse, besonders durch den alle individuelle Tätigkeit ertötenden Agrarkommunismus angewöhnte Bedürfnislosigkeit verhindert eine rasche Entwicklung. Um konkurrenzfähig zu werden, muß der russische Arbeiter den Bauer ganz abstreifen.

Seit einigen Jahren ist der Arbeitstag auf elf effektive Stunden beschränkt, doch wird an vielen Orten nur zehn Stunden gearbeitet. Eine bedeutende Einschränkung erleidet die Arbeitszeit durch die zahlreichen kirchlichen Festtage, so daß nur etwa 260—280 Werktage übrig bleiben.

Die Wohn- und Schlafräume der Arbeiterkasernen sind im allgemeinen primitiv, aber reinlich; gewöhnlich bestehen besondere Abteilungen für Männer, für Mädchen und für Verheiratete; indessen lassen Familienväter, die für einige Zeit in die Fabrik gehen, häufig die Frau und fast immer die Kinder im Dorfe zurück. Auffallend sind in den Schlafräumen der Arbeiter die zahllosen, den einzelnen Leuten gehörenden Heiligenbilder, vor denen an Sonntagen geweihte Kerzen aufgesteckt werden. Die große Masse der Arbeiter, speziell außerhalb der Städte, ist noch politisch harmlos und steht unter kirchlichen Einflüssen; aber in den ganz großen Etablissementen und in den Städten macht sich die sozialistische Propaganda immer mehr geltend. Mißtrauische Polizeibeamte haben es deshalb schon dazu gebracht, daß Arbeiter, denen nichts vorgeworfen werden konnte, als daß sie in einer Abendschule einer Moskauer Fabrik sich durch Intelligenz auszeichneten, administrativ ausgewiesen wurden.

* * *

Der Städter fast aller Stände in Rußland sucht über die Sommermonate auf dem Lande, in einem Sommerhäuschen, einer sog. Datsche zu wohnen. Deshalb ist Moskau von einem Kranz von Datschenkolonien umgeben, die einen ebenso freundlichen als einfachen Eindruck machen. Die Häuschen sind aus Holz, blockhausartig gebaut und auch innen z. T.

ziemlich primitiv ausgestattet. In all diesen Sommerkolonien, selbst den von der Geburts- und Geldaristokratie bevorzugten, findet man selten eine Datsche, die auch nur annähernd sich unsern, selbst bescheideneren Villen äußerlich nähert. Die Häuschen, die von Familien des untern Mittelstandes um etwa 50 Rubel gemietet werden, sind geradezu armselig. Die Russen aller Stände sind in dieser Beziehung sehr anspruchslos und begnügen sich, auf die einfachste Weise nach dem endlosen Winter die Natur wieder zu genießen. Da die Datschen sehr häufig mitten in die Wälder hineingestellt werden, sind sie oft feucht und dunkel.



Troize-Ssergiewskaja Lawra bei Moskau (S. 15)

Der Wagenverkehr auf dem Lande, selbst in der unmittelbaren Umgebung Moskaus, ist nicht selten erschwert durch den unbeschreiblichen Zustand der Straßen oder vielmehr Waldwege. Diese werden in gewissen Jahreszeiten so sumpfig, daß an ein Weiterkommen im Wagen oder zu Fuß kaum mehr zu denken ist. Im Frühling und im Herbst soll überhaupt ein sehr großer Teil der Straßen in Rußland sich in diesem nahezu unpassierbaren Zustande befinden, ebenso viele Vorortsstraßen in Moskau. Der schwere Transport von Getreide u. s. w. kann nicht nur in Sibirien, wo fast gar keine Wege sind, sondern auch in Rußland vielfach nur bei Schnee vor sich gehen.

Einer der bemerkenswertesten Punkte in der Umgebung Moskaus ist die Troize-Ssergiewskaja Lawra, eines der beiden berühmtesten und reichsten Klöster Rußlands. Eine $2\frac{1}{2}$-stündige Fahrt mit der

Bahn nach Jaroslawl, fast ununterbrochen durch schöne Birkenwälder, bringt einen nach Troize.

Unweit der Station liegt das Städtchen und Kloster, letzteres sich malerisch über einer Mulde erhebend, von einer gewaltigen Festungsmauer mit massigen, runden Türmen umgeben. Über die Mauer hervor ragen zahlreiche goldene, blaue und grüne Kuppeln und ein mächtiger, zopfiger Kampanile. Daneben das Städtchen mit dem Markt, alles untermischt mit dem herrlichsten Grün der Wiesen und Bäume. In der Nähe verliert das Kloster sehr. Es muß im 17. Jahrhundert noch ein herrlicher Bau gewesen sein, wie der Kreml, gegenwärtig ist es gänzlich verdorben durch Barokbauten und schlimmeres. Die größte Kirche, die Uspenskij-Kathedrale ist in der Art der Kreml-Kirchen lombardisch-byzantinisch, das Innere ist im höchsten Grade geschmacklos ausgemalt.

Die Schatzkammer, deren Inhalt einen Wert von angeblich 650 Millionen Rubel haben soll, bietet wenig Schönes, verglichen mit Klosterschätzen im Westen. Die Gegenstände russischer Herkunft fallen in der Regel auf durch protzigen Reichtum.

In den Höfen des Klosters treiben sich die großenteils schmutzigen, schwarz gekleideten Mönche herum. Die verschiedenen Rangklassen sind an der Kopfbedeckung erkennbar; die Exspektanten haben schwarze, hohe phrygische Sammthauben, die richtigen Mönche dagegen hohe, steife, nach oben sich etwas erweiternde Barette, mit schwarzem Schleier. Alle tragen wie auch die Weltgeistlichen, langes Haar, bei den meisten eine rotblonde, pferdeschweifartige Mähne. In den Klöstern hält sich noch viel Gesindel auf, entlaufene Sträflinge und Verbrecher, da bis vor kurzem die Mönche keiner Pässe bedurften und deshalb unter keiner richtigen Polizeikontrolle standen. Wenig vornehme, männliche Russen gehen ins Kloster; diese treten dann meist ins Kloster auf dem Berg Athos ein.

Vor dem Kloster befindet sich ein großer Markt, mit Heiligenbildern und Wallfahrtsandenken, u. a. Der weite Platz ist mit an 200 Bauernfuhrwerken überstellt, Wagen primitivster Konstruktion, an unsere Leiterwagen erinnernd. Auf ihnen kommen Bauern aus der Umgebung, um den schönen Sonntag im Kloster zu verbringen. Zahlreich sind auch die Pilger, die aus allen Reichsteilen hieher zu Fuß kommen, jedes Geschlecht und Alter ist vertreten; unerwachsene Jungen mit ihrem Ränzel auf dem Rücken; am meisten aber Frauen und Mädchen zwischen 20 und 50 Jahren. Alle in Bastschuhen, mit kurzen Röcken, ein Tuch über den Kopf gebunden, am Rücken ein Bündel aus grauem Zwilch, einem Rucksack ganz ähnlich; in der einen Hand halten sie oft eine Teekanne,

in der andern den Wanderstab. Überall benehmen sie sich anständig. Sie pilgern aus reiner Frömmigkeit, erreichen sie doch keinen Ablaß für ihre Sünden dadurch. Die von ihnen zurückgelegten Distanzen sind oft ganz enorm.

Auf der Fahrt nach dem ganz unbedeutenden, nahegelegenen Kloster Bethanien bieten sich malerische Landschaftsbilder: ein kleiner Waldsee, über Baumwipfeln der Turm einer Klosterkirche, weiß mit hellgrünem Dach, in dem stillen Wasser spiegelnd. Auf einem üppig-grünen Wiesenhügel liegt ein halbverfallenes Dorf mit freundlicher, großer Kirche, auf Feldern und Wegen Kinder und Bäuerinnen in roten, blauen, violetten Röcken, leuchtend in Böcklinscher Farbenglut, eine Farbenpracht und Farbenfreudigkeit, wie ich sie in Italien nie annähernd gesehen.

Sodann geht's weiter noch zur Kirche Gethsemane, einem hübschen, ganz neuen Rohziegelbau in russischem Profanstyl. Daneben befindet sich die Eremitage mit unterirdischen Zellen. Eine unheimliche Wanderung: enge, steile Treppen, ein Gedränge von Pilgern, jeder ein brennendes Licht in der Hand. Wie das Vieh stoßen die Leute, jeder will zu vorderst sein. Langsam geht es in die schauerliche, eiskalte, feuchte Tiefe hinab. Ein Chorgesang tönt aus einer weit unten gelegenen Kapelle herauf. Zu sehen ist rein nichts als die Prozession der Pilger, ein Strom flackernder Lichter zwischen triefenden, weißen Wänden; von Zeit zu Zeit einige Vertiefungen, einstige Zellen. Freudig begrüßt man wieder das Sonnenlicht.

2. Auf der Wolga und Kama.

Nishnij Nowgorod, 20.—21. Juni 1900.

Für die Reise von Moskau nach Nishnij benutzt man gewöhnlich den Nachtzug. Sobald wir am Morgen uns dieser Stadt nähern, bemerkt man am Horizont das steil gegen die Oka abfallende Plateau, welches weithin sich der Wolga entlang zieht.

Auf der Fahrt vom Bahnhof zur hoch über der Wolga gelegenen Altstadt durchquert man das Jahrmarktsviertel. Alles ist noch wie ausgestorben. Langweilige Straßen mit etwas verlotterten, zweistöckigen Häusern, zu ebener Erde die Läden, alle noch verrammelt. Ebenso die

speziellen Hotels der Marktsaison. Im Viertel der Teehändler ist die sog. Chinesenstraße mit etwas chinesisch aufgeputzten Häusern. Im Frühling ist dieser Stadtteil immer vom Flusse überschwemmt. Von der Jahrmarktseite her gelangt man auf großer Schiffbrücke über die Oka nach der eigentlichen Stadt, die auf einem gegen die Flüsse Wolga und Oka steil abfallenden, etwa 60 m über dem Zusammenfluß der beiden Ströme gelegenen Plateau liegt. Die Wasserfläche, die sich zu Füßen der Stadt ausdehnt, ist gewaltig, fast ein See, wimmelnd von Schiffen aller Art, mächtigen zweistöckigen, schneeweißen und rosafarbenen Riesen-Salon-Dampfern, schnellen Dampfbarkassen, Schleppern, einer Unmenge von Frachtschiffen und Naphtabooten: ein dichter Wald von Masten. An den Quais herrscht ein reges Leben. Matrosen schleppen unter dem den Wolgaschiffern eigentümlichen Taktgesang die Waren an Bord. Zahllose Tataren in ihrer Tracht treiben sich herum, bettelnde Nonnen und Verkäufer drängen sich an die Reisenden. Am Abend war ein prächtiger Sonnenuntergang, die weite Wasserfläche glitzerte wie Gold, während die tiefgelegenen Stadtteile in eine dichte Staub- und Rauchwolke gehüllt waren. Die Höhe der Stadt ist gekrönt von einem Kreml, einem unsern mittelalterlichen Festungen sehr ähnlichen Bauwerk. Über die beiden Flüsse hinüber, erblickt man das östliche Ufer, eine saftig-grüne, endlose Ebene, am Horizont fast wie ein Meer mit dem breiten, blauen Strome verschwindend.

Mittags Abfahrt mit dem Schnelldampfer „Großfürstin Maria Pawlowna", nach Kasan. Schönes zweistöckiges Schiff, auf dessen unterm Deck sich die dritte Klasse befindet. Alles ist dicht gefüllt, darunter viele Tataren, schlafend, singend, Tee trinkend. Alle tragen kleine Barette, hohe Filzstiefel und lange Röcke. Auf dem Oberdeck ist die elegante erste Klasse und die auch sehr ordentliche zweite. Die Taxen sind niedrig, so kostet z. B. eine Einzelkabine I. Klasse nach Kasan (19 Stunden) nur 4,5 Rubel, ohne Verpflegung.

Bald nach der Abfahrt verschwindet Nishnij im Dunst, nur die hochgelegene Stadt grüßt noch stundenlang die Wolga herab. Fast unmerklich gleitet der Dampfer dahin, zuerst durch die große Flottille von Frachtdampfern und Frachtkähnen hindurch, dann weiter, in immer einsamere Gegenden. Das hohe Plateau des rechten Ufers begleitet den Fluß weit herab, die Kuppe mit Feldern und Dörfern bedeckt, der Abhang mit Wald, und von Zeit zu Zeit einem Kloster geschmückt. Das linke Ufer ist ganz flach, ein schmaler saftiggrüner, bald mit niederem Wald, bald mit ragenden Eichen bewachsener Streifen Land zwischen dem

dunkelblauen Fluß und dem azurnen Himmel. Beständig umflattern schneeweiße Möven, in der Sonne leuchtend, den Dampfer. Die Ufer zeigen bald rotes, bald weißes Gestein. Oft weiß man nicht, wohin der Fluß zieht. Alles ist wie ein weiter See, eingerahmt von flachen, waldigen Ufern.

Die Wolga ist hier sehr belebt; fast stündlich begegnet man einem der großen, weißen Salon-Dampfer, die von Astrachan her die lange Wolgareise nun bald vollendet haben. Dann folgen wieder Schleppdampfer mit großen Frachtschiffen, auf deren Deck die Matrosen und Arbeiter samt Familien um einen Samowar herum lagern. Dann folgen Flöße,



Wolga-Dampfer

auf deren halbüberschwemmtem Boden Leute in mit Hundeställen zu verwechselnden Hütten wohnen. Einige Dampfer sind auch nach dem System gewisser amerikanischer Stromschiffe gebaut, mit großen Rädern am Hinterbord, während der Salon von einem hohen Gerüste getragen wird.

Der Sonnenuntergang ist von vollendeter Reinheit; das Wasser wird hechtgrau, der Wald violett, der Himmel durchsichtig hellblau. Auf einer Landzunge erhebt sich im leuchtenden Abendsonnenschein ein großes, altertümliches Kloster mit mächtiger Ringmauer, grünen Dächern, einer viertürmigen Kirche und einem massigen Glockenturm. Kaum ist die Sonne am Rande der Ebene versunken, so steigt der Mond empor, dessen weißes, silberglitzerndes Licht über die leicht vom Winde bewegte Fläche zittert. Alle Farben erlöschen in einem tiefblauen Ton; dunkler

und dunkler wird es, bald leuchten nur noch die Mastlichter auf den Dampfern und Barken. Lautlos, geisterhaft tauchen von Zeit zu Zeit die schneeweißen Dampfer aus der dunklen Nacht empor.

Die Kabinen sind sehr schön, fast doppelt so groß als in den Schlafwagen. Alles ist reinlich und bequem. Der Service ist ebenfalls trefflich, und in der stillen Nacht lautlos über den Fluß dahin gleitend, auf dem Promenadendeck in der lauen Sommernacht sitzend, genießt man alle Raffinements der Moskauer-Restaurants. Die Küche der Schiffe ist so berühmt (namentlich für die Fischgerichte), und das Leben so behaglich, daß vielfach ganze Familien nach Astrachan und zurück (14 Tage) fahren zur bloßen Erholung.

Kasan, 21. Juni 1900.

Im Morgendufte tauchen bald die Türme von Kasan auf. Die Gegend wie gestern: ein hohes und ein flaches Ufer, ein reges Flußleben.

Von der Station Kasan gelangt man nach einer holprigen, fast stündigen Wagenfahrt nach Kasan, der alten Tatarenstadt mit imposantem Kreml. In dem Mohammedaner-Viertel sind zwei Minarete der Moscheen bemerkbar. Kasan ist eine reinliche, stille Provinzstadt von ca. 130 000 Einwohnern mit elektrischer Straßenbahn und Beleuchtung, besserem Pflaster als Moskau, und hübschen Anlagen. Die Tatarenstadt bietet außer den Moscheen nicht viel charakteristisches. Viele Läden mit Spezialitäten (bunte Lederwaren, Seife rc.). Die Frauen sind z. T. noch nach mohammedanischer Sitte verhüllt; die Männer tragen meist schwarze Astrachanbarette, halbhohe Leder- oder Filzstiefel. Augenscheinlich ein ziemlich ruhiges Völklein.

Kasan hat eine Universität, ein Technikum und eine Handwerkerschule; jetzt aber ist alles ausgestorben, da vier Monate Ferien sind.

Kasan-Perm, 22.—25. Juni 1900.

Morgens Abfahrt nach Perm auf dem Dampfer „Katarinenburg", einem noch größern, prächtigern Schiff, als der bisher benutze Wolgadampfer. Speisesaal, Bibliothek, Musikzimmer, Bäder rc. Einfache Eleganz.

Eine der größten Annehmlichkeiten einer Dampferfahrt in Rußland ist das gänzliche Fehlen des Staubes, der in den kleinern russischen Städten einen fast zur Verzweiflung bringt. Wenige Stunden unterhalb Kasan biegt der Dampfer in die Kama ein, die mit ihrem, die Wolga über-

treffenden Wasserreichtum, diese zum Riesenstrome macht. Auch das Wasser der Kama, wie das der Wolga, ist rotbraun, da der Fluß weithin eine Schicht roten Sandes durchschneidet. Diese rote Erde ist so weich, daß die Uferböschungen und auch weit vom Fluß weg die Hügel von scharf eingeschnittenen Ravins durchzogen sind. Das rotbraun gefärbte Wasser macht aber den Eindruck tiefer Bläue, wenn horizontal gesehen, und in der Beleuchtung der untergehenden Sonne spielt es bald in malvenartiges Violett, bald in Topasfarbe. Die Ufer sind an der untern Kama meist flach und mit hohem Wald bestanden, nur sanfte Hügelreihen ziehen sich in mäßiger Entfernung vom Flusse hin. Hie und da kleine Dörfer und am Horizonte zahlreiche Windmühlen, träg in der kaum bewegten Luft treibend.

An den wenig zahlreichen Stationen herrscht meist ein reges Leben, wenn der Dampfer, das einzige Ereignis des Tages, eintrifft. Iswoschtschiki stehen in Überzahl für die nie ankommenden Gäste bereit. Weiber und Männer bilden am Stege Spalier, um Milch in Flaschen, Kuchen, Brote, Kwaß, gedörrten Fisch und allen möglichen Trödelkram feil zu bieten. Die Passagiere der III. und IV. Klasse machen davon ausgiebig Gebrauch, kommen mit Gabeln und andern Fangwerkzeugen aus dem Schiff herausgestürzt, um sich für die Weiterfahrt zu verproviantieren. Die Passagiere des Unterdecks verbringen die Zeit mit Schlafen, Essen und Trinken, wobei Tee, (oft mit Erdbeeren vermischt, die hier massenhaft angeboten werden) und Fischgerichte die Hauptrolle spielen. Der vorherrschende Volkstypus auf dem Schiff und am Ufer sind die Russen, die Tataren sind nicht sehr zahlreich.

Das Flußtal ist im Süden meist von weiten, waldigen Ebenen begrenzt, während das Nordufer ein etwa 30 Meter hoher Rand bildet, an dem in Distanzen von etwa 10 Kilometern, Dörfer und Städtchen, ganz aus Holz, mit weißen, schon von Ferne erkennbaren Kirchen liegen. Obwohl die Gegend ziemlich monoton ist, macht sie doch einen großartigen Eindruck durch die Weite des Horizontes. Der saftig-grüne Wald, unterbrochen von rotem Erdreich, belebt die sonst düstere Landschaft, über die graue Wolken langsam heraufziehen.

Am Samstag Abend erreicht der Dampfer die Stadt Sarapul, die sich in goldener Abendbeleuchtung darbietet. Auf dem hohen Uferrand ein Kloster, am Abhang die Stadt mit zwei Kirchen, deren Kuppeln gerade noch in der Sonne glänzen. Alles andere liegt im Schatten; der Fluß, vom Wind belebt, leuchtet in blauem Metallglanz, und in der Ferne verschwinden waldige Hügel in violette Schatten.

Da der Dampfer hier 1½ Stunden anhält, mache ich mit meinem Begleiter, einem Moskauer Studenten der Rechte, auf einer federlosen Telega eine Fahrt durch Sarapul. Die Stadt ist ziemlich regelmäßig gebaut, sehr reinlich, hat z. T. gutes Pflaster, einige stattliche Steingebäude, unter anderm ein Mädchengymnasium. Die meisten Häuser sind aus Holz, z. T. zerstreut auf einer Wiesenkuppe liegend und merkwürdig an ein Appenzellerdorf erinnernd.

Die halbe Bevölkerung, namentlich aber die Creme von Sarapul kommt aufs Schiff, das für die Leute 1½ Stunden täglich Casino, Promenade und Restaurant ersetzt, die offenbar auf dem Festlande fehlen. Gelungene Kleinstädter, aufgedonnert und aufgeputzt mit den ältesten der urältesten Ladenhüter Moskaus. Einer z. B. in einem Smoking mit Sammtkragen und einem unbeschreiblich altmodischen Hut, ein Pfaffe im schwarzen Mantel, Reiterstiefeln, Gummigaloschen, Melonenhut und blauer Brille. Abgerissene Studenten und ein Mulus mit neuer Mütze und großartigem Selbstgefühl. Eine grün gekleidete Sarapulerin posiert als großstädtische Halbweltlerin. Der dritte heisere Schrei des Dampfers verjagt diese köstliche Gesellschaft. Weiter geht es in die kühle Dämmerung. Ein mächtiger Floß mit vielen Lichtern und einem lodernden Feuer, um das Arbeiter lagern, zieht still dahin. Auf dem Hinterdeck des Dampfers breitet ein Tatare seinen Teppich aus, legt die Schuhe ab und verrichtet gegen Mekka gewendet seine Gebete, bald leise vor sich hinbetend, von Zeit zu Zeit sich niederwerfend, mit der Stirne den Boden berührend, dann wieder knieend, die Arme kreuzend, scheinbar in langes Nachdenken versunken. Russische Arbeiter singen das melancholisch klingende Volkslied: „Längs der Wolga" mit vehementen Gesten, eine sich innerhalb weniger Töne bewegende Melodie, die Stimmen dumpf vibrierend, an orientalische Weisen erinnernd.

Am dritten Tage, da die Fahrt jetzt nach N.N.O. geht, hat die Landschaft bereits einen nördlicheren Charakter. Die Tanne herrscht unbedingt vor. Auf beiden Seiten sanft ansteigende Hügel, überall üppiger Wald. Die Dörfer mit ihren Holzhäuschen und die tannenbestandenen Anhöhen erinnern in vielem an die schweizerischen Voralpen.

Vor Perm werden die Ufer wieder fast ganz flach, sacht ansteigend und so den Horizont der mächtigen Ebene riesenhaft erweiternd. Während im Nordwesten und Norden die Abendglut noch nicht erloschen, ist alles übrige bereits von bläulichem Licht übergossen, aus dem schon von ferne die weiße Kathedrale und die Kirchen von Perm auftauchen. Deutlicher und deutlicher tritt auch die Brücke der Perm-Kotlas-Archangelsker Bahn

hervor, die in acht gewaltigen Spannungen den seebreiten Fluß überschreitet. Die Lichter mehren sich, aus dem Dunkel treten Fabriken und Schiffswerften hervor, der Hafen ist sehr belebt. Bald legt der Dampfer dem Bahnhof der Uralbahn gegenüber an. Die Stadt bietet sich schön dar mit zwei dominierenden Kirchen, eleganten Privathäusern und Parkanlagen.

Die Nacht bringt man noch in dem ausgezeichneten Hoteldampfer zu, allerdings etwas gestört durch das beständige Aus- und Einladen von Gütern.

3. Im Ural.

Perm-Jekaterinburg, 26.—27. Juni 1900.

Nachmittags Abfahrt mit der Uralbahn nach Jekaterinburg. Mit Mühe behaupteten wir unser Coupé gegenüber den Anmaßungen von Verwandten von Eisenbahnbeamten, und mit Unwillen empfindet man, daß man in Rußland als Nichtbeamter nur eine Existenzberechtigung zweiter Güte besitzt.

Die Fahrt durch den nördlichen Ural ist rasch beschrieben: Wald, Wald, Wald — unendlicher Wald; Tannen mit etwas Laubholz dazwischen. Anfangs ist es ganz eben, dann treten Hügel, mäßige Anhöhen, kaum wie der Schwarzwald, hervor, alle mit dichtem Forste bedeckt. Die Bahn geht in östlicher Richtung der Höhe des Urals, der asiatisch-europäischen Grenze zu; die Vegetation nimmt einen alpinen Charakter an. Aus dem Waldmeer heraus ragen gewaltige, moosbehangene Wettertannen. Der Zug kommt in den Bergnebel hinein, heftiger Regen geht schließlich nieder. Die Bahn scheint zugleich als Straße zu dienen, indem sie von vielen Fußgängern benutzt wird; unter diesen auch Pilgerinnen in Bastschuhen, mit Rucksack und Teekanne, unverdrossen im kalten Regen wandernd. Gegen Abend klärt es sich wieder; durch die neblige Luft öffnet sich ein Ausblick auf Täler und ferne Anhöhen, alles ein unabsehbares Meer von Tannen, durch das zerrissene Gewölk von der Sonne stellenweise hell beleuchtet, während die unbeschienenen Teile sich wie dunkle Coulissen dazwischen schieben. Gegen Nordwesten ein glühender Sonnenuntergang, noch lange nachwirkend in einem kirschrot leuchtenden graziösen Wolkengebilde, das hinter der schwarzen Silhouette des alpinen Urwaldes

heraufsteigt. Es wird empfindlich kühl, alle Wiesen und Gründe liegen im weißen Herbstnebel.

Am folgenden Morgen liegt die Gegend im Reif. Auf den Höhen des Ural gefriert es oft in Sommernächten. Der Wald ist verwüstet, z. T. durch Brände. In der ersten Morgenfrühe schon erreicht der Zug Jekaterinburg, die Hauptstadt des Ural, freundlich in einem wenig tiefen Talkessel gelegen.

Jekaterinburg, 27. Juni bis 3. Juli 1900.

Der Reisendenverkehr ist gegenwärtig so stark, daß wir im besten hiesigen Gasthofe keine Zimmer bekommen und mit sogenannten möblierten Zimmern vorlieb nehmen müssen, die sich schließlich als eher besser als das Hotel herausstellen. Das Haus hat offenbar früher einem der hier einstmals zahlreichen Minenkönige gehört: eine verkommene Pracht. Das Restaurant des sogenannten ersten Hotels zeichnet sich durch langsame Bedienung und schmutzige Tischtücher aus, doch ist das Essen ganz gut; eher besser als in einer gleichartigen Stadt in Westeuropa.

Nachmittags mehrfache Durchquerung der Stadt. Die Hauptstraßen haben mit Steinplatten belegte Trottoirs und in der Mitte zieht sich ein gut gepflasterter Damm hin, zwischen diesem und den Trottoirs aber ist ein Zwischending von Straße und Wiese. Die Straßen sind außerordentlich breit und durchschneiden die Stadt wie endlose Avenuen, untereinander sich rechtwinklig kreuzend. In den innern Quartieren sind die großen öffentlichen Gebäude, namentlich die Bergverwaltung, das Palais des Oberbergdirektors, das Gymnasium u. a., viele hübsche Privathäuser, z. T. prunkhafte Palais von Minenmillionären, so das hochgelegene, beinahe königlich aussehende Palais Charitonow; dessen Eigentümer, der einst Alexander I. bei sich zu Gast sah, ist später nach Sibirien verschickt und samt seiner Behausung eine sagenumwobene Person geworden. Jekaterinburg ist ein Zentrum der Sektiererei. (Raskolniki).

In der Mitte der Stadt liegt ein großer Teich, beinahe ein See, auf dessen einer Seite eine Datschenkolonie in einem alten Parke angelegt ist. In den Nebenstraßen und äußeren Quartieren sind meistens einstöckige Holzhäuser mit Blechdächern, Hof und Garten. Das Ganze macht einen sehr reinlichen, aufgeräumten Eindruck. Die Stadt hat elektrische Bogenbeleuchtung und ein ausgedehntes Telephonnetz. Der Straßenverkehr ist lebhaft.



Pferdemarkt in Jekaterinburg [S. 25]

Auf einem freien Platze am Ausgang der Stadt ist der Pferdemarkt für die kleinen Steppenpferde; es sind dies vielfach etwas unterständige, gedrungene Tiere, ähnlich den Shetland-Ponies. Der Preis für bessere Exemplare ist 60—70 Rubel, manchmal noch um 25 Rubel billiger in futterarmen Jahren. Die Farbe ist sehr verschieden, schwarz, braun, isabelle, weiß. Die Pferdeverkäufer sind Kirgisen; sie fangen die Pferde mit an langen Stangen befestigten Stricken; die Behandlung der Tiere ist grob. Um den Pferdepferch herum ein Kreis kauflustiger russischer Bauern zu Pferd. Ein Kirgise mit feurigen Augen, schwarzem Knebelbart, dunkelbronzenem Teint, handelt lebhaft gestikulierend mit ihnen und sucht zum Zeichen des Vertragsabschlusses die Hand des Käufers zu erfassen, der sich ihm zu entwinden sucht. Ein einziger Handel dauert oft stundenlang.

Gold findet sich fast im ganzen Ural. Die Grundeigentümer überlassen den Goldbau meist andern, sog. Starateli. Diese liefern alles Gold, das sie finden, dem Grundeigentümer, dieser wieder der Krone ab. Die Goldgräberei wirkt demoralisierend; hat ein Arbeiter an einem großen Fund viel verdient, so arbeitet er wieder eine zeitlang nicht, faulenzt und trinkt, von Ersparnissen ist keine Rede.

Der Ural leidet an industrieller Latifundienwirtschaft. Peter I. gab, um den Ural ausbeuten zu lassen, Unternehmern, (wie z. B. den Demidoff) tausende von Quadratkilometern große Stücke Land zu bedingtem Eigentum (possessionnoje prawo), d. h. die Possessionseigentümer durften das Land wie Eigentum nutzen (nämlich Abbau und Waldschlag)

unter der Bedingung, daß sie Bergbau trieben. Diese Latifundien hemmen die jetzige Entwicklung neuer, modern arbeitender Unternehmen. Der drückenden Macht dieser Possessionsherren sucht sich nun die Regierung zu entledigen, und intensivere Ausbeutung, auch in den vernachlässigten Kronbergwerken, einzuführen. Übrigens sind in jüngster Zeit mehrere der am meisten versprechenden Domänen, ohne Entschädigung für den Staat, ohne weiteres in kaiserliches Schatullgut verwandelt worden.

Die mächtigen Possessionsleute im Ural haben es auch durchgesetzt, daß bis zur Stunde die Landzuweisung an die 1861 freigelassenen Bauern noch nicht stattgefunden hat, sondern sich diese mit einem bloßen Nutzungsrecht an dem Boden, zu dem sie gehörten, begnügen müssen (Weiderecht, Holzschlag u. s. w.). Infolge dieser Nutzungsrechte bleiben die Löhne (wie in Rußland wegen des Rückhaltes im Mir, der kommunistisch organisierten Dorfgemeinde) vielfach unter dem Existenzminimum. Ein verheirateter Schwarzarbeiter kann mit seinen 12—15 Rubeln im Monat nicht auskommen. Die Freigelassenen der Possessionsfabriken sind deshalb trotz der Nutzungsrechte noch ganz abhängig von diesen Fabriken.

Von politischen Deportierten erhielt ich folgende Mitteilungen über das Los der Verbannten: Urteile betreffend Deportation werden von den Gerichten oft gefällt, ohne Anhörung des Beklagten, einfach auf Grund eines Verhörprotokolles, das ein Polizeibeamter aufnimmt. Doch hört die Deportation nach Westsibirien jetzt ganz auf, da sie für dieses als Kolonie eine Kalamität ist. Die sibirischen Bauern ermordeten aus Notwehr viele Deportierte, weil der gerichtliche Schutz gegen deren beständige und zwar unvermeidliche Diebstähle gänzlich ungenügend war. Diese Morde sind besonders im Winter häufig, wenn die Leichen leicht im Schnee verborgen werden können und wenn das Leben für die Verbannten teuer wird. In einem nicht großen Bezirk wurden bei der Schneeschmelze 18 solche Leichen aufgefunden. Die Deportierten sind zu Verbrechen gezwungen, da sie keine Existenz haben, indem sie niemand anstellen will. Sehr viele entfliehen längs der sibirischen Bahn und finden überall Speise und Trank; in den Dörfern stellt man nämlich nachts Brot und Milch vor das Fenster, damit die Flüchtlinge nicht zu Einbrüchen gezwungen werden.

Ein typisches Beispiel für die Wohltätigkeit namentlich der untern Stände beobachtete ich von meinem Zimmer aus: Ein alter Mann setzt sich an die Straße mit seinem an den Füßen verkrüppelten achtjährigen Enkel, um zu betteln. Nahezu ein Drittel der Vorübergehenden jeden Alters, Geschlechts und Standes gibt dem Knaben etwas; namentlich

pflegen in Rußland arme Leute, eigentlich über ihre Verhältnisse, Almosen zu geben. Eine Frau mit einem Eierkorb zahlt ihren Tribut mit vier Eiern. Solche rührende Züge im russischen Volksleben drängen sich einem fast täglich auf, wie überhaupt Gutmütigkeit der Grundton des Nationalcharakters zu sein scheint.

Beresow, 30. Juni 1900.

Fahrt nach dem in der Umgebung von Jekaterinburg gelegenen Beresowschen Goldbergwerke. Der Weg dahin ist ein richtiger Trakt*, d. h. in einer Breite von etwa 100 m ist der Wald gelichtet, dazwischen eine Wiese mit einem ausgefahrenen Weg, in dessen tiefen Furchen die Räder unseres Wagens ziemlich ruhig dahinrollen. Alles Tannenwald, nur einmal ein Dörfchen mit freundlicher Kirche an einem großen, von flachen, einsamen Waldufern umrahmten See. Alle Häuser sind aus



Goldbergwerk von Beresow [S. 28]

Holz; an den Hoftoren finden sich angemalt entweder eine Axt, ein Wasserkübel, ein Pferd mit Wagen u. s. w., alles Dinge, die nach russischem Gebrauch die Gemeindebürger jeweilen bei einem Brande auf die Brandstätte zu bringen haben.

Beresow ist ein Dorf von fast städtischer Ausdehnung und Anlage. Die Goldminen daselbst sind eine Krondomäne, ausgebeutet von einer

* Trakte heißen in Sibirien die großen Poststraßen.

Gesellschaft russischer Kapitalisten. Durchschnittlich sind 2000 Arbeiter beschäftigt, im Sommer bis 5000. Das Produkt des Abbaues der Goldadern von Beresow wird in einem Stampfwerk zerkleinert, dann durch Wasser in eine Kammer geschwemmt, in der etwa 50% des Goldes sich schon niedersetzen; von da fließt das Sandwasser über langhaarige Wolltücher, auf denen weitere 40% des Goldes hängen bleiben, zuletzt über mit Quecksilber bezogene Kupferplatten, auf denen sich weitere 9% niederschlagen. Der letzte Prozent wird durch das sog. Cyankaliumverfahren gewonnen.

Nachher Besuch anderer Werke, die einige Kilometer entfernt sind. In einer weiten Waldlichtung liegt ein großes Torfmoor, das an zahlreichen Stellen zur Ausbeutung des Goldsandes aufgegraben ist. Überall in Sibirien ist dieser Sand durch eine Torfschicht verdeckt. Unter dem Torf liegt Tonerde, dann folgt eine Mischung solcher mit der goldhaltigen Schicht, endlich die goldhaltige Schicht selbst. Da es keine scharfe Trennung der Schichten gibt, wird die Grenze der Abbauschicht durch Proben festgestellt. Das Niveau, auf dem ausgegraben wurde, befand sich etwa 5 m unter der Oberfläche. Die Beresowsche Goldschicht liegt in einer Talsohle, die dem Gold übergelagerte Schicht ist Alluvium. Die Goldsandschicht hat hier etwa 2,5 Arschin* Mächtigkeit; ihre Längenausdehnung ist unbekannt, doch beträgt sie dutzende von Kilometern. Der Torf ist schwarzbraun, die Tonschicht grau, die Goldschicht hellbraun bis graugelb. Zahlreiche Arbeiter schaufeln den Sand in Rollwagen, welche von Pferden zur Wäscherei gezogen werden. Die Wäscherei gleicht einer Wasserrutschbahn. Durch Drahtseile werden die Wagen auf einem Geleise hinaufgezogen, auf dem andern heruntergelassen. Oben wird der Sand in einen Kessel geleert, in dem die groben Steine durch Wasser ausgeschwemmt werden. Das sandhaltige Wasser strömt durch Hohltreppen herunter, wird in einer Eisentrommel noch mehr vom groben Material geschieden, steigt dann durch eine archimedische Schraube wieder in die Höhe und strömt schließlich über eine lange Treppe in das Torfmoor ab. Die ausgeschiedenen Massen werden sortiert aufgeschichtet, um, wenn die Schicht nicht mehr ergiebig ist, noch einmal durchgewaschen zu werden. Im Wald, nahe den Wäschereien, ist ein Goldbruch, wo das Gold nicht aus Sand ausgewaschen wird, sondern in hartem Gestein enthalten ist, das zuerst gebrochen werden muß.

---

* 1 Arschin = 0,711 M.

4. Vom Ural bis Irkutsk mit der sibirischen Bahn.

Tscheljabinsk, 4. Juli 1900.

Tscheljabinsk, wenige Stunden Eisenbahnfahrt südlich von Jekaterinburg, macht von innen und außen einen freundlichen, ordentlichen Eindruck. Nur die Straßen sind hier so unpassierbar, daß man einen Tarantaß mieten muß, d. h. 2—3 leidliche Mähren vor einem federlosen, auf zwei Achsen ruhenden Korbwagen. Unser Kutscher ist ein Veteran aus den zentralasiatischen Kriegen, da in dieser Gegend großenteils Kosaken angesiedelt sind. Tscheljabinsk, wie fast alle russichen Städte, liegt einige Werst vom Bahnhof entfernt. Der Weg zur Stadt führt durch einen Wald; die Straße, eine Art Trakt, ist so tief eingefahren, daß unser Veteran es vorzieht, über Stock und Stein auf Seitenpfaden durch den Birkenhain durchzukommen. In der Stadt selbst sind die Straßen wenig besser, doch durchaus reinlich. Einige hübsche, frisch gestrichene Kirchen, grün und blau, wie Kibitzeier, sind schon von weit her über die Steppe sichtbar. Die Häuser sind großenteils aus Holz, sauber gehalten, die Fenstereinrahmungen meist geschnitzt und weiß angestrichen. Viele sehr hübsche Läden, auch Luxuswarengeschäfte, ein eigenes Spielwarengeschäft, eine Verkaufsstelle für Phonographen, eine Damenschneiderei zum „Chic Parisien", einige Teeläden, ein großes Magazin landwirtschaftlicher Maschinen, eine Filiale der Moskauer Internationalen Kommerz-Bank finden sich in dem kleinen Städtchen auf der Grenze Europas und Asiens.

Auf den breiten Straßen treiben zu Fuß, im Tarantaß und zu Pferd sehr viele auffällige Tataren und Kirgisen herum, in langen Mänteln, kesselförmigen Sammtmützen mit Pelzkrämpen, die Weiber in den üblichen roten Röcken.

Unmittelbar beim Bahnhof befindet sich die Anstalt für Übersiedler. Die meisten Kolonisten treffen in Tscheljabinsk ein mit Sonderzügen in Wagen IV. Klasse, welche z. T. umgewandelte, mit Brettergestellen zum Schlafen versehene Viehwagen, z. T. neu gebaut sind für den Zweck des Auswanderertransportes. Alle Übersiedler müssen in Tscheljabinsk, das heutzutage der einzige zulässige Durchgangspunkt für die Kolonisten ist, ihre Pässe abgeben, in den Baracken der Auswandererverwaltung absteigen und Weisungen für die Weiterreise dort empfangen. Sonst entstünde viel Unglück, Zeit- und Geldverlust wegen Planlosigkeit und Un-

kenntnis. Die Auswanderungsbeamten scheinen die Übersiedler sehr human zu behandeln und machen einen sehr günstigen Eindruck. Der Vorsteher des Bureaus von Tscheljabinsk ist unser Führer.

Es lassen sich drei Perioden in der Auswanderungspolitik der Regierung unterscheiden: Zuerst suchte man mit allen Mitteln die Besiedelung Sibiriens zu poussieren, dann hemmte man sie, da die Leute planlos auswanderten und einfach ins Unglück gerieten, jetzt regelt man die Auswanderung. Man sucht nur die Auswanderung zu verhindern, die keine Aussicht bietet für das Weiterkommen der Kolonisten. Die zur Besiedelung tauglichen Gebiete werden inspiziert, aufgenommen, vorbereitet und administrativ für die Auswanderer eingeteilt. Jeder Auswanderer muß, ehe er mit seiner Familie nach Sibirien zieht, den Ort seiner Ansiedelung allein rekognoszieren. Zu diesem Zwecke haben sich die Leute (Chodoki, d. h. Gänger) beim Bureau in Tscheljabinsk zu melden, wo sie eine gemeinverständliche Instruktion, sowie spezielle Weisungen erhalten. Auf dem Rückwege müssen sie sich in Tscheljabinsk wieder melden und angeben, was für Land sie ausgesucht haben. Da meist mehrere Familien zusammen auswandern, schicken sie auf gemeinsame Kosten einen Chodok. 1899 passierten Tscheljabinsk 225,000 Kolonisten. 150,000 davon blieben in Sibirien. 30,000 davon waren Chodoki, der Rest kehrte zurück. Hauptursachen der rückläufigen Bewegung ist Geldmangel zur Niederlassung, sowie in vielen Gegenden Mosquitos. Über alles wird eine genaue Statistik geführt.

Ansiedler auf Krongütern erhalten eine rückzahlbare Geldunterstützung, 75—100 Rubel, je nach dem Pachtverhältnis. Doch besteht die Absicht, mit der Zeit freies Eigentum den Kolonisten zu gewähren. Im Amurdistrikt wird das Land den Kolonisten frei verkauft zu drei Rubel pro Desjatine*. Dort werden jedoch nur wohlhabende Kolonisten zugelassen (Minimalvermögen 500 Rubel), da für den Ansiedler daselbst bei allerdings sehr guten Aussichten die ersten Anlagekosten hoch sind. Pferde und Rindvieh kosten das Vierfache von den in Westrußland bezahlten Preisen. Prinzipiell werden sodann die Auswanderer in Gegenden angesiedelt, die klimatisch denjenigen ihrer bisherigen Wohnsitze möglichst gleichen. Das Klima Sibiriens ist dem von Europäisch-Rußland im wesentlichen gleich in entsprechenden Breiten, nur noch ausgesprochener kontinental.

Die russische Gemeindeverfassung (Mir), die eine abgeschwächte Form des Agrarkommunismus darstellt, ist zwar für Sibirien, dessen Besiedelung

* 1 Desjatine = 1 Hektar.

regelmäßig eine dorfweise ist, nicht aufgehoben. Aber sie kommt nur für administrative Zwecke in Betracht. Während in den europäischen Gebieten Rußlands teils die Bevölkerung sowieso überaus dicht ist, teils das bei Aufhebung der Leibeigenschaft den Bauern überlassene Land viel zu gering ist und deshalb eine Neuaufteilung der Felder von Zeit zu Zeit unter den Dorfgenossen stattfinden muß, ist in Sibirien jeder Bauer auf absehbare Zeit hinaus völlig unabhängig, da mit der Vermehrung der Bevölkerung die Urbarmachung des Landes Schritt hält. Jede Auswandererfamilie erhält für jedes männliche, wenn auch nicht volljährige Mitglied 15 Desjatinen Land. Dieser Grundbesitz vererbt sich unbeschränkt und ohne besondere Vorrechte.

Die Auswanderung, wenn auch faktisch frei, steht doch unter staatlicher Kontrolle. Die Auswanderer bedürfen der Erlaubnis der Bezirks- und Gouvernementsbehörden. Freizügigkeit besteht nur, wenn alle Steuern an die Gemeinde bezahlt sind. Dagegen fördert die Regierung die Auswanderung durch Verbilligung der Reise, durch Gewährung von Subsidien und anderen wirtschaftlichen Vorteilen.

Das Eisenbahnbillet für den Chodok von Tscheljabinsk nach Irkutsk (3800 Werst) kostet z. B. nur drei Rubel, von Westrußland bis Irkutsk nur fünf Rubel. Auswanderer, welche die Erlaubnis zur Übersiedelung nach Sibirien haben, zahlen nur $^1/_4$ der Taxe III. Klasse des beispiellos niedrigen Zonentarifs. Gratisbillete gibt es für solche, welche mittellos zurückkehren, doch läßt man sie in Tscheljabinsk hierfür einige Zeit arbeiten. Im allgemeinen aber werden die Leute während ihrer Rast in Tscheljabinsk nicht in Anspruch genommen. Ferner fördert die Verwaltung die Auswanderer noch durch Verabfolgung von notwendigen Waren, namentlich landwirtschaftlichen Gerätschaften, Maschinen u. dgl., welche in einem Zeitraum von 2—3 Jahren abzuzahlen sind. So werden beispielsweise jährlich tausende von Wagen an die Kolonisten, die Tscheljabinsk passieren, verkauft.

Neben der Bahnstation befindet sich ein großer Komplex von Gebäuden, die zur Aufnahme der Kolonisten bestimmt sind. In Tscheljabinsk haben die Auswanderer gewöhnlich einige Tage sich aufzuhalten, teils wegen der behördlichen Kontrolle, teils um auf ihr Gepäck zu warten oder Vorbereitungen für die Weiterreise zu treffen.

Die Unterkunftsräume für die Auswanderer sind Baracken von höchst primitiver, an Kasernenarrestlokale erinnernder Ausstattung und fassen normal 3—4000 Personen, doch sind bisweilen in der Hauptsaison der Einwanderung an einem Tag bis 14,000 darin unterzubringen.

Neben den Wohnbaracken befindet sich eine große Abteilung für Kranke, in der oft an einem Tag bis 200 Patienten unentgeltlich verpflegt werden.

In der Anstalt wird an Männer für drei Kopeken, an Frauen und Kinder gratis ein Mittagessen abgegeben, bestehend in Schi (Kohlsuppe), einem Stück Fleisch und einem Pfund Schwarzbrot. Der Tee (das Pfund zu einem Rubel), wird unentgeltlich allen verabreicht. Nach persönlicher Kostung kann alles als reinlich und gut bezeichnet werden.



Der sibirische Expreß an einer Kreuzungsstelle

Als der Sibirische Expreßzug in Tscheljabinsk ankam, hatte es, trotzdem uns ein Coupé zugesagt war, infolge der Dazwischenkunft des Fürsten W., keine Plätze. Doch überwand ich diese Schwierigkeit bald mit den in Rußland selten erfolglosen Trinkgeldern. Der Zug war ein train de luxe der Compagnie Internationale des Wagons Lits, genau wie die im Westen: ein Speisewagen und drei alte Schlafwagen. Von außen sah der Zug geradezu ekelhaft aus, als ob alle Insaßen hochgradig seekrank wären. Ursache davon ist die russische Unsitte, in den Kabinen zu kochen, Tee, Milch, Kaffee und alle Resten zum Fenster hinauszugießen. Das Innere war auch nicht besonders einladend. Die Korridore mit Gepäck verbarrikadiert, in den Abteilungen die Betten noch nicht in Ordnung, manche Passagiere noch im Bett, obwohl 4 Uhr abends, Kindergewimmel, ein Pudel, eine Amme von Riesenkaliber; überall ein Durcheinander von Gepäck, Kleidern, Milch- und Bierflaschen, Tellern mit Beeren aller Art. Nach dem Urteil des Zugführers sollen die dies-

maligen Passagiere eine außerordentlich musterhafte Ordnung haben. Die Reisenden sind größtenteils Offiziere, die auf den Kriegsschauplatz eilen; einige haben die Familie bei sich. Zwei Damen, eine mit Kindern, eine aus Amerika mit einem Pudel, dem sie vorerst die Pariser Weltausstellung zeigte, reisen zu ihren Gatten nach China. Ferner zwei russische Professoren und ein amerikanischer Ingenieur.

Während des ersten Diners gleitet der Zug lautlos, langsam, scheinbar bewegungslos in die westsibirische Steppe hinab, die, völlig eben und fast baumlos, wenig Spuren menschlicher Tätigkeit zeigt. Von Zeit zu Zeit eine einsame Kreuzungsstelle. Gegen Abend überfüllt sich der Speise- und Salonwagen, die Russen spielen wie Ratten bis 3 Uhr morgens.

5.—6. Juli 1900.

Während beiden Tagen durchfährt der Zug die kirgisische, westsibirische Steppe. Die Landschaft ist äußerst monoton, völlig eben, oft wie ein Meer unabsehbar, oft aber von kleinen Waldparzellen, Birken und anderem Laubholz unterbrochen; von Zeit zu Zeit einige dunkelgraue Salz- und Bittersalzseen von ungefähr kreisförmiger Gestalt. In großen Abständen ziemlich ärmliche Dörfer, einige Windmühlen. Die Häuser sind ganz aus Holz, mit Brettern gedeckt. Auf den Feldern weiden Kühe und namentlich Pferde, durch den Lärm des Zuges aufgeschreckt wegeilend. Längs des Bahnkörpers ist nichts von Ackerbau zu bemerken, obwohl die Steppe ziemlich viel Getreide liefert. Meist ist nur Heide zu sehen, niedriges Gras, selten etwas Schilf an den wenigen sumpfigen Stellen.

Der Bahnkörper scheint in bester Ordnung zu sein. Der Zug, mit 35—40 Werst in der Stunde fahrend, bewegt sich ohne die geringste Erschütterung; nachts hört man sozusagen nichts vom Gang der Waggons. Die Langsamkeit ist eine wahre Wohltat für tagelange Fahrten. Die Bahnwärterhäuschen sind wie in Europäisch-Rußland hübsche, kleine Gehöfte aus Blockhäusern. Alle Stationen, nach einem einheitlichen Typus, sind gut gebaut und in ausgezeichneter Ordnung. Alle paar Stunden gute Buffets, das in Omsk ist geradezu berühmt, die Preise sehr niedrig. In Bezug auf Reinlichkeit bleibt nichts zu wünschen übrig. Für die Auswanderer finden sich an allen Stationen Küchen, wo unentgeltlich gekochtes Wasser verabreicht wird, an einigen Hauptpunkten auch große Volksküchen mit offenen Speisehallen. Ferner verkaufen Bäuerinnen in feuerroten Röcken mit gelben Mustern, weiße, buntbedruckte Tücher über den Kopf gebunden, überall wie längs der Kama, Milch, Erdbeeren, Eierkuchen,

Eier, Kwaß, Bretzeln, gebratenes Geflügel, Gurken, Omeletten mit eingelegten Sardellen und andere Nationalgerichte, denen auch die Passagiere unseres Zuges zusprechen. An den meisten Stationen sind große, massiv gebaute Wassertürme, für die das Wasser in der Zone der Salzsteppe zuerst destilliert werden muß. Längs der Bahn zahlreiche Zisternen.

Der Bahnbau hat hier, abgesehen vom Süßwassermangel, keine Schwierigkeiten geboten, Erdbewegungen mußten keine vorgenommen werden, Sumpf fast nirgends, überall ebenes Gelände.

Die Hauptstadt der Kirgisen der westsibirischen Niederung ist Petropawlowsk, eine größtenteils hölzerne Stadt in einer etwas hügeligen Einöde. Von sogenannten charakteristischen Typen ist hier fast nichts zu sehen. Der europäische Russe ist, in der Zone der Eisenbahn wenigstens, jetzt ganz vorherrschend. Überhaupt macht alles, was man sieht, einen durchaus europäischen Eindruck.

Am Abend des zweiten Tages beginnt die Taiga (Zone des sibirischen Urwaldes) sich bemerkbar zu machen durch etwas reichlicheren Baumwuchs. Schöne goldige Abendbeleuchtung: gegen Westen über der dunkeln Ebene die hinter schwarzen und glühenden Wolken herabsinkende Sonne, gegen Osten über dem in der Sonne glänzenden Steppengrase ein dunkelvioletter Gewitterhimmel.

In der zweiten Nacht spät passierten wir den Irtysch auf gewaltiger Gitterbrücke. Ein Fluß wie ein stattlicher See, an den Ufern zahlreiche Schiffe, von deren Masten Lichter ins Wasser hinableuchten. Auf der leicht gekräuselten Wasserfläche glitzert das Licht des Mondes, der in leuchtender Klarheit aufgestiegen ist.

Bogenlichter verkünden von ferne eine große Stadt: Omsk. Alles stürzt zu dem berühmten Buffet und noch gieriger auf die Zeitungen, denn da die Mehrzahl der Reisenden nach Ostasien fahren will, werden die Chancen des Boxeraufstandes leidenschaftlich diskutiert.

An mehreren Stellen ist der Bahnkörper im Umbau begriffen, namentlich werden jetzt alte Schwellen durch neue, z. T. eiserne ersetzt. Die Brücken über größere Bäche und namentlich über die gewaltigen Ströme Irtysch, Ob, Jenissei sind eiserne Gitterbrücken verschiedener Konstruktion. Alles ist in Rußland hergestellt. Der Unterbau der Bahn kann nicht so schlecht sein, wie behauptet wird, denn trotz der geringen Geschwindigkeit ist doch die Ruhe der Wagen als außerordentlich zu bezeichnen. Auch die gewöhnlichen Personenzüge haben sehr gute, schwere, lange, auf Bogies ruhende Wagen; in allen Klassen sind Schlafplätze vorhanden. Die meisten Lokomotiven und alle Waggons sind russisches

Fabrikat. Die Bahnhöfe der größeren Städte sind geräumige Steinbauten, an den anderen Stationen sind die Gebäude aus Holz in russischem Stil. An kleineren Stationen sind die Dienstgebäude ganz stereotyp. Obwohl die Bahn schon einige Jahre in Betrieb steht, sieht alles sehr frisch, ordentlich und sauber aus. Die dunkelrot angestrichenen Bahnhöfe mit gleichen Nebengebäuden wirken in der Waldzone äußerst malerisch. An allen Stationen findet sich ein Telegraph für das Publikum und ein Briefkasten. Überall Gendarmen in weißen Sommer-Uniformen.

7.–8. Juli 1900.

Am dritten Morgen erreichte der Zug die Station Taiga, wo eine Seitenlinie nach Tomsk abzweigt. Hier tritt die Bahn aus der Steppe in die eigentliche Waldzone (Taiga) ein. Schon vom Ob an (dritte Nacht) beginnt sich mehr Wald zu zeigen. Bald nach Taiga dagegen fangen dichte Wälder an, fast alles Tannen. Die Bahn befindet sich noch in der Ebene. Gegen Abend steigt der Zug hinan auf die Wasserscheide zwischen Ob und Jenissei. Der Wald ist hier weniger dicht, er gleicht mehr einem riesigen, verwilderten, englischen Parke. Alle Bäume sind prächtig entwickelt, namentlich gewaltige Fichten, abwechselnd mit Tannen, Lärchen und Birken. Der Wiesenboden zwischen den Bäumen ist oft weithin ein rot-violetter Blumenteppich. Die Landschaft ist einsam, doch findet man fast überall längs der Bahn Spuren menschlicher Tätigkeit. Die wenigen Dörfchen bestehen aus armseligen Blockhäusern. Urwaldartig ist der Forst an wenigen Orten, aber sehr malerisch: in einsamen Waldtälern Bäche und Sümpfe mit Butterblumen und Seerosen bedeckt, Stämme, vom Winterschnee niedergebrochen, liegen zwischen hochragenden Wettertannen durcheinander, manche in das stille Wasser halbversunken.

Am Morgen des 8. Juli erreichte der Zug Kraßnojarsk. Die Ausläufer des Altai treten hier hervor als ansehnliche, von kleinen Felskuppen bekrönte, tannenbewaldete Bergketten. Kraßnojarsk ist der Anfangspunkt der ostsibirischen Bahn. Unmittelbar nach dieser Stadt überschreitet der Zug auf gewaltiger Brücke den Jenissei, der, von der chinesischen Mongolei herkommend, hier aus den Ausläufern des Altai in die sibirische Ebene hinaustritt. Das Flußtal erinnert etwas an den Rhein bei Koblenz, auch die Flußbreite mag etwa übereinstimmen.

Die Bahn beschreibt einen weiten Bogen um die Stadt Kraßnojarsk, die sich weithin am linken Ufer des Jenissei hinzieht und aus der ein mächtiger, mehrtürmiger Dom herausragt. Dann steigt die Bahn durch



Stationsgebäude einer großen Ortschaft mit Volkstypen [S. 35]

ein Tälchen langsam in die Berge hinauf, immer durch schönen Tannenwald, eine Gegend, an Schwarzwald und Vogesen erinnernd. Mit dem eigentlichen Hochwald wechselt jene parkähnliche Mischung von blumenreichen Wiesen und freistehenden Fichten. Das Landschaftsbild wird noch bedeutend verschönert durch die am südlichen Horizont auftauchenden nördlichen Ausläufer des Sajan, die in blaugrünem Dufte das gewaltige Waldmeer harmonisch abschließen.

Die Bauern in dieser Gegend gelten als sehr wohlhabend. Auffallend sind namentlich die prächtigen Alpenweiden mit den großen, schönen Viehherden. Jeder Bauer hält hier 2—3 Pferde, einige besitzen an 200 Haupt Rindvieh, und die Mehrzahl immerhin 10—20. Die Häuser des Dorfes Saosernaja sind wohlgezimmert, die Straßen symmetrisch angelegt: alles ein Bild des Wohlstandes. Allerdings trifft man hie und da Leute, die schwarze Mosquitosnetze über dem Kopfe tragen, da die Insekten eine wahre Landplage in fast ganz Südsibirien sind und die Kolonisten vielfach zur Wiederauswanderung treiben.

9. Juli 1900.

Die Landschaft bietet dasselbe Bild wie am Tage vorher, nichts als Wald und unaufhörlich Wald. In den Tälern meistens dichter Tannenforst, auf den Höhen Alpweiden mit Parzellen prächtigen Waldes. Längere Zeit führt die Linie über eine Art Hochplateau, das von mehreren, der Lena zuströmenden Flüssen durchschnitten wird. Von diesem Plateau aus bietet sich oft ein schöner Ausblick auf die Ausläufer der an der chinesischen Grenze liegenden Gebirge, alle mit Wald bedeckt.

Die Nähe mongolischer Gebiete macht sich bemerkbar an den mongolisch-chinesisch klingenden Stationsnamen.

10. Juli 1900.

Wieder Wald. Gegen Norden ist weithin sichtbar das hohe, nördliche Uferbord der Angara. Fast alle Flüsse von der Wolga bis zur Angara haben das gemeinsam, daß ein Ufer steil und hoch ist, während das andere durch eine ganz wenig geneigte Ebene gebildet wird.

5. Irkutsk.

10.—23. Juli 1900.

Um Mittag erreichte der Zug Irkutsk. Es war ein prächtiger Sommertag. Am Himmel keine Wolke, alles in leuchtendem Dufte. Die Stadt liegt in dem breiten Tale der inselreichen Angara, da, wo diese mit dem von Süden herkommenden Irkut sich vereinigt. Der Blick auf die Stadt ist von unvergleichlicher Schönheit. Über dem leuchtenden Spiegel des Stromes erhebt sich die weiße Stadt mit ihren zahlreichen, schönen Kirchen. Dominierend sind die Kuppeln der gewaltigen, byzantinischen Kathedrale, sowie zahlreiche ältere Kirchen mit Türmen, die sehr an den deutschen Stil des 17. Jahrhunderts erinnern. Von den häßlichen, russischen Zwiebeltürmen ist nichts zu sehen. Das glänzende Stadtbild wird abgeschlossen von dunkeln, waldigen Höhenzügen, die Irkutsk amphitheatralisch umziehen.

Der Bahnhof ist auf dem südlichen Ufer der Angara. Am gegenüberliegenden Quai erheben sich mehrere Prachtbauten, so der Palast des Generalgouverneurs, in römischem Stil, das große Stadttheater, das Museum in bizarrem, russischem Stil u. s. w. Vom Bahnhof gelangt man auf langer Pontonbrücke zur Stadt über die dem nahen Baikal entströmende blaue, reißende Angara. Die Distanzen in Irkutsk sind enorm; obwohl es nur etwa 60,000 Einwohner zählt, bedeckt es eine Fläche wie in Westeuropa eine Stadt von 200—300,000. Die Häuser sind meistens einstöckig und nur für eine Familie; sie haben Hof und Garten. Die Straßen, sehr breit und schnurgerade, schneiden sich rechtwinklig. Die Trottoire sind gebühnt, der Fahrdamm ist ungepflastert, weshalb bei großer Trockenheit die Stadt in eine dichte Staubwolke ge-



Straße in Irkutsk [S. 37]

hüllt ist. In der Hauptstraße finden sich viele große Steingebäude, geweißt oder aus roten Ziegeln; aber alles viel weniger russisch als in Moskau. In den Nebenstraßen sind meistens einstöckige Holzhäuser, z. T. recht hübsche. Der Holzbau ist hier wegen der Kälte, Trockenheit und Billigkeit des Materials sehr vorteilhaft. Die neuen Häuser sind indessen fast alle mehrstöckig und aus Stein. Elegante Gebäude sind namentlich die Reichsbank, die Ingenieur- und Gewerbeschule, sodann die Kirchen, worunter die gotischen der katholischen und lutherischen Gemeinden. Besonders schön ist der Blick auf die Stadt von dem Observatorium aus, das im östlichen, hochgelegenen Stadtteil sich befindet. Hier kommt die außerordentliche Ausdehnung Irkutsks zur Geltung, das sich längs des Flusses hinzieht, die benachbarten Höhen hinaufsteigt und sich noch weit in ein Seitental erstreckt. Gegen Nordwesten verbreitert sich die Angara wie ein See mit zahlreichen Inseln: eine in der Abendsonne weithin glitzernde Fläche. Eine halbe Stunde flußabwärts liegt das gewaltige Woßnessenskij-Kloster mit hohem Turme. Am südlichen und östlichen Horizonte winken die Gipfel der sabaikalischen Alpen. Der ganze Vordergrund ist von dunkeln Waldgebirgen bedeckt.

Das Hotel (Metropol), ein Holzbau im Chaletstil, ist ganz befriedigend, namentlich die Küche ist wie überhaupt in Rußland vorzüglich. Die Zimmer sind groß und reinlich, aber nach russischer Sitte rein nichts enthaltend außer den Möbeln; Bettwäsche, Handtücher, Kerzenstöcke, Streichhölzer, Tinte, Gläser, alles muß man kommen lassen, sofern

man es nicht, wie üblich, selbst mit sich führt. Ebenso bringt man einem am ersten Tage Brot, Tee, Zitronen etc., die man im Zimmer behält, so daß man jeweilen nur den Samowar kommen lassen muß. Die Preise sind etwa wie in Moskau, ausländische Importartikel ziemlich teuer, eine Flasche Appollinaris kostet z. B. einen Rubel.

Die Magazine in Irkutsk sind groß und z. T. elegant. Prächtig sind die Pelzgeschäfte, da Pelz hier einer der Hauptartikel ist. Bazare wie in großen Städten, ebenso Quincailleriewarenläden, Modemagazine; die Irkutsker Damen gelten als besonders elegant und der ausschweifende Luxus der Irkutsker Minenmillionäre ist geradezu legendär. In Irkutsk begegnet man zum erstenmal dem chinesischen Handelsmann.

* * *

Aus Gesprächen mit einzelnen hervorragenden Persönlichkeiten dürfte das Folgende allgemeineres Interesse haben:

Eine große agrikole Entwicklung ist in Ostsibirien und Transbaikalien unmöglich, weil die Temperatur zu gering ist. Macht man Beobachtungen über größere Zeiträume (10—15 Jahre), so ergibt sich, daß jeder Tag im Jahr (auch im Hochsommer) irgend einmal einen Frost gehabt. In den Gouvernementen Tomsk und Tobolsk steht es etwas besser. Der Schneefall ist sehr gering, in Irkutsk zirka 40 cm bleibender Schnee; zwar bleibt im Sommer der Boden nicht gefroren, doch beträgt in der Tiefe von etwa 2,5 m die Temperatur wenig über 1,5° Celsius. Daraus erklärt sich auch das außerordentlich langsame Wachstum der Pflanzen, namentlich der Waldbäume, was entweder zum Raubbau oder zur Annahme ungewöhnlich langer Schlagperioden zwingt.

Das Klima von Irkutsk und Sibirien im allgemeinen ist nicht so schlecht, wie sein Ruf. Der Winter weist allerdings äußerst niedrige Temperaturen auf, aber da die kältesten Monate meist windstill und auch die Nebel nicht verbreitet sind, ertragen alle Einwohner, auch solche aus südlichen Ländern, wie die Italiener-Maurer, das Klima sehr gut. Der Sommer neigt freilich zu großer Hitze mit entsprechenden Rückschlägen, doch sind in der fast ausschließlich kolonisierten Zone der Taiga die Schwankungen durch die ausgedehnten Wälder gemäßigt.

Die Kolonisation Sibiriens, wenigstens soweit sie auf den Ackerbau basiert ist, ist nicht im stande einen sehr breiten Gürtel des Landes zu erobern.

Gegen Norden liegt in der Mitte der Waldzone (Taiga) im allgemeinen die Grenze, bis zu der Landbau möglich ist. An der Lena geht

der Ackerbau höher nach Norden hinauf als am Jenissei, endigt aber auch da noch tief in der Waldzone. Nirgends reicht er auch nur entfernt an die Tundra-Zone (Polarsteppe) hinan.

Abgesehen von dem eigenen Bedarf der Bauern, findet das Getreide noch Verwendung für Export, d. h. es wird bis zu den Goldwerken ꝛc. verschickt. Es kommt weder auf den russischen-, noch auf den Weltmarkt. In Irkutsk wird ein Teil des Getreides zu Kornbranntwein verwertet. Das Gouvernement Irkutsk ist agrikol, das von Jakutsk auf dem Punkt es zu werden; augenblicklich ist die Viehzucht dort noch die Hauptsache. Die Ansiedler verfügen hier noch über so viel Platz, daß sie eigene Wiesen zum Weiden (Allmenden) und eigene für die Heuernte haben. Auf ersteren wird das Gras überhaupt nicht gemäht.

Die Kolonisationsausbreitung ist ganz abhängig von den lokalen Verhältnissen, im allgemeinen aber geht sie von gewissen Kolonisationsherden aus, natürlichen Kommunikationen wie Flüssen oder Trakten entlang.

Die von den Behörden zur Ansiedelung ausgewählten Gebiete werden vermessen. Man läßt sodann so viele Chodoki* (bezw. Familien), in die einzelnen Landkomplexe einwandern, als darin für jedes männliche Familienglied je 15 Desjatinen Land zur Rodung und Bebauung gefunden werden können. Das okkupierte Land wird aber selten im vollen Umfange ausgenützt, da die Urbarmachung des Landes mit großen Unkosten für die Kolonisten verbunden und auch der Absatz der Produkte schwierig ist. Der größte Teil des nutzbaren Landes, etwa $^5/_6$, ist noch unbebaut, teils Kron-, teils Schatullgut. Ungefähr $^1/_6$ befindet sich im Besitze der Bauern; d. h. formell in demjenigen der Dorfgenossenschaften. Das reine Privateigentum, das sozusagen nur in den Städten vorkommt, ist in Sibirien von ganz untergeordneter Bedeutung. Es entstand nämlich früher dadurch, daß man, als Sibirien noch eine ganz besondere Verwaltung hatte, höheren sibirischen Beamten am Ende ihrer Dienstzeit ein ansehnliches Stück Land zu freiem Eigentum gab, ebenso auch Kosakenoffizieren. Diese Praxis besteht nicht mehr, doch wird das einmal verliehene Eigentum weiter anerkannt und ist übertragbar. Privateigentum ist normalerweise in Sibirien nur erhältlich durch Kauf dieser Ländereien. Um von der Krone jetzt Land zu kaufen, ist eine besondere, in jedem Fall speziell zu erbittende Bewilligung des Kaisers nötig, d. h. prinzipiell wird kein Kronland verkauft. Es besteht indessen jetzt die Absicht, dem fast gänzlich verkommenen russischen Adel aufzu-

---

* Vgl. Seite 30.

helfen durch Verkauf sibirischen Kronguts. Doch hat man sich bis jetzt noch nicht hiezu entschlossen, aus Furcht vor Landspekulationen. Die höhern Beamten in Petersburg (Adelskreise) sind sehr eingenommen für das Projekt, während die untern Beamten alle schrecklichen Folgen dieser Maßnahmen bis jetzt erfolgreich der Regierung vor die Augen halten.

Die Leute, welche als Kolonisten Land erwerben, werden, wenn sie nicht schon dem Stand der Bauern angehören, solche kraft Gesetzes. Dadurch ist von vornherein der Güterspekulation im Großen ein Riegel geschoben. Nur der wirkliche Bauer soll Land besitzen.

* * *

Die Arbeiterverhältnisse in Sibirien sind schwierig. Die Arbeiter sind teuer und anspruchsvoll, weil sie wissen, daß sie überall wieder eine Anstellung finden, und meistens in irgend einer Branche, da überall Arbeitermangel herrscht. Seit der Eröffnung der Eisenbahn ist es etwas besser geworden. Die meisten Arbeiter sind Eingewanderte. Ihr Durchschnittslohn beträgt in Ostsibierien 60 Rubel im Monat, in der Mandschurei 75—90 Rubel. Die Chinesen in der Mandschurei erhalten nur sechs Rubel im Monat, arbeiten aber auch dafür erheblich weniger als die Russen. Sie sind faul, kommen spät zur Arbeit, gehen früh weg und hören namentlich bei jedem Regen auf zu arbeiten. Die chinesischen Arbeiter sind ganz in der Hand chinesischer Dolmetscher, welche sie ausbeuten, und durch welche viele Mißverständnisse verursacht werden. Außerordentlich ist der Korpsgeist unter den chinesischen Arbeitern; glauben sie, daß einer der ihrigen unrecht behandelt worden, so kündigen sie zu hunderten, und selbst zu tausenden; auch Verbrechen werden in solchen Fällen begangen.

Wenn nun auch die russischen Arbeiter im Vergleich zu den Chinesen bedeutend leistungsfähiger sind, so sind sie doch in der Regel den an sie zu stellenden Anforderungen nicht gewachsen; namentlich die Eingeborenen, die vielfach durch den früheren Post- und Wagenverkehr leichten Verdienst als Pferdeverleiher und Kutscher fanden und dabei dem Alkoholismus verfielen, können sich nicht in die neuen Verhältnisse finden. So erklärt es sich, daß eine beträchtliche Einwanderung von Italienern, namentlich Maurern, in Irkutsk sich entwickelt hat. Diese Leute finden hier reichlichen Verdienst und pflegen immer mehr Landsleute nachzuziehen. Es besteht hier sogar ein italienisches Arbeiterbureau.

* * *

Das gesellschaftliche Leben in Irkutsk ist zusammenhanglos, von Cliquen beherrscht und von Zeitungsfehden vergiftet. Viele leben über ihre Verhältnisse, namentlich wird dem Spiel gehuldigt. Das Zentrum des gesellschaftlichen Lebens ist der musikalisch-literarische Klub und Hauptpersonen der hiesigen Gesellschaft sind der Generalgouverneur, der Gouverneur, der Erzbischof und die Mitglieder des Oberappellationsgerichtes für Ostsibirien.



Stadttheater in Irkutsk [S. 37]

In den Städten, die allein eine gewisse Selbstverwaltung genießen, fehlt es an kommunalem Sinn. Engherzigkeit und Gleichgültigkeit hindern die Entwicklung. Auch die beabsichtigte Ausdehnung der Selbstverwaltung in Sibirien hat wenig Aussicht, da hier kein eingesessener Adel, der einer der Hauptträger der Selbstverwaltung Rußlands ist, existiert, und es so noch mehr als in den europäischen Gouvernementen an geeigneten Personen fehlen würde.

14. Juli 1900.

Ich wohnte der Abschiedsmesse eines nach dem chinesischen Kriegsschauplatze abziehenden Regimentes sibirischer Reservisten bei. Während der Messe kommen die Soldaten zu einem provisorischen, auf einem offenen Platz aufgerichteten Altar, bringen ein Geldopfer dar, worauf die Kirchendiener sie die Heiligenbilder küssen lassen. Dann werfen sie sich auf die Erde und treten in die Reihen zurück. Zwei alte Priester, in geschmacklosen Paramenten, singen eine Litanei. Überall herrscht tiefer

Ernst, einige Raskolniki, d. h. Sektierer knien beim Gebet nicht nieder. Die meisten Soldaten sind über 30 Jahre, beinahe alle Familienväter, die diesmal äußerst ungern einrücken, da sie seit Jahren nicht mehr einberufen worden waren; viele weinen wie Kinder.

Nach der Messe durchschreitet unter Gesang der erste Priester die Kompagnien und besprengt die Leute mit Weihwasser; hinter ihm trägt man die Heiligenbilder, um welche sich die Soldaten drängen, um sie zu küssen. Dann erfolgt der Abmarsch zum Bahnhof mit klingendem Spiel. Die Soldaten sind noch alle in ihrer bürgerlichen Kleidung, die einen in den bekannten roten Blusen, andere in den halblangen, dunkeln Röcken, fast alle mit Tellermützen, in der einen Hand das Gewehr haltend, in der andern ihre Habseligkeiten, meist eine verzinnte Teekanne, einen Laib Brot, einen Bündel Kleider; einer trug auf der Brust ein großes metallenes Christusbild in einem Glaskasten. Der inspizierende Oberst stellte verschiedene Fragen an das Regiment, welches sie im Chor beantwortete. Beim Anmarschieren auf den Besammlungsplatz war der Gesang schon ziemlich zahm, beim Abmarsch zum Bahnhof kam eine düstere Stimmung auf allen Gesichtern zum Ausdruck, ein melancholisches Bild, dessen Eindruck durch die wachsende Dämmerung und das allmähliche, ferne Verklingen des dumpfen Gesanges der Soldaten noch vertieft wurde.

Ausflug nach Kurmanchai, 15.—16. Juli 1900.

Irkutsk, wie noch andere sibirische Städte, besitzt ein höchst bemerkenswertes Museum, dessen ethnographische Sammlung vor allem Beachtung verdient. Überhaupt ist in Sibirien auf dem Gebiete der Volks- und Religionskunde sowie der beschreibenden Naturwissenschaften Bedeutendes geleistet worden, hauptsächlich durch politische Verbannte, die geradezu die Pioniere der Kultur hier gewesen. So schädlich die Deportation eigentlicher Verbrecher für die Kolonisierung Sibiriens war, so großen Nutzen haben die politischen Verbannten, namentlich Polen, gestiftet, denen auch die Einführung der meisten Handwerke zu verdanken ist.

Von dem Direktor des Irkutsker Museums, der einer der besten Kenner Sibiriens ist, sowie von einem gebildeten, aber noch seinem ererbten heidnischen Glauben anhangenden vornehmen Burjäten, stammen die folgenden Angaben über den Schamanismus. Es ist dies die uralte, animistische Religionsform, welche die nördlich und westlich vom Baikal lebenden Burjäten noch bewahrt haben, während die südlich vom Baikal

ansässigen, wie die andern Mongolen, dem lamaistischen Buddhismus angehören.

Der Schamanismus beruht auf dem Gegensatz von Gut und Böse, von Weiß und Schwarz, und die die verschiedenen Naturvorgänge repräsentierenden Götter entsprechen je nach ihrer Bedeutung für die Menschen der einen oder andern Seite dieses Gegensatzes. Entsprechend dieser Zweiteilung der Götter besteht auch eine solche der Priester, der sog. Schamanen. Die weißen Schamanen dienen den guten, die schwarzen den bösen Göttern. Da letztern vom Volke mehr geopfert wird, ist der Stand der schwarzen Schamanen geehrter und gefürchteter als derjenige der weißen.

Das Priesteramt ist erblich und zwar streng gesondert in den weißen und den schwarzen Schamanenfamilien. Abgesehen von der Erbfolge in den Schamanenstand, ist zu dessen Erlangung noch eine Weihe durch einen andern Schamanen erforderlich. Der Konsekrand schwört dabei einen Eid, und das Volk schwört ihm einen solchen. Der Schamanenschwur enthält namentlich das Gelöbnis, daß der Schamane selbstlos seines Amtes walten werde, und daß er zuerst den Armen und erst nachher den Reichen diene. Diese speziell altruistische Ethik der Schamanen rührt davon her, daß die Priester abstammen von den frühern Anführern auf der Jagd, den burjätischen Fürsten, denen die gerechte Teilung der Jagdbeute oblag.

Um die Konsekration erhalten zu können, muß der Schamanenkandidat die Berufung in sich verspüren, die ihm durch eine Art innere Offenbarung verkündet wird. In dieser Zeit geberden sich die Kandidaten wie Verzückte.

Eine besondere Ethik, die übrigens Sache der weißen Schamanen ist, hat der Schamanismus nicht ausgebildet. Die Haupttugenden der Burjäten, die ursprünglich ein nomadisierendes Jägervolk waren, sind mit Rücksicht auf die gemeinschaftliche Jagd Tapferkeit, Wahrheitsliebe und gegenseitige Hilfsbereitschaft.

Die Burjäten glauben an eine allgemeine Unsterblichkeit. Das jenseitige Leben ist gleich dem irdischen. Jeder Burjäte hat drei Seelen: 1. Die Seele im methaphysischen Sinne, die Individualität als solche. Sie steht über allen Gesetzen, wird nie gerichtet und geht nach dem Tode des Körpers in den Himmel zu den guten Göttern um das Burjätenleben weiterzuführen. 2. Die menschliche Seele, d. h. die Seele im christlichen Sinn. Sie wird gerichtet nach Gut und Böse. Bei Krankheit wird angenommen, daß sie von einem bösen Geiste gestohlen

worden und ein Schamane muß sie dann durch Beschwörung in der andern Welt holen. 3. Die animalische Seele, die jedes lebende Wesen, gewissermaßen als treibende Kraft des Lebens in sich besitzt. Diese ruht neben der Leiche im Grabe.

Die Richter der Seelen sind böse Geister in einer Art Unterwelt, welche die Bösen, d. h. die zweiten Seelen dieser zu Qualen verurteilen. Keine Opfer erreichen dort die Verdammten, die zweiten Seelen der Guten aber werden zu guten Geistern.

Das Christentum ist rein äußerlich unter einem Teil der Burjäten verbreitet. Früher fanden zwangsweise Taufen statt. Viele lassen sich taufen, nur um ein Hemd und ein Kreuz bei dieser Gelegenheit zu bekommen.

Die Nordburjäten, die wie die südlich von Irkutsk lebenden reine Mongolen sind, erscheinen auch dadurch bemerkenswert, daß sie eine ganze Kulturentwicklung repräsentieren. Während die am weitesten von der russischen Kolonisationszone entfernten Eingeborenen sich noch in dem primitiven Zustand nomadisierenden Jagens befinden, treibt ihre Hauptmasse Viehzucht und die Irkutsk benachbarten Burjäten sind bereits zum Ackerbau übergegangen. Diesen haben sie von den Russen angenommen, während die Viehzucht aus der eigentlichen, d. h. chinesischen Mongolei eingeführt worden ist.

Als die Russen die burjätischen Gebiete eroberten, waren diese Völker schon zu der heute noch bestehenden Geschlechterverfassung übergegangen. Vorher dagegen waren sie als ein reines Jägervolk in Jagdhorden, sog. Segeteaba (mongolisch = gemeinsame Jagd) organisiert.

Das Volk zerfiel in Freie und Sklaven, aus welch letztern bis noch vor etwa 100 Jahren die Opfer für religiöse Zeremonien genommen wurden. Die Freien selbst schieden sich in unberittene, berittene und in den Adel. Dieser letztere stellte die Jagdführer, die als weltliche Aristokratie, gleich wie die geistliche der Schamanen von den sogenannten Galtschi (mongolisch Gal = Feuer) abstammten. Diese Galtschi waren die Inhaber der ganzen weltlichen und geistlichen Gewalt und sollen aus dem übrigens nicht nur bei den Burjäten in ältesten Zeiten am höchsten verehrten Stande der Schmiede hervorgegangen sein; daher auch der auf das Feuer, das zivilisierende Element hinweisende Name.

Bei der Vergrößerung des Volkes und der Schamanengeschlechter entstanden indessen Reibereien, die zu einer Teilung in verschiedene Segeteaba führten. Diese Jagdhorden bekämpften sich gegenseitig und die Gefangenen wurden zum Teil den Göttern geopfert, so namentlich

Schamanen. Diese erhielten dadurch bei ihrem Stamm einen Märtyrercharakter und in den Schamanenfamilien werden solche Märtyrertraditionen durch Jahrhunderte hochgehalten. Um die Kämpfe zwischen diesen „Jagden" zu endigen, einigte man sich schließlich auf ein Ritual, welches das „Schützenfest" heißt.

Dieses Schützenfest war ein großer Rechtstag aller Geschlechter. Als Rechtsweg wurde das Gottesurteil gebraucht und zwar der Kampf. Nachdem der kriegerische Kampf beseitigt war, wurde zuerst auf Leben und Tod zwischen einzelnen Vertretern der streitenden Parteien gekämpft, und dies später durch ein Schießen auf Scheiben ersetzt. Daneben wurden Gottesurteile noch eingeholt durch Ringkämpfe und durch Pferderennen. Das Schützenfest besteht heute noch, aber nur als Fest. Für leichtere Zivilsachen und Kriminalfälle haben die Burjäten jetzt noch ihre Stammesgerichte, nicht aber für die Straffälle, die Deportation nach sich ziehen können. Hier hört die Autonomie der Eingeborenen auf.



Burjätisches Opferfest in Kurmanchai [S. 48]

Zufälligerweise wurde gerade zur Zeit meines Aufenthaltes in Irkutsk das diesjährige Schützenfest der Burjäten in Kurmanchai abgehalten, dem nur ganz selten Europäer beigewohnt haben, und das ich mit dem Direktor des Irkutsker Museums, versehen mit Empfehlungen meines mongolischen Gewährsmannes, besuchte.

Kurmanchai liegt etwa 80 km nördlich von Irkutsk, nicht weit vom Jakutskischen Trakt. Etwa 50 km von Irkutsk beginnen die von den Gebieten der russischen Kolonisten ziemlich scharf abgegrenzten burjätischen Reservationen. Bei Einbruch der Nacht langten wir mit unsern beiden Tarantassen bei der ersten burjätischen Niederlassung an. Eine Art Grenzwache, bestehend aus einigen schnapstrunkenen Mongolen,

lagerte an der Straße um ein Wachtfeuer. Mit Mühe und Not verständigte man sich mit ihnen mongolisch über den weitern Weg. Aber in der sternenlosen Nacht und der formlosen Steppe kamen wir, ohne es zu merken, vom richtigen Wege ab und irrten 5 Stunden in der Dunkelheit mit unsern Wagen umher, um nach allen möglichen Abenteuern wieder an dieselbe Stelle, zu dem Wachtfeuer am Trakt, zurückzukommen. Der uns führende Burjäte, den wir in der stockfinstern Nacht irgendwo in einer Ansiedlung aufgegriffen, war unversehens entflohen aus Furcht vor den Schlägen der Kutscher. Ein Tarantaß überschlug irgendwo, jedoch ohne schlimme Folgen. Bei Tagesgrauen erreichten wir endlich die ersehnte Poststation, wo die Leute, ängstlich, erst nach langem Parlamentieren uns einließen. Bis auf einige Wanzen war das Lokal reinlich. Bald brach man wieder auf nach der Opferstätte. Der Weg führt durch eine Steppe, die von ansehnlichen Hügelzügen eingerahmt wird. Nur auf den Kuppen steht etwas Wald, sonst ist nichts als Steppengras und Sand sichtbar.

Leider zu spät — ein Teil des Festes war schon vorbei — erreichten wir die Opferstelle. In einem Steppentale mit hübschen Bergformationen, durch welches sich ein Flüßchen schlängelt, das, wie jede Wasserader in der Steppe, eine Oase saftigen Grüns bildet, erhebt sich über dem Wasser steil aufsteigend und auf die andere Seite sanft abfallend, ein Hügel aus dunkelrotem Gestein. Auf dem flachen Abhange stehen über 100 Telegen (Wagen) und Pferde, mit denen die Burjäten zum Feste gefahren kamen. Auf dem Kamme des Hügels, unmittelbar über dem Absturz in den Fluß, reiht sich Brandaltar an Brandaltar, ziemlich roh aufgebaut aus dem roten plattenförmigen Gestein des Berges. Auf einigen wird Opferfleisch verbrannt, einen scheußlichen Geruch verbreitend. Die Altäre umstehen Männer, Trankopfer darbringend. In der rechten Hand halten sie eine kleine, hölzerne Schale mit Tarasun, d. h. wasserhellem, unangenehm schmeckendem Molkenwein. Unter Gebeten gießen sie, den Becher vorwärts schwingend, etwas von dem Tarasun auf den Altar und trinken den Rest. Hinter den Altären sind halbnackte Jünglinge damit beschäftigt, weiße Pferde und weiße Schafböcke zu schlachten, wobei das Herz des Tieres — wenn noch zuckend — mit der Hand ergriffen werden muß. Alles geschieht ruhig, aber formlos. Keine Priester sind anwesend. Die Zeremonien am Anfang der Opfer werden von den Geschlechtshäuptern vollzogen. Die Schamanen dienen sozusagen nur der privaten Pastoration. Überall auf dem Boden und über die Altäre ist Birkenlaub zerstreut.

Während das Fleisch in flachen Pfannen auf der Opferstätte selbst gekocht wird und auch Würste zubereitet und gesotten werden, veranstalten die Jünglinge, welche die Tiere geschlachtet haben, in Erinnerung an die alten Gottesurteile des Schützenfestes Ringkämpfe, die, wenn auch denen der schweizerischen Sennen ähnlich, doch viel weniger kunstvoll sind.

Nach dem Ringkampf versammelt sich nochmals das ganze Volk an der Opferstätte, um das Opferfleisch zu verzehren. Dann erfolgt allgemeiner Aufbruch. Bald verschwinden die Telegen und die Reiter in den Steppentälern, hinter sich lange Staubwolken zurücklassend. Über das Tal kommt Ruhe. Die Abendsonne wirft lange Schatten. Im Flusse waschen sich die opfernden Jünglinge vom Blute und auf den Auen längs des Flüßchens weiden friedlich die weißen und braunen Steppenpferde, viele im stillen Fluß sich badend. Bald tritt die rote Pyramide des heiligen Berges in den Schatten; Dutzende von Habichten und Adlern kreisen über dem Hügel, gierig nach den Opferresten spähend, bald pfeilschnell auf eine Beute niederschießend, dann wieder die einsame Geröllwand umflatternd, in Scharen sich in der Steppe niedersetzend, um, durch fernen Huftritt aufgeschreckt, mit schrillem Geschrei sich wieder in die Lüfte zu erheben.

Die dem Feste beiwohnenden Burjäten sind von rein mongolischem Typus, in der Kleidung sind sie nahezu russifiziert. Das Rauchen ist allgemein, auch bei den Frauen, die meist chinesische Pfeifen benützen. Dem Feste können nur Männer und Jungfrauen, keine Ehefrauen beiwohnen. Die Mädchen tragen beinahe dieselbe Tracht wie die Knaben; nur sind sie etwas feiner in den Zügen und von rundlicheren Formen und erinnern mehr an den chinesischen Typus als die Männer. Das Hauptkleidungsstück ist ein langer, dunkler Rock nach russischer Art.

In der Nähe des Opferberges sind einige Dörfer, die im allgemeinen den russischen gleichen. Es sind Blockhäuser mit geschlossenen Höfen; die meisten Gebäude sind achteckig. Im Dorfe trifft man die vom Feste ausgeschlossenen Frauen, die noch die beinahe rein mongolische Tracht tragen: lange schwarze oder blaue Röcke und Schürzen, Hosen, aufgestülpte Stiefel und kegelförmige Mützen. Die Haare werden in zwei seitlichen, aus mehreren dünnen Strähnen bestehenden, unter den Ohren durch einen Metallring zusammengefaßten Zöpfen getragen. Um den Hals an Schnüren oder falschen Korallenketten Münzen europäischer Herkunft. Bis zur Verheiratung tragen die Mädchen kurzes Haar.

Im benachbarten Dorfe Kurmanchai besuchen wir Züren Meleksjen Alborejef, den angesehensten schwarzen Schamanen der Gegend. Er ist

ein bäurisch aussehender, alter Mann, trägt einen kleinen Zopf wie ein Chinese und einen dunkeln, blauen, langen Rock. Seine Wohnung ist recht ansehnlich. Ein Hof umschließt drei achteckige Wohngebäude, die durch Wirtschaftsräumlichkeiten verbunden sind. Die Wohnhäuser sind innen auch achteckig, das Dach ist von vier Holzsäulen getragen und in der Mitte des Bodens befindet sich eine viereckige Vertiefung, in der auf einem eisernen Rost ein Holzfeuer brennt. Der Rauch geht durch eine quadratische Dachlucke der Decke ins Freie. Die Wände sind zum Teil mit Pelzen behangen; der Hausrat ist fast ganz europäisch. Abgesehen von dem mongolisch-chinesischen Gebrauch des Spuckens herrscht große Reinlichkeit. Fast das ganze Gebäude ist durch eine Halle eingenommen; daran anstoßend eine Milchkammer, die ähnlich eingerichtet ist wie die schweizerischen Sennereien; die Milch wird in flachen Bütten aufbewahrt, und die Butterfässer sind den unsrigen fast gleich. Dem Eingang gegenüber ist eine Art Alkoven, der durch einen Vorhang abgeschlossen, das Schlafgemach bildet.



Kurmanchai: Bad der Opfernden nach dem Feste [S. 48]

Der Schamane spricht vor uns — angeblich zum erstenmal vor Westeuropäern — einige schamanistische Gebete. Er nimmt in jede Hand einen rußgeschwärzten Stab mit mehreren Messingglocken. Unter langsamem Schwingen dieser Stäbe schreitet der Schamane feierlich wogend vor- und rückwärts, hie und da eine ganze Wendung machend. Dazu rezitiert er halb singend seine Gebete. Die Sprache fällt auf durch die massenhaften rauhen „ch“. Von Zeit zu Zeit schlägt er die Stäbe

übers Kreuz hinter dem Rücken zusammen und gibt ein groteskes Geräusch von sich, ungefähr wie wenn ein Tauchender sich das Wasser aus den Atmungsorganen schnaubt. Auf den Gesichtern der um das Feuer herum sitzenden Männer und Jünglinge zeigt sich eine gewisse Furcht, nur ein altes Weib raucht gemütlich seine chinesische Pfeife. Die kompliziertesten Gebete haben nur dann einen Wert, wenn kein Fehler im Sprechen vorgekommen. Da die Burjäten keine Schrift haben, beruht alles auf mündlicher Überlieferung, und man trifft deshalb bei den Schamanen oft ein ungewöhnlich ausgebildetes Gedächtnis.

Ausflug nach dem Baikalsee, 18. Juli 1900.

Um Mitternacht Wegfahrt mit der Bahn nach dem Baikal. Eine milde Sternennacht von wunderbarer Klarheit. Der Bahnhof ist überfüllt von Militär, das nach China bestimmt ist. Die Abfahrt erfolgt drei Stunden zu spät, da 20,000,000 Rubel in Goldmünze in ca. 200 Ledersäcken nach dem Kriegsschauplatz mit unserm Zug transportiert werden. Bei der Wegfahrt um 3 Uhr früh, begann schon der Tag anzubrechen. Die Bahn zieht sich längs der Angara hin. Der Fluß, mit zahlreichen dunkeln Inseln bedeckt, war allein von dem Frühlicht erhellt und glich einer flutenden, flüssigen Metallmasse. Die schwarze Silhouette der Stadt Irkutsk mit ihren schönen Türmen, hie und da von vereinzelten Lichtern durchbrochen, hob sich ab von den wenig hellern Waldbergen, über denen der purpurne Saum des Horizontes sich hinzog, um durch lichtes Gelb und Grün sich in der reinen Bläue des Himmels zu verlieren.

Als der Zug um 5 Uhr früh am Baikal an der Station Barantschik anlangte, wehte ein frischer, wie aus Alpen- und Meerluft gemischter Morgenwind. Die Berge traten in scharfen Umrissen hervor. Die Sonne stand schon hoch am leichtbewölkten Himmel.

Die Züge halten auf einem langen, aus Holz erbauten Pier. Der ganze Perron des Bahnhofes ist bedeckt mit kauernden, schlafenden Leuten, die, in der Nacht angekommen, auf den Morgenzug warten. Unmittelbar neben den Zügen liegen die Schiffe, kleinere Raddampfer nach dem Typus von Meerschiffen. Der große Eisbrecher ist gegenwärtig für die Militärtransporte reserviert. Am Ufer sind die Arbeiten für die Baikalumgehungsbahn zu sehen; die steilen, aus weichem Kalkstein bestehenden Ufer sind schon ein gutes Stück weit ausgeschnitten. Die Bahn selbst ist fast auf dem Niveau des Sees. Die Landschaft erinnert sehr an die des Alpnacher-Arms des Vierwaldstättersees: mäßig hohe Berge, fast

nur mit Tannenwald bedeckt. Mit wieder drei Stunden Verspätung verläßt das Schiff endlich den Hafen und steuert hinaus in den See, der sich meerartig ausbreitet (660 km lang, 30—90 km breit). Unmittelbar neben der Station Baikal entströmt die breite, reißende Angara dem See durch ein ziemlich enges Waldtal. An der Ausflußstelle ragt ein von den Schamanisten verehrter heiliger Stein mitten aus dem Flusse. Das Westufer des Baikal ist von waldigen Bergen gebildet, die sich 100 bis 200 m über den Seespiegel erheben und mit zahlreichen nasenförmigen Vorsprüngen in den See abfallen, welche wie Conlissen hintereinander hervortreten und in immer schwächerer Beleuchtung sich in der Ferne verlieren. Überall Tannenwald, wenig Laubgehölz dazwischen, einsame schöne Täler, zahlreiche, senkrecht auf das Ufer zulaufende Einschnitte. Zwischen dem Angara-Ausfluß und dem ersten nördlichen Gebirgsvorsprung liegt, sich weit am Ufer hinziehend, das Dorf Lißtwennitschnoje. Sonst sind die Ufer fast ganz einsam. Gegen Süden und Südosten treten lichtlos aus den Wolken und dem mehr und mehr heraufziehenden Nebelgewölk die Gipfel des Chamar-Daban hervor. Wegen der Schneearmut Ostsibiriens sind hier keine Gletscher, nur in einigen Runsen ist etwas Schnee sichtbar. Die Bergform ist im allgemeinen die einer ziemlich flachen Pyramide mit steilerem Gipfelaufsatz. Je mehr das Schiff auf den See hinaussteuert, um so mehr öffnet sich der Blick nach Süden und Norden wie auf ein Meer.

Gegen Mittag klärt es sich auf: eine Brise kräuselt den tiefblauen See, die Berge der Ostküste treten in blauem Dufte hervor. Nach fast fünfstündiger Fahrt langt man in Myssowaja, dem West-Terminus der transbaikalischen Bahn an. Wieder ein gewaltiger Holzpier, an den der „Baikal" angelegt hat. Dieses Schiff ist ein Trajektboot größter Dimension mit 3 Geleisen für je 10 Wagen, mit 4 mächtigen Schloten, 4 Schrauben und einer Maschine von 3750 P. S. Das Schiff, mit seinem messerartigen Vorderteil, wirkt selber als Eisbrecher.

Myssowaja ist ein ziemlich großes Dorf mit ausgedehntem Bahnhof. Am Hafen werden große Theesendungen verladen. Der Thee, der über Kjachta kommt, wird in großen, würfelförmigen Ledersäcken transportiert. Unter den Lastträgern sind viele Burjäten und Chinesen.

Die Rückfahrt abends war überaus schön. Gegen Westen lagerte über dem See eine rot-violette Wolke, in welche die Sonne halbverschleiert und purpurrot hinabsank, und auf der leichtbewegten Wasserfläche eine lange, zitternde Lichtstraße malte. Die waldigen Gebirge im Osten waren von violettem Licht übergossen, während unter den im Westen

lagernden Wolken durch einen zarten Nebelschleier die Berge des Westufers blaßrot sichtbar wurden. Die Südostküste mit ihren Hochgebirgsformationen lag nahe Myssowaja in dunkelm Blau, während die ferneren Gipfel in verblassenden Regentönen weniger und weniger unterscheidbar in dem dunkelnden Abendhimmel sich verloren: eine ernste, melancholische Szenerie. Ihr gegenüber am fernen Nordwestufer lange Höhenzüge mit an den Apennin erinnernden Formen, in zartem Rosaviolett, ein Himmel darüber von den reinsten italienischen Goldtönen, in seiner Lichtkraft scheinbar gehoben durch ein leichtes, dunkles Gewölk von graziöser Form. Zwei Bilder: Süden und Norden getrennt durch die stumme, dunkle Flut des Sees.

Auf dem Schiff sind nur Russen, keine auffallenden Volkstypen, aber im Salon des Bootes kann eine für die Russen charakteristische Szene beobachtet werden. Da ist ein russischer Familienvater mit mehreren Söhnen. Vor Ankunft im Hafen weckt er die Schlafenden in der zärtlichsten Weise, sie bei all' den im Russischen zahllosen Diminutiven ihrer Namen immer und immer wieder rufend und nie die Geduld verlierend. Überall läßt sich diese allgemeine Bonhommie des russischen Umgangstones beobachten. Das Leben hat etwas sehr gemütliches und herzliches und zwar im Verkehr aller Stände untereinander. Ein anderer wesentlicher Charakterzug ist die Einfachheit, Natürlichkeit und zum Teil Formlosigkeit des Verkehrs. In keinem Lande gestattet man solche Lizenzen in der Kleidung; aber selten sieht man etwas Posiertes und fast unbekannt ist das Lächerliche.

Das Schiff langt um 11 Uhr nachts wieder in Barantschik an, doch der Zug geht erst am folgenden Morgen um 5 Uhr weg nach Irkutsk. Die russischen Staatsbahnen nehmen sehr wenig Rücksicht auf das Publikum und fast gar keine auf Nacht und Tag. Die Passagiere der III. Klasse schlafen auf dem Perron in der eiskalten Nacht. Der Wartsaal I. Klasse ist nicht besser als ein Stall, das Restaurant natürlich sehr gut, mit raffinierter Speise- und Weinkarte. Aus Verzweiflung besteige ich beim ersten Frühlicht um 3 Uhr einen kleinen Berg oberhalb des Angara-Ausflusses. Der Ausblick von oben ist großartig. Links die Bucht, aus der die von Nebeln bedeckte Angara abströmt, links eine andere Bucht, eingerahmt von steil abfallenden Waldbergen. Die mächtige Fläche des Sees ist nur erhellt von den wie zwei Sterne glänzenden elektrischen Lichtern am Vordermast eines ankommenden Dampfers. Im Süden tritt im Frühlicht ein großes, weißes Gewölk hervor, das seinen bleichen Schein alsbald auf den See herabwirft. Im Nordosten beginnt

es über den Wäldern sich zu röten, als der Morgenstern noch leuchtend funkelt. Kein Laut durchdringt die gewaltige Einsamkeit.

Alexandrowsk, 21.—22. Juli 1900.

Durch Vermittlung des Gouverneurs konnte ich das große Gefängnis von Alexandrowsk besuchen, das 80 km von Irkutsk entfernt liegt. Eine Troika (dreispänniger Tarantaß) wird hierzu gemietet. Der Wagen hat keine Federn; auf den die Achsenpaare verbindenden Balken ist ein großer Korb mit zurückschlagbarem Verdeck angebracht. Der Korb ist unten mit Stroh oder Heu aufgefüllt, darauf kommt das Gepäck zu liegen und zu oberst eine Matratze, die zu jeder sibirischen Reiseausrüstung gehört. So unelegant die ganze Einrichtung aussieht und so schlecht ihr Ruf in Westeuropa ist, so gelangt man doch bald zur Einsicht, daß unsere Landauer und Posten Marterwerkzeuge und die Tarantasse das dem Lande und allen langen Reisen überhaupt am besten angepaßte sind. Man liegt ausgestreckt im Tarantaß und kann bequem schlafen.

Mit einem braunen Steppenpferd unter dem Krummholz und zwei russischen Schimmeln auf der Seite traben wir früh morgens weg. Ein Morgennebel lagert über dem Angaratal; am Ufer tritt das große Woßnenskij-Kloster hervor. Bald steigt die Straße auf die das nördliche Uferbord der Angara bildenden Höhen hinauf. Schöne Ausblicke öffnen sich auf den inselreichen Fluß. Im Südosten liegt das Häusermeer von Irkutsk, in eine Staubwolke eingehüllt.

Auf der Straße herrscht reger Wagenverkehr: Russen und Burjäten auf ihren Telegen, oft in ganzen Karawanen. Während der große sibirische Trakt durch die Bahn sehr verlor, gewannen die Seitentrakte bedeutend durch sie. Fast überall längs der Straße sind ausgedehnte Getreidefelder, meist mit Roggen bestellt. Namentlich die Kuppen der Hügel sind angebaut, in den Mulden trifft man noch etwas Wald. Ein Blick von einer Art Plateau aus läßt erkennen, daß ringsum in einem Umkreise von etwa 30 km alles Land solcher intensiven agrikolen Kultur genießt. Die Landschaft erinnert sehr an den Übergang aus Thüringen in die norddeutsche Tiefebene. Eine Spezialität Sibiriens sind die Pflüge, die auf der Straße fahrbar sind. Das Pferd steht in einem an einen Trabrennwagen erinnernden Gestell, das auf zwei kleinen Rädern fährt und an dem hinten die Pflugschar angebracht ist. Dies ist nötig, da die Dörfer sehr weit auseinander liegen, und ein Feld bisweilen 15 und mehr Kilometer von der Wohnung des Bauern entfernt ist. Ungefähr alle 20 km

trifft man ein Dorf, reinlich und nicht ärmlich aussehend. Zeitweise führt der Weg stundenlang durch herrlichen Fichtenwald. Die Straße ist sehr gut, wenig unsern Landstraßen nachstehend. Auf halbem Wege treffen wir ein Etappengefängnis für die von Irkutsk nach Alexandrowsk Transportierten: Ein Holzhaus mit vier Räumen für je 80 Mann. Peinliche Reinlichkeit. Augenblicklich ist nur ein Wachtsoldat anwesend.

Nachmittags Ankunft in Alexandrowsk, wo wir in einem zur Aufnahme für höhere Beamte bestimmten, dem Gefängnis gehörenden kleinen Hotel absteigen, dessen beide Lakaien, vorzüglich und Vertrauen erweckend, immerhin zwei Mörder sind, die wegen guten Betragens in teilweise Freiheit gesetzt worden. Der Direktor des Gefängnisses ist ein alter, sehr sympathischer Herr von gediegenen wissenschaftlichen Kenntnissen. Den Abend brachten wir in seiner Familie zu, die, obwohl ganz russisch, sehr an eine deutsche Gelehrtenfamilie erinnerte.

Gegenwärtig ist nur die Deportation im eigentlichen Sinne, d. h. die Verbannung, aufgehoben worden, nicht die zu Zwangsarbeiten. Diese letztere ist jedoch nur eine uneigentliche Deportation, da die zur Zwangsarbeit Verurteilten einfach in die sibirischen Gefängnisse kommen, von denen Alexandrowsk das größte ist.

Das Prinzip der Gefängnisverwaltung ist die Verbindung von Strafe mit Besserung. Die Disziplinarstrafen sind hier entgegen dem Gesetze sehr mild; körperliche Strafen sind vom Direktor ganz abgeschafft, da sie den Rest von Ehrgefühl im Sträfling ertöten. Als Strafen werden namentlich angewendet: Verweisung in Einzelzellen, Entziehung von Vergünstigungen, u. s. w. Die Hauptsache aber ist die Besserung des Verbrechers durch moralische Belehrungen. In der ersten Zeit seiner Anwesenheit wird der Gefangene beobachtet auf seine Besserungsfähigkeit, und deshalb, zwar im Widerspruch zum Gesetz, die demoralisierende Rasierung der einen Kopfhälfte und das Tragen der Fußketten nicht angewendet. Man will dem Sträfling die Rückkehr in die ehrbare Gesellschaft nicht erschweren, sondern ihn so bald wie möglich wieder an eine gewisse Freiheit gewöhnen. Die Erfolge dieses Systems sind sehr gut.

Das eigentliche Gefängnis ist nämlich nur ein Zentrum für die Sträflinge. Wer über die Beobachtungsperiode heraus ist und als zutrauenerweckend zum Vorschein gekommen, kann außerhalb, scheinbar frei, arbeiten. Die Unverheirateten schlafen und essen gemeinschaftlich in einer Art Arbeiterkaserne außerhalb des Gefängnisses. Da die Familien der Verurteilten meistens diesen nachziehen und sich um das Gefängnis herum ansiedeln, dürfen viele der verheirateten Sträflinge bei ihren Familien

im Dorfe wohnen und erhalten an Geld, was für die gemeinschaftlich Essenden und Wohnenden zur Verpflegung in Natura geliefert wird. Würde der Sträfling zulange im Gefängnis arbeiten, so verlöre er die Fähigkeit, später im Leben wieder selbständig und nützlich zu sein. Da nach Abdienung der Zwangsarbeit die Leute eine Zeit lang noch nicht in die Heimat zurückkehren können, werden sie schon während der Strafzeit auf diesen Zustand als zwangsweise Kolonisten vorbereitet. Zuverlässige Leute werden auch zu verschiedenen Arbeiten (als Diener, Kutscher 2c.), sogar an Private nach dem Patronatssystem abgegeben, andere werden im Gefängnisdienst selbst, sogar als Nachtwächter verwendet. Die Tendenz der Gefängnisverwaltung geht dahin, zwischen der Verwaltung und den Sträflingen ein gegenseitiges Vertrauen herzustellen.



Alexandrowsk. Hauptbau des Gefängnisses [S. 51—56]

Die Räume, in denen die noch nicht in Halbfreiheit entlassenen Sträflinge wohnen (etwa 30—40 zusammen), gleichen in keiner Weise einem Gefangenenlokal, sondern einer guten Kasernenkammer; hoch, luftig und hell, ohne die üblichen, den Ausblick hindernden Kasten an den Fenstern. Matratzen müssen die Sträflinge sich selbst beschaffen. Auf Gestellen über den Betten stehen ihre Habseligkeiten; stets eine Teekanne oder ein Samowar. In allen Wohnräumen hängt ein großes Heiligenbild. Beim Betreten der Zimmer durch uns stellen sich die Leute in Achtungstellung vor ihre Betten und melden, ganz militärisch. Sie tragen lange, graue wollene Mäntel mit meistens zu langen, zum Arbeiten unbequemen Ärmeln. Zur Belohnung werden den Leuten praktische, kurze Röcke verliehen.

Geradezu verblüffend ist die unübertreffliche Sauberkeit, die überall herrscht. Jede Woche müssen die Sträflinge baden und bekommen dann frische Wäsche. Die Reinlichkeit wird hier als wichtiges Erziehungsmittel betrachtet.

In der Nähe des Gefängnisses befindet sich ein Waisenhaus für Kinder von Sträflingen. Auch hier macht alles einen reinlichen, freundlichen Eindruck, namentlich auch das Personal. Die Kinder werden ein Handwerk gelehrt und werden in der Anstalt behalten, bis man sie irgendwo untergebracht hat. Allerdings sind sie oft sehr verdorben, da die Familien der Sträflinge mit den Sträflingen im selben Zuge reisen. Neben dem Waisenhaus gibt es noch eine Vorbereitungsschule für Knaben ankommender Familien, wo sie bleiben, bis sie in die normale Schule der Anstalt gehen können; ferner eine Kinderkrippe für die arbeitenden Frauen, welche mit ihren Familien den verurteilten Gatten hieher nachgezogen sind.

Endlich existiert ein großes Wohnhaus für 48 Sträflingsfamilien, welche hier von ihrer Ankunft bis zur dauernden Beschäftigung und Niederlassung unentgeltlich untergebracht werden.

Aber auch den Sträflingen selber werden allerlei Vergünstigungen zu teil; so ist für sie eine Lese- und Teehalle eingerichtet und ihnen gestattet worden, unter Leitung eines deportierten Musikers ein Orchester zu bilden. Die Sträflinge besitzen sogar ein Theater, auf dem sie selber spielen, was einen günstigen moralischen Einfluß auf Spielende und Zuschauer ausübt, ähnlich wie gute Lektüre, nur intensiver. Spieleinstellung ist eine wirksame Strafe für Disziplinvergehen.

Zum Gefängnis gehören 1200—1600 Sträflinge; die Ortschaft Alexandrowsk zählt weitere 3000 Einwohner. Sie liegt lang ausgestreckt in einem freundlichen Tälchen: ein Meer kleiner, ordentlich aussehender Holzhäuser. Bewohnt sind sie großenteils von Nachkommen Deportierter, die hier geblieben sind, sowie von den Familien gegenwärtiger Sträflinge.

Alexandrowsk weist gleichwohl keine höhere Kriminalität als andere Gegenden auf, da die Sträflinge meist Gelegenheitsverbrecher sind; etwa 70% von ihnen haben im Alkoholaffekt gehandelt. Auch ihrem Äußern nach machen die Insaßen des Gefängnisses im allgemeinen einen ganz befriedigenden Eindruck; ein verblüffender Unterschied gegenüber den Physiognomien in unsern Gefängnissen. Der Eindruck der ganzen Anstalt: Gebäude, Ton der Behandlung, Nebenanstalten u. s. w. war ein äußerst wohltuender; mehr eine moderne Wohltätigkeits- als Strafanstalt. Das friedliche, arbeitsame Städtchen Alexandrowsk ist der beste Beweis der Vortrefflichkeit des hiesigen humanen Systems.

6. In Transbaikalien.

Irkutsk. — Werchne-Myssowsk, 24.—25. Juli 1900.

Transbaikalien ist das Gebiet zwischen dem Baikalsee und dem Amurgebiet. Seit etwa 14 Tagen ist die Eisenbahn von Myssowaja (Ostufer des Baikal) bis Strjetensk (am Oberlauf des Amur) eröffnet. Dadurch ist nun eine ununterbrochene Linie von Eisenbahn- und Dampfschiffverbindungen vom Baltischen Meer bis zum Stillen Ozean hergestellt. In wenigen Jahren wird man der Dampferverbindungen ganz entraten können *.

Wir erreichten heute Myssowaja auf einem etwas andern Wege als am 13. Juli, indem wir den Weg von Irkutsk nach dem Baikal auf der reißenden Angara mit dem Dampfer zurücklegten. Die Überfahrt über den See war vom schönsten Wetter begünstigt. Diesmal erinnerte der Baikal, in der Beleuchtung eines duftigen Sommermorgens, mehr an den Bodensee. Statt mit der Bahn vom Baikal direkt weiterzureisen, machten wir einen Abstecher von einigen Tagen nach den der chinesischen Mongolei benachbarten Gebieten Transbaikaliens.

Von Myssowaja geht's in einem schlechten Tarantaß durch das Myssowajatal auf dem Kupetschesкij-Trakt (Kaufmannstrakt) nach Kjachta, dem großen Tee-Entrepôt an der chinesischen Grenze. Der Trakt heißt so, weil er zur Abkürzung des südlich vom See durchführenden Staatstraktes von der Kjachta'er Kaufmannschaft quer über die Chamar-Dabankette angelegt wurde. Der Weg ist sehr holperig, da er zum Teil, weil durch sumpfiges Talgelände gebaut, aus quer gelegten Baumstämmen konstruiert ist.

Die Wälder an den das tief eingeschnittene Myssowaja-Tal bildenden Bergen sind zum großen Teile abgebrannt, mancherorts sind die Hänge ganz kahl, nur verkohlte Strünke zeigen an, daß hier einst mächtige Taiga gewesen. Eigentümlich sind die an mehreren Bergkanten mauerartig aus den sonst ganz mit Erdreich bedeckten Abhängen hervorstehenden Felsrippen. Tief im Talgrunde rauscht eilend die Myssowaja dahin, ein richtiger Alpbach, eingerahmt von riesigen Tannen und Fichten; auch Laubwald zieht sich überall durch den Nadelwald hin. In der

* Die Bahnverbindung von Transbaikalien durch die Mandschurei ist successive seit 1901 eröffnet worden und die Baikalumgehungsbahn ist während des Kriegs im Jahr 1904 in größter Eile vollendet worden.

Nähe des Flüßchens ist die Straße; alles liegt hier schon im tiefsten Schatten, während hinter den schwarzen Fichten hervor in der Abendbeleuchtung fast gespensterhaft die verwüsteten Berggipfel hervorleuchten. Meilenweit sieht man nichts als ein Meer grauer, der Rinde entkleideter Tannenskelette.

Das Tal ist vollkommen einsam; 25 km weit keine Spur von menschlichen Wohnungen, außer einer urwäldlichen Behausung von zwei Holzhauern und der eines Köhlers. Weiter talaufwärts trifft man weniger verbrannten Wald. Das Tal wird enger, die Berge steiler, alles ist bedeckt von der Taiga, dem sibirischen Urwald. Aus dem Unterholz ragen Tannen und Fichten jeder Größe hervor. Viele sind abgestorben im Dickicht, viele von Moos überdeckt; andere vom Schnee niedergebrochen, kreuz und quer übereinander liegend. Längs des murmelnden Flüßchens ziehen sich, wie von Menschenhand kunstvoll geschaffen, kleine Auen hin, aus der Tannennacht in saftigem Grün hervorstechend. Auf dem feuchten Wiesenboden blühen große, hellgelbe Blumen, in den Waldlichtungen ist alles rot überwuchert.

Schon steht der Mond über der schwarzen Silhouette der Berge, als wir in Werchne-Myssowsk, der ersten Poststation, anlangen. Kurz vor dem Posthause begegnen wir einer neben dem Wege kampierenden Teekarawane. Etwa 15 zweirädrige Wagen, auf denen je 4—5 lederne Teesäcke liegen, stehen neben dem Wege mit nach außen und in die Höhe gerichteten Deichseln; in der Mitte kauern um ein Feuer die Treiber, Burjäten, die wie alle transbaikalischen Mongolen viel mehr den chinesischen Schnitt besitzen als die Nordburjäten. Sie tragen blaue Kittel, blaue, lange Pumphosen, vorn aufgestülpte Stiefel, pagodendachförmige Hüte und vor allem die bei den Irkutskischen Burjäten sehr seltenen Zöpfe. Was sie auf ihren Wagen führen, ist sog. Karawanentee.

Mit diesem hat es folgende Bewandtnis. Der chinesische Tee, dessen Hauptstappelplätze einige Städte am Yangtzekiang sind, geht zum größten Teil auf dem Seewege direkt nach Europa, auch der für Rußland bestimmte. Nur ein kleiner Teil des exportierten Tees gelangt auf verschiedenen Wasserwegen nach Peking und darüber hinaus, wo er in würfelförmige Ledersäcke verpackt und auf die Karawanen verladen wird, um über Kalgan nach Kjachta durch die Wüste transportiert zu werden. Von Kjachta gelangt er teils über diesen Kupetschesky-Trakt, teils auf der Sselenga (einem Fluß Transbaikaliens) nach dem Baikalsee und Irkutsk, von wo er mit Schlitten oder nun mit der Eisenbahn weiterspediert wird. Der Tee wird auf diesem Landwege, statt über Meer durch den Suez-

kanal, nur deshalb transportiert, weil der Zoll in Kjachta viel niedriger ist als in den Seehäfen von Europäisch-Rußland, — eine Maßregel ausschließlich zum Zweck der Erhaltung des Überlandhandels. Eine Verbesserung des Tees oder dessen bessere Konservierung ist keineswegs der Zweck dieses sog. Karawanenhandels. Die wertvollen Teesorten, die nicht monatelang in Ledersäcken der Witterung ausgesetzt sein dürfen, gelangen heute samt und sonders in luftdichten Zinnpaketen auf dem Seewege nach Odessa, Petersburg, London u. a. O. Was heute noch über Land geht, ist ausschließlich bestimmt für den Bedarf der sibirischen, eingewanderten und eingeborenen Landbevölkerung, und zwar zumeist sog. Ziegeltee. Diese billigste und ordinärste Teesorte wird durch Preßung aus den gröbsten Teeabfällen und dem Teestaube hergestellt und gelangt in steinharten, ziegelförmigen Stücken in den Handel.



Teekarawane beim Hafen in Myssowaja [S. 51 und 58—59]

Die Poststation ist ein großes einstöckiges Blockhaus; in der einen Hälfte sind zwei saubere, von nur wenig Wanzen bewohnte Schlafräume für Passagiere. An das Haus schließt eine hohe Bretterwand an, die den rechtwinkligen, geräumigen Hof einfaßt. Auf der Innenseite dieser Wand sind die Nebengebäude, namentlich die nach vorn offenen Pferdeställe angebaut. Hühner und Tauben tummeln sich zwischen den Pferden herum, die, wie bei uns die Kühe, mit Schellen versehen, bald im Hofe, bald auf den angrenzenden Weiden gemütlich umherspazieren. Das Haus ist ziemlich typisch für eine bessere sibirische Bauernwohnung, auch die ge-

deckte Vorhalle bei der Haustüre fehlt nicht; in der Stube steht ein Samowar und eine Wiege, d. h. ein mit vier Schnüren an der Decke befestigtes Brett hängt in der Mitte des Raumes und kann mit einer Schnur zum Schaukeln gebracht werden. Ein halbkindlicher Großvater macht sich den ganzen Tag mit seinen Enkeln zu schaffen. Die Türen des Hauses können nicht geschlossen werden.

Die nächste Umgebung der Station ist hübsch und rings von waldigen Bergen eingerahmt. Neben dem Hause sind Viehweiden, die sich im Urwald verlieren, und ein Bach, krystallen und eiskalt, murmelt durch das üppige Gras und bildet kleine Tümpel.

Werchne-Myssowsk, 26.—27. Juli 1900.

Infolge Unwohlseins meines Begleiters erfolgt heute ein unfreiwilliger Aufenthalt in der Poststation, in welcher man sich schließlich auch bald ganz heimisch fühlt. Die Leute sind gefällig und geben gerne von ihren bescheidenen Vorräten.

Diese Rast benutzte ich zur Besteigung eines Berges in der Nähe der Poststraße. Zuerst geht's auf einem Wege in ein Seitental durch eine märchenhafte Waldespracht. Tief unten in unbetretbarem Urwald murmelt ein Flüßchen. Den Weg überwuchern Blumen und Sträucher, hohe dunkle Tannen wechseln mit silberstämmigen Birken; dazwischen liegen am Boden gewaltige, morsche Baumstämme, dann wieder aus dem weiß und rot blühenden Gestrüpp hervorragend, tausende und abertausende abgestorbener, vom Feuer fast ganz zerstörter, hoher Tannenstämme, in der Abendsonne silbergrau leuchtend; dahinter dunkle Bergkuppen. Die Höhe zu erreichen, biege ich seitwärts in die Taiga. Langsam komme ich vorwärts. Der Boden des Urwaldes ist ein Netz von niedergestürzten Bäumen, die Maschen mit Moos ausgefüllt, oft wieder von Blumen überwuchert. Unter den Bäumen, wohl halbmannstief, rieseln die kleinen Seitenarme des Baches, oder ruht schwarzes, mooriges Wasser. Mit einem langen Stock ist stets vor dem Betreten die Tragfähigkeit des Bodens zu prüfen. Wenn die Talsohle durchquert ist, beginnt erst die schwerste Arbeit. Die Abhänge des Berges sind bis zum Gipfel mit den Trümmern abgebrannten Hochwaldes bedeckt. Zwischen hochragenden, moosbärtigen Wettertannen ist ein unentwirrbares Meer von halbverkohlten Stämmen, Ästen und Strünken jeder Größe. Der Aufstieg ist ein beständiges Aufwärtsturnen. Schon senkt sich die Sonne, die hohen Tannen werfen lange Schatten auf das grau-schwarze Meer ihrer toten



Taiga am Chamar-Daban [S. 60—61]

Genossinnen. Auch der Kamm bis zum Gipfel ist in gleicher Weise beschwerlich zu begehen. Kein Laut durchdringt die Bergesstille außer dem Summen zahlloser Mücken. Hie und da fliegt ein Fink oder Rabe auf, ein Eichhörnchen mit grauem Pelz und schwarzen Streifen auf dem Rücken sieht mich gemütlich an. Es ist wohl in dieser Urwaldeinsamkeit noch keinem Menschen begegnet. Die Aussicht vom Gipfel macht einem den Eindruck völligen Verlassenseins. So weit das Auge schweift reihen sich waldige Bergzüge hintereinander. Im Westen sinkt die Sonne in den Dunst des Horizontes hinab. Es dunkelt im Tale. Die mit abgebranntem Wald bedeckten Berghänge gleichen Stätten zahlloser, grauer Leichensteine. Dies ist die wahre Taiga.

Udunga, 28. Juli 1900.

Fortsetzung der Fahrt über den Kupetscheskij Trakt nach Udunga, auf der Ostseite der Chamar-Dabankette. Ein grauer Tag, bald läßt sich ein Landregen ein. Der Paß zieht sich durch dasselbe Tal der Myssowoja hinauf, stets zwischen Abhängen, bedeckt mit herrlicher Taiga oder verkohlten Überresten dieser. Die Bergkette ist nicht scharf markiert. Zwischen den kuppenförmigen Gipfeln ziehen sich Täler in verschiedenen Richtungen. Gegen Osten steigt der Weg hinab durch ein von Waldbränden verschontes herrliches Tal, das sich oft fast zur Schlucht verengert. Die zahlreichen Windungen lassen hinter den nahen Abhängen

ferne und fernere Vorsprünge hervortreten und geben so der Landschaft Weite und Großartigkeit. An einigen Stellen am Wege sind an Bäumen Dutzende und Aberdutzende von bunten, meist roten und blauen Tuchläppchen, Pferdehaarbüscheln u. s. w. befestigt. Die hier als Teekarawanentreiber vorbeiziehenden transbaikalischen Burjäten, welche wie die Mongolen in der chinesischen Mongolei dem lamaistischen Buddhismus anhangen, bekränzen die Bäume in dieser Weise, damit die Lappen vom Winde bewegt — ähnlich den tibetanischen Gebetmühlen — durch ihre Bewegung gewisse Gebete wiederholen und wiederholen. An einem Scheidewege, wo ein solcher Baum sich befindet, flattert daneben an einer Stange ein gelbes Fähnchen mit tibetanischer Aufschrift.

Gegen Abend erreichen wir Udunga, eine große Poststation mit hübschem Posthaus und einem gemütlichen Passagierzimmer. Allerlei Zimmer-Käfer u. dgl. gehören hier zum Lokalkolorit. Das Dorf liegt in einer von herrlichen grünen Weiden bedeckten ziemlich breiten Talsohle, rechts und links, talaufwärts und talabwärts dunkler Tannenwald. An einigen Hängen tritt rotes Geröll hervor, an andern ziehen sich Alpweiden hinauf, durchfurcht von den charakteristischen Kuhplanken. Auf den Wiesen weiden Pferde, ferner Kühe von einem der Simmentaler-Rasse sehr ähnlichen Schlage, auch weiße Schafe mit schwarzen Masken. Im Dorfe befinden sich große Poststallungen, an einer Hecke stehen mehr als ein Dutzend zur Fahrt bereite Pferde angebunden, daneben allerlei Tarantasse und Telegen.

Die Bevölkerung ist offenbar ganz russisch, außer einigen wenigen mongolischen Pferdeknechten. Ein erheiterndes Bild bietet eine Sennerin, einen Milchzuber in jeder Hand, im Mund eine Zigarrette.

Die Häuser gleichen hier noch mehr als anderorts denjenigen in den schweizerischen Alpdörfern; die gleichen flachen Giebel mit vorspringendem Dach, und was einem hier, nahe der chinesischen Grenze vollends glauben macht, irgendwo in einem Schweizer-Bergdorfe zu sein, sind die zwischen den Fenstern der Bauernhäuser hervorblickenden Geraniumstöcke. Es ist Teestunde und in vielen Häusern sieht man die gesamte Familie um einen dampfenden Samowar vor der Haustüre auf einer Vorlaube sitzen.

Gussino-oserskij-Dazan, 29. Juli 1900.

Fahrt von Udunga nach dem Gussino-oserskij-Dazan. Der Weg führt noch ein Stück weit durch Wald auf dem Kjachta'er Trakt, dann biegt er

links ab in ein Seitental, das eine veränderte, geradezu zauberhaft schöne Szenerie bietet. Diese Gegend gehört den burjätisch-buddhistischen Sselenga-Kosaken, welche bis zum großen Dazan (Kloster) eine gute Straße gebaut. Der Tarantaß fährt darüber hin wie über einen Parkweg durch einen herrlichen Fichten- und Lärchenhain. Der Talgrund ist überall bedeckt mit den hellen, graziösen, hochstämmigen Lärchen, während dahinter pyramidenförmige Hügel in großer Zahl sich reihen, alle mit dunkeln Fichten bestanden. Dann führt die Straße durch Hohlwege, überdeckt von dem zierlichen Gezweig der Bäume, bald wieder in den tiefsten Waldesschatten hinein, wo Birken sich zwischen das Nadelholz drängen, dann hoch oben am Abhang tiefer Waldschluchten entlang, in rasendem Galopp in die Tiefe hinunter, um wie auf einer montagne russe auf der andern Seite wieder in die Höhe hinauf geschlagen zu werden. Überall leuchtet vom hellblauen Himmel eine strahlende Sonne in den Wald und wirft ein Netz zitternder Schatten über den Weg. Eine würzige Alpenluft rauscht durch die Bäume. Stunde um Stunde nichts als diese Waldeinsamkeit; auf der ganzen, 45 km langen Strecke nur ein einziges Dorf und einige Häuser.

Fast plötzlich ändert sich die Szenerie. Man glaubt auf einem Passe in den Hochalpen zu sein. Kaum ein Baum oder Strauch ist mehr sichtbar; nur Geröllhalden von braunviolettem Gestein, daneben hohe Hänge mit Steppengras bedeckt; auf den Gipfeln, Kämmen und Kanten tritt der nackte Fels zum Vorschein und macht in der eigentümlichen Beleuchtung der Steppe den Eindruck, als hätte man ferne Hochgipfel vor sich. Bald öffnet sich das öde Steppental und in der Ferne schimmert schon die leuchtend blaue Wasserfläche des großen Gussinoje Osero (Gänsesee). Das jenseitige Ufer bilden im Dufte halbverschleierte, kahle Gebirge.

Nahe dem See wird Halt gemacht in Selba, einem Burjätendorfe. Das Haus, in dem wir einkehren, ist einstöckig, zwei Zimmer fassend, davor, der ganzen Länge nach, eine gedeckte Veranda, wo uns ein Samowar serviert wird, und wo sich das ganze Leben der Mongolenfamilie abspielt. Eine Frau, zwei Männer und Kinder jeden Alters sind da. Die Frau trägt einen langen, blauen, kaftanartigen Rock, darüber einen grauen, rot eingefaßten Figaro. Die Haartracht ist die gleiche wie bei den irkutskischen Burjätinnen. Die Männer und auch die Knaben tragen rote, russische Blusen.

Eines der Zimmer des Hauses ist gewissermaßen gute Stube, Hauskapelle und Milchkammer. In der Mitte befindet sich eine vertiefte Feuer-



Haupttempel des Gussino-oserskij-Dazan [S. 66]

stelle, darüber eine kleine Dachlucke. An der Wand, dem Eingang gegenüber ist ein hübsch aufgerichteter, buddhistischer Altar, hinter einem Vorhang ein Buddha, als Aufsatz ein gemalter Buddha in einem Glaskästchen, wie ein russischer Obras. Auf den verschiedenen Stufen des Altars stehen kupferversilberte Schälchen mit Wasser und mit Weizen, eine kleine Gebetmühle, eine häßliche, westeuropäische Emailteekanne und allerlei andere Sächelchen.

Fortsetzung der Fahrt durch steinige Steppe, unweit des Sees. Das diesseitige Ufer des Gussinoje Osero ist eine schwach geneigte Ebene die allmählich zu einer kahlen Steppengebirgskette ansteigt, auf deren Kamm wieder etwas Wald sichtbar wird; die im Hintergrund hervortretenden Berge gehören schon der Waldzone an. Das ganze Gebirge, obwohl nicht hoch, macht in seiner mächtigen Längenausdehnung, seiner Kahlheit, seinen Felsen, Einschnitten und eigentümlichen Schatten einen großartigen Eindruck. Das Ufer gegen den See ist in einer hellen Beleuchtung, vieil-or oft ins Weinrote schillernd. Dahinter die breite Fläche des Sees, von leuchtenderem Blau als je ein Maler den Golf von Neapel gemalt, gegen Norden in hellere Töne übergehend, und sich im fernen Dufte verlierend. Das jenseitige Ufer bildet ein kahles Steppengebirge, zum Teil felsig in den See abfallend, mit tief eingefressenen Wildbächen, auf den Höheen vereinzelte Fichtenwälder, alles in rotgrauen Tönen, der Himmel licht azur: eine Gegend, ähnlich der am Toten Meer.

Im Westen erscheinen deutlich, aber in unsagbar zartem Dufte die Berge der chinesischen Grenze, davor dehnt sich die weite Ebene zwischen Ufer und Berg aus, mit einzelnen kleinen Dörfern, Pferde- und Schafherden. Hin und wieder jagt ein Mongole auf seinem Pferd über die Haide.

Bald zeigen sich in der Ferne die Dächer des Gussiny Dazan, des größten lamaistisch-buddhistischen Klosters Transbaikaliens. Eine mächtige, dreistöckige Pagode erhebt sich aus einem Meer von kleinen Holzhäuschen, zwischen denen sich noch einige Tempel von chinesischer Bauart befinden. Bald steht der Wagen vor einem großen, rotangestrichenen Tore, unter dem ein Laienbruder in violett-brauner Kutte erscheint. Das Portal wird geöffnet und man steigt in einem russisch aussehenden Gebäude ab, das zur Aufnahme der Gäste des Klosters dient. Es ist geräumig und enthält mehrere Gastzimmer nach europäischer Art eingerichtet. Die Wände sind tapeziert und behangen mit Portraits von Alexander I. und III., Nikolaus II. und der Zarin, Kaiser Wilhelm I., einigen russischen Generälen, sowie mit Ansichten buddhistischer Klöster in China und Japan. Unsere Bedienung bilden der vorerwähnte Laienbruder, der Prototyp eines jungen, hungernden, fanatischen Mönches und ein artiger, kleiner Mongolenknabe. Diese servieren uns alsbald Tee und Zigaretten. Inzwischen kommt der russisch sprechende Sekretär des Abtes und einziger Dolmetsch, um nach uns zu fragen und unsere Empfehlungen für seinen Gebieter in Empfang zu nehmen.

Nach einer guten Weile kehrt er zurück, um den unmittelbar bevorstehenden Besuch des Abtes zu melden. Bald erscheint dieser: Scheretui (d. h. Abt) Baldan-Ischi-Dordschief, ein alter Herr, mit grauem, kurzem, fast rasiertem Haar, rundem, fleischigem Gesicht, einem römischen Senator ähnlich. Er trägt einen gelben, seidenen Anzug mit schwarzem Sammtkragen und blauen Ärmelaufschlägen, darüber eine nach römischer Art getragene rotseidene Toga. Auf dem Kopfe hat er einen tellerförmigen Hut mit hohem Knopfaufsatz aus vergoldetem, lackiertem Holz, in der Hand einen Rosenkranz, an der Seite hängt eine rote Tasche. Seine Schuhe sind weiß und vorn aufgebogen. Ihm folgt baarhäuptig ein kahlgeschorener Lamapriester in derselben Tracht, doch ohne Hut, Kranz und Tasche. Die Begrüßung geht unter steifen Komplimenten vor sich, endlich kommt man zum Austausch der üblichen Höflichkeiten, welche der Alte mit freundlichem Nicken verdankt: Fragen nach Gesundheit und Herkunft. Die Schweiz ist dem geistlichen Herrn unbekannt; ebenso ist ihm die republikanische Staatsform schwer begreiflich zu machen. Sodann

wird das beim Besuch übliche, von uns in Irkutsk in aller Eile gekaufte Ehrengeschenk überreicht. Es ist ein silberner Löffel und Serviettenband in einem klotzigen eichenen Kästchen, ein Geschenk wie für einen Täufling. Das Serviettenband ist dem Abte neu und sein Gebrauch unerklärlich. Während der Unterhaltung, die der Sekretär russisch und mongolisch vermittelt, wird Tee getrunken und uraltes Konfekt gegessen. Der Abt schlürft wie ein alter Bauer behaglich seinen Milchtee, das Glas mit der Untertasse auf drei Fingern haltend. Seine Manieren sind durchaus gebildet.

Der Gussino-oserskij-Dazan, bezw. das Kloster ist eines der 32 buddhistisch-lamaistischen Klöster Transbaikaliens. Jedem Kloster steht ein Scheretui (Abt) vor, und über allen Scheretui steht der Chambalama. Die Scheretui werden vom Chambalama ernannt; stirbt der letztere, so treten sie zusammen und wählen einen neuen „Papst“. Der Chambalama residiert in dem hiesigen Kloster. Zur Zeit hat er indes einen sechsmonatlichen Urlaub genommen, um — sage — die Pariser Weltausstellung zu besuchen! Er war auch zur Krönung des Zaren nach Moskau geladen worden, um einen Begriff von der Macht des „weißen Zaren“ zu bekommen, der nach mongolischer Auffassung durch Katharina II. von einer indischen Göttin abstammt — ein politisch erhebliches Moment. — Der Chambalama muß vom Zaren, die Scheretui vom Generalgouverneur des Amur bestätigt werden. Der Chambalama steht weder unter dem Lama von Urga noch unter dem Dalai-Lama von Lassa, wiewohl letzterer religiös und politisch der wichtigste ist.

Auf Einladung des Abtes besuchen wir alsbald einen Gottesdienst im großen Tempel. Dieser erhebt sich inmitten eines weiten Hofes, in dem sich noch einige kleine Tempel befinden. Den Hof betritt man durch ein chinesisches Tor, das von zwei vergoldeten, das Sonnenrad anbetenden Hirschen gekrönt ist. Der Tempel ist ein mächtiges, dreistöckiges Gebäude. Der weiße Unterbau ist aus Stein, in tibetanischem Stil, der mit seinen runden Säulen, den horizontalen, länglichen Kapitälen und treppenförmigen Übergängen der horizontalen zu den vertikalen Mauerteilen an den alt-persischen Stil erinnert. Die beiden obern Stockwerke, sich verjüngend und mit Gallerien umgeben, sind aus Holz und in chinesischer Bauart ausgeführt. Durch eine Halle, in der eine eiserne Tempellaterne steht, tritt man ins Innere. Die Wände sind weiß; die Decke, flach und horizontal, wird getragen von mehreren Reihen runder, mit rotem Tuch beschlagener Säulen. An der dem Eingang gegenüberliegenden Wand stehen in hohen Glasschränken — zwei Reihen



Inneres des Haupttempels des Gussino-oserskij-Dazan [S. 66]

hintereinander — verschiedene Buddha und andere Götter, künstlerisch wertlose Wiederholungen der bekannten buddhistischen Götterbilder. Von der Decke herab hangen seidene Fahnen in verschiedenen Farben, je zwei gleiche symmetrisch angebracht; die Wände sind mit Buddhabildern, japanischer oder chinesischer Herkunft, behangen.

Auf beiden Seiten des Mittelganges sitzen auf flachen, gelbseidenen Kissen die Lama, ebenfalls in Gelb gekleidet, in der sinnenden Stellung ihres Meisters, die Beine gekreuzt, den Blick gesenkt auf die gefalteten Hände, die Daumen nach oben gerichtet. Der Scheretni nimmt auf einem erhöhten Schemel, nahe dem Altare, Platz, in der einen Hand einen kleinen Tamburin an einem Stäbchen, in der andern eine Art kleines silbernes Szepter haltend. Auf sein Zeichen beginnt die Musik. Die nahe dem Eingang sitzenden Schüler (Novizen) beginnen in ihre Hörner zu blasen, von denen einige mehrere Meter lang sind. Die meisten Töne sind dumpf, feierlich und fast unheimlich. Der ganzen Musik liegt eine einfache Melodie zu Grunde.

Nach diesem Präludium beginnt der Gesang der Lama; viele sitzen zwar wie versteinert in Selbstbetrachtung da, ohne zu singen. Der Gesang erinnert stark an denjenigen in einer katholischen Kirche. Zwischen hinein kommt von Zeit zu Zeit ein Trompeten-Intermezzo. Nach etwa 10 Minuten ist der Gottesdienst beendigt. Der Abt verabschiedet sich bis zum Morgen und läßt uns seinen Sekretär und den ihn bisher begleitenden Lama als Ciceroni zurück.

Neben dem Haupttempel umschließt das Kloster selbst noch eine große Zahl anderer kleinerer Tempel mit Altären, Statuen, Bildern und Dekorationen, die auf Buddha und die verschiedenen Stufen seines Lebens Bezug haben. Auf der äußern Veranda eines Tempelchens befinden sich 33 Gebetmühlen, d. h. Blechzylinder von 30 cm Höhe, die beweglich und mit Gebetsprüchen bemalt sind.

Ein anderes Gebäude enthält die ziemlich große Bibliothek. Es sind ca. 300 Bücher da; die einzelnen Bände bestehen aus länglichen Papierstreifen, auf welche die heiligen Schriften geschrieben sind, und die aufeinander gelegt und zwischen zwei rote Brettchen eingestellt werden; das ganze ist mit roten Tüchern umwunden. Auf heraushängenden Seitenläppchen befindet sich die Nummerierung. Die Schriften Buddhas werden tibetanisch gelesen; andere Bücher sind mongolisch. Die Lama kennen beide Sprachen und Schriften.

Das ganze Kloster bildet eine ungefähr quadratisch angelegte Stadt von etwa 300 m Seitenlänge, mit dem großen Haupttempel in der Mitte und 17 andern kleinern Tempeln, eingeteilt durch einige breite, sich rechtwinklig schneidende Straßen. Die Quartiere sind längs dieser eingefaßt von hohen Bretterwänden, und diese Höfe schließen hunderte von kleinen Blockhäusern ein. Sie sind einstöckig, mit einfachen Giebeln. An mehreren Straßenecken sind kleine Tännchen mit flatternden Gebetfähnchen auf den Bretterwänden aufgesteckt.

Das Haus des abwesenden Chambalama ist das ansehnlichste, aber abgesehen von einigen chinesischen Bildern ist es fast ganz mit geschmacklosem, europäischem Hausrat, wie der untere Mittelstand ihn etwa besitzt, angefüllt. Auch die Reinlichkeit läßt manches zu wünschen übrig. Die Wohnungen der gewöhnlichen Lama, die wir besuchten, enthalten nur ein Zimmer, das gleichzeitig Wohn- und Andachtsraum ist. In jedem Hause wohnt nur ein Lama; in der Nähe haust seine Bedienung. Die Lama haben nichts zu tun als zu beten, die heiligen Schriften zu lesen und dieselben hie und da abzuschreiben; bisweilen werden sie in die Dörfer zum Beten gerufen. Die Mahlzeiten werden einzeln, nicht gemeinschaftlich eingenommen. Um Lama zu werden, muß man zuerst bei einem solchen ein Noviziat bestanden haben, ferner die Erlaubnis der Eltern und der Sippe besitzen. Für Lama und Novizen besteht der Cölibat, doch dürfen Frauen alle Räume des Klosters betreten. Auf Ansuchen kann ein Lama wieder weltlich werden.

Im Kloster sind nur wenige eigentliche Lama, ihre Zahl ist 10 und fest normiert. Daneben gibt es 35 Novizen. Alle übrigen Insaßen des

Klosters sind Laien, welche für einige Zeit zum Beten herkommen. Sie tragen eine Art violettbraune Sutane. Viele der kleinen Häuschen im Kloster gehören solchen Laien, vornehmen Mongolen, welche sich eine Wohnung hier halten, um Unterkunft zu finden, wenn sie zu Festen mit ihrer Familie herkommen.

Das Kloster ist sehr alt; doch sind die Gebäude meist neueren Datums, ursprünglich wurde der Gottesdienst in Zelten abgehalten. Das Kloster bezieht keine Staatsunterstützung und erhält sich ganz aus freiwilligen Gaben des Volkes.

Als wir von der Wanderung durch das Kloster zurückkehrten, war es Abend geworden. Steppe und Berge liegen im tiefen Abendschatten, der Horizont ringsum in rosafarbenem Dufte, nur westwärts leuchtet lichtes Gold. Der See, gegen Norden weit wie ein Meer, schimmert in metallisch glänzendem, hellem Blau, der azurne Abendhimmel ist wolkenlos. In den Straßen der Klosterstadt wird es einsam. Hie und da huscht ein Mönch in einer roten Toga nach seiner Behausung. Auf der Steppe weiden noch Pferde; sonst herrscht tiefste Ruhe. Auf einmal ertönen vom Tempel die Tuben und Trompeten mit ihren geisterhaften Tönen durch die einsame Gegend in eigentümlichem Wechselgesange klingend. Über den in der Nacht verblaßten Gebirgen jenseits des Sees steigt der Vollmond als blaßrote Scheibe empor.

Bei der Rückkehr ist das Abendessen gerichtet; auf dem Tische steht eine Flasche Cognac, eine mit Wodka und eine Château Yquem. Das Mahl besteht aus Schulutataschi, d. h. einer burjätischen, schmackhaften Suppe aus Fleisch und Reis. Der Dolmetscher und ein chinesischer Hund leisten uns Gesellschaft. Die Lama trinken keinen Alkohol und rauchen nicht.

Nowo-Sselenginsk, 30. Juli 1900.

Wir erwachten unter denselben Klängen der Trompeten, die wir am Abend gehört. Zum Abschied schenkte mir der Scheretui einen kleinen vergoldeteten Buddha, sowie einen Chodak, d. h. ein langes Foulard aus blauer, chinesischer Seide mit eingewobenen Symbolen, endlich ein tibetanisches, im Kloster gedrucktes Gebet.

Mittags erfolgte die Wegfahrt nach Nowo-Sselenginsk im Sselengatale. Es geht zunächst durch die Steppe am Südende des Sees. Zweimal durchqueren wir mit dem Wagen ziemlich tiefe Flüsse. Brücken gibt es hier zu Lande keine, ein gelegentliches Halbbad im Wagen muß man in den Kauf nehmen. An den Ufern beobachtet man Reiher, Möwen,

Wildenten und Feldhühner. Dann geht's in die Steppenberge hinauf, die Vegetation ähnelt der auf den obersten Alpweiden, nahe der oberen Vegetationsgrenze. Schön ist die Sonnenwirkung auf den gelbgrauen Bergen, scharf sind die Schatten an den Felsen, die an den Gipfeln und Kämmen überall hervortreten. Auf den Alpen weidet massenhaft kleines, aber kräftiges, langhaariges Rindvieh mit scharf gekrümmten Hörnern.

Nowo-Sselenginsk ist eine kleine Distrikthauptstadt, mit einer, wie überhaupt in Rußland, unverhältnismäßig großen Kirche. Das Städtchen bildet ungefähr ein Quadrat mit breiten, sich rechtwinklig schneidenden Straßen. Alle Gebäude sind kleine Holzhäuser, außer dem des Präfekten, das, zwar ebenfalls aus Holz, durch eine pompöse Attika auffällt. Mehreren chinesischen Läden mit Spezereien, Ziegeltee, chinesischen Pfeifen, Kattunen ꝛc. begegnet man hier, denn die chinesische Grenze ist nur noch etwa eine Tagereise entfernt. Der größte Teil der Bevölkerung scheint mongolisch zu sein und Viehzucht zu treiben.

Nowo-Sselenginsk-Werchne-Udinsk, 31. Juli 1900.

Von Nowo-Sselenginsk reisten wir im Tarantaß 120 km weit nach Werchnendinsk an der Transbaikalischen Bahn. Zuerst geht's durch die Steppe im Nordosten des Gussinoje-Osero vorbei, dessen blaue Fläche umrahmt wird von kahlen, rotgrauen, auf den Kuppen bewaldeten Steppengebirgen. Es scheint, als ob der See um sich herum alle Vegetation verzehrt hätte, so steril ist seine Umgebung, so leblos die Steppe. Die Fahrt ist im allgemeinen sehr monoton, die Straße nicht besonders gut. An allen Stationen werden Pferde und Wagen gewechselt. Die Pferde sind größtenteils von unschönem Wuchse, vielfach schlecht genährt, das Rindvieh dagegen prächtig, gedrungen, muskulös, langhaarig, die Hörner scharf gekrümmt und oft fast ganz nach vorn gewendet. Die Hirten sind hier ausnahmsweise Russen, sonst sind die Viehzüchter und Hirten der Steppe meistens Burjäten.

Der Tag ist schwül; im Nordwesten, fern gegen den Baikal, steigen schwarze Gewitterwolken auf, bald tröpfelt, dann regnet es, das Gewitter naht rasch. Es wird Halt gemacht in einem großen, gut gehaltenen Dorfe. Zwei vierspännige schöne Karossen mit aufgeputzten Zigeunern sprengen durch das Dorf. Die Zigeuner sind hier die gewerbsmäßigen Pferdediebe, denen die Pferdebesitzer oft einen Tribut zahlen, um nicht bestohlen zu werden. Die Pferde, wie übrigens auch das Rindvieh, leben in der

transbaikalischen Steppe in großer Freiheit und verwildern dabei bis zu einem gewissen Grade. In Jahreszeiten, in denen wenig Leute mit der Post reisen, und auf den Poststationen die Pferde nur selten für den Dienst am Wagen von der Steppe weggeholt werden, gebärden sie sich oft so wild, daß beim Einspannen vor jedem Pferd ein Mann stehen muß, um es an vorzeitigem Durchbrennen zu verhindern. Ist alles angeschirrt, Passagiere und Kutscher im Tarantaß, so springen die Leute vor den Pferden weg, die nun wie ein Geschoß aus dem Rohr, in scharfem Galopp davon rennen in der Richtung, in der sie eben stehen.



Die Pferde eines Troika-Tarantaß an der Tränke in einer Poststation

Fängt es an zu regnen, so wird der Tarantaß auf den Seiten und vorn mit Ledern zugedeckt, so daß man in fast vollkommener Dunkelheit sich befindet. Konnte man einen kurzen Blick hinauswerfen, so sah man die Landschaft in eigentümlicher Beleuchtung: die Steppe und die benachbarten Gebirgs-Pyramiden lagen in tiefem Schatten, während dahinter fernere Bergzüge durch einige Risse des schwarzen Gewitterhimmels hindurch grell beleuchtet waren. Große Einsamkeit, nur hie und da einige burjätische Ansiedelungen. Auf einigen Berggipfeln sind kleine Steinpyramiden errichtet für den buddhistischen Kultus. Nach und nach geht es in die Waldzone über. In den Tälern etwas Ackerbau.

Gegen Abend öffnete sich der Blick von einem flachen Bergsattel aus auf eine breite, grüne Talebene, die allein von der Sonne beleuchtet, aus den dunkeln Bergen hervorstach. Einige Ausläufer der Berge — Geröllkuppen — ragen weit in das Tal vor, über welchem unter der

durchbrechenden Abendsonne zwei mächtige, konzentrische Regenbogen sich bilden.

In heller Mondnacht wird die Fahrt fortgesetzt durch die Talebene, in der nach dem heißen Tage, mit einer Temperatur von 32° C., die Tümpel eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang bereits leicht gefroren sind. Auf einer Fähre setzt der Tarantaß über die Sselenga und erreicht in der letzten Minute den glücklicherweise um einige Stunden verspäteten, einzigen Personenzug der Transbaikalischen Bahn.

Werchne-Udinsk-Strjetensk, 1.—3. August 1900.

Nach einer Woche Tarantaß und Schlafen auf den insektenbevölkerten Holzpritschen der Poststationen ist das Übernachten in einem Eisenbahncoupé — die I. Klasse in Rußland ist so gut wie bei uns ein Schlafwagen eingerichtet — eine sehr erwünschte Erholung. Der Zug fährt nur mit 12—15 km in der Stunde, so daß ich ohne die geringste Schwierigkeit meinen Tee im Wagen kochen kann. An den meisten Stationen sind bereits gute Buffets eingerichtet; wo keine solchen bestehen, kann man von den am Bahnhof feilhaltenden Bauern vorzügliche Brötchen, Eier, Milch und Beeren bekommen. An den Buffets spielen die Weine und namentlich eine Unzahl von Schnäpsen eine große Rolle, ferner Tee und Piraschki (kleine Omeletten mit Fleischeinlage). Die Preise der Fahrkarten auf der transbaikalischen Bahn sind ebenfalls nach dem Zonentarif berechnet und sehr gering. Ein Billet I. Klasse für die ganze Strecke (ca. 1100 km) kostet 15 Rubel. Verhältnismäßig am schönsten sind die neuen III. Kl.-Wagen, die I. und II. Klasse ist auch nach westeuropäischen Begriffen sehr behaglich. Selbst in der IV. Klasse hat jeder Passagier eine eigene Schlafstelle, auf der er sich ausstrecken kann.

Der Bahnkörper ist ähnlich dem auf der sibirischen Bahn, die Brücken dagegen sämtlich aus Holz, das Mauerwerk aber sauber in Granitquadern ausgeführt. Auf der ganzen Fahrt beobachtete ich nur einen einzigen kurzen Tunnel, dagegen ist die Bahn auf langen Strecken in die aus Granit und Gneiß bestehenden steilen Uferhänge der Jugoda und Schilka eingeschnitten. Die Stationen sind gleich denen auf der sibirischen Linie, die Bahnhofgebäude in hübschem russischem Chålet-Stil. Obwohl die Bahn nur einspurig ist und erst vor vier Wochen dem Betrieb übergeben wurde, bewältigt sie jetzt schon für die Mobilisation täglich zehn Züge in jeder Richtung. Verspätungen von vielen Stunden sind allerdings an der Tagesordnung.

Die Gegend zwischen Werchne-Udinsk und Tschita bietet sehr wenig Abwechslung. Die Bahn führt meistens durch ein breites Tal, das von niedern, mit Tannen bewaldeten Höhenzügen eingefaßt ist; die Ebene ist von Wiesen bedeckt. Die Gegend ist sehr arm an Ansiedelungen, da die Bahn ziemlich weit südlich vom Trakt liegt, über den bisher aller Verkehr ging. Im Wald trifft man hie und da eine halb in den Boden vergrabene Hütte, die nur mit dem Dach aus demselben hervorragt. Einigemale begegnen wir Burjäten zu Pferd, welche sämtlich den Eisenbahnzug durch Abnehmen der Hüte und höfliche Verbeugungen begrüßen. Die Vegetation weist meistens Fichten, weiter unten im Tale auch Lärchen auf. Der Wald ist licht, keine richtige Taiga.

Das Jablonoi-Gebirge überschreitet der Zug in der Nacht, doch scheint nach ihrer Umgebung diese Wasserscheide zwischen den Flußsystemen des Eismeeres und des stillen Ozeans einen wenig ausgesprochenen Gebirgscharakter zu haben. Der Abfall gegen Tschita ist eine sacht geneigte, fast ganz mit Weiden bedeckte Ebene.

Tschita, die Hauptstadt des Sabaikalski Oblast, liegt in einer breiten Talmulde, angelehnt an einen waldigen Hügel, in dessen Bäumen ein Teil der Stadt versteckt zu sein scheint. Tschita, wie fast alle sibirischen Städte, macht den Eindruck eines riesigen, aus einstöckigen, hübschen Blockhäusern bestehenden Dorfes, aus dem einige unverhältnismäßig große, öffentliche Gebäude und Kirchen herausragen. Die Hauptstation Tschita (mit dem Eisenbahnrestaurant, großen Remisen und Werkstätten ꝛc.) ist drei Werst von der Stadt entfernt, jenseits des Flusses in größter Einsamkeit. Hier angesichts der Stadt hält der Zug 40 Minuten. Doch ist keine Möglichkeit, einen Wagen zu finden, um in die Stadt zu gelangen. Die sog. Stadtstation, zu der man später kommt, besteht einfach in einer Bretterhütte mit Pinte. Derartige unerquickliche Bahnhofverhältnisse gehören in Rußland geradezu zu den Landeseigentümlichkeiten und haben, wie man sagt, ihre Ursache in dem Umstand, daß die Ortsbehörden oft nicht eine genügend offene Hand für die Bahningenieure haben.

Von Tschita bis Strjetensk laufen Bahn und Trakt der Ingoda, weiter unten Schilka genannt, entlang durch ein malerisches Tal. Oft verengt sich dieses, schroffe Felsen treten unmittelbar an den Fluß heran. Wundervolle Fichtenwälder bedecken die Anhöhen. Im allgemeinen hat die Vegetation hier einen ausgesprochen alpinen Charakter. Der Boden gefriert in geringer Tiefe an vielen Orten das ganze Jahr nicht auf. Die Dörfer, die sich hier — längs der alten Straße — wieder häufiger zeigen, gleichen schweizerischen Bergdörfern.

In der Nacht passierten wir Kaidalowo, wo die mandschurische Bahn abzweigt. Auf beiden Seiten des Flusses leuchteten in der Nacht die Feuer kampierender Kosaken und Bahnarbeiter. Eben hatte ein Probezug die Festigkeit einer neuen Brücke geprüft, dem sofort ein großer Militärtransport auf der neuen Linie nach der Mandschurei folgte.

Morgens in strömendem Regen erreichte der Zug Nertschinsk, eine alte Stadt mit altertümlicher Kirche, in öder, kahler Berggegend. Von Nertschinsk bis Strjetensk ist das Flußtal sehr waldarm, der Bodenbewuchs alpin. Die Schilka ist hier schon ein ziemlich großer Fluß mit vielen Inseln und Geschiebebänken. Hier begegnet man zuerst wieder der Industrie (Zementfabriken). Es sind fast ausschließlich chinesische Arbeiter, welche in diesen Fabriken verwendet werden. Ihre Wohnungen sind wie Höhlen in einen Abhang hineingebaut, und zum Teil nichts als offene Erdlöcher. Diese chinesischen Arbeiter, gehaßt und verachtet von den Eingeborenen, machen einen zerlumpten, armseligen Eindruck.

Mit 9 Stunden Verspätung langt der Zug in Strjetensk an. Der Bahnhof liegt auf dem linken Ufer der Schilka, Ortschaft und Dampferlandungsplatz auf dem rechten.

Strjetensk, 4. August 1900.

Das beste Hotel in Strjetensk ist der „Dalny Wostok", ein noch unvollendeter Holzbau in der Art der alten schweizerischen Berghotel. Ungefähr einen Drittel des Gebäudes nimmt ein Theater ein, auf dessen Bühne wir am Abend einen guten, deutschen Bauchredner und eine Wiener Zauberkünstlerin sehen, die mobilen Überreste eines wegen der Mobilisation am Amur stecken gebliebenen Zirkus. Das Publikum bestand aus Offizieren und Einwohnern von Strjetensk, die den Eindruck teils von Spießbürgern, teils von Abenteurern machten. Das Bauchreden schien vielen ganz unheimlich zu sein. Die bereits fertigen Zimmer des Hotels sind höchst primitiv; das „zweite Bett" in unserm Zimmer war nichts als ein Bretterkasten mit hölzerner Kopfunterlage. Die Türen werden mit Malerschlössern abgeschlossen. Der dunkelste Punkt russischen Komforts ist hier besonders dunkel: die Wascheinrichtung. Für das ganze Stockwerk gibt es einen einzigen „Waschtisch"; d. h. in einem dunkeln Winkel im Flur hängt an der Wand ein messingener Kessel, — etwa zwei Liter fassend — in dessen Boden, eine durch einen

Metallstöpsel abgeschlossene Öffnung sich befindet. Stößt man den Stöpsel nach oben, so tröpfelt etwas Wasser herunter, mit dem man sich, hat man viel Geduld, die Finger annetzen kann. Unter dem Tropfgefäß ist eine Messingschüssel, deren Inhalt vielleicht alle Tage einmal ausgegossen wird. Dies ist die allgemeine, spezifisch russische Wascheinrichtung. Das beste des Hotels ist wie überall in Rußland das Essen. Die Preise für die Speisen sind hoch, für inländische jedoch nicht übertrieben, für ausländische exorbitant. Der beste Maßstab für Genußmittel ist an solchen Orten der überall zu findende französische Champagner, der hier zwölf



Gruppe von Auswanderern in Strjetensk

Rubel kostet, während er in Irkutsk noch wie in Moskau zu neun Rubel zu haben ist. Indes sind dies Hotelpreise. Wie in Europäisch-Rußland sind auch in Sibirien das verhältnismäßig teuerste die Hotelzimmer; ein besseres Zimmer zu 1 Bett (nach westeuropäischen Begriffen höchst primitiv, Bettwäsche, Licht ꝛc. werden besonders berechnet) kostet 3—3½ Rubel, die Bedienung ist gewöhnlich sehr mangelhaft, die „Reinlichkeit" erträglich. Von besonderem Ungeziefer habe ich fast nichts bemerkt; die Fliegen jedoch sind oft lästig.

Strjetensk, eine durch den Schiffverkehr und Bahnbau groß gewordene Kosaken-Staniza, liegt langgestreckt am Ufer der Schilka. Der Ort besteht fast ausschließlich aus kleinen Holzhäusern, zwei verhältnismäßig sehr kleinen Kirchen, sowie einigen ansehnlichen Verkaufsmagazinen. Die ungepflasterten Straßen sind gegenwärtig durch langen Regen in

einen in gewöhnlichen Schuhen unpassierbaren Brei verwandelt. Die Trottoire sind gebühnt. In der Nähe der Hauptlandungsstelle der Dampfer befindet sich ein größerer Platz, an dem oder in dessen Nähe mehrere große Kaufläden sich befinden. Der größte ist der von Ftorof, dem bekannten, in fast ganz Sibirien etablierten Detaillisten. Fast alle diese Geschäfte haben den Charakter von Bazaren, entsprechend der Eigenart des sibirischen und namentlich ostsibirischen Geschäftes. Die Hauptartikel sind die kuranten Bedarfsgegenstände der Bevölkerung dieser Gegend: Baumwollgewebe aller Art, Konfektion, Uhren, Samoware, Teppiche, Geschirr. Einige sind mehr auf Eisenwaren und Werkzeuge konzentriert. Die Qualität scheint hier eher minderwertig zu sein. Ferner befindet sich in Strjetensk ein großes, reich assortiertes Magazin für Spezereien, Konserven, Spirituosen, größtenteils russischer Herkunft. Gerade mit Bezug auf Delikatessen, Liköre ꝛc., auch ausländische, herrscht in Sibirien ein Luxus, der mit dem Komfort in andern Beziehungen wenig übereinstimmt.

In Strjetensk findet sich eine nicht unbedeutende chinesische Bevölkerung, namentlich sind zahlreiche kleine Läden in den Händen von Chinesen. Am Ufer längs der Ortschaft liegen die Dampfer, kleine Schlepper und große zweistöckige Passagierschiffe mit dem Rade am Hinterbord. Hafenanlagen, Depots u. s. w. konnte ich nicht finden. Die russisch-chinesische Bank, die sibirische Handelsbank, sowie die großen Kjachta'er Firmen haben hier ihre Vertreter. Strjetensk ist gewissermaßen der Endpunkt des vom Stillen Ozean nach Sibirien hineindringenden Handels.

Auf der Schilka, 5.—6. August 1900.

Trotz der Mobilisation und den großen Truppentransporten nach China bot es keine Schwierigkeit, weder als Zivilperson noch als Fremder Unterkunft auf einem der Flußdampfer zu finden. Wegen der vielen Untiefen kann die Schilka nur von Schiffen geringen Tiefganges befahren werden. Unser Schiff ist eine Barke mit Salonaufbau, vorn die I., hinten die II. Klasse; dazwischen, unter einem Dach, nach beiden Seiten offen, die III. Daselbst ist ein Gewimmel von Bauern, Arbeitern, Soldaten und namentlich Kindern jeden Alters, ferner ein sehr unappetitlicher Pope, der von den Bauern ganz als ihresgleichen behandelt wird. Mit ihren Kissen, die auch die ärmsten Reisenden hierzulande haben, machen es sich die Leute verhältnismäßig bequem. Auf ihren Koffern und Kisten kochen sie Tee oder haben die gemeinsame Suppen-

schüssel stehen. Das Betragen ist sehr anständig. Die Barke wurde geschleppt von einem kleinen Raddampfer. Infolge der jetzt reißenden Strömung geht die Fahrt rasch, doch wird viel Zeit dadurch verloren, daß die Schiffe in nicht ganz mondhellen Nächten irgendwo vor Anker gehen.

Das Schilkatal zwischen Strjetensk und Pokrowka ist sehr malerisch, dem Ingodatal ähnlich, aber durch die Gleichförmigkeit der Bodenbeschaffenheit und der Vegetation etwas eintönig. Das Flußtal ist in der Regel ziemlich eng, indem bald das eine, bald das andere Ufer bis zu 100 m ansteigen und meist steil gegen den Fluß abfallen. Hie und da erweitert es sich, die Höhenzüge treten zurück und zwischen sie und das Ufer schiebt sich eine kleine Ebene, die mit Laubwald bedeckt ist, während auf den Anhöhen Fichten und Lärchen fast allein zu sehen sind. An zahlreichen Stellen münden kleine Flüsse und Bäche in die Schilka ein, aus üppigem, hellgrünem Gebüsch hervorrauschend. Die steil gegen den Fluß abfallenden Hänge sind teils durch Felsen, teils durch halbübermooste Geröllhalden — von grauem verwittertem Gestein — gebildet. Überall an scheinbar nackten Felsen kleben kleine Lärchen.

Der erste Abend ist regnerisch. Der Himmel ist mit dunkeln Wolken überdeckt, nur im Osten — seltsamerweise — bricht ein rötlicher Lichtschein durch und wirft einen schwachen Reflex auf den Fluß. Die Berge — schwarzviolett — scheinen das Tal durch eine hohe Mauer abzuschließen. Während in der Nähe von Strjetensk sich noch häufig kleine Ansiedlungen finden, werden sie talabwärts immer seltener, stundenweit zieht der Fluß durch die tiefste Waldeseinsamkeit. Die Ansiedlungen, aus etwa 20—30 Häuschen bestehend, sehen recht ordentlich aus. An einer Stelle, wo an einer Straße längs des Flusses gebaut wird, ist eine Kolonie russischer und chinesischer Arbeiter, jene in Rot, diese in Blau gekleidet. Einige Baracken und Zelte sind ihre Unterkunft. Es ist Feiertag, gesondert sitzen sie auf den Wiesen und scheinen von der Wäschearbeit zu ruhen, denn zwischen den Bäumen flattern Dutzende von Hemden. Dann wieder lange, lange Zeit keine Spur von Leben.

Dampfern begegnet man selten; zahlreich sind jedoch die Flöße, auf denen — scheinbar im Wasser versunken — Kosaken mit ihren Pferden, je etwa 15 zusammen, lautlos und rasch von der Strömung flußabwärts getrieben werden. An Waldwiesen am Ufer machen sie hie und da Halt.

Während unterhalb Strjetensk Fluß und Tal oft sehr eng werden, erweitert sich das letztere gegen Osten mehr und mehr, die Gegend ver-

flacht. Am Abend des zweiten Tages erreicht man die Stelle, wo die Schilka mit dem Argun zusammenfließt, der aus einem mit weißen Abendnebeln bedeckten Tale aus dunkler, waldiger Berglandschaft hervortritt. Von dem Zusammenflusse an heißt der Strom Amur und bildet, bis zur Einmündung des Ussuri, die Grenze gegen China, d. h. gegen die Mandschurei.

Zwei Werst unterhalb der Vereinigung der Flüsse ist Pokrowka, ein ganz kleiner Ort mit zwei Holzkirchen und ein paar Dutzend Häuschen.

Bei der Ankunft daselbst erfährt man, daß unser Dampfer erst in 1—2 Tagen von Blagowjeschtschensk her eintreffe. Das zur Bestechung des Kapitäns und der Matrosen durch eine Kollekte unter den Fahrgästen zusammengebrachte Geld genügt nicht, um die Weiterfahrt zu bewirken. So übernachten wir auf dem Dampfer. Während der Nacht reißt sich der Anker los. Unter großem Spektakel gelingt es endlich, das Schiff in der starken Strömung wieder fest zu machen.

7. Im Amurgebiet.

Auf dem Amur bis Blagowjeschtschensk, 8.—9. August 1900.

Durch ein Telegramm an den Direktor der Dampfergesellschaft erwirken die Offiziere, daß man nachmittags endlich wegfährt. Nach wenigen Stunden erreicht man das auf der chinesischen Seite gelegene Städtchen Mocho, das vor 14 Tagen von den Kosaken gänzlich verbrannt wurde, weil die Einwohner auf russische Schiffe geschossen haben sollen. Neben den Trümmern des vollständig zerstörten Städtchens, das einst, dank der Nachbarschaft einiger Goldminen, einer gewissen Blüte sich erfreute, biwakieren die Zerstörer, zwei Sotnien Kosaken, die nicht gerade einen vertrauenerweckenden Eindruck machen.

Diese Amurkosaken — als Grenzwacht längs des Amur und des Argun angesiedelt — stammen aus verschiedenen Reichsteilen, viele aus Sibirien. Ihre Ansiedlung wird durch allerlei Vergünstigungen, namentlich große Landzuweisungen, gefördert. Ihr militärischer Ruf, speziell was Disziplin anbetrifft, ist nicht gut; auch als Ackerbauer taugen sie wenig. Sie sind faul, zum Trunke geneigt, bedürfnislos und lassen das Land durch chinesische Arbeiter bebauen, denen sie einen äußerst geringen

Lohn bezahlen, und die sie roh behandeln. Diese Kosaken haben in Friedenszeiten nicht mehr Militärdienst zu leisten als andere wehrpflichtige Russen. Das Spezifische der Kosakenkolonisation ist ihre Ansiedlung als Bauern unter strategischen Gesichtspunkten. Die Regierung bezahlt nur während der Mobilisation Nahrung und Fourage. Pferd und Waffe sind zu Lasten des Kosaken; das Übrige aber wird bestritten von der Verwaltung des Kosakengebietes. Die administrative Einteilung ist die in Woisko (Heer), Otdjel (Abteilung), Stanitza (Niederlassung), also eine militärische im Gegensatz zu der bürgerlichen der gewöhnlichen Kolonisten (Peresselenezi).

Diese letztern kommen jetzt meist aus den litauischen Provinzen, wo zu wenig Gemeindeland vorhanden ist. Auch sie sind nicht arbeitsam und verlassen sich auf die billigen Chinesen. Die Ansiedlung stimmt mit der in Sibirien überein (Mir-System); ein Landumtausch findet hier so wenig wie in West- und Mittel-Sibirien statt. 20—30 Familien gründen gewöhnlich ein Dorf an einer von den Behörden als zur Kolonisation geeignet bezeichneten Stelle. Sie wählen einen Starista (Ältesten). 3—6 Dörfer werden zu einem Wolost zusammengefaßt.

Die Amur-Landschaft in der Nähe von Pokrowka ist derjenigen der Schilka sehr ähnlich, doch ist das Tal weiter, die Höhenzüge erscheinen dadurch niedriger, der Fluß ist breiter. Das Gestein, wo es zu Tage tritt, ist meist von grauer Farbe, stellenweise rot und alsdann auch von interessanten Formen: senkrecht abfallende Terrassen, dolomitenartige Türme und messerartige, hohe Felsplatten treten vertikal auf den Fluß zu. In der Abendsonne erglühen die Felsen in hellem Weinrot und ihr eigenes und ihrer dunkeln Bekrönung Spiegelbild im vom Wind überhauchten Fluß gleicht einem in zarten, verschwommenen Farben in Seide gewobenen Muster.

In der Nähe von Mocho begegnen wir unserm Dampfer, auf den wir noch nachts übersiedeln. Indessen gehen durch Übernachten und unerklärliches Manövrieren wieder mehr als 12 Stunden auf derselben Stelle verloren.

Der zweite Tag auf dem Amur bietet ein etwas verändertes Bild. Die Gegend wird flacher und flacher, obwohl immer längs des Flusses oder in einiger Entfernung von ihm sich unbedeutende Hügelreihen hinziehen. Hie und da zeigt sich eine etwas größere Erhebung, wieder einmal einige Felsen, doch ist dies mehr zufällig. Auch das obere Amur- und selbst das Schilka-Tal können nicht als eigentliche Berglandschaft betrachtet werden, viel weniger als z. B. das Rheintal zwischen Schaffhausen

und Rheinfelden. Der Fluß ist von mäßiger Breite, etwa wie der Rhein bei Straßburg; seine Strömung jedoch ist sehr stark, so daß der Dampfer bis gegen 25 km in der Stunde zurücklegen kann. Auf der Oberfläche treibt eine Unmenge von gelblichem Schaum und Holzstücke jeder Größe, oft ganze Baumstämme. Das Wasser ist schmutzig und braun von dem massenhaft mitgeführten Sande, weiter talabwärts hat sich an der Oberfläche die Erde bereits etwas gesetzt, doch ist darunter sichtbar, wie es noch wolkig und trübe ist. Die Unreinheit des Wassers und die zahllosen kleinen Schaumbläschen, die auf der Oberfläche treiben, geben der letztern, wenn sie unter einem kleinen Winkel von den Sonnen-



Auf dem obern Amur (S. 79)

strahlen getroffen wird, den Anschein einer eben gegossenen Platte nicht ganz reinen Metalles. Alle Farben, die sich darin spiegeln, erhalten einen unvergleichlichen, matten Metallton. Zahlreiche Inseln erheben sich aus dem Flusse, oft einige hundert Meter lang. Der Ufersaum ist bedeckt mit Erlen und Weiden, das Innere mit niederem, buschigem Laubwald. Etwa alle 20—30 km begegnet man auf dem russischen Ufer einer Ansiedlung. Die Bewohner sind teils Kosaken, teils gewöhnliche Kolonisten. Um die Dörfer herum ist der Wald auf einige hundert Meter gerodet; auf den Wiesen weidet Vieh. Zwischen den Ortschaften ist nur ganz vereinzelt eine Spur menschlicher Tätigkeit zu bemerken und auf dem chinesischen Ufer ist hundert und hundert Kilometer weit nichts als Waldwildnis.

So arm an Farben und Lichteffekten diese Gegend am Tage ist, so überreich ist sie an solchen am Abend. Bald spiegelt sich in mattem Metallglanz der hellgrüne Uferwald, der blaßrote Horizont oder ein zartes, violettes Gewölk auf dem Fluß, bald bringen die Anhöhen in schwarzen Schatten gewaltige Effekte hervor mit den feurig glühenden Abendwolken, bald spielt der Himmel in allen Farben zwischen azurblau und smaragdgrün, lichtem Gelb und tiefem Rot.

Der dritte Tag ist gleich dem vorhergehenden, unausgesetzt dasselbe Waldmeer, derselbe einsame Strom mit seinen Inseln.

An einer Stelle durchbricht der Strom einen Talriegel. Auf der chinesischen Grenze fallen hohe, rote Felswände steil in den Fluß ab, auf dem russischen Ufer ragen — wie eine gigantische Normannenburg — die roten, senkrecht abstürzenden Zinnen einer gewaltigen Felsengruppe weit in den Fluß vor, von dem in lautlosen Wirbeln ziehenden Wasser nur durch einen schmalen Saum Erlen und Weiden getrennt. Das Felsenbild — an Conway-Castle erinnernd — wirkt außerordentlich durch seine Ähnlichkeit mit einem imposanten menschlichen Bauwerk, mitten in dieser unergründlichen Einsamkeit.

Blagowjeschtschensk, 10.—15. August 1900.

In der Nähe von Blagowjeschtschensk verflacht sich die Gegend noch mehr. Der Fluß erweitert sich, die Ufer erheben sich nur noch wenig über den Wasserspiegel; eine grüne, baumlose, von ganz unbedeutenden Erdwellen hie und da unterbrochene Ebene dehnt sich zu beiden Seiten des Stromes aus, nur am Wasser ragen einige große Eichen und Ulmen: man glaubt irgendwo am Unter-Rheine zu sein. Aus dieser einförmigen Flußlandschaft tauchen bald die Türme von Blagowjeschtschensk auf. Am Quai liegen zahlreiche große und kleine Dampfer und Militärbarken. Die Stadt präsentiert sich ziemlich günstig vom Flusse aus. Längs des Ufers ziehen sich eine Strecke weit Anlagen hin mit prächtigen, alten Bäumen, weiter unten ein geschmackloser, hoher, grauer Triumphbogen aus der Zeit der Reise des Zesarewitsch, des jetzigen Kaisers; dann der große, rote Backsteinbau des Hotel Rossia, ferner eine schneeweiße, mit hellgrünen Dächern bekrönte Kirche. Blagowjeschtschensk gegenüber, auf dem chinesischen Ufer, liegt Sachalin. Von da aus beschossen die Chinesen, als die Kunde von den Siegen der Boxer zu ihnen gelangte, die nur von zwei Kompagnien Infanterie verteidigte Stadt. Jetzt sind wie in Mocho nur noch einige Schornsteine zu sehen, welche aus den Ruinen der abgebrannten Häuser herausragen.

Blagowjeschtschensk, in Form eines länglichen Rechtecks angelegt, ist am linken Amurufer gelegen. Parallel zum Quai laufen drei breite Längsstraßen, die durch mehrere Querstraßen rechtwinklig geschnitten werden. Die dem Ufer am nächsten gelegene Hauptstraße, etwa so breit wie „die Linden" in Berlin, macht stellenweise einen fast großstädtischen Eindruck, namentlich durch mehrere sehr ansehnliche Gebäude, das Grand-Hotel, die Post, zwei Gymnasien und vor allem durch die pompösen Magazine der großen Importfirmen Kunst & Albers und Tschurin & Co., welche auf einem weiten, an der Hauptstraße gelegenen Marktplatze sich befinden. Ein dichtes, tiefhängendes Netz von Telephondrähten zieht sich über die Straße hin. Der mittlere Fahrdamm ist gut, die Trottoire sind aus Holz, aber zwischen beiden liegt der für sibirische städtische Straßen charakteristische Sumpf. In den zum Teil einen durchaus ländlichen Charakter tragenden Seitenstraßen ist in der Mitte oft nur eine Bahn für einen Wagen frei, auf beiden Seiten bis zu den Trottoiren sind tiefe Tümpel, in denen Gänse, Enten, Spanferkel und Kinder sich amüsieren. In den Hauptstraßen bemerkt man verhältnismäßig viele steinerne Gebäude, oft mit zwei Stockwerken; in den Nebenstraßen herrscht das einstöckige, russische Holzhaus vor. Freundliche Gärten geben manchen Straßen den Charakter von Villenquartieren. Das Leben auf den Straßen bietet gegenwärtig ein anderes Bild als sonst. Die zahlreiche chinesische Bevölkerung von 3—4000 Seelen ist vom Pöbel und Militär vor 14 Tagen aus Rache für den von der mandschurischen Seite aus auf die Stadt erfolgten Angriff in den Fluß getrieben worden, wo sie auf Nimmerwiedersehen verschwand. Am Quai sind Kosaken mit Ein- und Ausladen beschäftigt, während eine Menge total betrunkener Taglöhner am Boden liegen; auffallend viele Zigeuner treiben sich umher. Zum erstenmal in Sibirien begegnet man einigen hübschen Privatequipagen — denn Blagowjeschtschensk ist ein Zentrum für die Verwaltung und die Residenz vieler Goldminen-Parvenüs; auch eine radelnde Dame verfolgt ganz unbehelligt ihren Weg. In den äußern Quartieren trifft man Kälber und andere ländliche Haustiere in Menge.

Das chinesische Viertel liegt etwas außerhalb der Stadt im Nordwesten. In der Bauart unterscheiden sich die Häuser nur wenig von den russischen. Gegenwärtig ist alles ausgestorben.

Das Grand-Hotel verdient seinen Namen. Es gehört einem Franzosen und wird nach französischer Art geführt; auch von außen gleicht es einem kleinen französischen „Château". Mein Zimmer kann an Eleganz mit irgend einem eines großen westeuropäischen Hotels konkurrieren,

auch die Reinlichkeit ist über Erwarten befriedigend. Das Essen und namentlich das Sakuski-Buffet sind vorzüglich, abgesehen von den die Speisen bedeckenden Papieren, auf denen in einem gezuckerten Leim tausende von Fliegen eines qualvollen Todes sterben.

Blagowjeschtschensk hat eine wirtschaftliche Bedeutung nur als Zentrum der Amur-Goldindustrie; es besitzt kein eigentliches Hinterland. Das geistige Leben in Blagowjeschtschensk steht hinter demjenigen in anderen sibirischen Städten zurück, da hier nur wenige politische Deportierte (aus Sachalin und Kara) angesiedelt sind. Diese haben eine „liberale" Zeitung ins Leben gerufen, begegnen aber ziemlich allgemeiner Apathie. Im allgemeinen ist Sibirien sonst eher etwas aufgeklärter als Großrußland; es scheint auch weniger kirchlich zu sein. Die Buchhandlungen, die in manchen russischen und sibirischen Städten einen erstaunlichen Reichtum an guter Literatur aufweisen, sind hier nicht für ein hochgebildetes Publikum eingerichtet, und auch das Museum kann nicht entfernt mit dem von Irkutsk verglichen werden. Ein ständiges Theater gibt es ebenfalls nicht.

Am Sonntag war im „Velodrom" von 5 Uhr an eine typisch russische Volksbelustigung, eine sog. „Guljanie", d. h. der Park des Veloklubs war dem Publikum zum Spazieren geöffnet. Dieser ist am Ostende der Stadt gelegen und umschließt eine Velo-Rennbahn, ausgedehnte, etwas verwilderte Wiesen und jungen Wald. Restaurant und Buffet fehlen natürlich nicht. Eine kleine Kosakenkapelle spielt leidlich russische Weisen. Eine große Kegelbahn ist besetzt von deutschen Kommis, die in den hiesigen großen Detailgeschäften stark vertreten sind. Die Damen, alte und junge, sitzen, ledern und steif, abgesondert auf den Gartenbänken; ihre Toiletten zeigen kleinstädtische Eleganz, ihre importierten Hüte sind von der vor-vorletzten Berliner Saison. Für die Jugend sind einige Spielgeräte da. Die Kleidung der Kinder ist in Rußland fast durchweg geschmacklos, gesundheitswidrig und langweilig, indem der absolutistische Bureaukratismus die Schablonenhaftigkeit so weit treibt, daß die Kinder ein und derselben Schule bis auf die Strümpfe Kleider von gleicher Farbe haben müssen. Bei zunehmender Dunkelheit werden japanische Lampen angezündet; auf einer Art Tribüne im Freien wird in der milden Sommernacht getanzt. Die Unterhaltung hat einen sehr anständigen und familiären Charakter.

Zwei Abende verbrachte ich in der Gesellschaft politischer Deportierter, welche wegen Teilnahme an den terroristischen (bei uns irrtümlich immer nihilistisch genannten) Bestrebungen der achtziger Jahre



Straße in Blagowjeschtschensk [S. 81—82]

nach Kara* verbannt wurden und jetzt, nach Ablauf der eigentlichen Strafzeit, das Recht haben, in Sibirien mehr oder weniger frei zu leben. Die meisten können erst in mehreren Jahren nach Rußland zurückkehren. Es sind alles Leute von akademischer Bildung, intelligent, zum Teil aus den höhern Ständen und von ausgezeichneter Erziehung, so z. B. Frau P., die deutsch und französisch akzentlos spricht. Sie ist eine interessante, durch ihr Schicksal früh gealterte, sympathische Frau. Ihr Mann, ein wahrer Hüne, scheint von den Jahren in Kara in keiner Weise gebrochen. Er gibt hier eine kleine, für russische Verhältnisse liberale Zeitung heraus. Herr D., der mehrere romantische Fluchten aus dem Gefängnisse hinter sich hat und einige Jahre in der Schweiz studierte, ist seinem Äußern nach ein Mittelding zwischen einem deutschen Professor ältern Stils und einem Natur-Apostel. Er gewinnt seinen Lebensunterhalt durch Privatstunden. Herr B. ist ein Mann in mittlerem Alter von rein jüdischem Typus. Endlich noch eine junge Frau, die als einziger Zahnarzt in Blagowjeschtschensk ein ziemlich reichliches Einkommen hat. Mehrere dieser Deportierten scheinen ihren Namen nach deutscher oder israelitischer Abkunft zu sein. Sie machen alle einen durchaus friedlichen Eindruck, ihr Milieu erinnert an das des einfachen gebildeten Mittelstandes bei uns. Ihr Haushalt ist schlicht, aber nicht ärmlich, ihre Gastfreundschaft herzlich.

* Kara ist der Name eines Bergwerkes in Transbaikalien, wohin zu einer Zeit viele politische Deportierte geschickt wurden.

Die einen von ihnen, so das Ehepaar P., hangen noch den Prinzipien der alten Volkspartei an und bedauern, daß manche von ihnen, so Herr D. und die jüngere Generation, von den Prinzipien der Propaganda der Tat zum Marxismus übergegangen sind, den sie als politischen Quietismus verurteilen. Die marxistischen Sozialisten dagegen sind der Ansicht, daß der Terrorismus eine zu große Aufopferung von seinen Anhängern fordert, als daß er Massen umfassen könnte. Da ein Arbeiterstand und damit auch ein Arbeiterproletariat anfangen, sich in den russischen Industriebezirken zu bilden, setzen die russischen Marxisten ihre Hoffnung auf die Arbeiterbewegung. Da gegenwärtig das Großkapital und die Großindustrie am meisten von der russischen Regierung begünstigt werden, arbeitet letztere dem Sozialismus in die Hände. Großindustrielle dagegen äußerten sich mir gegenüber dahin, daß die Regierung die Arbeiter fürchte und die Arbeitgeber nur da wirksam schütze, wo, wie in Moskau u. a. O., politische Gründe für eine rigorose Aufrechterhaltung der Ordnung sprechen. Die administrative Verschickung und Versetzung von Hauptbeteiligten an Streiken ist jedoch eine Tatsache. — Der marxistische Sozialismus hat einen großen Anhang unter den russischen Studenten und der Tolstoianismus ist durch ihn verdrängt worden. Vereinzelt findet sich die Idee, daß die politische Freiheit nur auf Grundlage einer Art bundesstaatlicher Staatsorganisation erreichbar sei, da der Parlamentarismus die großen Rassen- und Wirtschaftsunterschiede in Rußland aufdecken werde. Dieses Argument wird übrigens auch von konservativer Seite gebraucht. Die Mehrzahl der revolutionären Elemente in Rußland ist jedoch zentralistisch gesinnt, was ein Zusammengehen mit den Polen und andern separatistischen Elementen erschwert. Die sogenannte „Intelligenz" in Rußland, d. h. die gebildeten Klassen, ist allgemein gegen den Absolutismus, doch neigt man hauptsächlich zur konstitutionellen Monarchie. Die Hauptschwierigkeit für die politische Entwicklung Rußlands ist der gewaltige, fast unvermittelte Gegensatz zwischen der großen, in der Regel apathischen und ungebildeten Volksmasse und der verhältnismäßig zahlreichen, geistig überaus regsamen, politisch temperamentvollen und etwas doktrinären „Intelligenz".

Die schlimmste Einrichtung ist die administrative Verschickung. Sie wird gewöhnlich als Präventivmaßregel angewendet oder in Fällen, in denen man einer Verurteilung durch die Gerichte, speziell durch die in Rußland stark von Gefühlsmomenten und wenig von nüchterner Rechtsauffassung beherrschten Schwurgerichte, nicht sicher ist. Der zu Verschickende wird von einem Polizeibeamten verhört; das Protokoll, mit den

Bemerkungen der Behörden, gelangt auf dem Instanzenwege an den Minister des Innern, welcher es meist bestätigt. Bis zur Bestätigung durch den Minister wird der zur Deportation Verurteilte gewöhnlich in Untersuchungshaft gehalten, die oft viele Monate dauert. Vor Eröffnung der sibirischen Bahn fanden Gefangenentransporte nach Sibirien nur im Frühling statt. Wer nun nach dem Abgang des letzten Transportes verurteilt wurde, hatte beinahe ein Jahr in Europäisch-Rußland in einem Gefängnis zu warten. Bis vor zwei Jahren war dieser schriftliche „Prozeß" der normale Strafprozeß für Sibirien mit der Abweichung, daß die Entscheidung des Falles auf Grund des Protokolles durch Justizbeamte erfolgte. Nach Ablauf der Jahre, auf welche jemand administrativ nach Sibirien verschickt worden, kann die Frist beliebig oft ohne weiteres Verfahren erneuert werden. So wurde z. B. einem sechszehnjährigen Mädchen, das administrativ auf 5 Jahre nach Beresow (Nordsibirien) verschickt war, der Termin dreimal erneuert. Neben der Deportation durch Gerichtsurteil und durch administrative Verfügung gibt es noch eine Versetzung auf Grund des permanenten Belagerungszustandes (z. B. in Moskau, Petersburg u. a. O.). Die Polizei kann auf beliebige Zeit, ohne irgendwelches Verfahren und ohne Angabe von Gründen, jemanden ausweisen und an einen bestimmten Ort verbannen, meist an den Heimatsort. Diese Maßregel wird in ausgibigem Maße gegen Studenten und Arbeiter angewendet. Es ist dies eine Präventivmaßregel in des Wortes weitester Bedeutung. Die Folgen ökonomischer Art sind oft äußerst schwer, z. B. für die vielen mittellosen Studenten, die sich durch Privatstunden erhalten. Schadenersatz findet in keinem Falle statt. — Wie in Rußland legt auch in Sibirien die Regierung, sofern sie etwas von der Möglichkeit politischen Freisinns wittert, öffentlichen Wohlfahrtseinrichtungen große Hindernisse, namentlich durch Verschleppung, in den Weg. Stets zeigt sie Mißtrauen. Die Erlaubnis der Errichtung einer Kinderkrippe und eines Temperenzvereins in Blagowjeschtschensk ließ über ein Jahr auf sich warten. Popen, welche in Tschita eine Volksbibliothek, und zwar in Verbindung mit der Kirchenschule, errichten wollten, hatten zwei Jahre auf die Bestätigung zu warten.

An dem Chinesen-Massakre, welches kurz vor meiner Ankunft in Blagowjeschtschensk gewissermassen als Antwort auf den chinesischen Boxer-Aufstand stattfand, waren nicht nur Militär und Polizei beteiligt, sondern in großem Umfange auch das Volk. Der gemeine Mann, der sog. Muschik, glaubt, dem Zaren einen Dienst dadurch erwiesen zu haben. Der Mord verteilte sich auf drei Tage. Die meisten Chinesen wurden am Ufer

getötet: erschossen oder erschlagen; unter ihnen viele reiche Kaufleute, auf deren Plünderung es manche abgesehen. In der Nähe von Blagowjeschtschensk sind einige von Chinesen bewohnte Dörfer, die laut dem Vertrag von Aigun, durch welchen 1857 Rußland das Amurgebiet erlangte, chinesisch geblieben sind. Von dieser Bevölkerung (etwa 17,000) entflohen die meisten früh genug, immerhin wurden daselbst auch noch einige tausend niedergemacht, so daß im ganzen in und um Blagowjeschtschensk gegen 10,000 wehrlose Chinesen getötet wurden. Diese Mordtat ist für Blagowjeschtschensk und sein Gebiet ein sehr schweres Unglück. Es sind keine Arbeiter mehr zu finden. Am schwersten getroffen ist die Landwirtschaft, da die zahlreichen, längs der Seja und Bureja angesiedelten Bauern für die schwere Arbeit fast ausschließlich Chinesen benutzen, die einen sehr geringen Lohn erhalten. Da keine Chinesen mehr da sind, kann nicht einmal die Frucht geschnitten werden. Umsonst gestattet jetzt die Regierung, die den Chinesen gehörenden und von ihnen verlassenen Felder abzuernten, wobei dem Okkupanten zwei Drittel, der Regierung ein Drittel des Ertrags zufallen soll. Mangels an Arbeitskräften können indessen die Russen keinen Gebrauch machen von dieser Erlaubnis, und eine Hungersnot wird allgemein erwartet, da in Zentral- und Ostsibirien infolge Trockenheit die Ernte dieses Jahr fast null ist. Durch die Einberufung der sibirischen Reservisten sind dem Lande noch weitere Arbeitskräfte entzogen, und die Kommunikationsmittel sind durch die Mobilisation zum größten Teil mit Beschlag belegt. Die Getreidezufuhr aus der Mandschurei ist durch den Krieg unterbrochen. Wenn die Chinesen nicht wieder kommen, ist das Amurgebiet dauernd schwer geschädigt. Überhaupt ist die koloniale Entwicklung Sibiriens durch jeden von Rußland in Ostasien geführten Krieg bedroht, indem die Eisenbahn nicht gleichzeitig außerordentlichen militärischen und den normalen wirtschaftlichen Anforderungen entsprechen kann, und bei dem Mangel an Arbeitskräften ein Entzug solcher die schlimmsten Wirkungen hat.

Die Mehrzahl der Einwohner von Blagowjeschtschensk gehört der Sekte der Molokanen an; eingewandert aus Tomsk, leben sie hier als Kaufleute und Bauern — unter sich abgeschlossen. Diese Sekte hat weder Geistlichkeit noch Kirche und anerkennt nur die Bibel als Quelle des Glaubens. Orthodox-griechische Missionäre wirken hier vergeblich, obwohl die Mission der Staatskirche es vornehmlich auf die christlichen Sektierer abgesehen hat, während Rußland seine mohammedanischen und heidnischen Untertanen in Asien aus den gleichen Gründen wie England völlig unbehelligt läßt.

Die Bauernbevölkerung ist, obwohl in Sibirien die Leibeigenschaft nie bestanden, nicht viel weiter entwickelt und freiheitlicher als in Rußland. Das Polizeisystem dagegen ist hier, weil die Zentralregierung fern ist, weit weniger fühlbar als in Rußland. Der Wunsch nach Verbesserung der Bildung unter den Bauern bleibt so gering, weil sie auch ohne Schulkenntnisse in diesem schwachbevölkerten Gebiet ihr Auskommen leicht genug finden. Gleichwohl fällt ein Vergleich der sibirischen Landbevölkerung mit derjenigen in Europäisch-Rußland zu Gunsten ersterer aus; vor allem fehlt es in Sibirien an den beispiellos verwahrlosten Dörfern, denen man in den westlichen Reichsteilen so oft begegnet.

Von Blagowjeschtschensk nach Chabarowsk, 16. August 1900.

Mit einer Verspätung von drei Tagen setzen wir unsere Fahrt fort, Amur abwärts. Unsere Mitreisenden sind fast ausschließlich Offiziere; die Passagiere der III. Klasse hauptsächlich Auswanderer, größtenteils Kleinrussen, einige Italiener, Japaner, Burjäten und zahlreiche Soldaten. Alle diese kauern auf Fellen, Kisten, alten Matratzen auf dem nur durch ein Dach gegen den Regen geschützten Oberdeck. Die Samoware scheinen auch bei ihnen eine Art Behaglichkeit zu verbreiten. Ruhe und anständigem Benehmen begegnet man überall.

Während der Fahrt scheinen zwei Knaben einer kleinrussischen Auswandererfamilie schwer zu erkranken. Der Vater, schon ein alter Mann, mußte bereits wegen Schwäche aufs Schiff getragen werden. Auf einem Schafpelz hingestreckt in einem dunkeln Winkel des Zwischendecks, stirbt er, kurz bevor der Dampfer bei einem Dorfe anlegte. Die Leiche wird sofort ans Land gebracht, und die Familie fährt weiter ohne den Vater. Da die Knaben des Hungertyphus verdächtig sind, werden die Leute in einem untern Raume isoliert. Später konstatieren die Ärzte, daß es sich einfach um Erschöpfung aus Hunger handelt. In Strjetensk waren 1500 Auswanderer wochenlang wegen der Mobilisation aufgehalten und gezwungen worden, ihr letztes Geldlein aufzuzehren. Die Regierung tat nichts für die Unglücklichen, die Lieferanten saugten sie aus, verlangten für das Pfund Brot 50 Kopeken, statt 3—4 wie gewöhnlich. Sofort wurde auf dem Schiff eine Kollekte veranstaltet, welche eine hübsche Summe ergab.

Auf der hintersten Plattform des Schiffes sieht es sehr ländlich aus: eine Kuh, zwei Kälber, ein Verschlag mit Gänsen, ein solcher mit Hühnern, eine Menge Gemüse, Wäsche an Seilen im Wind flat-

ternd, zwei alte Bauernweiber in Schafpelzen, rote Tücher über den Kopf gebunden.

Die Mahlzeiten in der I. und II. Klasse werden gemeinschaftlich eingenommen, viermal Tee, Mittag- und Abendbrot. Die Küche ist einfach und nicht reichlich, die Kabinen dagegen sind gut. Ebenso war es auf dem wesentlich kleinern Dampfer zwischen Pokrowka und Blagowjeschtschensk. Keinesfalls können diese Schiffe mit denjenigen auf der Wolga und Kama verglichen werden.

Unmittelbar unterhalb Blagowjeschtschensk mündet die gewaltige Seja ein, an deren rechtem Ufer ein hohes Bord — wie an der Wolga — sich hinzieht. Beide Ufer des Amur sind nun flach, fast waldlos. Auf der chinesischen Seite bemerkt man einige unbedeutende Höhenzüge, mit verkrüppeltem, niederm Laubwald bedeckt. Auf dem russischen Ufer trifft man etwa alle 20 km ein kleines Kosakendorf, auf dem chinesischen herrscht völlige Einsamkeit, mit Ausnahme der Ruinen, der etwa 40 km unterhalb Blagowjeschtschensk gelegenen, großen chinesischen Stadt Aigun. Vor etwa 14 Tagen wurde sie wie Sachalin und Mocho, von den Russen eingeäschert, Hausruinen, rauchgeschwärzte Schornsteine, halbverbrannte Bäume, eine zum Teil zerstörte Pagoda schauen über das niedere Uferbord hinaus.

Der Fluß ist von verschiedener Breite, oft wohl über eine halbe Werst breit, mit zahlreichen Inseln und Sandbänken bedeckt. Die Strömung ist stark und beträgt ca. sechs Werst in der Stunde. Das Wasser ist hellbraunviolett, doch bedeutend durchsichtiger als im Oberlauf des Flusses. Ein heftiger Ostwind bläst und erregt eine Menge weißschaumender Wellen. Der Himmel ist grau und glanzlos. Gegen Abend setzt ein feuchtwarmer Westwind ein.

17. August 1900.

Unser Dampfer schleppt eine große Barke, auf welcher ein Teil eines Brückenparkes, etwa zwölf Pferde und eine Abteilung Soldaten sich befinden. Das Schiff war augenfällig schlecht geladen. Diesen Morgen kippte es etwas bei einer Wendung, und vier Wagen, Pontons in der Länge von 16 Saschen, einige Kisten und 16 Pferdegeschirre fielen in den Strom. Ertrunken ist niemand. Der Dampfer lavierte hier den ganzen Tag umsonst herum. Die ausgesandten Schaluppen konnten auch nichts finden.

Als der Dampfer irgendwo am Ufer vor Anker ging, lagen zwei halbverfaulte, z. T. von den Fischen angefressene chinesische Leichen im

Wasser, die der Strom von Blagowjeschtschensk heruntergetrieben. Wohl die Hälfte der Passagiere ging ans Land, um die Leichen in der Nähe zu sehen, Soldaten stocherten mit Stangen im Uferschilf nach ihnen, ein Schlingel warf Steine, andere lachten und kicherten: eine Szene ekelhaft und viehisch pietätlos.

Der Fluß ist hier sehr breit, vielleicht 1 km. Große, mit grauen Weiden und Erlen dicht überwachsene Inseln schieben sich hintereinander. Auf dem chinesischen Ufer sieht man ferne Hügelzüge, mit hellem, niederm Laubwald. Das russische Ufer ist flach, mit stillen Flußarmen, hohen Weiden und Wiesen von fast mannshohem Sumpfgras. Keine Spur von Leben als gegen Abend Millionen lästiger Mücken. Das Wetter ist warm und sonnig.



Amur-Dampfer

18. August 1900.

Am Horizont erscheint das Chingan-Gebirge; der Fluß tritt von neuem in eine Berggegend ein. Während drei bis vier Stunden ist das Flußtal ziemlich eng, eingerahmt von mäßigen Hügelzügen. Das Tal erinnert an den Rhein zwischen Stein und Basel. Die Bergformen sind meist pyramidal. Der Wald — Eichen und Eschen — ist üppig und leuchtet in der Morgensonne im hellsten, frischesten Grün. Die Ufer sind sehr einsam, abgesehen von einigen kleinen Kosakenansiedelungen, einem kleinen, nicht niedergebrannten, aber von den Kosaken besetzten,

chinesischen Dörfchen auf dem rechten Ufer. Es vergehen Stunden, ehe man einem Schiffe begegnet.

Gegen die Staniza Jekaterino-Nikolsk erweitert sich das Tal wieder, die Höhenzüge entfernen sich vom Ufer und bilden über der grünen Uferhaide einen schönen Abschluß des Horizontes mit ihren ruhigen, geraden Linien. Der Wald wird lichter, kleiner, oft fast gestrüppartig.

Unterhalb Jekaterino-Nikolsk wird es ebener und ebener. Die Höhenzüge entfernen sich mehr und mehr vom Flusse. Der Wald wird spärlicher. An einer Stelle ragen aus dem Wasser zwei Schlote eines versunkenen Dampfers. Das Wasser ist hoch, die Ufer mancherorts halb im Wasser versunken, der Fluß oft scheinbar seeartig erweitert.

19. August 1900.

Dieselbe flache Uferlandschaft wie am vorhergehenden Tage. Silbergraue Weiden längs der Ufer und auf den Inseln dahinter spärlicher, dünner Birkenwald, der Boden mit hohem Sumpfgras bedeckt. In der Ferne, in blauem Duft, ein Bergzug. Am Ufer liegt ein kleinrussisches Dörfchen, gemauerte Häuser mit Strohdächern, armselig wie sonst keines der sibirischen Dörfer längs meiner Route.

Der Fluß erweitert sich mehr und mehr, und macht oft den Eindruck eines wirklichen Sees durch seine Seitenarme und Ausbuchtungen. Die völlige Flachheit der Ufer erhöht diesen Eindruck. Talaufwärts und abwärts schließt sich der Horizont durch die schmalen, niedrig bewaldeten Ufersäume, die wegen der Wölbung der gewaltigen Wasserfläche in der Luft zu schweben scheinen.

Chabarowsk, 19.—20. August 1900.

Um Mittag erreicht der Dampfer Chabarowsk. Die Stadt erhebt sich auf dem rechten Uferbord des Amur, da wo dieser den gewaltigen Ussuri in sich aufnimmt und in einem rechten Winkel von Osten nach Norden umbiegt. Die Lage der Stadt ist eine von der Natur gegebene, gleichwohl ist Chabarowsk, hier die „Stadt der Generäle" genannt, bis jetzt fast nur ein administratives Zentrum (Sitz des priamurischen Generalgouverneurs) ohne große kommerzielle Bedeutung.

Das Terrain, auf dem die Stadt gelegen, ist ein sich etwa 30 m über den Fluß erhebendes, ziemlich steil gegen diesen abfallendes Plateau, das von zwei vertikal auf das Ufer zulaufenden Ravins durchschnitten

ist. Über dieses höchst unebene Gelände ist ein Netz breiter, sich rechtwinklig schneidender Straßen gelegt. Letztere sind gegenwärtig ein erstarrtes Lehmmeer, mit tiefen Furchen und Unebenheiten jeder Art. Die Trottoire sind schmale Bretterpfade von verschiedenem Niveau und führen treppauf und treppab. Alles mögliche Unkraut wuchert in den Nebenstraßen. Über die ganze Stadt zerstreut finden sich eine Menge Bäume und kleine Waldparzellen, zwischen denen sich die einstöckigen russischen Holzhäuser und eine große Zahl von Verwaltungsgebäuden, lauter große, viereckige Backsteinkasten erheben. Die Stadt macht den Eindruck einer pilzartig aufgeschossenen Schöpfung, die neben Zügen groß gedachter Anlage und reger Tätigkeit zahlreiche Spuren des Unvollkommenen, Unvermittelten, kurz der früheren Wildnis an sich trägt. Chabarowsk ist von



Auswanderer auf dem Verdeck eines Amur-Dampfers [S. 88]

allen sibirischen Städten, die ich sah, die wenigst kultivierte. Die schönste Straße mit mehreren großen Gebäuden zieht sich auf der Höhe zwischen den beiden Ravins hin und mündet beim Dome, neben dem, mangels eines eigentlichen Glockenturmes, zwei Pavillons mit vier Glocken sich befinden. An den Dom, längs dem Rande des Abhanges, reihen sich die roten Ziegelgebäude des Generalgouvernements, des Offizierskasinos und des Museums. Über dem Uferbord zieht sich ein Saum öffentlicher Anlagen hin, an deren Ende das einfache, aber groß wirkende Standbild des Grafen Muraview-Amurski, des Eroberers des Amur, steht. Die Aussicht von dem Denkmal aus ist großartig: Tief unten das

Ufer mit zahlreichen Dampfern und Barken und lebhaftem Treiben, die gewaltige Wassermasse der beiden sich hier vereinigenden Ströme, welche durch eine weite, grüne Ebene sich wie silberne Bänder ziehen, im Hintergrunde ein dunkles, ziemlich hohes Gebirge, ähnlich den Vogesen.

Unten am Quai ist ein Quartier meist kleiner, sich dicht aneinander reihender Holzbuden, in denen Chinesen und auch Russen Waren jeglicher Art feilhalten. Bei jeder Bude steht eine hohe Fahnenstange nach chinesischer Art. Muschiki in roten Hemden, Chinesen aller Art, drollig aussehende Koreaner in weißen Kleidern und hohen Strohhüten, Japaner und Japanerinnen, russifizierte Mongolen, alles treibt sich hier feilschend umher. In einer ganzen Budenreihe sind nur Verkäufer von Lebensmitteln: Chinesen, Koreaner, Japaner und Russen. Sie bieten namentlich Gemüse an, wohl zum Teil chinesischer Herkunft, da man in Sibirien so gut wie keine Gemüsegärten sieht; ferner getrocknete Fische, lebende Hühner, Eier, Brote, Limonaden, Tomaten, Honigwaben, Würste, russische und amerikanische Konserven. Das meiste ist nicht unappetitlich.

In auffallendem Gegensatz zu den großen Regierungsgebäuden steht ein kleines Holzhaus, in welchem die Stadtverwaltung sich befindet. Die Straßenbeleuchtung ist sehr mangelhaft, ein Telephon gibt es nicht, ebensowenig eine lokale Zeitung. Das ganze bürgerliche Leben ist völlig unentwickelt, es herrscht noch das reine Militärregiment.

8. Wladiwostok.

Auf der Ussuri-Bahn, 20.—21. August 1900.

Auf dem Wege zu dem etwa drei Werst entfernten Bahnhof begegnen wir einer grotesken deutschen Reisegesellschaft, in Tropenhüten, mit Jagdflinten bewaffnet — denn es gibt hie und da Tiger am Ussuri — und mit unförmigen photographischen Apparaten bepackt.

Die Waggons sind gleich wie auf der sibirischen Bahn, der Zug enthält einen russischen Speisewagen, so daß es an keinem Komfort gebricht. Die Bahn führt durch einen zum Teil sumpfigen Wald, der dem Bahnkörper entlang großenteils abgebrannt ist. Gegen den Ussuri hin erhebt sich ein dunkler, waldiger Höhenzug. Keine Spur von Ansiedelung zeigt sich. An einigen Stationen trifft man, wie in Sibirien, Bäuerinnen, die Milch, Brote, Quarkkuchen, Gurken u. s. w. feilhalten. An einer größern Station befindet sich in einem eigenen hübschen Gebäude eine Bibliothek und

Lesehalle für die Eisenbahnarbeiter. Die Bahn, d. h. Bahnkörper, Stationen u. s. w. sind im allgemeinen gleich wie auf der sibirischen Bahn. Die großen und sehr zahlreichen Brücken über die Nebenflüsse des Ussuri sind meistens Eisenkonstruktionen, die kleineren dagegen sind aus Holz. Der Bahndamm macht nicht einen besonders Vertrauen erweckenden Eindruck, um so mehr, als die Linie sehr gelitten hat durch einen Taifun, welcher kürzlich über die Ussurigegend herging und starke Überschemmungen verursachte. Zahlreiche niedergebrochene Bäume sind Spuren seiner Verheerungen. Oft kann der Zug sich nur ganz langsam vorwärts bewegen.

Die Gegend bietet während des ganzen Tages ziemlich wenig Interessantes; der Wald besteht meist aus niederen Laubbäumen, am Horizont treten bald auf der einen, bald auf der andern Seite mäßige, waldige Anhöhen hervor.

Während der Nacht hatten sich dichte Nebel auf die sumpfige Gegend gelegt. Die kleinen Wassertümpel gefroren. Nachdem der Zug Nikolskoje, wo die neue mandschurische Linie einmündet, passiert hat, heitert es auf, ein sonniger, warmer Tag folgt dem gestrigen trüben. Die Bahn überschreitet einen Bergzug, welcher das Ussuri-Tal von der Amurbucht, dem westlichen Ausläufer der Bucht Peters des Großen, trennt. Die Amurbucht, etwa 30 km ins Land eindringend, bietet schöne Landschaftsbilder. Die sich ziemlich rasch erweiternde Wasserfläche spiegelt den blauen leuchtenden Himmel. Die Ufer bilden ziemlich hohe Bergzüge, deren Abhänge mit üppigem Eichenwald bedeckt sind. Hie und da begegnet man anmutigen, einfachen Landhäusern am Strande. Der Wellenschlag ist sehr schwach. Der sich mächtig erweiternde Golf scheint regungslos zu sein, in der Mittagssonne glitzernd. Die Waldvegetation wird immer reicher. Zwischen den Eichen und Nußbäumen wuchern hohe Winden und Farne. Die höhere Lichtintensität der südlicheren Breite macht sich stark in allen Farben bemerkbar. Bald werden die Höhen, welche Wladiwostok umgeben, sichtbar. Die Bahn erreicht einen Vorort, wo sich Kasernen, Petroleumlager und Fabriken befinden, dann durchschneidet sie die nordwestlichen, meist von Chinesen bewohnten Quartiere von Wladiwostok, durchbricht sodann einen Hügel und endigt unmittelbar am Hafen, an dem Westufer des Goldenen Horns — merkwürdigerweise in der Mitte der Stadt, ein Unikum für russische Verhältnisse. Auf dem Platz vor dem Bahnhof ist ein Gekreisch und Treiben von Chinesen, welche als Gepäckträger und Karrenführer sich den Ankommenden aufdrängen. Die Karren von kleinen Pferden gezogen, sind zweirädrig und schwer. Die Polizisten puffen die

Chinesen umher, was diese jedoch nicht böse zu nehmen scheinen. Auch die russischen Kutscher behandeln ihre bezopften Kollegen sehr als Canaille.

Wladiwostok, 22. August 1900.

Die Lage von Wladiwostok ist eine der schönsten, die ich kenne. Aus dem mächtigen Amurgolf biegt nach Osten ein kleiner Meerarm ab, das goldene Horn. Auf der Nordseite desselben erheben sich steil eine Reihe von Bergen, pyramidenförmige Gipfel, die, wenn von der Sonne grell beleuchtet, in trügerischer, übernatürlicher Größe erscheinen. Alle Anhöhen sind teils mit Gras, teils mit hellem, ganz niederm Laubgehölz bedeckt. Dem Festland vorgelagert ist die „Russische Insel“, mit verhältnismäßig hohen Bergen. Über das Nordufer des goldenen Horns und die langgestreckte Halbinsel, welche dieses vom großen Golfe trennt, ist die Stadt ausgebreitet, an den steilen Hängen amphitheatralisch aufsteigend. Eine schöne Aussicht genießt man von einer der Bastionen des die beiden Meerarme teilenden Hügels, von dem der Blick über die ganze Stadt, ihre grüne Umrahmung und bis gegen die ferne koreanische Küste schweift, wo die Gebirge in immer zarterem Blau-violett sich abstufend nach und nach in das Meer untertauchen.

Von der einzigen, großen russischen Kirche abgesehen, macht Wladiwostok durchaus in nichts den Eindruck einer russischen Stadt. Das 2—3-stöckige Ziegelsteinhaus von englischer oder deutscher Art oder das amerikanische Holzhaus herrschen vor; auch das im Nordosten, am Abhang gegen den Amurgolf gelegene Chinesenviertel bietet in seiner Bauart gar nichts Besonderes: lauter 1—2-stöckige, rote Backsteinhäuser. Die Menge weißer und roter Verwaltungsgebäude und Geschäftshäuser, die über das Nordufer des Goldenen Horns sich hinziehende Hauptstraße mit dem kleinen Palais des Gouverneurs, dem hübschen Stadthaus in französischem Stil: alles gibt der Stadt den Anschein von westeuropäischer Eleganz. Zwischen dem Strand und der Hauptstraße zieht sich ein Stück weit eine hübsche Parkanlage hin.

Das Schlimmste an der Stadt sind die Straßen; sie haben keine ordentliche Nivellierung, gehen bergauf und bergab, sind ausgefahren und steinig; geradezu halsbrecherisch sind die hölzernen Trottoire; die Beleuchtung ist mangelhaft. Am ärgsten ist es, wo die Straßen gepflastert sind; die Droschken, im Gegensatz zu den für sibirische Verhältnisse allein richtig konstruierten Tarantassen, haben Federn, welche auf den hiesigen Straßen in für die Insassen unheimliche Schwingungen geraten. Die

Fahrleute sind faul; wenn ein Jswoschtschik in den ersten Wochentagen genügend verdient hat, so ergibt er sich für den Rest der Woche dem Trunke. Die Chinesen und Koreaner, welche über die Straße gehen, werden von diesen russischen Kutschern brutal behandelt; können sie mit ihrem Karren nicht sofort ausweichen, so haut der Russe gleich auf Pferd und Chinesen los. Die hiesigen Chinesen sind jetzt zum großen Teil weggezogen auf die Kunde hin von dem Mord von Blagowjeschtschensk. Namentlich fürchten sie die russischen Soldaten, die sich ein Vergnügen daraus machen, Chinesen durchzuprügeln. Die Anwesenheit der Chinesen ist indes für Wladiwostok eine Lebensfrage: Jn normalen Zeiten sind im Sommer bis 18000 da; die meisten kommen aus Tschifu (Nordchina). Sie arbeiten beim Ausladen und Laden der Schiffe, als Erd- und Bauarbeiter, in Fabriken, als Köche und Diener. Eine große Zahl sind Ladenbesitzer, größere und kleinere; viele von ihnen importieren direkt aus China die Mittel für den Bedarf der hiesigen chinesischen Bevölkerung. Die Chinesen, ebensowenig wie andere Ausländer, haben das Recht, Grund und Boden zu erwerben; ihre Häuser, in denen sie ihre Geschäfte haben, bauen sie auf eigene Kosten auf im Eigentum von Russen stehendem Terrain, haben das Nutzungsrecht in der Regel während 12 Jahren, nach welcher Frist das Haus dem betreffenden Grundbesitzer unentgeltlich zufällt.

Die zahlreiche chinesische Bevölkerung ermöglicht die Existenz eines chinesischen Theaters. Das Gebäude, im chinesischen Viertel gelegen, bietet, abgesehen von der Türdekoration, äußerlich nichts besonderes, es ist ein zweistöckiger, roter Backsteinkasten. Am Eingang sitzen ein paar Chinesen, verkaufen die Billete und notieren die Einnahmen mit Pinsel und Tusch. Ein Logenplatz kostet 2 ½ Rubel. Das Innere des Theaters ist ein rechteckiger, länglicher Saal mit Oberlicht. Die Anlage ist ähnlich der eines Varieté-Theaters bei uns. Das Parkett ist mit kleinen, quadratischen Tischchen zu vier Plätzen angefüllt. Rings herum, hinter einer Barriere, sind billigere Plätze. Die Logen befinden sich in einer von Säulen getragenen Galerie, welche den Saal auf drei Seiten umgibt. Fast die ganze Ausstattung des Raumes ist chinesisch, abgesehen von einigen geschmacklosen Petroleumleuchtern. Das Theater ist ziemlich gut besetzt, fast nur Männer sind da, die meisten in den bei den Chinesen üblichen blauen Anzügen, in den Logen einige Damen, in eleganten, gestickten, seidenen Kleidern, mit flachen, wachsartigen Gesichtern und kleinen schwarzen Mandelaugen. Überall wird unentgeltlich fast ungenießbarer Tee serviert. Die meisten Chinesen knuppern dazu geröstete Sonnenblumenkerne und rauchen Cigaretten. Das Publikum unterhält sich halb-

laut. Es ist heiß, die Leute schwitzen fürchterlich. Die Boys, d. h. Kellner, servieren gewärmte Servietten, mit welchen man sich den Kopf abtrocknet. Nach einiger Zeit werden die Tücher wieder eingesammelt, frisch zusammengelegt und wieder verteilt!

Die Bühne ist weit in den Saal vorgebaut, mit rot und golden bemaltem chinesischem Schnörkelschnitzwerk verziert. Die Musik befindet sich auf der Bühne im Hintergrund: Streichinstrumente, Cymbeln, Klappern und Gong. Die Gesangsbegleitung ist ganz annehmbar, spielt aber das Orchester allein ein Intermezzo, dann artet es in eine heillose Katzenmusik aus. Sind nicht genügend Zuschauer da, so hört man auf zu spielen, die Musik macht Spektakel, bis dadurch genügend Leute angelockt sind. Eine eigentliche szenische Dekoration fehlt. Die Kostüme sind phantastisch und sehr reich, schöne Seidenbrokate mit Gold- und Buntstickerei. Die Hauptschauspieler haben riesige Fasanenfedern auf ihren Hüten. Nur Männer spielen. Die Handlung des Stückes ist unklar. Es scheint ein Familiendrama zu sein: Ein General, seine Frau, ihr Kind (eine Puppe) und eine Kindermagd sind die Hauptpersonen. Der General singt ziemlich gut, nicht einmal so sehr verschieden von unsern Sängern, die Frau dagegen, d. h. der betreffende Schauspieler ahmt die Frauenstimme dadurch nach, daß er in den allerhöchsten Kehltönen quickst. Auch die Männerrollen werden relativ sehr hoch vorgetragen. Die Musik hält im allgemeinen die Mitte zwischen einer italienischen Volksmelodie und einer monotonen mohammedanischen Weise.

Abends sah ich im europäischen Theater den Faust von Gounod. Faust, Mephisto und Valentin waren ziemlich gut, Gretchen aber unfreiwillig komisch; Dekoration und Ausstattung sind sehr schwach; von den Soldaten wußte man nicht, ob sie einer modernen Feuerlöschstation oder einer römischen Legion angehörten.

Die Koreaner in Wladiwostok, deren Zahl im Abnehmen ist, arbeiten meist als Lastträger, Erdarbeiter, auch in Fabriken. Ihr Quartier, das sog. Koreanische Dorf, liegt im Nordwesten, am Ausgang der Stadt. Es besteht aus schmutzigen, einstöckigen Hütten. Die Koreaner tragen fast ausschließlich die weiße Nationaltracht und eigentümliche Hüte aus durchsichtigem, schwarzem Roßhaargeflecht; durch ein nach unten gekrämptes Stirnband ist der Hut so in die Höhe gehoben, daß der nach oben gebundene, hohe Haarknäuel darin Platz findet. Es gibt ziemlich viele reiche Koreaner hier, die sich wegen der unseligen politischen Verhältnisse ihres Landes hieher zurückgezogen haben. Das Innere eines koreanischen Hauses, das ich betrat, bestand aus drei Räumen: in der Mitte eine

sehr schmutzige Küche, links ein kleiner Raum, wahrscheinlich für die Frauen, rechts ein großes Zimmer, dessen Boden mit Matten belegt war. In diesem Raume rauchten, schrieben und unterhielten sich die Männer, kauernd und liegend. Die Koreaner scheinen mehr als die Burjäten, Japaner oder Chinesen sich äußerlich dem arischen Typus zu nähern. Das Gesicht ist meist länglich, die Backenknochen sind allerdings stark vortretend. An Gestalt ist der Koreaner den Mandschuren (hier Mansen genannt) ähnlich, und zwar ist er bedeutend stärker als der Chinese.

Die Japaner sind die Aristokratie der hiesigen Arbeiterbevölkerung. Seit dem Steigen der Löhne in Japan in den letzten Jahren sind sie ziemlich anspruchsvoll geworden; sie arbeiten teils als Commis, teils als Kleinhandwerker, Photographen, Limonadenfabrikanten, Uhrenmacher, Wäscher, Japanerinnen vielfach als Dienstmädchen. Die Japanerinnen tragen hier fast stets ihre nationale Tracht; die Männer dagegen meistens die europäische oder eine Mischung der ihrigen und der unsern.

Die Hotelverhältnisse sind ziemlich bedenklich. Das sog. beste Hotel ist vor allem ein Tingeltangel. Da, wie es oft geschieht, unser Telegramm später ankam als der Zug (obwohl derselbe 30 Stunden von Chabarowsk bis Wladiwostok fährt), fanden wir in dem „ersten" Gasthof keine Zimmer; ebensowenig im zweiten und dritten (welche die Bezeichnung Hotel schon nicht mehr verdienten). Der vierte, in dem noch eine Kammer zu haben war, verließen wir nach drei Stunden, da es dort mehr als zweideutig schien, und landeten schließlich in einem höchst ehrbaren Temperance-Hotel, mit bestimmten Eßzeiten, mit Lichterlöschen und Haustürverschluß um 9 Uhr, mit guter Küche, insolenten chinesischen Boys, mit von Feuchtigkeit schwitzenden, unausgetrockneten Mauern. Der Kleiderschrank kann nicht benutzt werden, da er von Ungeziefer wimmelt. Es gibt hier zwei oder drei ziemlich gute Restaurants, doch sind sie meist schmutzig. Servietten werden kaum häufiger als die Tischtücher gewechselt.

Die hiesigen europäischen Magazine sind ähnlich denen von Blagowjeschtschensk, meist sind es große Warenhäuser. Die Auswahl ist groß, die Waren z. T. von sehr guter Qualität, großenteils deutscher und englischer Herkunft; doch findet man auch ziemlich viel russische Manufakturwaren.

Die Vorherrschaft in Wladiwostok haben abgesehen von den Russen die Deutschen. Die deutsche Flagge ist von allen die häufigste in Wladiwostok. Die größte hiesige Firma (Kunst & Albers) ist deutsch. Außer dem Warenimport und Detailverkauf ist diese Firma auch Rehder und Bankier. Daneben bestehen noch andere große deutsche Kaufmannshäuser.

Die Deutschen haben einen Klub, halten ziemlich zusammen und bewahren, wie es scheint, ihr Deutschtum. Auch in nicht-russischen Geschäften kann man z. T. deutsch sprechen. Die Schweiz, speziell die deutsche Schweiz, ist ebenfalls gut vertreten. Auch gibt es hier einen Engadiner, der ein Café mit Konditorei hält und nebenbei außerhalb der Stadt eine Landwirtschaft betreibt, durch die er Wladiwostok mit Butter versorgt.

Die einzelnen Familien sollen wenig untereinander verkehren, doch empfangen sie sehr oft die unverheirateten Mitglieder der Kolonie bei sich. Das Leben in Wladiwostok ist namentlich teuer infolge der hohen Preise der Wohnungen und der Vergnügungen. Außer Geschäftssteuern werden hier keine direkten Steuern bezahlt.

* * *

Die nähere und weitere Umgebung von Wladiwostok bietet sehr viele Schönheiten. Von dem höchsten Punkte der Anhöhen, welche die Stadt beherrschen, überblickt man die ganze Amurbucht und im Osten die Ussuribucht, welche sich vor der „Russischen Insel" zu dem sich auf das Japanische Meer öffnenden Golf Peters des Großen vereinigen. Unten liegt das Goldene Horn mit seinen Dampfern und Dschunken; und längs des Wassers das Häusermeer der Stadt. Im Osten und Norden erheben sich waldige Anhöhen z. T. von Festungswerken besetzt, zu denen sich als helle Linien durch das Waldesgrün Straßen emporziehen; im Westen flaches, waldiges Hügelland.

Die Nächte sind hier sehr schön. Es ist um Vollmond. Die Gestirne leuchten in südlicher Klarheit. Auf dem Wasser glitzert das Mondlicht. Zahllose Lichter flimmern von den Masten der Schiffe und von den Häusern, die hoch an den Abhängen emporsteigen. In gewaltigen schwarzen Umrissen zeichnen sich die Berge am nächtlichen Himmel ab.

II.

Japan.

1. Nagasaki und Yokohama.

Wladiwostok-Nagasaki 11.—15. September 1900 (neuen Stils).

In der Nacht des 11. September verließ ich auf dem deutschen Dampfer „Daphne" Wladiwostok. Die drei Tage auf hoher See verliefen in angenehmer Muße, bei ruhigem Wetter. In der Nacht vom dritten auf den vierten Tag passierte das Schiff die Südwestspitze von Hondo, der Hauptinsel von Japan. Als ich morgens aufs Deck kam, lag das Meer ruhig da. Über der Westküste von Kyushu, der Südinsel, hing ein dampfendes Nebelgewölk, durch das die Morgensonne ihr silbernes Licht auf die See warf; die Küste selbst lag im Schatten. Fesselnd sind die Gebirgsformen durch ihre Mannigfaltigkeit, durch ihre zahllosen kleinen Gipfel, Scharten und Pyramiden. Bis hoch hinauf sind die Berge bebaut. Die Küste ist ziemlich einsam, aber auf dem Meere wimmelt es von Fischerboten.

Nagasaki 15.—17. September 1900.

Gegen Mittag wird die Sonne völlig Herrin des Tages. Wir steuern in die Bucht von Nagasaki, zwischen Festland und nahen Inseln durch, dann ganz ins Land hinein. Hohe, fast bis zum Gipfel bewaldete Berge bilden eine majestätische Umrahmung. An den Berglehnen hinan ziehen sich Kulturen und terrassierte Gärten, dazwischen die graziösen einstöckigen, japanischen Häuschen, abwechselnd mit mächtigen Fichten und Laubbäumen von dunkelsaftigem Grün. Die vor Anker liegenden Schiffe mehren sich: drei große französische Kriegsschiffe, ein russischer Kreuzer, große viermastige Segler, Dampfer jeder Art. Im Hintergrunde der Bucht liegt Nagasaki, welches diese auf drei Seiten einrahmt. Hoch hinauf an den Bergen ziehen sich die Häuser. Der Hafeneinfahrt gegenüber und

am Süduser der Bucht liegt das europäische Settlement, mit vorteilhaft japanisierten Häusern europäischer Art.

Das im Settlement gelegene „Nagasaki Hotel" wimmelt von Gästen: Engländer und Franzosen bilden die Mehrzahl, unter ihnen viele Flüchtlinge aus China. Das Hotel ist recht gut; fast durchaus englisch, die Bedienung chinesisch. Der Abstand gegen die sibirischen Hotels ist ebenso stark wie angenehm fühlbar.

Der erste Eindruck, den Japan auf mich macht, ist ein ganz verwirrender, berückender. Landschaft und Leben offenbaren ein neues ästhetisches Ideal. Wo man hinschaut, findet das Auge irgend etwas gefälliges, graziöses, in der Natur nicht selten etwas majestätisches, und jedenfalls nirgends etwas häßliches, das in Europa fast überall störend sich einmischt.

Die Straßen im Settlement und in der japanischen Stadt sind von außerordentlicher Sauberkeit; in den innern Quartieren sind es nur schmale Gassen. Die Häuser sind meist einstöckig, und beinahe alle aus Holz, sie umschließen fast überall kleine Gärten, oft winzig wie Spielzeuge. Das Straßenleben fesselt den Ankömmling durch tausend neue Dinge, man sieht glücklicherweise wenig sogenannt Europäisches; fast alle Leute tragen die japanische Tracht. Sie ist für europäische Begriffe etwas naiv, besonders bei Männern, aber offenbar praktisch. Die Frauen und die besser gekleideten Männer tragen ein meist dunkles, graues oder blaues, schlafrockartiges Kleid, den sog. Kimono; die Männer der untern Stände nur einen kurzen Rock über den Oberkörper und ein schmales, um den Gürtel und zwischen den Beinen durchgezogenes Tuch. Die Kinder sind oft ganz nackt. Sie sind das Anmutigste in der sonst schon so anmutigen Natur Japans und haben den Anschein, gut gezogen und miteinander zärtlich zu sein. Auch die Erwachsenen machen äußerlich, soweit man sehen kann, einen zufriedenen und glücklichen Eindruck. Geschrei und dergleichen verletzen höchst selten das Ohr. Heute sah ich, wie ein Fuhrwerk einen jungen Obstverkäufer über den Haufen rannte. Die Früchte fielen auf die Straße; aber der Knabe äußerte sich kaum lebhafter und lauter, als es bei uns der vollendetste Gentleman täte. Und nun stelle man sich den gleichen Vorgang auf der Straße einer europäischen Stadt vor!

Merkwürdig sind die Fuhrwerke, Jinrikisha genannt: es sind leichte, zweirädrige, schwarz lackierte Wagen mit einem Dach zum Aufschlagen, gezogen von einem Kulie,* der in dunkelblaues, grobes Tuch gekleidet

*Kulie nennt man in Ostasien allgemein Arbeiter untergeordneter Art, wie Taglöhner, Lastträger u. s. w.

ist und auf dem Kopf einen weißen, pilzartigen Hut trägt. In ruhigem, kurzem Trab zieht er wie ein Zugtier den Wagen samt Insaße hinter sich her.



Japanische Straßenszene

Unmittelbar aus der Stadt erhebt sich ein steiler Hügel, an dessen Abhang der Tempel O-Suwa sich befindet. Eine breite, steinerne Treppe führt den Berg hinan. Der Tempel besteht aus einigen terrassenförmig angeordneten Höfen, in deren oberstem das eigentliche Heiligtum sich befindet. Neben und hinter dem Tempel, einem einfachen, niedrigen langgestreckten Gebäude, liegt, die Kuppe des Hügels bedeckend, der Tempelhain. Vor allem herrlich sind seine gewaltigen Pinien und immergrünen Eichen, welche sich zu hohen Gewölben zusammenschließen, durch die kaum ein Sonnenstrahl dringt. Tiefe Einsamkeit, nur auf einer Waldwiese ein weidender Schimmel; weit und breit kein menschlicher Laut, nur das Rauschen des Meerwindes in den Kronen der Bäume und das heisere Gekrächze der Raben. Am Saum des Waldes reihen sich landschaftliche Bilder aneinander, eines schöner als das andere und alle eingerahmt von den herrlichsten Bäumen: bald das helle Dächergewimmel der Stadt, bald die grünen hohen Berge bedeckt mit Tempeln, Gärten, Häusern, bald der Hafen mit seinem Wald von Masten.

Nachts macht Nagasaki einen feenhaften Eindruck. Von jedem Schiff flimmert ein Licht, jede Barke hat ihre Papierlaterne. Im Umkreis sind die Berge mit tausenden von Lichtern besät. Auf den Straßen, fast lautlos, huschen Jinrikisha mit ihren Lampions hin und her. In den

innern Stadtteilen herrscht noch reges Leben und die von zahllosen Lampen erhellten Läden, die fast endlos sich aneinander reihen, sind bis tief in die Nacht hinein geöffnet. Das gedämpfte Licht der grau-grünen Papierlaternen gibt dem Straßenbild einen eigentümlichen Reiz.

An den Abhängen der Berge, welche im Süden Nagasakis sich erheben, ziehen sich weithin Tempelanlagen und Gräberstätten. Die Grabsteine sind einfache Prismen mit Inschrift, nur wenige sind verziert; aber auch in diesen einfachen Formen liegt Geschmack. Überall ist Ebenmaß. An dem elendesten Haus scheint irgend etwas von einer Künstlerhand gemacht zu sein.



Wohnhaus einer Familie der höheren Stände

Die Werkstätten und Häuser der Arbeiterbevölkerung sind fast durchwegs sauber und verletzen nicht, wie bei uns, durch brutale Geschmacklosigkeit oder durch den völligen Mangel jeden künstlerischen Gedankens. Eine kleine geschmackvolle Verzierung ist überall zu entdecken. Und in wunderbarer Weise hilft die Natur mit, die Wirkung des ganzen zu erhöhen. Die Vegetation vereinigt in sich den strengen Ernst einer fast nördlichen Natur mit der Üppigkeit halbtropischer Gegenden. Es gibt wohl keine Schattierung von Grün, die nicht auf den Berghängen um Nagasaki zu entdecken wäre.

Am Südostausgange der Stadt schließen sich die Berge zu einem engen Tal zusammen; an den Abhängen ziehen sich terrassenförmig angelegte, reich bewässerte Reisfelder empor und verfallene Gräber und

Kapellen sind im Grün versteckt. Im Talgrund murmelt ein kleines Flüßchen. An einer Brücke, wo das Tal sich schluchtartig verengt und man in den Wald eintritt, steht ein Teehaus. Das Gastzimmer ist nach unsern Begriffen eine gedeckte, auf drei Seiten so gut wie offene Veranda. Die Schuhe müssen abgelegt werden, denn die den Boden deckenden, äußerst reinlichen, fein geflochtenen Strohmatten (Tatami) versehen das, was bei uns Stühle und Sopha, die in Japan fast ganz unbekannt sind; man sitzt auf dem Boden. Mineralwasser und Tee (grün und fast geschmacklos ist der japanische Tee), sowie guter Kuchen wird serviert — alles mit Grazie.

In dem zum Teehaus gehörenden, längs des Flüßchens sich hinziehenden Garten finden sich noch einige kleine Teepavillons, alle ebenso verblüffend reinlich, wie schlicht elegant. — In dem Garten ist alles wie von Tauben zusammengetragen. Vergleicht man einen solchen „Teegarten" mit unsern Biergärten", so kann man das allgemeine Urteil der reisenden Japaner über Europa und Amerika wenigstens teilweise verstehen: Schmutz, Faulheit und Aberglaube.

Yokohama 22.—30. September 1900.

Den Weg von Nagasaki nach Yokohama legte ich zur See zurück. Zuerst fährt das Schiff der bergigen Westküste der Insel Kyushu entlang, dann durch die gewundene, enge Meerstraße von Shimonoseki in das sog. Inlandmeer hinein, das wir leider in der Nacht passierten. In Kobe, dem zweitgrößten Hafen Japans, legte der Dampfer für einen halben Tag an, und erreichte nach einer Fahrt von 24 Stunden Yokohama.

Yokohama bietet als Stadt wenig Schönes und Interessantes. Das Settlement, d. h. das ursprüngliche Europäerviertel, zwischen Strand und Japanerstadt gelegen, ist ganz europäisch, mit langweiligen, saubern, meist zweistöckigen Häusern und sehr engen Straßen. In diesem eigentlichen Settlement sind fast nur Geschäftshäuser, abends ist es eine tote „City". Fast alle Europäer wohnen auf dem sogenannten Bluff, einem langgezogenen Hügel von dem Grundriß eines Dreiecks. Villen reihen sich dort an Villen, große elegante und kleine bescheidene. Fast alle sind wegen der Erdbebengefahr aus Holz gebaut. Zwischen den Häusern ragen überall herrliche Bäume, meist Pinien und Campherbäume. Von einigen Punkten aus bieten sich wundervolle Aussichten auf die Tokiobay mit ihrem Gewimmel von weißleuchtenden Segeln und ihren dunkeln, waldigen Ufern; im Südwesten ragt der höchste Gipfel Japans, der Fuji-

yama, der als gewaltige Pyramide über den grünen Vordergrund in vollkommener Isoliertheit herüberschaut; während die Masse des Berges im Dufte kaum unterscheidbar ist vom Blau des Himmels, scheint der schneeige Gipfel wie in der Luft zu schweben.

Von der Höhe des Bluff läßt sich das Settlement und die japanische Stadt gut überschauen. Sie ist von mehreren Kanälen durchzogen und eng gebaut. Die japanischen Straßen sind nicht besonders interessant; das Ensemble ist durch zu viel europäisches gestört. Die öffentlichen Gebäude, wie die der Post- und Zollverwaltung u. a. sind langweilige Kasten in einem anglo-französischen Bastardstil.

Ziemlich viel Leben zeigt sich auf den Straßen, auch im Settlement überwiegen die Japaner stark gegenüber den Europäern. Chinesische Krämer, namentlich Schneider, sind zahlreich vertreten. Die Zahl der Jinrikisha ist Legion; daneben Equipagen der Europäer, altmodische Kaleschen mit kleinen, uneleganten Pferden und japanischen Kutschern von wenig Chic.

Ich mache fast täglich in der Frühe Ausritte in die Umgebung von Yokohama. Die Landschaft ist ein Idyll in epischer Umrahmung: auf der einen Seite die weite Tokio-Bay, auf der andern der himmelragende Fuji-yama und die zackigen, weiter nördlich gelegenen Bergketten. Das Gelände um Yokohama ist bedeckt mit Reisfeldern, Gärten, Wäldern, Tempelhainen, Villen, felsigen und grünen Hügeln. Straßen gibt es wenige, dafür eine Anzahl kleiner, lauschiger Pfade, die oft gerade nur für einen kleinen, chinesischen Pony, der wie eine Gemse klettern kann, betretbar sind. Der schönste Weg führt in der Nähe der Küste, die auf langen Strecken durch eine etwa 30 m hohe, aus weichem, graugelbem Sandstein bestehende, senkrecht abfallende Felswand gebildet wird. Die Felsen sind gekrönt mit dunkeln Pinienwäldern, aus denen manchmal ein zierliches Landhaus oder ein Tempel hervorschaut. An geschützteren Stellen wachsen die herrlichen Campher-Bäume, die wohl die Perle der gesamten Baumvegetation sind, und von denen jedes Stück ein Kunstwerk ist. Ihr saftiges Dunkelgrün, ihre majestätischen Umrisse sind das Wundervollste der japanischen Landschaft. Ihre ganze Umgebung wird durch sie wirksam gehoben.

Die Ebenen der kleinen Täler, die von den in verschiedener Richtung laufenden Hügelketten gebildet werden, sind mit Reisfeldern bedeckt: hellgrün und freundlich. Die Felder sind von Straßen durchschnitten, auf denen in der Morgenfrühe zahlreiche Fischer zur Stadt gehen, an einer Stange zwei Sätze von flachen Körben tragend, meist mit kleinen



Yokohama (japanischer Stadtteil)

Fischen gefüllt. Hin und wieder knistert eine leichte Jinrikisha mit einem Honoratioren durch den Kies der Wege, oder ein Bauernwagen, dem ein wahrhafter farnesischer Stier vorgespannt ist, zieht langsam und knarrend einher. Gehen Lastenträger irgendwo einen Berg hinauf, so begleiten sie ihren Marsch mit einem monotonen Absingen von Reimen.

Einen großen Reiz haben die Fischerdörfer. Die Wege sind dort so schmal, daß kaum zwei Ponies neben einander Platz haben. Die Häuschen liegen nicht unmittelbar an den Gassen, sondern der Weg ist eingerahmt von mannshohen Hecken einer Art herrlichen Kirschlorbeers oder von graziösen Bambusstabgittern. Dahinter winzige Gärtchen, die man durch eine schmale Öffnung der Hecke betritt. Aus niederm Gebüsch ragen hoch empor die stolzen Campher-Bäume, Pappeln und Eichen, durch deren Geäste die Morgensonne blitzende Lichter in die enge Dorfgasse wirft. Schaut man in die Wohnungen hinein, so findet man fast überall Reinlichkeit. Die Häuser sind klein und einstöckig; die Dächer, aus einer dicken, sauber gearbeiteten Schilfdecke bestehend, sind ziemlich steil und haben einen kurzen, horizontalen First, der entweder mit verschnörkelten Ziegeln oder einer Anpflanzung wilder Schwertlilien geschmückt ist. Nach vorn ist das Haus offen; abends und bei Kälte wird es durch mit Papier überzogene Holzgitterwände (Shoji) abgeschlossen. Manches dieser Häuschen verrät feinen Geschmack, kaum eines verletzt ihn. Ähnlich sind die am Wege gelegenen Erfrischungshäuser, wo Tee, Limonade und Bier appetitlich serviert werden.

Die Dorfstraßen wimmeln von kleinen Kindern, Hunden, Katzen und Hühnern. Kleine Jungen von vier Jahren haben sehr oft schon ihre kleinsten Geschwister auf dem Buckel. Da sie die Babies unter dem Kleide tragen, sehen dann die beiden Kinder aus wie zusammengewachsen. Ebenso tragen die Mütter ihre kleinen Kinder. Diese letztern bringen so ziemlich den ganzen Tag in dieser reitenden Stellung zu: die Ärmchen um den Hals der Mutter, der Schwester oder des Bruders geschlungen, die Beinchen wagrecht unter den Armen durchgesteckt. Mit den Kindern auf dem Rücken sieht man die Mütter putzen, fegen, kochen, die Buben spielen, bisweilen auch sich raufen. Wenn die japanischen Kinder auch nicht hübsch sind, so haben sie durch ihre guten, schwarzen Kaninchenaugen etwas ungemein Gewinnendes. Etwas Drolliges geben ihnen die für jedes Geschlecht und Alter fest bestimmten, komischen Frisuren (bei den einen eigentliche Tonsuren, bei andern ist alles abgeschoren außer einem kreisrunden Tellerchen auf dem Scheitel, manchmal bleibt im Nacken noch ein einsames Büschelchen). Hübsch sind auch die langen, weiten, bunten Kleider, mit großen Blumenmustern, von denen ein einziges oft das halbe Kind deckt. Gewöhnlich gehen die Kinder zu zwei oder drei, Arm über Schulter gelegt, einträchtiglich miteinander. Die Graziösität der Bewegungen ist eine hochentwickelte Eigenschaft der Japaner, bei den Kindern aber ist die Grazie unübertrefflich. Da ist z. B. ein kleiner Kerl von drei Jahren in langem Kimono, der eine große Libelle haschen will, die sich auf die Straße niedergesetzt. Den einen Fuß vorgesetzt, der Oberkörper nach hinten gelehnt, rückt er gegen die Beute vor mit der Gewandtheit einer Katze und einer unnachahmlichen Eleganz und Geschmeidigkeit in den Bewegungen.

Eines dieser Dörfer bei Yokohama ist so schön, daß man bei dessen Betreten glaubt, in einen Schloßpark einzureiten: tadellos gepflegte Wege, Lorbeeralleen, zierliche, reizende Häuschen, wahre Bijoux von japanischen Hütten. Vor dem Dorfe das leuchtende Meer, still und unbewegt, ebbend; auf dem Sande liegen die Fischerboote. Hinter dem Dorf erhebt sich eine graue Felswand aus dunkeln Fichten aufsteigend, überragt von einem Tempel, zu dem eine einfache, aber dennoch monumental wirkende, moosbewachsene Granittreppe emporführt.

Ein paar Minuten Trab und ich bin wieder in der tiefsten Einsamkeit eines engen Waldtälchens, eingerahmt von ernsten, grauen Fichten, zwischen denen üppiges Schilfgras wuchert. Um eine Ecke herum und durch eine Art Felsschlucht sieht man hinaus aufs Meer; oben am Berghang erhebt sich ein Tempel, und im Talgrund ruht ein Weiher mit

blühendem Lotus. Mit genialem, künstlerischem Takt verstehen die Japaner ihre Tempel an die schönsten Punkte hinzustellen und durch die Kombination von Natur und Kunst einen von der Architektur allein unerreichbaren Effekt hervorzubringen.

Die Umgebung Yokohamas gehört zwar nicht zu den berühmten Landschaften Japans, aber ihre intimen Reize zeigt die Natur dieses Landes hier in höchstem Maße.

* * *

Die meisten Reisenden in Japan sind voll von Bewunderung für Land und Leute. Anders lauten aber im allgemeinen, ja fast ausnahmslos, die Urteile, welche die in Japan niedergelassenen Europäer und Amerikaner über das japanische Volk fällen; namentlich die Kaufleute üben oft eine geradezu vernichtende Kritik an ihren eingeborenen Klienten und Angestellten. Diejenigen Europäer, die als Diplomaten, Gelehrte oder Künstler mit den höhern Ständen in Berührung kommen, oder die auf Reisen oder auf Grund eingehenderer Kenntnisse der Sprache mit dem von den neuen Strömungen noch wenig oder nicht berührten Volke verkehren, gelangen in der Regel zu einer bedeutend günstigeren, oft fast idealen Auffassung von den Japanern. Diese Leute sind es, welche durch Literatur und Presse hauptsächlich die Auffassung Europas und Amerikas über Japan bilden helfen, und deshalb die Veranlassung sind, daß die Japaner nach Ansicht vieler Japan-Residenten falsch beurteilt und in ihrer nationalen Eitelkeit noch bestärkt werden. Da aber die japanische Kaufmannschaft für die Europäer der wichtigste Teil des japanischen Volkes bildet, dürfen folgende, vielleicht in einzelnen Punkten nicht ganz unbefangene Urteile von in Yokohama lange angesessenen Kaufleuten verschiedenster Nationalität von Interesse sein.

Die Japaner bewundern nie etwas an Europa, oder drücken dies wenigstens nie aus, während sie von den Europäern in der Regel verhätschelt, vergöttert und stets überschätzt werden. Im allgemeinen fehlt den Japanern das Verständnis für die vom Westen übernommenen Dinge, so z. B. für Maschinen. Durchaus nicht ungebildete Japaner fragen oft: gibt es in Europa Eisenbahnen? Solche naiven Fragen sind charakteristisch. Die Japaner wollen immer alles besser wissen und suchen sich so schnell als möglich der europäischen Lehrer zu entledigen. Sie haben nicht die Geduld, etwas gründlich zu lernen, z. B. haben sie Lokomotiven importiert, aber nicht ordentlich fahren gelernt, und so richten sie ihr Material rasch zu Grunde. Sie suchen stets die europäische Mit-

hilfe zu verleugnen. Auf Maschinen z. B. werden oft europäische Firmennamen entfernt oder an von europäischen Architekten errichteten Gebäuden Tafeln angebracht, welche das Verdienst irgend einem Japaner zuschreiben. Die europäische Kultur hat Japan ursprünglich nur angenommen, um die fremden Barbaren desto besser wieder abschütteln zu können, eine Auffassung, die heute wieder viele chinesische Patrioten für China vertreten.

Es ist auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß eine allgemeine Fremden- und Christenhetze entstünde, wenn Japan in einen für die Japaner verhängnisvollen Krieg mit einer oder mehreren europäischen Mächten verwickelt würde. Allerdings würde die Regierung die Europäer in Schutz nehmen wollen; aber es wäre wohl möglich, daß sie hiezu gegenüber einem wilden Aufflackern des Chauvinismus nicht im stande wäre. Die 250 Jahre, während welcher Japan fast hermetisch gegen den Westen abgeschlossen war, haben im Volk Spuren hochmütigen Nationalstolzes und Fremdenhasses zurückgelassen. Allerdings ist diese Antipathie gegen die Europäer im Abnehmen, und die Regierung empfiehlt den Untertanen freundliche Gesinnungen gegenüber den Fremden. Gleichwohl hat der Unterricht in den staatlichen Schulen die Tendenz, das Nationalgefühl der Japaner unmäßig zu steigern, denn im Zusammenbruch der alten Überlieferung sucht man wenigstens die traditionelle Loyalität gegenüber Thron und Vaterland intakt aufrechtzuerhalten.

Sehr gereizt ist man in Yokohama über die neuen Verträge, welche nach dem Vorgange Englands seit 1896 alle europäischen Staaten, sowie Nordamerika mit Japan geschlossen haben. Auf Grund dieser ist im Jahre 1899 an Stelle der früheren Exterritorialität der Fremden deren unbedingte Unterordnung unter die japanische Staatsgewalt getreten. Damit ist allerdings nur das eingeführt worden, was auf Grund der Niederlassungs- und Handelsverträge in ganz Europa und Amerika Brauch ist; aber die Fremden haben nur höchst ungern auf ihre Privilegien mit Bezug auf Steuern, Autonomie in ihren Settlements u. s. w., sowie auf ihre Konsulargerichte verzichtet.

Bis jetzt hat man allerdings noch wenig gemerkt von den Folgen der Unterstellung der Europäer unter japanische Jurisdiktion, da — wenigstens in den ersten Jahren — die Regierung keinen Anlaß zu Protesten geben will. Die japanischen Richter entbehren genügender Bildung zur Zeit, es ist auch ganz unmöglich, daß sie sich jetzt schon dem gänzlich fremden Recht anpassen konnten, denn die Zivilprozeßordnung ist beispielsweise schlechthin eine Kopie der deutschen. Die Kaufleute

versuchen das Äußerste, um die Führung von Prozessen gegen Japaner (vor japanischen Gerichten) zu umgehen. Die Richter sollen chauvinistisch sein; wobei allerdings nicht vergessen werden darf, daß leider die frühern Konsulargerichte ebenso parteiisch für die Fremden gewesen sein sollen. Selbst wenn ein Urteil zu Gunsten eines Europäers gefällt wird, so hat dies noch keinen praktischen Wert. Ein charakteristisches Beispiel für die schwierige Situation der Europäer ist folgendes: Ein japanischer Kaufmann von Ansehen wird verurteilt gegenüber einem Fremden. Daraufhin sagt er der Gegenpartei: „Gut, ich zahle, wenn Sie wollen, aber dann werden Sie von allen Japanern boykottiert". Die japanischen Kaufleute sind in Gilden organisiert, und stehen wie eine Mauer gegen die Fremden. Ihre Solidarität ist außerordentlich und wird leicht zu einer wahren Terrorisierung der fremden Geschäfte benutzt. Anderseits ist es unmöglich, die Ausländer unter einen Hut zu bringen. Ein geschlossenes Vorgehen der Europäer scheitert immer an kleinlicher Sonderprofitmacherei. Daß ein Japaner von einem Geschäft zurücktritt, das ihm nicht den erhofften Gewinn bringt, ist fast die Regel. Deshalb ist das Importgeschäft, besonders das direkte aus Europa, äußerst gefährlich. Die Japaner kennen nur zu gut die Hoffnungslosigkeit der gegen sie zu führenden Prozesse. Jetzt kommen aus dem Samurai-Stand bessere Elemente in die Kaufmannschaft, doch vorläufig ist noch keine wesentliche Änderung bemerkbar. Bis vor kurzem rekrutierte sich nämlich der Handelsstand, der im feudalen Japan — also noch vor weniger als 40 Jahren — äußerst gering geschätzt war, aus den untersten Volksschichten. So erklärt sich auch der Mangel einer höhern Auffassung von Geschäften und Geschäftsmethoden bei den Japanern.

2. Nördliches Japan.

Nikko, 14.—15. Oktober 1900.

Durch Nikko gewinnt man ein neues Leben. Das japanische Sprichwort: Sage nicht: herrlich, ehe du Nikko gesehen, ist wahr. Die Verschwisterung von Architektur und Natur, die der Schlüsselpunkt der japanischen Baukunst ist, erreicht hier ihre klassische Vollendung. Landschaft, Terrain und Vegetation sind zu einem monumentalen Kunstwerk vereinigt.

Nikko, etwa eine halbe Tagereise mit der Eisenbahn nördlich von Yokohama, ist ein kleiner Ort und liegt in dem waldigen, von mäßig hohen, herrlich bewaldeten Bergen eingerahmten Tale des Daiyagawa. Vom Bahnhof führt eine Straße zuerst durch eine Kryptomerienallee, dann durch eine lange Avenue mit Läden für die Kurgäste und Pilger hinauf zu den Tempeln, Hotel 2c.

Die Straße vom Städtchen zu den Tempeln überschreitet den Daiyagawa. Neben der allein benutzten Fahrbrücke spannt sich die heilige rote Brücke, die allen Sterblichen außer dem Kaiser verschlossen ist, auf Granitsäulen gelagert, in einem Bogen über den weißschäumenden Bergstrom. Die Spannbogen sind schwarz und die Geländer mit altem, pompejanisch rotem Lack und vergoldeten Kupferbeschlägen bedeckt: eine prächtige Farbenwirkung in Verbindung mit dem umgebenden Wald; links, feingeästeter heller Laubwald, einen steilen Abhang bekleidend, rechts die gigantischen, schwarzen Kryptomerien des Tempelhains. Der Taldurchblick wird abgeschlossen durch waldige Vorberge, hinter denen höhere Gebirge mit Weiden und spärlichem, herbstlich gerötetem Gestrüppe sich erheben.



Torii (nach einer japanischen Photographie) [S. 115 Anm.]

Dann tritt man in die tiefe Nacht des Tempelhaines, der Meisterwerke japanischer Baukunst in sich schließt: die Gräber der beiden großen Shogune der letzten Dynastie, der Fürsten Jeyasu und Jemitsu Tokugawa. Die Kryptomerien, eine Art gewaltiger Rottannen, tragen ihre mit üppigen Nadelbüscheln schwer beladenen Äste nach oben gerichtet, wie

die Arme des siebenarmigen Leuchters. Der Weg, halb Straße, halb Treppe, bemoost und verfallen, führt zum ersten Tempel, dem der drei Buddha (Sambutsu-do). In einem luftigen, von murmelndem Bergbächlein durchrieselten Garten erhebt sich der in rot und schwarz lackierte, mit Goldbeschlägen verzierte Tempel, mit seinem baroken, chinesischen, schwerfälligen Dach. Dieser buddhistische Tempel ist der einzige, der 1868 nicht der imperialistisch-shintoistischen Purifikation Nikkos zum Opfer gefallen ist.

Aus dem Tempelgarten gelangt man in eine große, langsam ansteigende, in der Mitte von einem Bach durchflossene Allee, die zum Grabe Jeyasus hinaufführt, eingerahmt von den hochstämmigen, dunklen Kryptomerien, und überdeckt von den eben von den Bergen, kalt und feucht, sich herabsenkenden Nebeln. Man glaubt durch das wenig erleuchtete Schiff eines gotischen Domes zu schreiten. Am Ende erhebt sich ein riesiger Torii,* das Geschenk eines der großen Vasallen Jeyasus. Ein Hof öffnet sich, flankiert von einer zierlichen chinesischen Pagode, die in ihrer Bizzarerie von dem ernsten Wald, der sie halb verbirgt, im Schach gehalten wird. Alles ist eingefaßt von Granitmauern, die mit Moos bedeckt, und von einem aus lauter Prismen bestehenden Geländer bekrönt sind.

Durch ein Tor tritt man in einen länglichen Hof, auf dessen einer Seite ein Tempel, auf der andern unter einem hübschen Säulenbau ein heiliger Brunnen für die Pilger sich befindet, ein prächtiger Sienit-Monolit, einfach, aber elegant und regelmäßig überlaufend wie ein römischer Brunnen. Wieder geht es eine Treppe empor in den ersten Tempelvorhof, und aus diesem durch ein Prachttor in den eigentlichen Tempelhof. Diese Tore sind das denkbar reichste des japanisch-buddhistischen Stils. Die üppig dekorierten, mit polychromierten Tierschnitzereien gefüllten Tore werden von weiß gemalten, reich ornamentierten Holzsäulen getragen. Die Dächer sind teils aus schwarzem Eisenblech, teils aus schwarzen Ziegeln, alles reich mit vergoldetem Kupferblech verziert. Die Tempelwände bestehen teilweise ebenfalls aus schwarzem Eisenblech, teilweise, und zwar in der Regel, aus mit dickem, pompejanischrotem Lack überzogenem Holz. Alle Beschläge sind von vergoldetem Kupfer.

* Torii heißen die bei allen shintoistischen (d. h. der japanischen Nationalreligion gewidmeten) Tempeln vorkommenden Portikus, die aus zwei meist etwas gegeneinander geneigten, aufrechten Säulen und zwei oder drei darüber gelegten, vorspringenden und oft geschweiften Balken bestehen.

Die Schnitzereien sind ziemlich derb ausgeführt, weiß grundiert und mit schreienden Farben bemalt, doch ist die Farbenwirkung in der mattroten Umrahmung der Tempelwände eine sehr günstige. Die Bronze, das Eisen, der Lack, alles ist durch das Alter von einer diskreten Patina wie von Morgentau bedeckt, so daß die Tempel mit der dunkeln Umrahmung des Waldes harmonisch abgetönt sind.

Die sämtlichen Gebäude sind, wie alle japanischen, niedrig; die Hauptdimension ist die Länge. Durch die Umrahmung aber wird derselbe Effekt erreicht, den die Gotik durch die Höhengliederung erzielt. Unmittelbar um den Tempelhof steigt das Gelände steil an, hinten und auf beiden Seiten, denn die Tempelanlage zieht sich durch einen kleinen Ravin hinauf. Auf den Abhängen erheben sich die stolzesten Kryptomerien des Waldes, eine die andere überragend, aber so, daß die untersten ihre Gipfel mit denen höher oben gemeinsam zu haben scheinen. Die von den Gipfeln gebildete Horizontlinie ist völlig gerade und erzeugt eine täuschende Perspektive. Wie eine dunkle, grüne Mauer umgibt so der Wald den Tempel und macht einen überwältigenden Eindruck. Lautlose Stille würde hier herrschen, wenn nicht die Bergbäche unaufhörlich murmelten und aus der Tiefe des Tales das Rauschen des Flusses heraufdränge. Hie und da schlägt ein Betender an einen dumpfen Tempelgong, um den Gott zum Gehöre zu mahnen. Das Innere des Haupttempels, in tiefes Halbdunkel gehüllt, ist verschwenderisch in Mattgold dekoriert, mit prächtigen Holzschnitzereien und in gedämpften Farben gehaltenen, phantastischen Malereien. Die Decke ist besonders reich, die Kassetierung schwarz, mit mattgrün grundierten, von goldenen Drachen bedeckten Feldern.

Von der Hauptallee gehen einige Seitenalleen aus: düstere, großartige Perspektiven, durch Torii abgeschlossen. Eine führt zum Grabe des Fürsten Jemitsu. Dort sind die Tempel weniger reich, aber die gartenarchitektonische Aufgabe ist noch genialer gelöst, als beim andern Tempel. Eine Waldlichtung umschließt in sich zwei kleine Tempel, alle auch hier in mattrotem Lack mit schwarzen Dächern und kupfervergoldeten Beschlägen. Auf einem großen Steine liegt eine ganz unvergleichliche Bronzeschale, in die ein Drache, wie lebendig, das klare, eiskalte Bergwasser speit, das aus mehreren Öffnungen abströmt über den Sockel. Durch ein reiches Tor tritt man in ein lauschiges, enges Waldtälchen, durch das ein munterer Bergbach hier in einem kleinen überschatteten Teiche, dort in einem gewundenen Kiesbett, murmelt. Aus einem versteckten Winkel, unter frischgrünen Zweigen hervor, schießt ein grimmiger Drache im Bogen Wasser herab. Unter einem Säulenbau überquillt und überquillt in kristallener

Klarheit das Wasser lautlos aus einem Brunnen. Im Hintergrund des Tälchens liegt ein malerisches Priesterhaus. Hinter den zierlichen Laubbäumen erheben sich wie dunkle Felsen die Kryptomerien. Seitwärts steigt man durch die Waldesnacht auf einfachen, monumentalen Treppen bergan. Dann auf einmal öffnet sich nach vorn, und oben im Bogen, das Waldgewölbe in den Himmel, blau und licht, — und je höher ich hinaufsteige, um so mehr sehe ich in der Morgensonne den Tempel, umrahmt vom Walde, wie der des Jeyasu, ein vollendetes Kunstwerk.

Neben diesen großen Tempeln sind an den Abhängen des Berges versteckt noch eine Reihe kleiner, zu denen man auf langen, halbverfallenen, moosüberwachsenen Treppen hinansteigt, immer im majestätischen Kryptomerienwald, dessen Boden, frei von Untergehölz, ein hellgrüner Teppich von Farnen und andern zierlichen Kräutern ist. Ein selten durch die Äste blitzendes Sonnenlicht ist nur da, um den Eindruck des Waldschattens zu erhöhen. Das ist Nikko, das in der Totenbeleuchtung des eiskalten Bergnebels und im lachenden Sonnenschein eines leuchtenden Herbstmorgens, immer das gleiche, unvergleichlich große ist.



Park in Nikko

Chuzenji-Yumoto, 16.—17. Oktober 1900.

Ausflug nach den Bergseen von Chuzenji und Yumoto. Zuerst geht es aufwärts das Daiyagawa-Tal zwischen teilweise entwaldeten Bergen, dann auf einem kleinern Pfade in ein enges Tal, dessen Abschluß der gewaltige, abgestumpfte Vulkan Nantaizan bildet. Am Anfang der

Schlucht liegt eine Gruppe malerischer, mit Schilf gedeckter Bauernhäuser. In einem derselben ist eine Teeschenke mit zierlichem Garten, der sich in der wildromantischen Umgebung des Bergtales ganz seltsam ausnimmt, zumal schon tiefe Abendschatten sich über den Grund der Schlucht gelegt haben. Vom Teehaus führt der Weg in mäßigem Anstieg hinan, zwischen steilen, grau-gelben Kalkwänden und einem tosenden Bergflusse, dessen Wasser bald grünlich-blau, bald weiß wie schäumende Milch erscheint. Das Flußbett selbst ist ein wüstes Gerölle schwarz-grauen Gesteins. Die Abhänge des sich mehr und mehr schluchtartig verengenden Tales sind überdeckt mit üppigem Laubwald, aus dessen dunkelgoldenem und feurigrotem Blättermeer da und dort Gruppen blauschwarz-grüner Pinien herausragen.

Der den Talabschluß bildende Nantaizan, mit seiner Kuppe die Talsohle um etwa 1000 m überragend, wirkt fast erdrückend mit seiner dunklen, schattigen Wand, seinen öden Geröllhalden, seinem blutroten, niedrigen Wald. Der Himmel ist lichtblau, die Bergwände aber sind in tiefem Schatten und nur durch die Bäume auf einem der Vorsprünge leuchtet noch das glühende Abendrot.

Immer weiter führt der Weg durch Wald im Zickzack hinauf, dann erreicht man ein Plateau. Die Nacht bricht ein, der Himmel schimmert wie Mattsilber; die Eichen und Pinien zeichnen sich mit vollendeter Schärfe als schwarze Silhouetten darauf ab. Jetzt blitzt durch die Bäume im Widerschein des Himmels stahlblau die Fläche des Chuzenji-Sees, eingerahmt von dunkeln Bergen, deren Saum noch von einer lichtgoldenen Linie umflossen ist.

Das Hotel ist nach Art eines europäischen Berghotels, aber zu seinem Vorteil mehr oder weniger in japanischem Stil. Im Speisesaal finde ich einige prächtige Sträuße purpurner Ahornzweige. Das Geschick der Japaner im Blumenzusammenstellen ist einzig. Auch hier wie in allem, edle Einfachheit, aber „das Einfache ist schwer". Meist ist es nur ein Zweig, drei oder vier Blumen, lose zusammengestellt. Die Japaner finden unsere Blumenknäuel mit Recht barbarisch. Die Vorbilder zu diesen klassisch schlichten Bouquets sind im japanischen Walde auf Schritt und Tritt zu finden; und in der künstlich gezogenen Zwergfichte wird die Königin der japanischen Bergwälder, wenn auch verkleinert, so doch in natürlicher Schönheit und natürlichem Ernste in die Gärten und Häuser dieses Blumen und Bäume leidenschaftlich bewundernden Volkes verpflanzt.

Früh morgens ging es weiter nach Yumoto, auf waldigem Pfade längs dem See. Es ist ein wolkenloser Herbsttag, beißend kalt, im Schatten

flimmern auf dem Wege Millionen feiner Eisnadeln. Der Wald längs des Seeufers ist die Vollendung herbstlicher Färbung: über das tiefblaue, leuchtende Wasser neigt sich weit hinaus eine Buche mit Blättern, wie frisch im Feuer vergoldet, zwischen den dunkeln Fichten des tunnelartigen Pfades recken die berühmten Ahorne von Nikko ihre blaß oder dunkel weinroten Äste heraus: alles ist in eine matt gedämpfte Farbenglut getaucht.

Zwischen dem See von Chuzenji und Yumoto begegnet man einigen schönen Wasserfällen. Bei einem dieser stürzt der mächtige Bergbach 20—30 m über eine Kalkfelswand herunter, teils in breiten Stürzen, teils in einem außerordentlichen feinen, tausendästigen Geriesel. Der weiß schäumende Bach blendet in der Morgensonne, eingerahmt von goldenem Eichengezweig und blutroten Ahornen. In der Tiefe, bald beruhigt, fließt er weiter über einen herrlichen Teppich gefallenen Herbstlaubes um in der noch lichtgrünen Wildnis des innern Waldes zu verschwinden.

Bald erreicht man das Plateau von Yumoto. Der Yumoto See ist ein richtiger Alpsee, von dichtem Tannen- und Fichtenwald und steilen Berghängen eingerahmt. Durch das Wasser, kristall klar und blaugrün, ist der Grund weit hinab sichtbar. Am einen Seeende liegt das Badeörtchen Yumoto, mit einer weithin bemerkbaren heißen Schwefelquelle, die bei ihrer Ausmündung in den See diesen grünweiß färbt. Das Wasser wird in verschiedene, z. T. gegen die Straße ganz offene Badestuben verteilt, in denen die Leute in vertieften Holztrögen baden. Das Örtchen besteht aus zwei Straßen, gebildet durch dunkle, eng zusammengeschobene Häuserreihen. Die meisten dieser Häuser werden an Badegäste vermietet. Die Saison dauert drei Monate. Jetzt ist sie fast vorüber.

Der Gasthof, in dem ich abstieg, besteht aus einem richtigen japanischen Hause und einer halbjapanischen Dependance für Fremde. Alle Zimmer mit ihren Glas- und Papierwänden und hellen Strohmatten am Boden, von der Sonne leuchtend erhellt, sind von einer geradezu verblüffenden Reinlichkeit. Die Zimmerchen der Dependance verbinden japanische Eleganz mit der naturwüchsigen Einfachheit eines unverdorbenen schweizerischen Berggasthöfchens. Auch der Service ist tadellos. Echte Bergluft, Stille, Einfachheit.

Fukushima, 18.—19. Oktober 1900.

Die Berge von Nikko sind auf der Fahrt nach Norden vom Tale aus lange sichtbar, imposant ist vor allem der Nantaizan, neben dem die Vorberge ganz verschwinden.

Die breite Ebene, die sich zwischen Gebirge und Meer hinzieht, ist mit Reisfeldern über und über bedeckt; der Reis ist z. T. schon geschnitten und die kurzen Büschel schauen wenig aus den Tümpeln heraus, in denen der blaue Himmel spiegelt. Mehr gegen Norden häufen sich die Maulbeerpflanzungen, die, selten in der Art der italienischen Maulbeerbäume gezogen, eher an hoch aufgeschossene Kartoffelstauden erinnern.

Gegen das Meer hin erblickt man nur mäßige Höhenzüge; die Gegend erinnert dort an die Poebene. Landeinwärts aber, in verschiedenen Ketten hintereinander; ragen die fast waldlosen Gebirge, welche die Wasserscheide zwischen dem Stillen Ozean und dem Japanischen Meer bilden. Aus zwei Vulkanen steigen weiße Dampf- und Rauchwolken auf, die sich in einer Höhe von etwa 200 m über dem Krater horizontal verbreiten und, von der Abendsonne durchleuchtet, wie Feuersäulen aus den dunkeln Bergen emporzulohen scheinen.

Fukushima ist eine mittelgroße Provinzialstadt des nordöstlichen Japan und ein wichtiges Zentrum für Rohseidenproduktion; es liegt in einer weiten, mit Reis- und Maulbeerbaum-Kulturen bedeckten Ebene, eingerahmt von waldigen Höhenzügen. Die Straßen sind breit und sauber, die Häuser nicht viel anders als in Dörfern, nur trifft man hier mehr Godowns,* d. h. kleine zweistöckige Zementhäuser, mit steilen Ziegeldächern und den Türen von Geldkasten ähnlichen Zementfensterladen. Über die Straßen zieht sich ein dichtes Telegraphen- und Telephonnetz. Auf den ersten Blick scheinen alle japanischen Städte einander ziemlich gleich zu sein: endlos große Dörfer; die niedern Häuserreihen werden nur selten durch ein Theater oder Gasthaus überragt. Die Tempel liegen gewöhnlich abseits, stets in Gärten verborgen und sind nicht der Profanität der Straße preisgegeben.

Ich steige ab in einem Teehaus am Rande des Städtchens. Es ist ein weitläufiger, mehrere Häuser umfassender Gebäudekomplex von rein japanischer Art, abgesehen von der elektrischen Beleuchtung. Im Innern ist ein Hof mit einem kunstvollen Gärtchen. Selbstverständlich werden die Schuhe am Eingange zurückgelassen, denn alle Böden sind mit reinlichen Strohmatten (Tatami) bedeckt. Die Front des Hauses enthält vier große, durch Schiebtüren miteinander verbundene, etwa drei Meter hohe Zimmer — eine ungewöhnliche Höhe für einen japanischen Wohnraum. Vor den Zimmern zieht sich eine gedeckte Galerie hin, und davor eine Pergola

* Godowns heißen in China und Japan die Waren- und Lagerhäuser, oder auch sonst feuerfeste Gebäude zur Aufbewahrung wertvoller Gegenstände.



Ausblick aus einem japanischen Zimmer in den Garten [S. 120—121]

und ein schmales Gärtchen, welches das Haus von einem Flüßchen trennt. Jenseits des Wassers sind Reisfelder, bewaldete Hügel und Bauernhöfe. Leider auch an einem Abhange die einen überall verfolgenden Riesenanoncen von Zigaretten-Fabriken.

Das Innere der Zimmer ist außerordentlich elegant. Die Wände sind durch kreuzweise Balken aus rotem, satiniertem Tannenholz eingeteilt, und mit einem grauen, schwach glitzernden Zement ausgefüllt. Die untere Hälfte der Wand gegen den Fluß ist mit vergitterten Papierfenstern in ihrer ganzen Breite ausgefüllt. Die Wand gegen das eine Nebenzimmer besteht aus vier fast quadratischen Schiebtüren, aus rohem, altem Fichtenholz, mit Malereien geschmückt. Die gegenüberliegende Wand hat Schiebtüren und Guckfensterchen gegen den Flur, während die Rückwand aus zwei Alkoven besteht. In dem einen hängt ein schlichter Kakemono (Bild) und eine Vase, mit einem zierlichen Baumast darin, ist so hingestellt, daß man sie keinen Zoll verrücken dürfte, ohne die unvergleichliche, künstlerische Wirkung zu verringern. Die Griffe aller Schiebtüren bestehen aus vertieften Bronze- oder Messingkartuschen von feinstem Geschmack. Die Decke ist mit dunkel gebeiztem Holz getäfelt. Die Vornehmheit, Eleganz, sowie Einfachheit des Raumes sind unübertrefflich. Möbel sind absolut keine da. Wenn ein Gast kommt, wird ihm ein Kissen zum Absitzen gebracht, ein tabouretartiges Tischchen vor ihn hingestellt, sowie ein offenes Becken mit glühenden Kohlen und einem Wasserkessel darauf. Der Teeservice besteht aus einem kleinen silbernen Teekännchen, zwei Tassen,

einer ziselierten eisernen Teebüchse. Eine geschmacklose europäische Tasse, die man mir zu Ehren brachte, mußte sofort wieder verschwinden. Es gibt nichts zierlicheres als ein streng japanischer Teeservice.

Das echt japanische Abendessen, das man stets allein im Zimmer einnimmt, bestand aus folgenden Gerichten: Fleischbrühe mit Morcheln und Klößen (fast wie in der europäischen Küche) serviert in einer lackierten Holztasse, — roher Fisch mit pikanter Sauce, sehr zart und nicht gesalzen, — weißer Fisch à la Béchamel, — Zwiebeln mit Klößen von Hühnerfleisch, ähnlich wie bei uns; — Salat aus Gurkenscheiben und ähnlichen, mir unbekannten Gemüsen. Der Reis wird zu allen Gängen serviert. Sämtliche Gerichte, außer Suppe, Reis und Huhn, sind kalt. Die Aufwärterin kniet einem gegenüber am Boden, in einem hübschen Anzug von grauer, gestreifter Seide und schwarzem Atlas. Ihr Benehmen war höchst dezent und kann mit dem irgend welcher Restaurationsbedienung in Europa nicht verglichen werden. In jeder Bewegung steckt etwas von den ästhetischen Traditionen einer uralten Kultur.

Nachts wird das Bett ins Zimmer gebracht, bestehend aus einigen Matratzen. Verschlossen kann nichts werden: Riegel, Schlösser ꝛc. fehlen gänzlich.

Ein Bad ist vom spätern Nachmittag in allen Häusern stets bereit. Erst nachdem man sich geseift und gewaschen, geht man in den Badetrog hinein, der nur einmal im Tag neu gefüllt wird, doch ist dies nicht bedenklich, da alle Leute täglich tüchtig baden. Die in Japan beliebte hohe Temperatur (bis 45° C.) hält viele Europäer von der Benutzung der Bäder ab.

Um 5 Uhr morgens wird man geweckt durch die Knechte, welche die Nachtläden wegschieben, mit welchen abends die um das Haus herum führende Veranda gegen das Freie abgeschlossen wird. Ein japanisches Haus sieht bei vorgezogenen Nachtläden aus wie eine Bretterkiste.

Das Frühstück bestand aus Tee, Milch, letztere als Getränk erst durch die Europäer eingeführt, Suppe, Salm und Omelette.

Sendai 19.—20. Oktober 1900.

Mit der Bahn reise ich in gleicher Richtung weiter nach Sendai; die Gegend ist ähnlich wie am vorhergehenden Tag.

Sendai ist eine große Provinzstadt, die ehemalige Residenz der mächtigsten Dynasten von Nord-Japan, der Fürsten von Sendai (Date). Das am Bahnhof gelegene Hotel hat ein „Japanese“ und ein „Foreign

Departement". Den mir angewiesenen, besten foreign style room vertauschte ich sofort mit einem mir tausendmal sympathischeren japanischen Zimmer. Leider mußte ich in einem europäischen Speisezimmer essen, das einer provinzialen Bierkneipe gleicht. Ein schmutziger, tannener Boden, verwaschene Tischtücher, geschmacklose Tapeten, knallviolettes Porzellan, schmutzige Gläser, an den Wänden sentimentale Öldrucke aus der Weihnachts-Nummer der „Illustrated London News". Zum Protest stand im Zimmer in einer guten Bronzevase eine Zwergfichte. Mit wahrhaft diabolischem Genie verfallen die sonst so künstlerischen Japaner, sobald sie auf das Europäische übergehen, in den ordinärsten Geschmack. Die japanophoben Yokohama-Leute sagen, daß die Japaner geschmacklos und unreinlich in europäischen Dingen seien, weil dies für die „Schweine" von Europäern gut genug sei.

Unweit Sendai liegt die berühmte Bucht von Matsushima, eine der klassischen landschaftlichen Schönheiten Japans, die, etwa 10 km weit, mit 88 größeren und zirka 800 kleinern Inseln, Inselchen und Riffen bedeckt ist. Von einer Höhe des Festlandes aus ist die ganze Gegend übersehbar. Der Himmel ist zartblau, die Sonne leicht verschleiert, das Wasser der Bucht teils glatt und die dunkeln Inseln wiederspiegelnd, teils leicht vom Winde gekräuselt. Alles liegt in einer eigentümlichen, mattsilbernen Beleuchtung, die mit dem Schwarzgrün des Waldes aufs schönste harmoniert.

Längs des Ufers zieht sich zunächst ein Inselkranz hin, dann folgt eine weite, nur von zahlreichen Fischhecken unterbrochene Wasserfläche, die wieder gegen das Meer durch eine langgestreckte, hügelige Inselkette und zahlreiche Inselchen und Riffe abgeschlossen ist. In den stillen Buchten des äußern Kranzes sind einige weltabgelegene Dörfchen versteckt. Die Vegetation ist überall spärlich, ernst und von fast nordischer Art. Von den Felsen ragen oft prächtige Zwergfichten über das Wasser hinaus, phantastische Silhouetten bildend oder schöne Ausblicke einrahmend. Einen Aussichtspunkt bietet die höchste Kuppe der größten Insel. Zu Füßen liegt eine stille Bucht und ein Fischerdörfchen halb im Wald verborgen. Von einer langgestreckten Halbinsel laufen mehrere parallele Riffe gegen das Innere der Bucht; im Westen zeigt sich ein Inselgewimmel, und darüber hinaus Höhenzüge, und ganz in der Ferne duftverschleiert das Hauptgebirge des Festlandes. Der Ozean liegt im Westen in mattem Bleiglanz wie regungslos da, scheinbar nur um einige niedere Felsbänke hochaufbrandend in langen, gleichmäßigen Zwischenräumen. Nordostwärts ragen im Dufte, in lichtlosem Graublau, ein hohes Küstengebirge und

die heilige Insel Kinkwazan. Ein blendend weißes Segel belebt allein die Einsamkeit des Meeres und ein Seeadler kreist über dem Walde der Insel.

3. Tokio.

22. Oktober bis 15. November 1900.

Tokio macht als Stadt keinen imposanten Eindruck, es ist von übermäßiger Ausdehnung, unübersichtlich und bietet nirgends ein landschaftlich schönes Bild. Die Stadt liegt zwischen dem Meer und einem Kranz ziemlich weit landeinwärts gelegener Hügel. Am Strand sind moderne Quartiere, namentlich Docks, Fabriken u. a., hier pulsiert ein



Straße in Tokio

reges Leben; kommen auch die großen Meerschiffe nicht nach Tokio, so ist doch ein überaus lebhafter Verkehr von kleineren und mittleren Schiffen, namentlich Segelbooten. Auffallend sind hier auch die zahlreichen hohen, dünnen Fabrikkamine, die mit Rücksicht auf die Erdbeben aus Blechrohren bestehen und mit Ketten befestigt sind.

Hinter diesem Hafenviertel liegt ein breiter Gürtel von Quartieren, in denen sich die Hauptmasse der Bevölkerung, des Handels- und Straßenverkehrs konzentriert. Dieser Stadtteil ist von zahlreichen Kanälen, die mit dem Meere und dem ziemlich breiten in Tokio mündenden Sumida-

gawa in Verbindung stehen, durchschnitten. Die Hauptstraßen sind z. T. europäisiert und müssen in ihrem würdelosen Bastardcharakter das japanische und das europäische Auge verletzen. Die Nebenstraßen mit ihren niedrigen Holzhäuschen und schwerfälligen Godowns sind durchwegs japanisch, aber ebenso monoton und anspruchslos wie in kleinen Städten oder Dörfern. Wie die Häuser, so sind auch die Leute, halb japanisch, halb fremdländisch. Die Frauen allerdings haben ihre Tracht meist beibehalten, aber die Männer haben fast immer ein neumodisches Kleidungsstück, meist einen steifen Filzhut, während doch eher die leichte, pilzartige japanische Kopfbedeckung verdiente, bei uns nachgeahmt zu werden. Auch ein aufdringliches Annoncenwesen macht sich auf Schritt und Tritt unangenehm bemerkbar; so begegnet man wie an andern Orten übrigens auch am allermeisten den Affichen einer Zigarettenfabrik, die als Firmenmarke einen grenzenlos brutal aussehenden, Zigaretten rauchenden Engel der Sixtinischen Madonna ausgewählt hat.

Als Verkehrsmittel kommen auch hier fast nur die Jinrikisha in Betracht, deren es etwa 40,000 in Tokio gibt; die Pferdebahn, welche die beiden — übrigens für eine Reichshauptstadt sehr primitiven — Hauptbahnhöfe verbindet, wird nur von den untersten Klassen benutzt. Pferdegespanne gibt es so gut wie keine.

Ausgedehnt scheint das Telephon- und Telegraphennetz zu sein. Diese Leitungen ziehen sich hoch über den Häusern zwischen gewaltigen Masten, die in ihrer rechtwinkligen Konstruktion ein dem japanischen Stil verwandtes Element haben und geradezu monumental wirken.

Ungefähr in der Mitte der Stadt liegt die von doppelten Wassergräben und Mauern umgebene kaiserliche Burg. Die umliegenden Quartiere schließen in sich die meisten Verwaltungsgebäude, Ministerien, Gerichtsgebäude, die Reichsbank u. s. w. Abgesehen von letzterer sind diese Bauten — sämtlich in europäischem Stil — höchst unbedeutend; in einer größern Provinzstadt im Westen würden sie weder als schön noch als häßlich auffallen, aber hier, inmitten der japanischen Quartiere und angesichts der zyklopischen, piniengekrönten Umfassungsmauern der Kaiserburg verletzen sie das Auge ästhetisch und historisch empfindender Menschen. An einem einzigen Gebäude konnte ich etwas entdecken, was als Versuch einer Anpassung des japanischen Stils an moderne Bedürfnisse gelten könnte.

Der innere Teil des kaiserlichen Schlosses ist unzugänglich für das Publikum. Zwischen der innern und äußern, mehrere Kilometer langen Umfassungsmauer lagen früher die Paläste des Adels, heute sind sie alle verschwunden, abgebrannt oder niedergerissen, und an ihrer Stelle dehnen

sich Stoppelfelder aus; überhaupt scheint man hier mehr als anderswo mit dem Alten schlimm gehaust zu haben. So mischt sich in das Bild des modernen Tokio neben der Geschmacklosigkeit auch die Pietätlosigkeit. Am reinsten ist Alt-Japan noch in dem uralten Shibapark mit seinen an Nikko erinnernden Tempeln und Mausoleen erhalten geblieben. Auch sonst besitzt Tokio manchen malerischen Winkel, aber nur an wenig Orten begegnet man keinen Spuren des fremdartig Modernen, Brutalen und Vulgären; Disharmonien, deren Fehlen sonst den Hauptreiz von Japan ausmacht.

* * *

Der Tempel der Kwannon in Asakusa ist einer der größten und populärsten buddhistischen Tempel Tokios. Wie bei den meisten dieser Anlagen, ist auch hier der Zugang eine breite Straße mit Kramläden fürs Volk. Obwohl es Vormittag eines gewöhnlichen Werktages ist, wimmelt der Tempelhof von Volk jeden Alters. Längs des Weges verkaufen an Tischen unter Marktschirmen alte Weiber auf Strohtellerchen assortierte Körner, die man um ein Kupferstück ersteht, um sie den zahllosen heiligen Tauben hinzuwerfen. Schwärme dieser grauen, weißen und braunen Vögel — so gut wie die einzigen, die man in Japan sieht — stürzen sich darauf und das Volk umsteht neugierig das sich stets wiederholende Schauspiel.

Die dem Publikum offene Vorhalle des Tempels ist ziemlich schmutzig. Von der Decke hangen große Papierlaternen und an den Wänden Votiv-Tafeln, moderne Annoncen, alte Gemälde, und groteske, moderne Ölmalereien wie an unsern Jahrmarktbuden. Die Schuhe, die man sonst beim Betreten der Tempel wie der Wohnhäuser ablegt, werden hier nicht abgenommen, und auf dem schmutzigen Boden klappert das Volk mit seinen Brettersandalen umher, auf der äußern Galerie tollen und schreien Kinder mit Hunden und Katzen. Einäugige, Einbeinige und Mütter mit Säuglingen betteln. Im Tempel sind einige vergitterte Truhen mit länglichen Öffnungen, durch welche die Leute Kupfermünzen als Opferspenden hineinwerfen. Die Altarausschmückungen, Bilder, brennenden Laternen, Weihrauchgefäße u. s. w. sind von sehr verschiedenem Werte. In diesem Tempel befindet sich ferner ein kleines, hölzernes Götterbild, das heilende Wirkung auf Leidende haben soll. Die Kranken berühren es mit der Handfläche und reiben dann damit die kranke Körperstelle; eher eine ausgesuchte Einrichtung zur Verbreitung von Krankheiten, als ein Mittel, sie zu heilen.

* * *

Im Norden der Stadt liegt der vornehme Ueno-Park, für Tokio eine Art Bois-de-Boulogne. Wundervoll sind die mächtigen Pinienalleen, in deren Schatten man oft Schulklassen Picknick halten sieht. Auf einer Seite des Parkes liegt ein ca. 500 m langer, mit üppigem Lotos bedeckter Teich, um welchen herum eine Velobahn sich zieht. Alle Arten von Sport verbreiten sich rasch im heutigen Japan.

Im Park befinden sich zur Zeit einige Ausstellungen neuer und alter Gemälde. Vom Kaiserhaus und einigen vornehmen Familien sind alte Bilder ausgestellt, großenteils geistliche Sujets darstellend: Buddha, Heilige und Weise; daneben auch ziemlich viele Tierbilder. Alle alten Malereien sind stark eingedunkelt, und ihr Grundton bildet mattes Braun. Die Farben sind schön abgetönt, die Kompositionen jedoch sprechen nur selten an wegen ihres Mangels an Plastik und richtiger anatomischer Darstellung. Die meisten Gemälde zeigen eine minutiöse Linienführung; eine Schule allerdings weist Porträte in weichen, breiten Umrissen, von z. T. hervorragendem Kolorit auf, während eine andere ihre Sujets, namentlich Tiere, fast skizzenhaft und oft roh behandelt. Unerreicht ist das Gold der alten Gemälde und das eigentümliche Grün der Pinien. Die neuen Gemälde der klassizistischen Schule wiederholen fast ausnahmslos die antiken Vorwürfe; nur die geistliche Malerei ist natürlich weniger stark vertreten, weil jetzt nicht mehr so viel Mönche malen wie früher. Die Landschaft wird heute bevorzugt. Die Berge sind in der Regel ganz phantastisch und barock; denn der realistische Berg ist in den Augen der klassischen Malerei unästhetisch und nur die von Natur schon konventionell aussehende Pyramide des Fujiyama bildet einen ständigen, tausendfach variierten Vorwurf. Der Herbstwald wird vorzüglich dargestellt, und unter den Tieren sind die Vögel meist gut, namentlich die Reiher und Enten; auch einige Tiger mit sammtweichem Pelz sind lebenswahr, während einige andere dagegen von mehr als kindlicher Unfähigkeit des Malers zeugen; ganz arg sind die Katzen und Hunde. Das Schönste japanischer Tiermalerei bilden die Karpfenbilder, die einen Höhepunkt des Realismus darstellen. Auf der Seidengaze ist das Wasser in all seiner Durchsichtigkeit darstellbar, die Fische scheinen zu leben, ihr ruhiges Gleiten durch das Wasser ist vollkommen wiedergegeben und die Perspektive ist nicht nur geometrisch, sondern auch in der Farbendämpfung vollkommen. Die menschlichen Figuren sind meist völlig flach, doch zum Teil, wie es scheint, in treffender Ähnlichkeit. Die Heiligengemälde sind in Formalismus erstarrt. Im allgemeinen scheint die Ausführung den Inhalt bedeutend zu überwiegen und in wenigen Fällen zeigt sich ein Ausweg aus dem geistlosen Schulen-



Interieur mit Tatami, Sitzen und Wandschirm [S. 120]

wesen zu unabhängiger Darstellung. Die japanische Kunst ist eben eine wesentlich dekorative Kunst — allerdings dekorativ im höchsten Sinne — und deshalb wird der Mangel an künstlerischer Eigenart weniger empfunden. Die Ausstellung ist ziemlich stark besucht.

Daneben befindet sich im Park noch die moderne (nicht permanente) Gewerbe- und Gemäldeausstellung. Eine ihrer Abteilungen enthält Ölgemälde von europäischer Art; Frankreich hat hierin den größten Einfluß auf Japan. Diese Bilder vereinigen, wie die meisten künstlerischen und gewerblichen Nachahmungen der Japaner, nur die schlechten Eigenschaften der japanischen und europäischen Komponenten. Fast alles ist eine sklavische Kopie des schlechtesten Modernismus: eine grau-violette oder schweinfurtergrüne, unplastische, gedankenarme Sudelei. Viele der „Gemälde" stehen auf der Höhe der Malereien in irgend einem Bierrestaurant oder noch darunter. Die Menschen sind meistens ohne jede Plastik gemalt, gerade wie auf den Kakemonos, was in Öl aber unbeschreiblich lächerlich und häßlich sich ausnimmt. Für die Farbe scheint alles Verständnis zu fehlen: entweder ist sie schmutzig oder giftig, das Grün wirkt besonders unangenehm. Auch das Kolorit der Landschaften trifft die japanische Natur fast nie. Das ärgste sind die Genrebilder, denen es an jeder Komposition gebricht. Kein Ausdruck liegt in den Augen, die entweder schielen oder anderswo hinschauen als beabsichtigt und leblos sind wie die Augen ausgestopfter Tiere. Das einzige, welches als leidlich hübsch von diesen europäisierenden Produkten bezeichnet werden kann, sind die Aquarelle, meist Landschaften, sauber und in wirklichen Farben.

Der Uenopark, in dem 1868 eine der blutigsten Schlachten der Kaiserlichen gegen die Tokugawa-Vasallen geschlagen wurde, enthält auch das häßlichste Denkmal vielleicht der ganzen Erde. Marschall Saigo, ein Nationalheld und Charakter größter Tragik, ist dargestellt mit einem Wasserkopfe, viel zu kurzen Beinen, in einem Kimono, der mit einem europäischen Schlafrock zu verwechseln ist, einem Unterarm, dicker als die Faust und einem gemeinen Schlächterköter an einem Schnürchen. Daß dieses grotesk komische Monument in Japan erdacht, gegossen und aufgestellt wurde und geduldet wird, beweist mehr als alles andere, in welch trauriger ästhetischer Verwahrlosung das europäisierende Japan sich befindet.

Neben der klassizistischen Kakemono-Ausstellung besteht noch eine andere, ziemlich große für moderne, quasi-sezessionistische Kunst, die sich aber für einen Europäer sehr wenig von ersterer unterscheidet. Einige Gemälde weichen in Vorwurf und Technik vom Hergebrachten ab. Am schönsten sind Landschaften, Wald und namentlich Berge im Nebel: Darstellungen von vollendeter Naturwahrheit und in Öl unerreichbarer Feinheit. Ein Beispiel kühner, bei den japanischen Künstlern von jeher beliebten Phantasie und visionärer Beobachtung nie gesehener Dinge ist ein Bild „Vision“: drei riesige Totenschädel erscheinen einem Weisen. Die Vermengung der ätherisch-durchsichtigen Schädel mit der realen Umgebung dürfte ihresgleichen suchen.

Die meisten Gemälde haben die Form von 1—1½ m langen Kakemono, d. h. sie sind längliche, in der Regel von Brokatbordüren eingefaßte Rollen von Seidengaze, die auf Papier aufgezogen wird. Die Preise schwanken zwischen 5 und 100 Yen; im allgemeinen 10—30 Yen; nur die Ölgemälde sind verhältnismäßig teuer.

In Tokio befindet sich auch die kaiserliche Kunstakademie, die eine japanische und eine europäische Abteilung umfaßt. Die Anfänger der japanischen kopieren alle nach Kakemono, meist Blumen darstellend, auf lange Papierrollen, und zwar mit Wasserfarben, ohne irgend etwas vorzuzeichnen; sie malen in breiten, weichen Zügen; das Papier fließt ein wenig und die breiten Pinsel ermöglichen es, mit einem Strich verschiedene Schattierungen neben einander auf einmal aufs Papier zu bringen. Dies kommt namentlich den Blättern zu gut, und es wird so eine mit Öl kaum erreichbare Weichheit erzielt. In einem andern Saal werden von Vorgerückteren Landschaften kopiert. — Die obersten Klassen sah ich nicht, da sie gerade keinen Unterricht hatten. Die europäische Abteilung malte im zweiten Kurs Akt, aber in der Regel fehlt noch die richtige

anatomische Auffassung. In alter Zeit zeichnete die japanische Schule nie Akt, sondern war wie die chinesische Kunst überaus prüde.

Die Sammlung von Malereien der Akademieschüler enthält nur ein gutes Gemälde, von Kuroda, dem bedeutendsten der europäisierenden japanischen Künstler. Das Bild stellt ein europäisches Mädchen dar; nichts verriete, daß es von einem Japaner gemalt worden. Auch finden sich da einige ordentliche Kopien nach Holbein und alten Italienern. Es gibt keine guten, alten, europäischen Originale in Japan, und so fehlt der europäisierenden Schule natürlich jede historische Trainierung und Anschauung guter Vorlagen. Ihr Verhängnis ist ihre Aufpfropfung auf unsere moderne Richtung.

Die japanische Malerei beruht übrigens auf ganz andern Grundlagen als die europäische, indem sie sich aus der Schrift entwickelt hat. Die chinesisch-japanische Schrift ist ursprünglich eine Bilderschrift, und wenn sie auch diesen Charakter nahezu ganz verloren, so ist das Schreiben doch eine wirkliche Kunst, da die Linie das Hauptelement der Malerei der Japaner und Chinesen bildet; der Gegenstand der Darstellung und die Farbe treten daneben in den Hintergrund. Ein mit sicherem und kühnem Pinselstrich geschriebenes Wort (Idiogramm) kann ebenso sehr ein Gemälde sein als eine Landschaft, ein Kopf u. s. w. Es gibt auch unter den japanischen Malern eine Schule, die ihr Ideal in einer Konzentration des ganzen Bildes in wenige Linien erblickt, und zu diesem Zweck eine uns fremdartige, aber in ihrer Art staunenswerte, symbolische Malerei geschaffen hat.

* * *

Das Handelsmuseum im Gebäude des Landwirtschafts- und Handelsministeriums enthält eine weitläufige Sammlung: 1. Japanische Produkte, die exportiert werden oder Chancen hiefür bieten, ferner Artikel, die mit jetzt importierten fremden Waren konkurrieren können und endlich Rohmaterialien. 2. Fremde Produkte: erstens solche, welche japanischer Produktion als Vorlage dienen, ferner solche, welche japanischen Waren auf fremden Märkten Konkurrenz machen oder drohen in Zukunft zu machen; sodann Artikel, die einen großen Markt haben, bisher von Japan aber nicht hergestellt werden, aber Aussicht haben, von Japan mit Erfolg auf den Markt gebracht zu werden; fremde Import-Stappel-Artikel, Waren, deren Einfuhr nach Japan für die Zukunft vorauszusehen ist; fremde Rohmaterialien. Endlich japanische Patentmodelle. Bei den spezifisch japanischen Waren sind auf englisch Preis und Name des Fabrikanten

angegeben, so daß man im Museum auch Bestellungen aufgeben kann. Von den japanischen Waren sind die Textilwaren am besten vertreten: hübsche, billige, façon-persische Teppiche, Stofftapeten, Stickereien. In der Möbelindustrie ist zu viel europäischer Einfluß. Unter dem Kunsthandwerk bilden die für den Massenexport nach Europa und Amerika bestimmten, billigen sog. Japan-Waren die Hauptsache. Unter den Gebrauchsartikeln, wie Schirmen, Möbeln, Wanduhren u. s. w. zeigt sich soweit die Waren europäischen Charakter haben, ein bedenklicher Geschmack. Strohwaren und billiges Geschirr von nationalem Gepräge zeigen den Vorteil der japanischen Kunst: einfache Eleganz. Der allgemeine Eindruck aber ist der, daß das spezifisch-japanische Handwerk, wenn industriell betrieben, seine wesentlichen Vorteile in bezug auf Eleganz, Solidität und feinen Geschmack einbüßt, und daß die in Japan hergestellten Produkte von europäischem Typus ungefähr auf der Höhe unserer Bazarwaren stehen. Die zur Nachahmung im Museum aufgestellten fremden Waren geben in dieser Beziehung einen Fingerzeig. Es sind meistens, nicht ausschließlich, geschmacklose Muster: Geschirr, Kleider, Hüte, Spielwaren, Email, Samoware &c.

* * *

Der sog. Arsenalgarten, früher Park des ehemaligen Stadtschlosses des Fürsten von Mito, ist anerkannt als der schönste Park in Tokio. Man betritt ihn durch einen Vorgarten mit einem von hohen Bäumen beschatteten Teich. Von da geht es durch eine Pforte in den Hauptgarten: zunächst ein Hochwald, in welchem die Campherbäume und Pinien sich zu einem mächtigen dunkeln Gewölbe zusammenschließen. Zwischen die hohen Bäume drängen sich üppige Yuka-Palmen und Lorbeer; in der Tiefe murmelt ein Bach in zahllosen Windungen. Seltsamerweise ist dieser Garten von einigen Singvögeln belebt, sonst hört man in den Hainen japanischer Tempel nur das heisere Gekrächze der Raben. Aus diesem dunkeln Walde hinaus führt der Weg zu einem großen Teiche, an dessen Ufer Lotos blüht, und hart ans Ufer heran treten die uralten Eichen, Pinien, Ahorne und Campherbäume und beschatten mit ihren mächtigen Ästen das glatte, spiegelnde Wasser. Fast keinen kleinen Bäumen begegnet man hier, alles hat großen Stil, auch die mit Hochwald und Felsenklippen geschmückte Insel im See. An den Wald schließt sich ein heiteres Pflaumenwäldchen an, das eine fast flache Erhebung zwischen dem See und einem zweiten Teiche bedeckt. Der Boden des Parkes wird



Teepavillon (nach einer japanischen Photographie)

meist durch einen feinen Moosteppich gebildet, und die Wege durch flache Steine, die in kurzen Zwischenräumen hintereinander gesetzt sind. Der See, dessen Ufer kleine Grashalden bilden, hat zahlreiche Ausbuchtungen mit engen Eingängen.

Aus dem Pflaumenwäldchen heraus tritt man auf einen weiten Wiesenplan mit einem großen Kasino, das den aristokratischen Ästhetikern des alten Japan zum Teetrinken, Malen und Dichten diente. Neben diesem Gebäude liegt ein schattiger, ganz untiefer Weiher von flachen Brücken überspannt. Der Teich selber ist die Fortsetzung eines kleinen, fast alpinen Geröllltales, durch das aus dem Walde hervor ein Bach herabrieselt. Jenseits der Brücke beginnt wieder dunkler Wald; in steilem Anstieg geht es hinauf zu einem kleinen Tempel, von dessen weit über den Abhang vorspringender Veranda, durch das Gezweige der Ahorne und Campherbäume man auf die silberglitzernde Fläche des Sees hinabblickt. Dieser Punkt ist eine Nachahmung einer schönen Stelle in Kioto; überhaupt werden die japanischen Gärten fast immer nach den klassischen Vorbildern gewisser japanischer Gegenden angelegt. Vom Tempelchen geht es lange Zeit bergauf und bergab durch dichten Wald. Ein breiter, tiefer Bach, fast ein Flüßchen, kommt irgendwo aus unergründlicher Waldestiefe hervor und eine steile Bogenbrücke spannt sich über das dunkle Wasser.

Nach einer langen Wanderung durch das Waldlabyrinth gelangt man auf eine freundliche Wiese mit Obstbäumen; von niedern Pergolen hangen



Gartenpartie mit Laterne

üppige Glyzinien, und in einem Wiesengraben murmelt das Flüßchen durch den Obstgarten friedlich dahin: nach der großartigen Waldszenerie ein Bild ländlicher, einfacher Landschaft. Daran schließt sich eine Waldwiese mit vertieften, sumpfigen Beeten für Schwertlilien, an diese ein Pinienwäldchen, durch das man wieder an den See gelangt. Längs dessen felsigem Ufer führen schmale Wege in die stillen, schattigen Buchten. Im Hintergrunde einer solchen, die durch die Bäume in eine Art Grotte verwandelt ist, stürzt ein Wasserfall herab; in einer andern bietet ein Pavillon dem Wanderer einen Ruheplatz. So enthält der Park Partien von verschiedener Art und in jeder Jahreszeit ist deshalb der Garten irgendwo in Glorie. Die einzelnen Teile bilden für sich abgeschlossene Welten und doch reihen sie sich vollkommen harmonisch aneinander. Der Garten repräsentiert den großen Stil im Gegensatz zu dem der Miniaturlandschaften. Nirgends ist eine unschöne Baumlinie sichtbar, eine vollendete Harmonie der Linien und der Farben, unter denen dunkles Grün und Goldtöne vorherrschen. Anmut ist das Wesentliche dieser Gartenlandschaften. Leider wird der Eindruck etwas beeinträchtigt durch den Lärm der unmittelbar an den Garten anschließenden Arsenalfabriken, deren pustende Dampfrohre, Eisenhämmer u. s. w. einen erinnern, daß der hyperästhetische, aristokratische Quietismus der japanischen Feudalzeit, dem solche Gärten ihren Ursprung verdanken, vorbei ist.

* * *

Besuch eines der großen Theater, an dem der berühmteste Schauspieler Japans, Danjuro wirkt. Das Theater ist von außen ein unschöner Bau, einem europäischen Bühnenhaus nicht unähnlich. Das Innere, wenigstens der Zuschauerraum, weist noch mehr Ähnlichkeit mit einem europäischen Theater auf. Der ganze innere Ausbau ist in unbemaltem Holz ausgeführt und sehr einfach. Das Parkett, wenig ansteigend, wird durch rechtwinklig sich schneidende, niedrige Holzwändchen und Stangen eingeteilt in Quadrate von etwa 2 m Seitenlänge, die je einer Gruppe von Zuschauern als Platz angewiesen sind. Selbstverständlich gibt es keine Stühle, da solche in Japan überhaupt fehlen. Alles sitzt am Boden, auch in den Logen. Eine obere Galerie fehlt. Das Orchester befindet sich seitlich auf der Bühne in einem vergitterten Baignoire. Zu Anfang und Ende der Akte und Spiele wird ein Vorhang vorgezogen, bei bloß szenischen Veränderungen jedoch wird der mittlere Teil der Bühne, welcher zwei Szenen aufnehmen kann, gedreht. Diese Veränderungen gehen rasch vor sich; überhaupt macht die Regie einen sehr guten Eindruck. Die auf der Bühne erscheinenden Theaterdiener, welche Veränderungen bei offener Szene vorzunehmen haben, sind in Schwarz gekleidet und haben schwarze Tücher über den Kopf, was bedeuten soll, daß sie eigentlich nicht da sind. Die Schauspieler betreten die Bühne teils von der Seite wie bei uns, teils über einen das Parkett überbrückenden Steg, von dem aus sie oft schon zu spielen beginnen.

Über den Logen befinden sich offene Veranden zum Luftschnappen, ein Foyer dagegen gibt es nicht. Vom Parkett aus kann man in einen offenen Hof gelangen, wo Photographien der Schauspieler, Haarschmuck, Zigaretten, Frühstückskörbchen zu haben sind, namentlich aber auch Spielwaren, um die im Theater zahlreich vertretenen Kinder zum Schweigen zu bringen.

Die Vorstellung beginnt um ½ 11 Uhr morgens und dauert bis zum späten Abend. Obwohl keine Fenster vorhanden, dringt das Tageslicht doch überall ein und bildet mit den vor der Bühne befindlichen Lampen ein störendes Zwielicht. Abends dagegen ist das Theater durch elektrische Lampen gut beleuchtet. Man nimmt stets ein Billet für den ganzen Tag und es werden während dieser Zeit immer mehrere Stücke gespielt, so heute drei heroische Tragödien und ein bürgerliches Drama. Ein Logenplatz kostet 3 Yen. Man kann kommen und gehen: die meisten Leute jedoch bleiben den ganzen Tag im Theater. Es wird in allen Zwischenpausen serviert, Warmes und Kaltes; Tee, Süßigkeiten und Obst werden die ganze Zeit durch gegessen und auch die Unterhaltung

des Publikums unter sich hört nie ganz auf. Die Leute nehmen selbst ganz kleine Kinder mit, welche trotz ihrer sonst auffallend guten Erziehung oft Lärm machen. Fast Jedermann raucht. Die Damenwelt ist namentlich in den Logen stark vertreten.

Die Aufführung scheint im äußeren Gang einer solchen auf dem alten griechischen Theater nicht unähnlich zu sein; das Spiel ist eine Art rezitierte Oper, indem fast ununterbrochen das Sprechen von Musik begleitet wird. Diese Musik ist ein für uns abscheuliches Guitarrenspiel, das alle Pausen hindurch fortdauert. Der Chor tritt in der Regel sehr wenig hervor, nur bei szenischen Wechseln setzt er in stärkerem und schnellerem Tempo ein.

Die Sprache der Schauspieler (auch die Frauenrollen sind mit Männern besetzt) ist hochpathetisch, gespreizt und unnatürlich, bei den Männern krächzend, bei den Frauen quicksend, der Chor fast gröhlend. Das Spiel ist — zum Teil entspricht dies auch der dargestellten Handlung — ebenfalls sehr konventionell, feierlich und ganz unrealistisch. Wer nicht gerade zu rezitieren hat, sitzt am Boden wie versteinert in einer konventionellen Stellung. In dem bürgerlichen Spiele war die Darstellung verhältnismäßig realistischer als im heroischen. Die Handlung des letzteren war ähnlich derjenigen der „Cameliendame". Die Vorwürfe der Tragödien beruhen meist auf dem Treuverhältnis zwischen Daimio* und Samurai**, und so stellte das erste Stück das Schicksal eines Fürsten dar, der die Mannentreue seiner Vasallen mißbraucht, bis sein erster Lehensmann sich gegen ihn auflehnt, ihn erschlägt, um nachher selber den Tod zu finden.

3. November 1900.

Anläßlich des Geburtstages des Kaisers findet heute eine Parade der Gardedivision statt. Das Aufstellen der Truppen geht gut und rasch vor sich, auch das Schwenken mit Bataillonen in Kompagniefront u. dgl. vollzieht sich hübsch, wenn auch nicht mit geometrischer Präzision. Die Richtung ist immer rasch wiederhergestellt, die Gewehrgriffe dagegen erfolgen langsam und nicht sehr exakt. Die Achtungstellung dauert mindestens 20 Minuten oder ½ Stunde lang, wobei Haltung und Ruhe der Leute trefflich sind. Die Bewegungen, der Gang und die Gewehrgriffe sind auffallend geschmeidig, aber nicht schneidig.

* Daimio hießen die Lehenträger des Reiches, d. h. die Territorialherren.

** Die Samurai sind die adeligen Dienstmannen der Daimio.



Parkpartie

Der Kaiser reitet im Schritt die Fronten ab. Er macht keinen günstigen Eindruck zu Pferd. Er trägt Generalsuniform und darüber den unförmlich großen, resedagrünen Grandcordon des Chrysantemumordens. Eine endlose Suite folgt ihm. Beim Passieren der Regimenter präsentieren diese nach deutscher Art. Hernach findet ein Defilieren statt. Die Infanterie in Kompagniefronten im Schritt; berittene Waffen im Trab. Der Train defiliert nicht. Etwa 200 m vor dem Defilierpunkt hat eine Schwenkung im rechten Winkel zu erfolgen, die sehr gut ausfällt. Die ganze Parade ist einer auf dem Tempelhoferfeld bedeutend näher als einer solchen in Aldershot.

Nach Beendigung des Defilierens entfernte sich, von der Nationalhymne der vereinigten Regimentsmusiken begleitet, der kaiserliche Zug in gleicher Weise wie er gekommen. Zuerst einige Wagen mit Kammerherren ꝛc., dann ein Piqueur auf einem tadellosen, englischen Vollblut-Fuchs, dem die pompöse kaiserliche Karosse folgt, in welcher der Mikado* allein sitzt, nachher eine lange Reihe von Equipagen mit Ministern und andern Notabilitäten. Die Lakaien in Dreimastern mit Schwanenpelzbesatz und Kniehosen sind wie überhaupt der ganze Hofstaat völlig europäisch. Das Publikum begrüßt den Mikado schweigend durch Verbeugungen.

* Mikado, d. h. das erhabene Tor, ist nicht der in Japan gebräuchliche Name für den Kaiser, sondern Tenshi, d. h. Sohn des Himmels oder Tenno, d. h. himmlischer Herrscher, wie in China.

Abends gab der Minister des Auswärtigen einen großen Ball im Imperial Hotel, das, mangels geeigneter Räume in japanischen Häusern, für große, halboffizielle Feste gebaut wurde. Die Säle waren hübsch dekoriert und brillant erleuchtet. Die Herren sind alle in Uniform oder europäischem Zivil; die meisten japanischen Damen in Nationaltracht. Mit Großkreuzen scheint man hier so wenig wie in Rußland zu sparen, denn selten trifft man jemanden ohne pompöse Orden. Die eleganten japanischen Damen tragen europäische Toilette, die, obwohl an und für sich nicht übel, ihnen schlecht steht. Sie haben die reinsten Kinderfiguren und ihre Gesichter lassen sie als verkleidete Puppen erscheinen; bei der japanischen Toilette ist die Fußbekleidung wegen der sichtbaren großen Zehe der Strümpfe häßlich, denn beim Betreten auch eines europäischen Hauses legen japanisch gekleidete Leute ihre Sandalen oder Holzschuhe stets ab.

Spät erscheinen die kaiserlichen Hoheiten, das Kaiserpaar dagegen nimmt überhaupt an keinen Festen außerhalb des Hofes teil. Die Prinzessinnen, natürlich europäisch gekleidet, sind teilweise durch Ordensschärpen entstellt. Die Prinzen, in Uniform, sind klein und nur der hübsche und schneidige Prinz Kanin macht einen vorteilhaften Eindruck.

Es wird etwas getanzt, meist nur vom Hofe. Den Schluß bildet ein großes Buffet, bei dem es nicht schlimmer zugeht als in Europa in ähnlicher Gesellschaft, sogar fast besser.

Tokio, 12. November 1900.

Das jährliche Chrysanthemumfest findet im Aoyama-Park statt, welcher früher dem Fürsten von Kishu, einer Seitenlinie der Tokugawa, gehörte. Das benachbarte Quartier Akasaka ist das Quartier St. Germain von Tokio: Ministerien, Gesandtschaften, Häuser von Prinzen und sonstigen Notabilitäten befinden sich dort. Fast alles ist ganz europäisch und bis zu einem gewissen Grade befriedigend, wenn auch in mancher Beziehung mesquin. Am schönsten sind die Gärten mit ihren großen Bäumen, Teichen und Kanälen.

Im Vorhofe des Parkes wird man von Kammerjunkern in Empfang genommen und geht weiter auf einem Wege, längs dessen Lakeien Spalier bilden. Der Teil des Parkes, den man zu sehen bekommt, ist ein ziemlich breites, etwa 1 km langes Tal, dessen einrahmende Hügel von herbstlich gerötetem Laubwald auf der einen Seite, auf der andern von dunkeln Pinienwaldungen bedeckt sind. Die breite Talsohle ist bedeckt mit Wiesen, Pflaumenwäldchen, Teichen, die sich tief hinein in die

Hügel verzweigen. Schöne Szenerien reihen sich ununterbrochen aneinander, hochgewölbte Laubwege, Felspartien, Brücken, Kasinos in leichtem japanischem Stil.



Japanische Pinie

Auf einem Hügel findet das eigentliche Fest statt; daselbst ist auch die größte Chrysanthemumausstellung, die im Parke sich befindet. Die Blumen stehen, etwas steif in Reih' und Glied, in nach vorn offenen Buden, die mit Tüchern in der violetten Kaiserfarbe drapiert sind. Die meisten Pflanzen sind in Töpfen, jede einzelne Blüte ist an einem Stecken aufgebunden Einige Riesenexemplare sind in einer Art Baumform gezogen, wobei die Blumen (bis 720 an einem Stocke) in konzentrischen, sich nach oben verjüngenden Kreisen angesetzt sind. Die Anzahl der ausgestellten Varietäten ist Legion, doch spielen alle um Weiß, Rot und Gelb mit Abstufungen gegen Braun und Violett. Auch trifft man die verschiedensten Formen, die normale, auch in Europa bekannteste Form ist vorherrschend, sodann gibt es türkenbundartige und butterblumenartige Exemplare, ferner solche mit haarartigen, herabhängenden oder horizontalen Blättern.

Die Gesellschaft versammelt sich nach und nach auf dem Hügel und, wie gewöhnlich bei Anlässen, an denen Japaner und Europäer vertreten sind, gehen die Japaner auf die eine, die Europäer auf die andere Seite. Unter den letztern befinden sich namentlich das diplomatische Korps, die fremden Professoren der Universität und einige Globe-Trotter.

Die japanischen Offiziere, namentlich die der Marine, machen durchwegs einen günstigen Eindruck; die Herren in Zivil dagegen gleichen eher ländlichen Honoratioren. Kaum ein Zylinder hat eine richtige Form, viele sind so weit, daß sie die halben Ohren bedecken. Alle erdenklichen Arten von Redingoten trifft man da, dazu manchmal graugelbe Manchesterhosen. Die Handschuhe sind gewöhnlich zu lang; die Hände darin scheinen von Holz zu sein. Auch die japanischen Komplimente in europäischen Kleidern sehen täppisch aus. In der alt-japanischen Tracht würden dagegen die meisten dieser Herren einen höchst feudalen Eindruck machen; aber die Staatsmänner des neuen Japan wollten diese fremden Formen für den Hof, in der Meinung, dann eher für voll genommen zu werden. Die japanischen Damen sind nicht zahlreich. Die europäische Promenade-Toilette steht ihnen immerhin besser an, als das Ballkostüm, aber auch hier bemerkt man sogleich den Gegensatz von Figur und Kleidung.

Endlich kommt der Hof, die Gäste bilden Spalier: der Mikado in Generalsuniform, einige Schritte hinter ihm die Kaiserin; dann die Prinzen und Prinzessinnen. Der Kaiser macht zunächst einen wenig imponierenden Eindruck; sein Gang ist häßlich, angelernt europäisch. Er ist ziemlich beleibt, trägt aber eine Uniform nach Art der Husaren. Auch sein Grüßen ist gezwungen. Die Kaiserin ist bedeutend kleiner, sie trägt eine dunkelrot-violette Moiré-Toilette; der Eindruck ist sehr sympathisch und schlicht. Man begibt sich in Prozession hinter dem Kaiserpaar in den benachbarten Parkteil, wo unter einem großen Zelt die Tafel für die kaiserliche Familie, sowie ein großes, reichhaltiges und sehr schönes Buffet gedeckt ist. Nachdem der Kaiser den Gesandten Audienz erteilt, setzt man sich im Freien an kleinen Tischen nieder. Die Ordnung am Buffet ist auffallend gut. Nach etwa 3—4 Stunden entfernt sich der Hof und die Gesellschaft zerstreut sich.

* * *

Dagozaka ist ein Gärtnerviertel, in dem im Herbst Chrysanthemumausstellungen stattfinden. In einer engen, einen Hügel hinansteigenden Straße, von Menschen wimmelnd, mit Papierlaternen und Fahnen dekoriert, reihen sich auf beiden Seiten Buden an Buden, Kaufläden, Küchen, Photographen, Wachsfigurenkabinette und jetzt namentlich Chrysanthemumausstellungen. Es sind dies aber nicht etwa geschmackvolle Blumenarrangements, sondern wahrhaft barbarische Schaustellungen für den naivsten und brutalsten Geschmack. In Dutzenden von Buden be-

finden sich unförmliche Figuren aus Draht, Holz u. s. w., die mit Moos und ähnlichen Pflanzen bedeckt sind, zwischen welche Hunderte und Tausende kleiner Chrysanthemen von verschiedener Farbe hineingesteckt werden: eine Geschmacklosigkeit, wie man sie sonst in Japan kaum trifft. Die mit diesen Mannequins dargestellten Szenen stellen alle möglichen schauerlichen Vorgänge aus der japanischen Geschichte dar, Schlachten, Ermordungen und ähnliches, etwa wie in der «Chamber of Horrors» eines Wachsfigurenkabinetts. Manche dieser Szenen befinden sich auf drehbaren Bühnen und bei jedem Wechsel des Bildes und in jeder Bude werden von dem Besitzer dem staunenden Volk Erklärungen gegeben.

Im selben Quartier befinden sich auch viele Handelsgärtnereien. Die Gärtner konzentrieren sich hier hauptsächlich auf Ziehung von Zwergbäumchen (Fichte, Ahorn, Tuya). Auf langen Tischen stehen hunderte und hunderte der Bäumchen, die z. T. ein Alter von 2—300 Jahren haben. Je verzwergter, je bizarrer in der Form der Äste, je mehr einem wirklichen Baum in Miniatur ähnelnd, um so wertvoller sind die Pflanzen, z. T. werden wahre Phantasiepreise gefordert und bezahlt. Ein ordentliches Exemplar kostet 100 Yen*, manches 300, und besonders alte erzielen sogar Preise von einigen Tausend. Blumen gibt es sehr wenige, außer den Chrysanthemen. Großer Luxus wird auch mit großen und kleinen Steinen für Gartenschmuck getrieben. Kenner wissen sofort zu sagen, von welchem Berg z. B. ein Stein kommt oder wenigstens kommen soll. Ein Stein, der in den Augen eines Fremden völlig wertlos ist, kostet vielleicht 30 und mehr Yen, ja es gibt solche von über 1000 Yen.

Die japanischen Gartenanlagen haben im allgemeinen etwas düsteres. Angeblich soll der Grund dafür darin liegen, daß die berühmtesten und für andere vorbildlichen Gärten meist von Leuten angelegt wurden, die, alt geworden, sich vom öffentlichen Leben zurückgezogen und in ihren Gärten nun ein Symbol des Alters erblicken wollten. Tatsächlich ist aber die Natur Japans eher farbenarm, bunte Blumen, wie sie bei uns namentlich gezogen werden, sind sehr selten. Auch habe ich hier noch nie eine starke Abendröte gesehen. Die Landschaft zeigt dieselben Farben wie die Gärten und in der Kunst begegnet man selten starken Farbeneffekten.

* * *

Die Universität umfaßt ein Terrain von etwa 1 km², das früher den Park des Fürsten von Kaga bildete. Von dieser Anlage sind noch

* 1 Yen = ca. Fr. 2.50.

einige Partien erhalten, so ein hübscher, tiefliegender Teich und mehrere schöne Baumgruppen; ferner ein großer Pavillon im chinesisch-japanischen Stil, jetzt der Kommission für Sammlung japanischer Urkunden als Bureau dienend. Die Universität besteht aus zahlreichen, freistehenden Gebäuden mit Hörsälen, Laboratorien, Museen, Spitälern u. s. w. Die meisten Gebäude sind im englisch-gotischen Stil (!) und die ganze Anlage läßt sich, vom architektonisch-ästhetischen Gesichtspunkte abgesehen, in jeder Beziehung sehr wohl mit den meisten Universitäten in Europa vergleichen. Das naturhistorische Museum ist gut angelegt, speziell für japanische Tiere, auch die technologische Sammlung ist reichhaltig. Die seismometrische Station der Hochschule arbeitet mit etwa 12 Apparaten. In der Architektur-Abteilung wird leider meist nach europäischen Vorlagen gearbeitet. Die Universitätsbibliothek, mit großem, hellem, luftigem Lesesaal, hat ein eigenes Gebäude und ist nach den neuesten Prinzipien angelegt. Die chinesischen und japanischen Bücher werden in dieser jetzt auch in europäischer Weise aufbewahrt. Bei der Universität befindet sich auch ein einfacher Klub für die Dozenten. Die Studenten sind ähnlich uniformiert wie die Gymnasiasten und Akademieschüler.

Auch Kioto besitzt neuerdings eine Universität, jedoch ohne philosophische Fakultät, aber mit Einschluß einer Ingenieurschule.

Die Studienkosten sind in Japan im Vergleich zu Europa sehr gering, namentlich da, wo die Studenten im Internat leben können. Auch die Vorlesungsgelder sind sehr niedrig bemessen, so daß ein Student im Jahr mit 200—300 Yen für Kollegien, Unterkunft und Verpflegung auskommen kann.

Die Vorbildung der japanischen Studenten dauert etwa 14 Jahre und die Leute kommen erst mit 21—22 Jahren an die Universität, oft noch später, da manche nicht ohne Wiederholung von einer Gymnasialklasse in die folgende befördert werden. Die lange Ausbildungszeit ist nötig, weil diejenigen, die sich für das akademische Studium vorbereiten, sowohl zunächst die klassische, chinesisch-japanische Bildung sich aneignen müssen, als nachher auch noch 2 oder 3 europäische, dem Japaner völlig fremdartige Sprachen. Außerordentlich viel Zeit geht mit der Erlernung der chinesischen Schrift verloren. Zum Studium bedarf es der Kenntnis von ca. 7000 Idiogrammen (Schriftzeichen), wovon in den untern Schulen etwa 2000 den Kindern beigebracht werden. Auch gelehrte Leute, die bis 17,000 und mehr kennen, sind in der Regel nicht imstande alle Zeichen zu verstehen, die sich auf ihnen entlegenere Wissensgebiete beziehen. Die Japaner haben übrigens noch eine phonetische Silbenschrift



Gartenpartie mit Steinpfaden [S. 132]

japanischen Ursprungs, die jedoch selten allein, sondern fast immer nur in Verbindung mit der chinesischen Schrift und teilweise zur Interpretation dieser verwendet wird. In den Vorlesungen ziehen die Studenten es vor, ihre Notizen in einer ihnen mehr oder weniger geläufigen europäischen Sprache niederzuschreiben, finden es aber sehr zweckmäßig neben unserer phonetischen Schrift in größerem oder kleinerem Umfang die chinesischen Begriffssymbole zu verwenden, ähnlich wie der Europäer neben der Lautschrift für Zahlen Zeichen verwendet und das Ausschreiben dieser als höchst lästig empfinden würde.

Nach Absolvierung des eigentlichen Gymnasiums passieren die Leute ein dreijähriges Lyzeum zum Zwecke der Erlernung europäischer Sprachen, ein Ziel, das allerdings bei den meisten nur teilweise erreicht wird. Um das Lyzeum zu vermeiden, besuchen viele Studenten statt der Staatsuniversität Privatuniversitäten, die zum Teil sehr groß sind und leichtere Immatrikulationsbedingungen haben. Die Abiturienten dieser Hochschulen können nicht zu allen Staatsexamen zugelassen werden, jedoch zu denjenigen für das höhere Verwaltungsfach und für die Advokatur, während die, welche das Examen an der Staatsuniversität bestanden haben, besondere Vergünstigungen genießen. Die Lehrpläne sind an diesen Schulen ungefähr dieselben wie an der staatlichen Hochschule. In Tokio allein gibt es fünf solche private Juristenfakultäten mit zusammen ca. 3700 Studenten. Die juristische Fakultät der Universität hat nur 900 Studenten.

Neben den fünf Fakultäten besteht noch eine private Schule für Nationalökonomie und eine solche für politische Wissenschaften.

Nach dem Urteil eines hervorragenden Dozenten der Universität Tokio können die Leute, wenn sie zur Universität kommen, nicht selbständig denken und nicht rasch erfassen. Auch verstehen sie viel zu wenig von den fremden Sprachen. Sie können diese wohl lesen, da sie am Lyzeum sich fleißig präparieren, überhaupt immer viel arbeiten; aber die Erfassung eines fremden Vortrags macht ihnen große Schwierigkeiten. In Mathematik sind sie meist sehr schwach. Die japanischen Studenten sind fast durchwegs fleißig, strebsam und ehrgeizig. Die Leute aller Fakultäten interessieren sich sehr lebhaft für Politik u. dgl., viel mehr als für rein wissenschaftliches Arbeiten. Sie wenden sich fast nur den Disziplinen zu, die Aussichten in politischer und finanzieller Beziehung bieten (Jurisprudenz, Medizin, Ingenieurwissenschaften). In Kunst und Wissenschaften fehlen heute Fleiß und Ausdauer, im Gegensatz zu früher; die Hauptursache sind die veränderten sozialen Verhältnisse und Produktionsbedingungen. Die Studenten rekrutieren sich meist aus dem Samurai-Stande. In dieser Klasse herrscht kaum mehr das Gefühl des Unterschiedes gegenüber dem hohen Adel oder dem Volk. Die früheren Standesunterschiede sind fast ganz verschwunden. Demokratischem Empfinden begegnet man heute in fast allen Ständen, aber keinen Spuren von legimistischer Reaktion oder revolutionärer Tendenz gegen die Arbeitgeber. Die Stellung der Frau hat sich am wenigsten geändert, da die Frauen an ihre untergeordnete Stellung gewöhnt und mit ihr zufrieden sind. Noch gibt es kein Frauenstudium; es soll jedoch ein Mädchengymnasium angestrebt werden. Frauen dürfen als nicht-wissenschaftliche Ärzte praktizieren; es gibt überhaupt in Japan viele Ärzte ohne akademisches Studium. Die Medizinstudenten studieren nur noch wenig propädeutische Fächer, z. B. keine Botanik und Zoologie, da diese Disziplinen schon am Gymnasium getrieben werden, indem dort bereits der Unterricht für die spätern Studien spezialisiert wird. Leider macht sich überall ein Hasten, möglichst bald fertig zu werden, geltend; die Studien entbehren vielfach der nötigen Tiefe und Sorgfalt.

Zirka fünf Prozent der Studenten werden von der Regierung für drei Jahre nach Europa geschickt, jedes Jahr etwa 70, so daß in Europa gleichzeitig etwa 200 sich aufhalten. Die besten werden hiefür ausgewählt, und ausgewählt zu werden ist der Ehrgeiz jedes japanischen Studenten. Das Studium in Europa können sich nur sehr wenige auf eigene Kosten gestatten.

Der englisch-amerikanische Einfluß auf das japanische Universitätswesen, der mit dem deutschen rivalisiert, zeigt sich auch in der Einführung des Sports in den Studentenkreisen. Ich wohnte einem Universitätsturnfeste bei. Die Hauptübungen bildeten Rennen und Sprünge, in welchen die leichten, elastischen, aber muskulösen Japaner exzellieren. Am amüsantesten war ein Seilziehen der Universität versus Lyzeum, wobei letzteres siegte. Auf jeder Seite standen etwa 150 Mann. Beiden Parteien assistierten eine große Zahl von Kameraden, welche mit Geschrei und Fahnenschwingen die Ziehenden anspornten. Tausende von Schülern, Studenten u. s. w. waren Zuschauer und ihre Aufregung, ihr Fanatismus und ihre wilde Freude über ihren Sieg, die sie durch Brüllen, Jauchzen, Mützenwerfen bekundeten, übertraf noch diejenige englischer Reverends bei einem Oxford versus Cambridge Match. Auch das Publikum, Gelehrte, Diplomaten u. s. w. schienen sich sehr für diesen neuen Sport zu interessieren. Die Siegespreise waren von unübertroffener Nüchternheit: z. B. ein Paar Lackschuhe, mehrere Arten schwarzer Kleiderstoffe, ein Faß Äpfel u. s. w.

Neben der Universität besitzt Tokio auch ein höheres Seminar, in welchem Lehrer für die Provinzialseminare ausgebildet werden. Erst in diesem letztern werden die eigentlichen Lehrer geschult. Diese «Ecole Normale» beruht auf dem System der Fachlehrer-Ausbildung. Es bestehen fünf Sektionen von je vier Jahreskursen: nämlich für Pädagogik, für japanische Sprache und chinesische Literatur, für Geschichte und Geographie, für Physik, Chemie und Mathematik, und für Naturgeschichte. Ich besuchte u. a. eine Deutschstunde im III. Kurse (zweites Jahr des Deutsch-Unterrichtes). Das Übersetzen präparierter, ziemlich schwieriger deutscher Lesestücke war fließend, auch die Aussprache nicht so schlecht, aber es fehlte jeder Satzakzent. Der Lehrer selber war nie in Deutschland gewesen, er sprach indessen ordentlich, verstand es aber nur wenig. Die Schüler schienen sich ziemlich stark am Unterricht zu beteiligen und verglichen mit den Kenntnissen europäischer Schüler, nach $1^1/_2$ Jahren Latein- oder sonstigem fremdsprachlichem Unterricht war diese Leistung immerhin bemerkenswert.

Für die höhern Kurse sind der Schule Musterschulen beigefügt, die in demselben Gebäude untergebracht sind. Unmittelbar neben dem Lehrerseminar ist das Seminar für Lehrerinnen. Der Unterricht ist auch hier auf Sektionen verteilt: philologische, naturwissenschaftliche und Handarbeits-Sektion. Der Schule sind beigefügt: eine höhere Töchterschule, eine Mädchenprimarschule und ein Kindergarten.



Privathaus eines japanischen Gelehrten

Die Schüler und Schülerinnen aller dieser Schulen sind ganz oder teilweise uniformiert: die Schüler tragen dunkelblaue Uniformen mit gelben Knöpfen, die Schülerinnen dunkelrote Röcke, während die Blouse dem japanischen Geschmacke überlassen ist.

Die japanischen Schüler sollen nach europäischen Begriffen frech und turbulent gegenüber ihren Lehrern sein, sofern diese sie nicht durchaus auf dem Fuße der Gleichberechtigung behandeln. Kommt es zu Konflikten, so ziehen die Lehrer den Kürzern.

Mito, 16.—17. November 1900.

Durch Vermittlung des Kriegsministers war es mir möglich, die in der Nähe von Tokio stattfindenden Kaisermanöver der Gardedivision während zwei Tagen zu besuchen. Als Standquartier benutzte ich Mito, vor Altem eine fürstliche Residenz. Frühzeitig erfolgte der Aufbruch zum Hauptquartier. In Mito war großer Zudrang des Publikums zu den Zügen, weniger wegen der Manöver, als wegen der Möglichkeit, den Kaiser zu sehen, der den meisten Japanern nur als ein unsichtbares höheres Wesen bekannt ist. Obschon das Regenwetter abscheulich ist und die Straßen grundlos sind, wimmeln alle Felder längs der Straßen, durch die der Kaiser kommen soll, von loyalen Untertanen; längs der Eisenbahnlinie, über welche der kaiserliche Zug fahren wird, bilden tausende von Landleuten Spalier.

Das Hauptquartier, d. h. der Stab des Generals Baron Hasegawa, Kommandeur der Gardedivision, ist in einem schönen Bauernhause unter-

gebracht. Der General, von ungewöhnlicher Größe für einen Japaner, ist eine außerordentlich schneidige Erscheinung; auch seine Stabsoffiziere, sowie andere hohe Offiziere, denen man nach und nach vorgestellt wird, machen einen sehr seriösen Eindruck, z. B. einen viel bessern als die meisten russischen Offiziere, die ich sah. Mit sehr vielen kann man sich französisch, deutsch, englisch oder russisch unterhalten. Einige sprechen die fremden Sprachen fließend. Die mir bereitete Aufnahme war eine ausgezeichnete; Quartier, gute Pferde: alles war bereit gehalten.

Die Generalidee des Manövers ist die, daß eine feindliche Nordarmee in der Nähe von Mito gelandet hat und mit ihrem Gros in Mito steht. Die Südarmee, auf dem Marsch ihr entgegen, von Tokio nach Mito, steht mit ihrem Gros bei Tsuchiura. Spezialidee: Die Nordarmee hat die Bahnlinie beim Knotenpunkt Tomobe zerstört, während die Südarmee einen Vorstoß am vorhergehenden Tage durchgeführt und die Höhen vor Tomobe besetzt hat. Diese Stellung ist unhaltbar und das Detachement, welches sie hielt, hatte ein hinhaltendes Verteidigungsgefecht durchzuführen, bis der Rückzug des Gros bewerkstelligt war. Als Manöver war der Tag nicht interessant, da außer einem unbedeutenden Vorpostengefecht und einem Artillerieduell auf unglaublich große Distanz (besonders in Anbetracht der die Aussicht in die Ferne außerordentlich hemmenden, schlechten Witterung), nichts vor sich ging. Die beiden Brigaden waren offenbar zu weit auseinander gezogen und die Anmarschzeiten daher zu groß. Doch alles, was von den Truppen beobachtet werden konnte, machte den besten Eindruck: die Ordnung in und um die Kantonnemente, die Marschkolonnen, das Fehlen von Nachzüglern, die Bewegungen der Schützenlinien, das kommandierte, nicht befohlene, salvenartige Einzelfeuer.

Auf der Anhöhe, auf welcher die Hauptartilleriestellung der Südarmee war, befand sich der Kaiser in einer Staatskarosse mit dem Fürsten Tokudaidi. Der Hügel war in einem großen Umkreise durch Polizei abgesperrt, da in der ganzen Gegend niemand auf einem Punkte sich befinden durfte, von dem aus man auf den Kaiser hinabsehen könnte. Nachdem der kommandierende General sich gemeldet, wurde ich dem Kaiser vorgestellt. Die Suite des Kaisers war sehr zahlreich, Militär und Zivil, auch der Feldjäger mit weißem Busch fehlte natürlich nicht.

Nachher sah ich noch die Abfahrt des Kaisers von der Station Uchihara in sein Hauptquartier Kasama. Der Hofzug bestand aus einem kaiserlichen Salonwagen und sechs Wagen I., II., III. Klasse. Weniger einfach war der Hofgüterzug von 15 Wagen, in welchen die

Kuli Riesenkisten, Pferde, Equipagen, kurz, einen ungeheuren Plunder hineinschleppten.

Am zweiten Manövertag waren Regen, Kälte, Schmutz und Sturm noch ärger. Das Operationsfeld wurde nordwestlich auf die Bahnlinie Tomobe-Oyama verlegt. Die Truppen waren z. T. bis gegen Mitternacht marschiert, Marschleistungen von 40 km und mehr. Das Hauptquartier ist Jwase. Der Charakter des Geländes ist etwas anders als gestern. Eine Ebene dehnt sich längs einer Bergkette aus, von welcher gegen erstere einige flache Erderhebungen auslaufen. Die Ebene selbst ist mit Reisfeldern bedeckt. Letztere sind für die berittenen Waffen ein absolutes Hindernis und für die Infanterie ein relatives durch die mühsam zu durchwatende Schlammschicht. Eine der Anhöhen ist von der Südarmee besetzt und wird von der Nordarmee daselbst angegriffen. Es erfolgt ein konzentrischer Angriff. Der Offensiv-Flügel greift zuerst die starke Stellung des Gegners frontal über die offene Ebene an; die günstige Angriffsseite bleibt dem Demonstrativ-Flügel. Zudem hat die Artillerie des Verteidigers eine gute, überhöhende Stellung eingenommen gegenüber der des Angreifers. Die Schützenlinien des demonstrativen Flügels sind z. T. enfiliert durch die des offensiven. Auch ungedeckte Kolonnen sieht man. Die einzelnen Evolutionen werden ruhig und in guter Ordnung ausgeführt. Die Leute präsentieren sich im Felddienst viel günstiger als an der Parade. Der Anzug ist praktisch und in guter Ordnung. Zu den Manövern werden die Mütze, Gamaschen und drei Patronentaschen getragen. Anzug und Tragart der Ausrüstung ist ähnlich wie in der Schweiz. Den Unteroffizieren scheint ziemlich viel überlassen zu sein.

Das Pferdematerial (abgesehen von den Offizierspferden) ist in jeder Beziehung unschön, soll aber sehr ausdauernd sein. Die Feldartillerie hat sechsspännige, leichte Schnellfeuergeschütze. Ihre Bewegung ist sehr gehemmt durch die Reisfelder und durch den fast gänzlichen Mangel fahrbarer Straßen. — Die Kavallerie kommt nur für Aufklärung und Meldedienst in Betracht.

4. Von Tokio nach Kioto.

Tokio-Miyanoshita, 20. November 1900.

Die Gegend zwischen Yokohama und Kozu bietet kein besonderes Interesse; die Talebene füllen Reisfelder, die Hügel sind bewaldet. Über

der lachenden, sonnigen Landschaft taucht in immer wieder neuen Perspektiven der schneeige Gipfel des Fujiyama empor. Kozu ist hübsch an der Bucht von Odawora gelegen. Das Meer ist tiefblau, die Brandung stark und gegenüber liegt im Dufte die gebirgige Küste der Halbinsel Izu; dem Strande entlang ziehen sich mächtige Pinien und den Abschluß dieser Meerlandschaft bilden die kahlen Berge von Hakone, überragt vom Fujiyama.

Das japanische Wirtshaus in Kozu hat ein japanisches und ein sog. europäisches Appartement. Ich nehme natürlich das erstere, so daß die später kommenden Japaner sich im europäischen einlogieren müssen. Auch in ganz einfachen, japanischen Wirtshäusern erfreuen einen die Zimmer durch ihre Luftigkeit, Sauberkeit und den einfach-guten Geschmack der Ausstattung; die „europäischen" Räume sind von derselben Höhe wie die japanischen, also für unsere Möbel viel zu niedrig. Statt der saubern Tatami aber hat man einen schmutzigen Bretterboden, an Stelle der hübschen Papiertüren ungeputzte Scheiben und statt der Kakemono hangen an den Wänden Annoncen amerikanischer Eisenbahnen und Bierbrauereien.

Eine hübsche elektrische Straßenbahn führt von Kozu längs der Küste und dann bergwärts nach Yumoto, von wo man Miyanoshita, das japanische Ragaz, zu Fuß in 1 $^1/_2$ Stunden erreicht. Der Weg führt durch ein ziemlich enges Gebirgstal, durch das ein schöner Bergbach herabschäumt. Im Talgrunde mächtige Kryptomerien und üppiger Laubwald, an den Talhängen niederes, jetzt in den sattesten Herbstfarben prangendes Gehölz. Die Berge selber sind unbewaldet. Miyanoshita hat Thermen und ein Hotel europäischer Art, das den höchsten Ansprüchen genügt. Dieses Kurhaus bietet endlich einmal eine glückliche Mischung japanischer und europäischer Elemente; das Dach ist in chinesisch-japanischem Stil, die Glasveranden, welche die ganze Front einnehmen, sind halb Louis XVI., halb japanisch. Vor dem Hotel ein Boskett blutroter Ahorne, zwischen denen durch man auf das weit sich öffnende Bergtal hinaussieht, auf seine besonnten Gipfel, seine schattigen Gründe, und die blaue Bucht von Odawara.

Miyanoshita, 21. November 1900.

Besteigung des Kamiyami, des höchsten Gipfels des Hakonedistriktes (4770 Fuß). Diese Berge, großenteils vulkanischen Charakters, bieten der Besteigung durchaus keine Schwierigkeiten. Schwarzes Geröll und

Felstrümmer treten nur an wenigen Orten hervor; die Abhänge sind fast überall mit einer Art hohen (70—150 cm) Schilfgrases bedeckt. Auf der dem Meerwinde nicht ausgesetzten Seite trifft man daneben aber auch Wald; z. T. baumartige Alpenrosen.

Die Aussicht gegen Osten von der Höhe des Berges aus ist herrlich: die hellen, mit im Winde wogendem Schilfgras bedeckten Hakoneberge, deren wellenförmige und gefurchte Abhänge durch weiche, violette Schatten übergossen sind; hinter ihnen die fernern, höhern Gebirge, wie der zackige Oyama, sonnelos und in mattem Blaurot; der blaue Ozean, den die unabsehbare, weiße Linie der Brandung vom Lande trennt, auf dem, tief unten liegend, goldene Reisfelder und dunkle Wälder sich deutlich unterscheiden. Die Insel Enoshima und die lange Landspitze von Kamakura verlieren sich fast im Dufte des Frühwintertages.

Hakone, 22. November 1900.

Von Miyanoshita erreicht man Hakone über einen Paß zwischen Komagatake und Futago-yama. Oft ist das Schilfgras zu beiden Seiten des Pfades mannshoch. Aussicht hat man erst beim Abstieg, wenn der Hakone-See sichtbar wird. Dieser Bergsee von Hakone, etwa 5 km lang, liegt zwischen mäßig hohen, meist unbewaldeten Hügeln; das Wasser ist klar und tiefgrün, das Ufer stellenweise von den schönsten Kryptomerien und Ahornen umsäumt. Ehe man den See erreicht, gelangt man auf den Tokaido, d. h. die uralte, historische Heerstraße, welche die Hauptstadt des Mikado mit der des Shogun verband und jetzt noch gangbar ist, wenn auch ehrwürdig halb verfallen. Die Straße erinnert sehr an die großen Römerstraßen; sie ist überall gepflastert. Auf langen Strecken ist sie eine herrliche, dunkle Allee uralter Kryptomerien. In der Nähe von Hakone, sowohl am Tokaido, als auch am Passe von Miyanoshita befinden sich einige Tempel und in Felsen gehauene Buddhabilder. Namentlich die in die Kryptomerienallee des Tokaido hineingestellten Torii geben großartige Perspektiven. Bei dem malerisch in großen Laubbäumen gelegenen Dorfe Moto-Hakone erreicht der Weg das Seeufer. Der völlig einsame, nördliche Teil des Sees wird sichtbar, keine Hütte am Ufer, keine Herde an den Hängen, ein wahrer Alpsee. Hier ist auch eine der berühmtesten klassischen Aussichten auf den Fujiyama, dessen über und über mit Schnee bedeckte regelmäßige Pyramide zu etwa zwei Drittel über den Bergen am Ende des Sees sichtbar ist, während auf halber Höhe des Berges eine langgezogene, feine, weiße Wolkenschicht schwebt. Gerade da, wo der Tokaido



Paßhöhe des Tokaido bei Moto-Hakone [S. 151]

dem Südufer des Sees entlang führt, sind die Kryptomerien am schönsten; gegen den See springt ein japanisches Landhaus vor mit einer aus dem schwarz-grünen Wasser aufsteigenden Mauer: ein Bild ähnlich wie Böcklins „Villa am Meer". Ein verwitterter hoher Torii mit zwei großen Laternen macht diesen Punkt zu einer geradezu idealen Landschaft. Leider hat sich auch hier das moderne Japan eingedrängt, indem von überall her sichtbar auf einer mit niederm Gehölz überdeckten Halbinsel das kaiserliche Sommerschloß sich erhebt, ein unförmlicher Holzbau in sog. europäischem Stil, das den Eindruck eines großen Strandhotels macht. Das Dorf Hakone ist mit dem Tokaido in Verfall gekommen, aber es ist immer noch sehr malerisch mit seinen Strohdächern, auf deren First Blumen wachsen, mit seinen Kryptomerien und seinen kahlen, ernsten Bergen.

Von einem am Nordende des Sees sich erhebenden Berge bietet sich eine herrliche Aussicht auf den Fujiyama, der nun in seiner ganzen Größe und Großartigkeit, vom Fuß bis zum Gipfel, sichtbar ist. Schon ist es nahe dem Sonnenuntergang. Die etwa 10 km breite Ebene von Gotemba, die das Hakonegebirge vom Fujiyama-Massiv trennt, verschwindet tief unten im Schleier der Abendnebel. Über dem Gipfel schwebt ein graues Gewölk, während in der untern Hälfte langgezogene, schneeweiße Wolken eine horizontale Bank bilden. Der Gipfel selbst ist tief verschneit, so auch der Nordostabhang, während die der Sonne mehr zugekehrten Seiten nur in der obern Hälfte eine ununterbrochene Schneefläche zeigen, indem sich über die untere Hälfte zahllose Schneeadern und verschneite Rinnsale verbreiten. Die unbeschneiten Teile des Berges zeigen ein graues Violett, das mit den wachsenden Schatten sich nach und nach über den ganzen Berg verbreitet.

Die Bucht von Numazu und die Küstengegend sind in dampfenden Dunst gehüllt, der, von der untergehenden Sonne halb durchleuchtet, das Meer in mattem Goldlicht schimmern läßt. In weiter Ferne glänzen in der Sonne noch die Schneefelder der Inlandshochgebirge. Das Tal von Hakone, der See und die grün-weißen, dampfenden Solfataren von Ojigoku liegen da in der kalten Beleuchtung eines Winterabends. Die Heimfahrt über den See war kalt. Eine lohende Fackel war am Ufer aufgestellt worden, um den Schiffern den Weg über den nächtigen Alpsee zu weisen.

Hakone-Shidzuoka, 23. November 1900.

Die Straße erreicht die Paßhöhe bald hinter Moto-Hakone, dann führt sie etwa drei Stunden lang abwärts nach Yumoto durch ein gewaltiges Bergtal, das von den waldlosen Abhängen z. T. erloschener Vulkane gebildet wird; der Talgrund ist herrlich bewaldet und erfüllt vom Tosen der Bergbäche. Die Straße ist teilweise treppenartig, eine für ihre Zeit große Leistung der japanischen Ingenieure. Die vielen Windungen des Weges, in Verbindung mit den ihn flankierenden, königlichen Kryptomerien, Pinien, Föhren, Tannen, Lärchen, gewähren Durchblicke von wilder Schönheit. Ein leichter Regen geht nieder. Im Talgrunde und über den Gipfeln wogender Nebel. Einige Dörfer, lange, ununterbrochene Häuserreihen sind eine freundliche Unterbrechung der düstern Tannenallee.

Die Tokaido-Bahn zwischen Kozu und Numazu ist streckenweise eine imposante Bergbahn, die oft an die Linie Bologna-Pistoya erinnert, namentlich in der Form, der Färbung und der Bewaldung der Berge. Die Bahn verfolgt das Tal eines sehr breiten, fast flußartigen Bergbaches. Die Berghänge sind bedeckt mit niederm Wald, halb entlaubt, halb noch im Herbstrot glühend. Je mehr man sich der Paßhöhe nähert, um so mehr kommt der Fujiyama zum Vorschein über dem Hochplateau von Gotemba. Es ist später Nachmittag und die Schneewand des Fujiyama liegt in matt-rosafarbenem Schatten, die Konturen von hellem Licht umflossen; einige leichte Wolken, die sich um den Gipfel gelagert, sind rot durchsonnt.

Auf der Höhe von Gotemba zeigt sich der Berg in seiner ganzen Größe, nicht wie ein natürlicher Berg, sondern wie eine erbaute Pyramide. Seine Form — gleichwie diejenige der ihn flankierenden, niedern Seitengebirge — ist nahezu symmetrisch, seine Verhältnisse, seine Neigung erscheint wie die Schöpfung eines geometrisch konstruierenden Archi-

tekten. So, als Kunstwerk erscheinend, macht er durch seine Riesendimensionen einen überwältigenden Eindruck.

Die Dämmerung ist ganz hereingebrochen: von dem matten Silber des Abendhimmels hebt sich die Pyramide ab und spiegelt in dunkelm Violett in den überschwemmten Reisfeldern, im Vordergrund die scharfen, schwarzen Umrisse von Fichten. Der Herbstnebel lagert über der Ebene, den Fuß des Berges verhüllend. Die Schneefelder an der Spitze leuchten noch in fast unmerklichem Widerscheine des westlichen Himmels. Nach und nach zerfließt alles in tiefer Nacht.

Yamada, 27. November 1900.

Die Beschreibung der Reise durch das mittlere Japan von Shidzuoka, dem alten Stammsitz der Tokugawa-Shogune nach Nagoya, einer aufblühenden Industriestadt mit berühmter alter Burg, wird weggelassen, da Kioto und der Südwesten Japans ähnliche, aber noch interessantere Landschaften und Bauten aufweisen.

Auf der Bahn Nagoya-Osaka begegnet man einer schätzenswerten Verbesserung des Eisenbahnwesens: höflichen Grooms, welche im Zuge Tee servieren, Gepäck, Telegramme u. dgl. besorgen. Die Bahn überschreitet viele Bergwasser auf langen Brücken; fast alle Flüsse in Japan haben ganz unverhältnismäßig breite Bette, oft 2—300 m breite Geröllwüsten mit einem mäßigen Bache darin; eine Folge der Vehemenz der Witterung und der offenbar starken Waldverwüstung. Das Land ist in der Tiefe bis aufs Äußerste angebaut, bis in die hintersten Winkel eines kleinen Tälchens ist die Talsohle terrassiert und mit Reisfeldern bedeckt. Die Abhänge, sowohl die der Berge als die unbedeutenden Erderhebungen sind meistens gänzlich unkultiviert, bedeckt mit Gestrüpp, Gras, Schilf, verkrüppeltem Wald; in den Färbungen schön wie die italienischen Berge, aber an und für sich traurig. Natürlich gibt es auch große Komplexe prächtigen Hochwaldes, aber diese bilden eine Ausnahme. Diese Beobachtungen beziehen sich auf alle Teile Japans, die ich bis jetzt gesehen.

Auf einer Seitenlinie gelangt man nach Yamada in Ise. Hier sind die berühmtesten Shintotempel. Yamada ist das Mekka des Shintoismus, der nationaljapanischen, aus Natur- und Heroenkultus gemischten Religion. Der Geku-Tempel ist der Göttin der nahrungspendenden Erde geweiht. Er liegt in einem wundervollen Haine, am Fuße schön bewaldeter Hügel. Sein Stil ist rein-shinto, urjapanisch. Die Tempelanlage umfaßt mehrere



Schneiden des Reises

Tempelchen und Tore, alle klein und von der denkbar höchsten Einfachheit, denn der Shintotempel ist nichts als die ursprüngliche japanische Hütte. Die Dächer sind mit Schilf, allerdings sehr kunstvoll, gedeckt. Alles ist von unbemaltem, hellbraunem Holz, reich mit ziselierten vergoldeten Kupferbeschlägen verziert. Die runden Holzsäulen sind ohne Kapitäle. Die Tempel umgibt eine hohe Holzmauer, ein Torii von edeln Dimensionen bildet die Eingangspforte; dahinter ein bedachtes Tor, über dessen Schwelle ein Vorhang von weißer Seidengaze hängt, der allen außer den Mitgliedern des Kaiserhauses und den Priestern dieses Heiligtum abschließt. Man verliert übrigens nicht viel dadurch, denn die Architektur ist bei allen diesen Tempelchen die gleich einfache. Schön ist nur die Farbenharmonie zwischen dem grünen Nadelwalde, den goldenen Laubbäumen, dem hellbraunen Holz der Tempel und den in mattem Metallglanz leuchtenden Beschlägen. Die Kleidung der Priester ist weiß.

Der Tempelhain ist viel heiterer und freundlicher als bei den buddhistischen Tempeln. Keine düstere, enggeschlossene Allee, sondern zu dem Heiligtum führt eine breite, mit hellem Kies bestreute Straße, eingerahmt durch herrliche, immergrüne Laubbäume, untermischt mit knorrigen Pinien, deren kupfergrüne Nadelkronen sich im Winde wiegen. Der hellblaue Himmel wirft freundliche Lichter in den Wald und zwischen den Baumkronen hindurch grüßen im Herbstrot die Berge. Dem ganzen Weg entlang sind hölzerne Tempellaternen im selben archaischen Stil wie

die Tempel aufgestellt. Nahe denselben ist ein Teich, mit dessen Wasser sich die Pilger Hände und Augen waschen, ehe sie vor dem weißen Seidenvorhang niederknien, ein Kupferstück auf die Treppe werfen und ihr Gebet verrichten, das nur einige Momente dauert. Vor dem Tore steht eine Art Hofgardist und sorgt dafür, daß jedermann sich in passendem Anzuge dem Tempel nähert, aufgeschürzte Kleider müssen in Ordnung gebracht, Halstücher u. s. w. weggenommen werden.



Zugang zum Geku-Tempel in Ise [S. 153]

Von dem Geku-Tempel führt die Straße durch das endlos lange Städtchen Yamada zu dem noch heiligeren „Innern" oder Naiku-Tempel, welcher der Göttin der Sonne geweiht ist. Der Tempel liegt da, wo zwei kleine Bergflüsse sich vereinigen und aus den waldigen Gebirgen in die sich gegen das nahe Meer absenkende Ebene heraustreten, inmitten eines Waldes, der an Pracht, Größe und Verschiedenartigkeit der Bäume, an schönen Perspektiven auf die Berge, an stillen Wassern, rauschenden Flüssen alles übertrifft, was die Phantasie sich denken kann. In Japan gibt es wirklich Ideallandschaften. Die verschiedenen Tempelgebäude sind im Wald auf einer kleinen Bergterrasse gelegen und in ganz gleichem Stil wie der Geku-Tempel gebaut. Über einer Mauer, halb Holz, halb geweißt, sieht man die frisch vergoldeten Bekrönungen der Dächer durch das Waldesgrün leuchten. Eine breite, weiße Straße, von Tempellaternen eingefaßt, führt durch einen Wald, in dem jeder der herrlichen Bäume zur vollen Entfaltung kommt. Die Anlage des Haines und der Tempel sind hier ganz verschmolzen, in Linien und Farben. Die schlichten,

braunen Säulenstämme der Kryptomerien sind wie die Verlängerungen der Tempelsäulen und der lichte Goldton des Holzes harmoniert mit dem frischen Grün des Waldinnern. Der Tempel wird alle 20 Jahre neu gebaut, der alte abgerissen, in Splitter zerschlagen, die als Reliquien den Pilgern verkauft werden.

Am Wege zum Tempel sind Priesterwohnungen in reichem, fast buddhistischem Stil; ebenso der Stall des heiligen Pferdes. Dieses Pferd, ein herrlicher, heller Goldfuchs-Pony mit weißer Mähne hat eine fast tempelartige Behausung und streckt zwischen dem Holzgitter seinen schönen Kopf hervor, um von einem Kupferbrett die Haferspenden der Pilger zu fressen. Der allerschönste Teil des Haines ist ein kleines Tal, in dem ein klarer, grüner Fluß dahinzieht mit leisem Gemurmel über das reinliche Kiesbett, zwischen Pinien und Kryptomerien, aus deren dunklem Geäste goldene Eichen und purpurne Ahorne herausragen, um ihre Feuerglut in den stillen Wassern spiegeln zu lassen. Nahe der Stelle, wo zwei solche Flüsse sich vereinigen, führt unter uralten, immergrünen Eichen eine breite Freitreppe die Pilger in die silberne, glitzernde Flut zur reinigenden Waschung hinab.

Nara, 28. November 1900.

Nara, einst Hauptstadt des Reiches, ist jetzt nur ein kleiner Ort, aber seine Tempel und sein Tempelhain sind ein Idyll von seltener Schönheit. Am Eingang zu der etwa einen Quadratkilometer umfassenden Anlage erheben sich zwei schöne Pagoden. Eine breite, wohlgepflegte Straße, mit roten Torii, durchquert zunächst einen Park, der am besten mit dem Hydepark verglichen werden kann: weite Wiesengründe mit darüber zerstreuten, prächtig entfalteten Bäumen und Baumgruppen. Sodann geht diese Anlage in eine Art Haide über und schließlich, am Fuße des Hügels, betritt man einen Wald, der an Formenreichtum der Bäume, an Saftigkeit des Grüns, an malerischen Durchblicken wohl noch den von Yamada übertrifft. Seinen besondern Reiz hat diese Tempelanlage durch die Rudel heiliger Rehe und Hirsche, welche zahm und zutraulich aus den Händen der Leute eigens für sie gebackene Bretzeln fressen. Von allen Altern und Größen findet man unter den Tieren, von denen keines getötet werden darf.

Die Tempel von Nara können kaum mit denjenigen von Nikko verglichen werden, schon ihre granatrote Farbe ist unschön. Das bedeutendste Gebäude ist eine Halle, in welcher die unkünstlerische Riesenstatue Buddhas

aufgestellt ist. Das Gebäude, natürlich ganz aus Holz, ist von fast quadratischer Form und hat die Dimensionen eines großen Tempels. Eine imposante Attika trägt das wenig zur Geltung kommende Dach, das nur über dem Mittelportal einen kleinen geschweiften Giebel hat. Der Gesamteindruck ist mehr derjenige eines Renaissance-Baues.

5. Kioto.

29. November bis 4. Dezember 1900.

Kioto ist das Florenz Japans: Kunst auf Schritt und Tritt, alles Geschichte; fast nichts Modernes. Die Lage ist sehr anmutig; auf drei Seiten von schön geformten, mittelhohen Bergen umgeben, liegt die Stadt in der stark angebauten Ebene des Kamogawa, dessen breites Bett Kioto der Länge nach durchzieht. Auf der Ostseite ist die Stadt an einen steilen Höhenzug angelehnt, dessen wunderbare Wälder Dutzende von Tempeln bergen. Auch die Ebene und die sie begrenzenden Anhöhen sind reich an Tempeln und Parkanlagen. Einige große, moderne öffentliche Gebäude müssen auch hier den ästhetischen Vandalismus vertreten, aber das allgemeine Bild ist doch noch das der alten Kaiserstadt. Die Straßen sind eng und meist sehr belebt. Europäische Häuser sind äußerst selten. In den Straßen, wo viele Läden sich befinden, wimmelt es von Fahnen, Papierlaternen, Annoncentafeln u. dgl. Die japanische Tracht ist noch ganz vorherrschend. Auch die Waren in den Läden sind glücklicherweise selten sog. europäisch. Nachts brennen wenigstens in den größern Straßen vor fast allen Häusern große Papierlaternen, deren gedämpftes Licht einen ungemeinen Reiz hat und der Stadt einen geradezu festlichen Charakter verleiht.

An einem Hügel im Osten von Kioto ist das Chionin-Kloster, eine fast burgartige Anlage, auf einer Terrasse im Walde gelegen. Das Hauptgebäude ist ein massiver, wettergebräunter Holzbau. Die Bäume, Pinien, immergrüne Laubbäume, Ahorne, wetteifern an Pracht untereinander. Von Bäumen überwölbte, breite Avenuen und Treppen führen von der Stadt herauf.

Der Kiyomizu-Tempel liegt am selben Hügel wie Chionin. Er beherrscht eine herrliche Aussicht auf die Stadt und die Berge und weithin



Parkpartie in Kioto (nach einer japanischen Photographie) [S. 157]

über die Ebene bis gegen Osaka. Zum Tempel führt eine steile, gepflasterte Straße, an der zahlreiche Buden und Läden mit Porzellan aller Art sich befinden. Der Tempel liegt auf einem steilabfallenden Vorsprung des Berges, über einem ziemlich tief eingeschnittenen Tälchen. In der Tiefe unten rieselt ein kleiner Bach, die Abhänge sind mit purpurnen Ahornen bedeckt. Am Wege und zum Teil über dem Wasser sind kleine Estraden und Balkone errichtet, auf denen man sich zum Essen und Trinken niederläßt. Die Leute von Kioto veranstalten hier Picknick, wenn die Ahorne in ihrer Herbstglorie stehen, und freuen sich daran, durch das goldene und purpurne Geäste in den blauen Herbsthimmel hinauf zu sehen oder über den Teppich des zierlichen, feinen, gefallenen Ahornlaubes zu wandeln. Solch feine ästhetische Genüsse werden in Japan aber nicht etwa nur von den Gebildeten, sondern von allen Volksschichten geschätzt.

Die Tempel Higashi-Hongwanji und Nishi-Hongwanji sind die größten buddhistischen Tempel Kiotos. Der Higashi-Hongwanji ist ein Gebäude von für Japan außerordentlichen Dimensionen. Das schwere Ziegeldach mit zwei sich nach oben kaum sichtbar verjüngenden Stockwerken wird von einer Säulenkolonnade getragen, zu der eine breite, kupferbeschlagene Treppe emporführt. Der Tempel ist unbemalt und in wertvollem, dunkelbraunem Hartholz, von schöner, marmorartiger Maser ausgeführt. Die Tempelballustrade, der weite, von einer bedachten Mauer umgebene Hof ist reinlich gehalten und Ruhe herrscht hier im

Gegensatz zu vielen andern buddhistischen Tempeln. Das Innere ist von edeln, großen Dimensionen, stilvoll und von schlichter Pracht. Dasselbe dunkelbraune Holz wie im Äußern herrscht auch hier vor. Hohe Säulen tragen die doppeltkassetierte Decke. Auf der Altarseite sind die Lücken zwischen den Säulen und dem auf ungefähr zwei Drittel-Höhe laufenden, horizontalen Querband mit vergoldeten Schnitzereien gefüllt. Die Altäre nehmen die ganze Rückwand ein und sind durch eine Barriere von der Bethalle abgeschlossen. Die ganze Altarwand ist in Mattgold lackiert und mit mehreren alten, wie es scheint, prächtigen Kakemono behangen. Die Altartische sind in schwarzem Lack mit reichen, vergoldeten, ziselierten Beschlägen. Ewige Lichter brennen, Weihrauchdämpfe steigen aus prächtigen Bronzegefässen und in Vasen stehen Fichtenzweige und Chrysanthemen. Vor der Barriere knien Leute und beten mit zusammengelegten Händen zu dem Buddha, der von einem Strahlenschein umgeben auf dem Mittelaltar thront. Vor diesem, innerhalb des Altarraums, knien fünf Priester in violetten und schwarzen Seidentalaren und lesen eine Liturgie. Man glaubt in einer romanischen Kathedrale zu sein, in der gerade eine Messe zelebriert wird.

Das Bedeutendste aber sind die Prunkgemächer des Nishi-Hongwanshi-Tempels, zu denen man in Europa kaum ein Gegenstück fände an Pracht, Vornehmheit und Wohnlichkeit. Die Kanoschule feiert hier in der Dekoration ihre Triumphe. Wie im Vatikan haben hier große Künstler als Dekorationsmaler gearbeitet. Die meisten dieser Gemälde sind auf Cederholz-Schiebtüren, teilweise auch auf die Wände gemalt. Sie haben fast ausnahmlos einen Goldgrund und sind in matten, aber tiefen und satten Farben mit der kraftvollen, fast symbolischen Auffassung und Zeichnung, die der Kanoschule eigen, ausgeführt. Die Ränder der quadratischen, auf das Holz aufgetragenen Goldblättchen sind überall oxydiert, wodurch der Grund des Gemäldes das Aussehen alten, gehämmerten Goldes erhält. Die schönsten Farben sind Kupfer-grün und ein tiefes Blau-grün, Farben, die für die Darstellung der Pinien hauptsächlich zur Geltung kommen. Die Decken sind kassettiert, mit schwarzen, goldbeschlagenen Lackleisten und mit schwarzer oder blau-grüner Malerei auf Goldgrund. Die kaiserlichen Zimmer sind sehr hoch; an den Wänden sind Darstellungen von Landschaften auf Gold in Olivenbraun. Alles ist bis ins feinste ausgearbeitet: so sind die Cartouchen der Griffe an den Türen, die Beschläge der Balken wahre Kunstwerke von Ziselierarbeit. Ein großer Saal, früher Thronsaal des Shogun, wird jetzt benützt vom buddhistischen Oberpriester. Der hintere Teil ist etwas er-

höht; in dessen Mitte steht der Thron, ein flacher, quadratischer Sitz. Die breiten Balken an den Wänden sind schwarz lackiert und mit vergoldeten Beschlägen in getriebener Haut-relief-Arbeit geschmückt. Die Wände, die den Thron umgeben, sind mit Landschaften und Historienbildern bedeckt. Je weiter vom Throne weg, um so weniger massiert sind die auf dem Bilde dargestellten Gegenstände, so daß am untern Ende des Saales nur noch einige schneeweiße Störche, im blau-grünen Wasser watend, sich von dem goldenen Abendhimmel abheben. Jedes Gemälde ist ein Kunstwerk und der Gesamteindruck ist für uns beschämend, wenn man Vergleiche mit Thronsälen in Europa zieht. Das eben ist das Geheimnis der japanischen Kunst, daß sie, durch und durch aristokratisch, die Wirkung nur durch eine dem Kenner allein wahrnehmbare Feinheit und Gediegenheit erstrebt und alles Auffällige vermeidet.

Der zu diesen Gemächern gehörige Garten ist ein dunkles Wäldchen, mit einer klaren, tiefen Quelle, einem Bächlein, mit einem kleinen, von hohen Bäumen umgebenen See, den Scharen großer, feuerroter und dunkler Karpfen beleben. Daneben ein großer, dreistöckiger Pavillon für fürstliche Teegesellschaften, in denen die Hofgesellschaft des alten Japan raffiniertem, ästhetischem Genusse huldigte und symbolische Zeremonien pflegte.

* * *

Eine angenehme Unterbrechung in der Besichtigung der zahllosen Tempel Kiotos ist die aufregende Fahrt hinab durch die Stromschnellen des Katsuragawa. Man fährt etwa 1½ Stunden weit mit der Eisenbahn durch die Schlucht des Flusses nach einem jenseits der Berge gelegenen Hochtale, besteigt dann einen großen, von vier Mann bedienten Kahn; zwei der Schiffer rudern, zwei führen lange Bambusstecken. Zuerst geht es langsam zwischen den ebenen Feldern durch, dann biegt der Fluß um gegen die Berge und vor einem liegt die tiefe Schlucht, die von oben gesehen viel steiler aussieht, als sie tatsächlich ist. Aber oft ist die Fahrt rasend, man meint, das Schiff müsse an den hohen Felsen im Strom zerschellen. Am heikelsten ist eine Stelle, an welcher der Fluß gerade da eine scharfe Biegung macht, wo die Stromschnelle fast einen Wasserfall bildet. Dann kommen wieder Stellen, wo das Wasser ganz ruhig und klar ist wie dunkelgrünes Glas. Die Felsen der Schlucht und die Trümmer im Flusse bestehen aus schwarzem Kalkgestein. An den Abhängen sind Ahorne, Pinien, Kiefern; der Laubwald ist fast ganz entblättert und zeigt eine grauviolette Färbung. Je tiefer man hinunter kommt, um so höher



Umfassungsmauer des Nijo-Palastes in Kioto
(nach einer japanischen Photographie)

und drückender werden die Berge, deren Kamm etwa 200 m über dem Flusse liegt. Das Tal ist so tief, daß die Sonne des frühen Nachmittags nicht mehr hinunter scheint und nur hie und da zwischen zwei Berggipfeln dringen die Strahlen durch und werfen scharfe Lichter auf die gegenüberliegende, dunkle Talwand. Endlich öffnet sich das Tal: der Fluß, blaugrün und still wie ein See, zieht ruhig zwischen üppigem Walde dahin. Hier liegt Arushiyama, ein wegen seiner Ahorne und Kirschbäume beliebter Ausflugsort mit vielen eleganten Teehäusern. Ein wunderbarer Blick bietet sich aus der tiefen, schon dämmernden Schlucht auf die noch im Sonnenglanz und Duft liegenden Berge im Osten Kiotos. Von den Bergabhängen am Fluß treten die schrägen Pinienstämme mit ihren wagrechten Kronen heraus und zeichnen sich scharf ab auf dem sonnigen Hintergrunde.

* * *

Das Reichsmuseum in Kioto bildet den Höhepunkt ästhetischer Verirrung im modernen Japan. Man empfängt einen Eindruck, wie wenn man etwa im Palazzo Pitti neben den Bildern noch Nähmaschinen und Gartenmöbel ausgestellt fände. Das Museum, von außen ein einstöckiger, schwerer Kasten, aber für japanische Verhältnisse erträglich, enthält eine ganz hervorragende Skulpturensammlung, alte Stücke japanischen Kunsthandwerks, namentlich ausgezeichnete Lackwaren, alte Kostüme, Rüstungen,

alte Gemälde, eine Bibliothek, endlich japanische und europäische und auch einige japano-europäische Manufakturwaren kommunster Sorte, die abgesehen von ihrer Qualität gar nicht in ein Museum passen, das durchaus ein Kunst- und historisches Museum ist: so z. B. Bettvorlagen für ein Hotel 2. Ranges, gewöhnliche Kattunmuster zum Gebrauch eines Commis-Voyageur, ganz minderwertiges Porzellan und Glas, Emailgeschirr für eine Arbeiterküche, ordinäre, deutsche Majoliken, façon-silberne Quincaillerie-Waren und ähnliches. Wenn man die Japaner beurteilt, wie die meisten hiesigen Residenten es tun, so liegt der Gedanke nahe, daß solche Verballhornisierungen „Europas" ein Produkt des japanischen Chauvinismus sind.

Unter den alten Skulpturen ragen besonders einige japanische Holzschnitzereien hervor, so zwei Kolossalstatuen von Tempelwächtern, mit schrecklichem Ausdruck und in etwas zu imposanter, aber lebendiger Stellung. Die Körperformen sind anatomisch durchaus richtig. Zwei ganz ähnliche Skulpturen befinden sich im Sanjusangendo-Tempel (Kioto), nämlich die hölzernen Statuen der Dämonen des Donners und des Windes; ersterer ist mit einem mit kleinen Trommeln besetzten Ringe, letzterer mit einem Schlauche als Symbol dargestellt. Die Augen sind von Glas und merkwürdig lebendig. Der wildphantastische Ausdruck der Dämonen, ihre lebensvolle Haltung, die das Sausen und Rasen des Sturmes überwältigend ausdrückt, die Kraft der Schnitzerei und das Ebenmaß der Linien suchen ihresgleichen. Sehr schön und außerordentlich realistisch sind die Statuen buddhistischer Priester, von feiner Individualisierung und mit vollendetem Faltenwurf des Kleides. Edel und kraftvoll sind die Linien und die Technik ist von höchster Vollendung. Ein ähnliches Meisterwerk stellt eine betende Frau dar. Die Ruhe und Harmonie der Linien ist den klassischen griechischen Werken gleich. Viele Statuen scheinen polychromiert gewesen zu sein. Die zahlreichen, meist vergoldeten Buddha jeglicher Größe sind verhältnismäßig unbedeutend, wenig individualisiert und sehr oft geistlos. Unter den lebensgroßen Tempelwächtern sind einige Stücke, die durch ihre Stellung und Dreizack an römische Neptun- und Imperatoren-Statuen erinnern. Die Plastik ist das Gebiet der japanischen Kunst, auf dem Japaner und Europäer mit dem selben Maßstabe der Klassizität gemessen werden und dabei einander ebenbürtig gefunden werden können.

* * *



Hof des Higashi-Hongwanji-Tempels [S. 152]

Auf Gesprächen mit Japanern und europäischen Missionären beruhen die folgenden Notizen:

Es gibt in Japan keine Staatsreligion. Der Shintoismus, der seit der Restaurierung des Kaisertums im Jahre 1867 gegenüber dem Buddhismus begünstigt wird, ist keine Religion, sondern nur Ahnenverehrung und anerkennt völlige Parität und Freiheit aller Religionen. Der Kaiser ist nie angebetet worden. Die Verneigungen vor ihm und bildlichen Darstellungen seiner Person sind nur Ehrfurchtsbezeugungen, aber keine Adoration; der Gedanke an die angeblich göttliche Abstammung der Dynastie ist ohne Bedeutung für die Beziehungen zwischen Monarch und Volk in religiöser, wenn auch nicht in politischer Beziehung. In den Schulen werden an nationalen Festtagen oft Bilder des Kaisers aufgehängt und Lehrer und Schüler machen davor Komplimente. Ein Lehrer, der Christ war und deshalb diese Verbeugung nicht machen wollte, wurde daraufhin entlassen, aber nicht wegen Religionsverletzung, sondern wegen Mangel an Achtung für das Staatshaupt. Der Byzantinismus ist übrigens in Japan verachtet, wie in China, dessen klassischer Literatur ein gewisser demokratischer Zug eigen ist.

Die einzige Institution Japans, die an eine Staatsreligion erinnert, ist der Shintoismus von Ise.* Dieser Sekte innerhalb des Shintoismus gehört der Hof und damit auch der Staat offiziell an, aber sie ist nicht

* Vgl. S. 152 ff.

eine religiöse Körperschaft, sondern nur ein Zeremonialamt zum Zweck der Erhaltung der alten nationalen Traditionen der Heroen- und Ahnenverehrung. Es wird behauptet, daß diesem Hof- und Staatsshintoismus offiziell kein religiöser Charakter beigelegt werde, damit der Staat bei der Bekämpfung des Christentums nicht als dessen religiöser Konkurrent erscheine.

Eine eigentliche Ethik hat der Shintoismus nicht, sondern er erschöpft sich in Zeremonien der Ahnenverehrung. Diese ist nicht eine Anbetung der Abgeschiedenen, sondern entspringt mehr dem Mitleid der Lebenden mit den obdachlosen, abgeschiedenen Seelen. Deshalb werden auch den Toten Speise und Trank geweiht. In dieses Gefühl des Erbarmens mischt sich aber auch eine geheime Furcht gegenüber dem Jenseits. Die Moral beruht fast ganz auf buddhistischen Grundlagen, wird aber in den Schulen ganz losgelöst von jeglicher Religion gelehrt. Dafür wird in dem ethischen Unterricht der staatlichen Schulen neben dem bei Japanern und Chinesen dominierenden Prinzip der Pietät gegenüber den Eltern vor allem die Loyalität gegenüber Dynastie und Staat betont und zwar soll dies, wie man oft hört, in einem geradezu chauvinistisch-militaristischen Sinne geschehen. Der Samuraistand hatte noch einen besonderen Ehren- und Moralkodex, den Bushido. Die Grundsätze dieser ritterlichen Ethik sind Aufopferung für den Fürsten und für die Eltern, Güte gegen Schwache und Schroffheit gegen Übermut. Die Bushido-Ethik ist auch heute noch vielen Japanern ein Lebensideal, wie sie überhaupt ihre aus Shintoismus, Buddhismus und Konfuzianismus gemischte Ethik als der christlich-europäischen überlegen betrachten. Dieses Urteil hört man oft von Leuten, die Europa freundlich gesinnt sind und lange im Westen gelebt haben; sie begründen ihre Ansicht namentlich mit dem Hinweis darauf, daß die Menschen in Japan und China glücklicher seien als die Europäer, die stets mit sich oder mit der Welt unzufrieden seien. Der japanische Buddhismus ist jetzt bestrebt, sich zu regenerieren, um das Aufkommen des Christentums zu verhindern. Er will sich der evolutionistischen Philosophie anpassen und dadurch die gebildeten Elemente für sich gewinnen. Mehrere buddhistische Priester studieren in Europa Theologie, Philosophie und Sanskrit. Dieser reformierte Buddhismus der Gebildeten braucht keine Tempel, kennt keine Gebete rc., das alles betrachtet er nur als Mittel und Wege, um das „dumme“, unphilosophische Volk auf Umwegen dahin zu bringen, wohin der Philosoph direkt durch Denken gelangt. Der japanische Buddhismus ist nicht quietistisch wie der indische.

Buddhismus und Shintoismus behaupten beide, völlig tolerant zu sein. Diese Toleranz entspringt indessen vielfach nur dem Indifferentismus. Die jetzige, in der Tat weitgehende Duldsamkeit gegenüber dem durchaus fremdartigen Christentum ist übrigens nicht neu; schon der Buddhismus im 8. und die katholische Mission im 16. Jahrhundert wurden durch sie begünstigt. Gleichwohl kann von einer weitverbreiteten Abneigung gegen das Christentum, die vielfach nur ein schlummernder Haß ist, gesprochen werden; diese rührt namentlich daher, daß man das Christentum als etwas antinationales betrachtet, das die Grundlagen des japanischen Staates, die Ahnenverehrung in der Familie, sowie die nationale Heroenverehrung und damit die Loyalität untergrabe. Getaufte Japaner werden deshalb von vielen als Verräter angesehen.

Über die Möglichkeit und Wünschbarkeit einer völligen Christianisierung Japans gehen die Ansichten natürlich sehr weit auseinander. Nach der Ansicht mancher Europäer hat am ehesten Aussicht auf Erfolg das ultra-positive, wundergläubige, protestantische Christentum, sofern es die konfuzianische Ethik in sich aufnimmt; das liberale Christentum kann erst in einer spätern Entwicklung kommen. Der Katholizismus ist unmöglich, weil der japanische Chauvinismus den Papst in Europa nie annehmen wird. Zudem ist das Mißtrauen gegen die Katholiken nie ganz beseitigt worden, seitdem die Jesuitenmission im 17. Jahrhundert fast offenkundig eine portugiesische Eroberung vorbereitete. Die russische Mission arbeitet fast nur unter den alleruntersten Schichten. Proletarier schließen sich ihr an, um von ihr unterhalten zu werden. Auch die katholische Mission beschäftigt sich fast nur mit den untern Klassen; in Bezug auf Schulwesen leistet sie von allen Missionen am meisten. Den Missionsschulen ist ein schwerer Schlag versetzt worden durch ein neues Gesetz, wonach vom Staate nur noch solche Schulen als vollberechtigt anerkannt werden, in denen gar keine Religion gelehrt wird, und gerade das Interesse am Besuch der Missionsschulen führte dem Christentum Anhänger, wenn auch vielfach nur äußerliche, zu; denn trotz der großen Fortschritte, die gemacht worden sind, läßt das staatliche Schulwesen noch viel zu wünschen übrig. In Tokio sollen nur etwa 60 % der schulpflichtigen Kinder die Schule wirklich besuchen, auf dem Lande noch weniger.

Während in den 80er Jahren die Stimmung dem Christentum sehr günstig war und dieses große äußere Erfolge erzielte, herrscht gegenwärtig eine allgemeine Flauheit. Man drückt sich von den christlichen Kirchen, da man keinen besondern Vorteil mehr von ihnen erwartet; denn der Japaner soll im Grunde durch und durch unidealistisch und kraß utilitaristisch und

deshalb den Grundgedanken des Christentums so unzugänglich sein wie der Jude. Alles Ideale und Transzendentale ist für ihn Aberglaube (?). Es wäre wohl möglich, daß Japan äußerlich noch christlich würde, nur damit es kein Kuriosum unter den modernen Mächten wäre — gerade so wie es seine schöne historische Hoftracht mit dem abgeschmackten europäischen Frack vertauscht hat.

Hikone, 2.—3. Dezember 1900.

Hikone am Biwa-See liegt an der Linie Kioto-Tokio und wird in ungefähr $1^1/_2$ Stunden von Kioto aus erreicht.

Der Biwa-See, den eine mäßige Bergkette von der Ebene von Kioto trennt, hat ungefähr die Größe des Bodensees, erinnert aber sonst mehr an den untern Teil des Lago Maggiore; seine Ufer sind von waldlosen Bergen umgeben, deren kahle Sandrunsen weit über die Wasserfläche herüberleuchten. Es ist ein windiger Frühwinter-Nachmittag mit greller Beleuchtung: die Berge in gelben, violetten und braunen Tönen, der See leuchtend blau und vom Wind bewegt. Ostwärts vom See dehnt sich eine große Ebene aus, aus welcher ganz unvermittelt eine Reihe dunkler, bewaldeter Pyramiden aufragen. Mehrere geschiebreiche und unverhältnismäßig breite, dem Biwa-See zuströmende Flüsse liegen hoch über dem Talniveau, so daß die Bahn in verschiedenen Tunneln unter diesen durchgeführt werden mußte.

Das hiesige Hotel ist das ehemalige Schloß des Fürsten von Hikone, ein weitläufiges, einstöckiges Gebäude, bestehend aus einem Haupthaus, das u. a. einen Thronsaal enthält, und mehreren Pavillons und Annexen. Das Innere ist winklig, es geht treppauf und treppab, aber dennoch scheint jedes Zimmer von einem Flur aus zugänglich zu sein. Vom großen Saal überblickt man den Garten, der ein Meisterwerk ist. In der Längsaxe des Parkes liegt ein großer Teich mit zahlreichen Inseln, Brücken, Felsen u. s. w., welche eine Nachbildung des Biwa-Sees sein sollen. Die Durchblicke zwischen den Inseln sind von seltener Schönheit, namentlich da der hohe, herrlich bewaldete Burghügel mit den noch imposanten Überresten der geschleiften, ehemaligen Festung gerade auf den Garten herabsieht und diesem einen malerischen Hintergrund gibt. Lauschige Arme des Teiches, mit Lotos, Bambus, ziehen sich nach allen Seiten.

Das Herrenhaus, d. h. das frühere Wohnhaus, liegt am Fuße des Burghügels zwischen dem innersten und zweitinnersten Wassergraben der äußern Festungsanlage. Diese halbverfallenen Gräben sind von zyklopischen



Hikone (Herrenhaus mit Teich) [S. 165]

Mauern eingefaßt, von uralten Pinien beschattet und von Algen, Lotos und grünem Pflanzenstaub bedeckt. Der Burghügel ist steil und etwa 30 m hoch. Sein Wald vereinigt den Ernst nordischer Forste mit tropischer Üppigkeit. Auf der Höhe des Hügels ist eine große, mit Bäumen bepflanzte Terrasse, auf welcher der große Wachtturm steht, ein quadratischer mehrstöckiger Bau aus geweißtem Mauerwerk, dessen Stockwerke sich nach oben verjüngen und mit Giebeldächern von bizarren, chinesischen Formen bedeckt sind. Der Bau, noch kaum eine Ruine zu nennen, macht den Eindruck von trotziger Macht; so auch die Bastionen, welche die Zufahrten zur Burgterrasse abschließen. Die Wege münden S-förmig ein und sind durch Doppeltorwerke abgeschlossen; ein solches am Südausgang ist noch ganz erhalten nebst einer großen, von zwei Türmchen flankierten Mauer; durch diese führt die Straße auf fester Brücke über einen breiten Graben hinaus auf einen von herrlichen Pinien bekrönten Bergvorsprung. Die Anlage und selbst die äußere Erscheinung der Burg ist unsern mittelalterlichen Burgen außerordentlich ähnlich. Die Aussicht von der Höhe ist weit und großartig. Über den Kronen der Bäume sieht man die dreifachen Gräben mit ihren Pinien, Außenwerken, Türmen, Schanzen und Torbauten, das Herrenhaus mit seinem Park, die weite, reich bebaute Ebene, den Ort Hikone, die lagunenartige Seebucht, ein Fischerdorf, weiterhin den blauen, jetzt stürmischen Biwa-See und ringsum die Berge; im Norden treten, wenn der eisige Wind den Nebel und das Gewölk in der Höhe zerreißt, die Schneegipfel hervor, die ein Sonnenstrahl manchmal grell beleuchtet, ohne sie zu erwärmen.

6. Inlandsee und Kiushu.

Osaka, 5.—6. Dezember 1900.

Osaka, die zweitgrößte Stadt Japans, ist ein industrielles Zentrum ersten Ranges. Die Ausdehnungen der Stadt sind kolossal wie die von Tokio. Obwohl Osaka nur 8—900,000 Einwohner zählt, macht es eher einen großstädtischeren Eindruck als die Residenzstadt selbst. Es heißt mit Recht das japanische Venedig, denn die z. T. ziemlich breiten Flüsse und Kanäle, welche die Stadt durchziehen, sind sehr zahlreich. Mehrere schöne Straßen von fast rein japanischem Typus sind sehr belebt durch den großen Verkehr und bieten durch die ausgehängten Fahnen, Lampen, Annoncen ꝛc. ein äußerst buntes Bild. Eine ganze Straße enthält fast nichts als Theater und Schaubuden, in denen nach den großen, greulichen Ölfarbenannoncen Schlangen und Akrobaten sich produzieren, oder Geisterszenen, Hinrichtungen und andere schauderhafte Dinge zum besten gegeben werden. Auch die sog. europäischen Gebäude sind hier etwas weniger geschmacklos als in Tokio.

Das Schloß von Osaka, am Ostausgang der Stadt gelegen, war die größte Burg Japans, wurde aber 1610 demoliert. Der Stadtwall ist geschleift und das Schloß zerstört, aber die Ringmauern und Bastionen, welche den etwa 50 Meter hohen Hügel umkleiden, sind geblieben. Der große Wassergraben mit hoher, von vielen Türmen bekrönter Mauer ist wie in Tokio von mächtigen Pinien beschattet. Die Mauern sind hier wahrhaft zyklopisch; an der Bastion beim Haupttor trifft man manche Granitquader von 5 m Länge und 3—4 m Höhe. Die Doppeltore sind auch hier, wie bei den andern Burgen so gebaut, daß das innere Tor im rechten Winkel zum äußern steht. Auf dem höchsten Punkt des Hügels liegt die alte Zitadelle, umgeben von einem tiefen Graben. Die Aussicht ist großartig: westwärts das glitzernde Meer mit der Insel Awaji, ringsum die Stadt und darüber hinaus eine große, intensiv angebaute Ebene, eingerahmt von zackigen Gebirgen. Die Stadt selbst ist ein unabsehbares Häusermeer, eingehüllt in den Qualm von Hunderten von Fabrikschloten.

Osaka ist bei weitem das größte Industrie-Zentrum Japans und zwar sind in der Stadt und ihrer Umgebung die verschiedensten Industrien vertreten; auch ein großes Arsenal mit Fabriken befindet sich hier.

Bei Besuchen in mehreren Fabriken erhielt ich folgende Aufschlüsse über die Arbeiterverhältnisse:

Die industriellen Verhältnisse in Osaka sind im wesentlichen für das ganze Land charakteristisch. Die moderne Industrie Japans ist wie die russische neu und ohne Traditionen. Der Arbeiter erfaßt seine Aufgaben sehr leicht und rasch; er lernt oft in wenigen Tagen eine komplizierte Maschine handhaben; oder er montiert ohne Schwierigkeit Maschinen, die er vorher nie gesehen. Er ist ebenso intelligent, wenn nicht intelligenter als der westeuropäische Arbeiter und seine manuelle Fertigkeit ist gleich groß für grobe und feine Arbeit. Neue Aufgaben und Dinge interessieren ihn sehr und er arbeitet sich rasch in sie ein mit Intelligenz und Fleiß, aber bald erlöscht der letztere und damit nehmen Intensität und Qualität der Arbeit rasch ab. Die Arbeitsintensität des japanischen Arbeiters soll im Durchschnitt heute noch weniger als die Hälfte derjenigen eines westeuropäischen ausmachen.

Die Löhne, die in den letzten Jahren, d. h. seit dem japanisch-chinesischen Kriege sich gleichzeitig mit vielen Lebensmittelpreisen verdoppelt haben, betragen in der Textilindustrie für Arbeiter 30—50 Sen* und für Arbeiterinnen 18—35. Die weiblichen Arbeitskräfte bilden in vielen Industrien die Mehrzahl des Personals. Die Löhne sind an vielen Orten Stücklöhne.

Wie in Rußland leben viele Angestellte, namentlich Arbeiterinnen, in zu den Fabriken gehörigen Konvikten. Es wird ihnen dann 7 Sen für Kost und Logis täglich am Lohn abgezogen. Die Arbeiter haben für ihren gemeinsamen Haushalt eine eigene Verwaltung. Der Eintritt in diese Konvikte steht den Arbeitern frei, aber die Fabrikanten begünstigen dies so viel als möglich, um dem beständigen Fluktuieren der Arbeiterschaft vorzubeugen, denn die Arbeiter wechseln oft ihren Beruf. Immerhin ist der Arbeiter nur Arbeiter, nicht halber Bauer wie in Rußland. Schlecht ist meistens die Fabrikdisziplin; es fehlen in der Regel 10% und mehr der Arbeiter aus nichtigen Gründen, wegen schlechten Wetters u. dgl.

Die Arbeiter bringen aus der Schule einige für ihren Beruf nützliche Kenntnisse mit. Ihr Charakter ist im allgemeinen harmlos. Sie haben noch keine Gewerkschaften; sehr gut organisiert sind nur die Köche und Dienstboten, die von ihren Vereinen, wenn sie stellenlos sind, unterhalten werden. Arbeiterorganisationen wären aber in Japan gefährlich und fort-

* 1 Sen = $^{1}/_{100}$ Yen = ca. $2^{1}/_{2}$ Centimes.

währende Streike würden dann kaum zu vermeiden sein. Eine sozialistische Bewegung existiert noch nicht.

Es gibt keine eigentliche Arbeitergesetzgebung; auch keine Fabrikinspektoren. Es müssen nur gewisse hygienische Vorrichtungen in außerordentlichen Fällen getroffen werden; auch bestehen keine baupolizeilichen Vorschriften speziell für Arbeiterschutz, ebensowenig eine Haftpflicht oder Versicherung, nicht einmal private.

Mit Rücksicht auf die engen Familienbeziehungen in Japan müssen in allen Geschäften zahllose Sinekuren geschaffen werden, um Verwandte, Freunde u. s. w. unterzubringen, ja man setzt an vielen Orten seinen Ehrgeiz in die Anstellung möglichst vieler — allerdings elend bezahlter Leute. Nur die teuren europäischen Angestellten sucht man immer so rasch als möglich los zu werden. Das Krebsübel aller japanischen Unternehmungen ist die Verwaltung mit ihrem Übermaß von Angestellten. Die japanischen Angestellten, Ingenieure u. s. w. inbegriffen, sind miserabel bezahlt. Das höchste Salär für einen wissenschaftlichen Ingenieur, der eine fremde Sprache versteht, ist 50 Yen im Monat, wenn er nur japanisch spricht, 20 Yen.

Der Gewinn wird überall sehr verringert durch die großen Abfälle bei der Produktion, raschen Verbrauch der Maschinen, unrationellen Betrieb, übermäßig großes Personal und den hohen Geldstand.

Die Krafterzeugung bietet in Japan keine Besonderheiten. Es wird genügend billige Kohle gewonnen. Die Industrie von Osaka verfügt über keine Wasserkräfte.

Ein großer Übelstand für die japanische Industrie ist der Mangel an gut geschulten Facharbeitern und an Arbeitern überhaupt in manchen Gegenden und Branchen. Daher fangen die Fabrikanten sich nicht selten gegenseitig die Arbeiter ab, was zur Folge hat, daß die im Konvikte wohnenden Angestellten fast wie Gefangene behandelt werden, um nicht von der Konkurrenz weggeschnappt zu werden.

Eine sehr bedeutende Industrie fast in ganz Japan ist die Brauerei. In ihr werden auch außerordentlich hohe Renditen erzielt und Dividenden von 20—40 % sind bei Aktienbrauereien nicht selten. Das Kapital ist ausschließlich japanisch, die technische Leitung der Geschäfte liegt meist in deutschen Händen. Der Vertrieb des Biers erfolgt durch Zwischenhändler, die ihre Agenten in allen Städten haben, von wo aus der Absatz auch in die Landgemeinden erfolgt; in der Tat erhält man in Japan Bier fast ebenso leicht wie in Deutschland. Das Bier drängt den Sake, den nationalen Reisbranntwein, immer mehr zurück und die

Regierung begünstigt durch die Zollpolitik (Zoll auf Bier 40 %, auf Malz 5 %) die Brauereien ganz bedeutend, da der massenhafte Konsum von schlechtem Sake sich sehr bedenklich bemerkbar macht. Immerhin ist der Alkoholismus in Japan lange nicht so verbreitet wie in Europa. Auf Bier wird keine Steuer erhoben, die Sakesteuer dagegen ist von 5 auf 14 % in den letzten Jahren gestiegen. Japanische Biere, die teilweise ihren deutschen Vorbildern ziemlich nahe kommen, werden seit einigen Jahren in großen Quantitäten für den Bedarf der Europäer in ganz Ostasien abgesetzt.

Okayama, 11. Dezember 1900.

Die Bahn von Osaka nach Moji, dem westlichsten Punkt der Hauptinsel von Japan, gilt als die in jeder Beziehung beste Bahn des Landes; sogar Speisewagen werden von den Hauptschnellzügen geführt. Auch die Zugsgeschwindigkeit ist, wenn auch immer noch gering, doch bedeutend besser als auf andern japanischen Bahnen.

Da man westlich von Osaka aus den Erblanden der 1867 gestürzten Tokugawa herauskommt und in die südlichen ehemaligen Daimiate gelangt, von denen die Wiederherstellung der heutigen kaiserlichen Macht ausgegangen ist, trifft man hier von Zeit zu Zeit eine noch gut erhaltene stolze Burg, die meist ein zu ihren Füßen liegendes Städtchen überragt. Der Hauptreiz der Fahrt längs der Ostküste des südwestlichen Japans bildet das tiefblaue Meer (Inlandmeer) mit seinem Pinienstrande und seinen dunkeln Inseln.

Himeji, eine kleine Provinzialstadt, besitzt nächst Osaka das größte Schloß der japanischen Feudalzeit. In der Tat sind wenige Burgen Europas so imponierend, architektonisch so schön und so monumental wie die Burg von Himeji. Der etwa 3 km lange, äußerste Burggraben, z. T. durch ein kleines Flüßchen gebildet, umzieht das Schloß in annähernd quadratischer Form. In der Mitte der ganzen Festungsanlage erhebt sich schroff aus der Ebene der Burghügel mit hohen zyklopischen, von riesigen Pinien und Campherbäumen bedeckten Mauern. In der Mitte dieses Hügels ragt auf einem hohen Granitsockel der vielstöckige, schneeweiße Schloßbau empor mit lanciertem, aber doch massigem, von goldenen Delphinen bekröntem Hauptturm, großem, palastartigem Anbau und zahlreichen Nebentürmen und Türmchen. Der Burggraben, der unmittelbar den Burghügel umgibt, bietet eine Reihe prächtiger Bilder: das grüne, stille Wasser, in dem Schilf und Lotos wuchern, die grauen,

hohen Granitmauern der Burgterrassen und die weißen Ecktürme, die durch das phantastische Geäste der Riesenpinien herabschauen.

Wie in Osaka und Nagoya dient jetzt das alte Schloß zur Garnisonierung. Die Turnübungen, die eben die Unteroffiziere mit ihren Gruppen machten, fielen mehr durch Bonhommie der Instruktoren, als durch Schneid auf.

Bald nach Himeji geht die Bahn landeinwärts in eine fruchtbare Ebene; die umgebenden Berge aber sind in einem ganz erbärmlichen Zustande, noch schlimmer als in Italien. Der Humus ist an vielen Stellen, namentlich auf allen vorstrebenden Rippen weggeschwemmt, so daß der helle Sand zum Vorschein kommt und sich fast die ganze Struktur der Berge deutlich abzeichnet. Wo noch Humus vorhanden, scheint kümmerlicher, niederer Wald die Bekleidung der Berge zu bilden.

Ankunft in Okayama.

* * *

Okayama, die freundliche und ruhige Hauptstadt von Bizen, Sitz der früheren Fürsten Ikeda, besitzt einen der berühmtesten und schönsten Gärten Japans. Er ist im Teegartenstil, von großen Dimensionen, vielseitig wie der Mito'sche in Tokio, schulgerecht wie der von Hikone. Heitere Anmut ist sein Grundcharakter. Wie in Hikone liegen Herrenhaus und Garten dicht neben der Burg, die hier in der Ebene steht, von breitem Aufbau, grau angestrichen und mehr einem europäischen Schloß des 17. Jahrhunderts gleichend. Das am Eingang des Gartens gelegene Herrenhaus ist eine weitläufige Anlage einstöckiger, hochgegiebelter Bauten. Zwei durch eine Galerie verbundene Gebäude bilden ein Hufeisen, in dessen Axe der Landschaftsgarten liegt. Dieser besteht aus einem länglichen, von einer hölzernen Staffelbrücke überbrückten Teich, inmitten hoher, alter, düstergrüner Laubbäume, auch Pinien und Fichten. Aus dem Schatten einer Halbinsel ergießt sich in kleinen Wasserfällen in den Teich ein Bach, dessen Quell zwei Löwen bewachen. Die Hauptfront eines der Flügel des Schlosses liegt in der Hauptaxe des ‚Teegartens'. Dem Hause entlang fließt ein kristallklarer Bach durch ein mit Zwergbäumen verschwenderisch ausgestattetes Miniatur-Waldtal, um in langem, verworrenem Laufe fast den ganzen Garten zu beleben durch sein Wasser, das bald in munterm Wellenspiel dahinrieselt, bald wie hellgrünes Glas bewegungslos über den schneeweißen Kieseln zu ruhen scheint. Vor dem Hause, — jenseits des Baches — dehnt sich ein weiter Wiesenplan aus,

in dem sich ein von dem Flüßchen umzogener Hügel erhebt, eine ideale Berglandschft im ‚Teegartenstil‘. Jenseits der Wiese ist der große Teich, in dem eine sandige, von einer Zwergpinie gekrönte Insel, sowie zwei andere Inselchen mit Pavillon sich befinden. Am gegenüberliegenden Teichufer erhebt sich ein geschweiftes Wiesenbord, auf dessen Kamm eine dunkle Buchshecke steht, die mit dem hellen Gras kontrastierend, das Gemälde des Gartens abschließt wie die kräftige Linie in der klassischen japanischen Malerei. Darüber hinaus grüßt in zartem Dufte ein fernes Gebirge. Dieser gegen die Ferne hin sich höher gestaltende Bergzug steht in einem Winkel zur Axe des Gartens, mit dem Anfang etwa 1, mit dem Ende etwa 10—15 km von diesem entfernt. Damit dadurch



Kraniche im Park von Okayama [S. 173]

das Gleichgewicht der architektonischen Anlage nicht gestört werde, hat der Erbauer des Gartens auf die Seite, auf welcher das ferne Gebirge im Duft versinkt, einen mächtigen dunkeln Pinienwald gesetzt, der, mit der lichten Ferne schön kontrastierend und dem Teiche einen romantischen Abschluß gebend, zu dem massigen, bewaldeten nahen Berge ein wirksames Gleichgewicht bildet. Dafür, daß diese hohe Baumgruppe, welche gewissermaßen der feste Punkt in der ganzen Anlage ist, nicht nach der andern Seite hin das Gleichgewicht störe, sorgt das Schloß, dessen obere Stockwerke sich aus einem langgestreckten Bambuswäldchen erheben.

Selbstredend enthält der Garten einen großen Pflaumen- und Kirschenwald, Pavillon, Teehäuschen, Torii, Tempel, Laternen, tiefe Wiesenteiche, Bambuswäldchen, alle Arten von Flüßchen und Bächen,

einen Palmenhain u. s. w. Einen besondern Reiz verleihen dem Park einige zahme Kraniche, von denen einer 200 Jahre alt sein soll. Die Vögel sind weiß wie frisch gefallener Schnee, haben eine purpurrote Kappe, schwarzes Hals- und Schwanzgefieder. Sie sind zutraulich und fressen die für sie feilgehaltenen Zwiebacke aus der Hand. Am Ufer des Teiches, im Wald und auf der Wiese sieht man sie in all den verzwickten Stellungen, in denen sie in der japanischen Kunst vertreten sind. Eigentümlich ist es, wenn sie mit senkrecht nach oben gerichtetem Hals ein heiseres Gekrächze ausstoßen, und in der kalten Morgenluft aus dem Schnabel ihr Hauch wie eine Dampfsäule zu dem sonnigen Winterhimmel aufsteigt: eine lebende Brunnenfigur.

In der einen Halle des Fürstenhauses hält eben der Provinziallandtag von Bizen eine Sitzung ab. Die parlamentarische Möblierung ist äußerst einfach. Die ganze Verhandlung könnte — von den Kimono, die alle Herren tragen, abgesehen — auch in Europa stattfinden. Der Präsident scheint ein feiner, verschmitzter Alter zu sein. Die Mitglieder zeigen den langköpfigen, aristokratischen Typus, den man bei den studierten Japanern am meisten findet.

Hiroshima, 12. Dezember 1900.

Hiroshima ist eine große, langweilige Stadt mit einstöckigen Häusern, auf drei Seiten von ansehnlichen Bergketten umgeben. Das Schloß (früher Sitz des Fürsten Asano von Geishu) ist im allgemeinen wie die andern Schlösser, aber wegen seiner komplizierteren Bauart weniger imponierend. Jetzt ist es Hauptquartier einer Division. Nicht weit vom Schloß liegt der Garten der Asano, ein Unikum in seiner Art, soweit ich japanische Gärten kenne. Es ist ein sog. großer ‚Teegarten‘, aber in ganz eigener Auffassung. Man wird in die ernste Szenerie eines Waldsees versetzt. Die Asano scheinen düstere Menschen gewesen zu sein. Vor dem sehr kleinen Haus, — mehr nur ein Kasino — liegt ein langer Teich, der durch einen gemauerten Damm, in dessen Mitte eine steile Brücke sich befindet, in zwei Teile getrennt wird. Längs des Ufers liegen Granitblöcke, z. T. eigentliche Felsen, mit Zwergfichten bedeckt. Auch über die Inselchen und Uferabhänge sind solche zerstreut. Dem See entlang zieht sich eine mäßige Erderhebung, die mit den größten und üppigsten Fichten bedeckt ist, zwischen deren Stämmen durch sich eine Aussicht auf die verschneiten Gebirge darbietet. Die ganze düstere Umrahmung des Sees spiegelt sich in dem klaren Wasser und nur ein Paar Kraniche und ein

Storch beleben mit ihrem glänzend weißen Gefieder das düstere Landschaftsbild. Am einen Seeende ist eine Miniaturgebirgslandschaft angelegt: kleine, steile, mit niederem, hellem Alpengras bewachsene und mit Zwergfichten bestandene Hügel. Die Wirkung ist sehr täuschend, man glaubt in der Tat, nicht in der Nähe eine Miniaturlandschaft, sondern in der Ferne eine wirkliche Berggegend zu erblicken. Namentlich schön aber ist die Aussicht von diesen Miniaturbergen auf den dunkelgrünen, spiegelnden See, auf die sattgrünen Zwergbäume, die Granitfelsen und die dunkeln, hohen Wände des Fichtenwaldes, mit dem fernen Ausblick auf das Gebirge. Man glaubt einen Engadiner See vor sich zu haben: in dem tiefen Grün des Waldes dieselbe düstere Glut, welche die Landschaft der Hochalpen bietet.

Miyashima und Moji, 13. Dezember 1900.

Miyashima ist eine gebirgige, herrlich bewaldete Insel von mehreren Stunden Umfang, nur durch einen schmalen Gürtel der blauen Inlandsee vom Festland getrennt. Der Berg, welcher die ganze Insel bildet, erhebt sich etwa 600 m über das Meer und fällt mit zahlreichen steilen Vorsprüngen gegen die Küste ab. Malerische, enge Tälchen mit wundervollem Tannenwald, durchrieselt von klaren Bächen, ziehen sich den Berg hinan. Längs der Küste sind wohlgepflegte Wege, Felsen und ruhige Buchten. Der Tempel (Shinto) ist im Grunde einer Bucht gelegen, auf Pfählen erbaut und bei der Flut ganz vom Meer unterspült. Die Tempelanlage ist sehr umfangreich, indem den Hauptbau weitläufige gedeckte Galerien, eigentliche Brücken, umgeben. Das Holz ist unbemalt, grau und verwittert, und überhaupt ist der ganze Tempel etwas verfallen. Auch hier hat der moderne Vandalismus mit horrenden „Ölgemälden", den chinesischen Krieg darstellend, seinen Einzug gehalten. Neben dem einen Tempel erhebt sich auf steilabfallender Terrasse ein anderer großer Tempel mit einer schlanken Pagode von dunkelbraunem Campherholz. Daneben ein Dorf, fast ausschließlich aus Wirtshäusern für die Pilger bestehend. Weite Alleen uralter Fichten ziehen sich dem Strand entlang und endlose Reihen grauer Tempellaternen fassen den Molo und die lange Uferpromenade ein. Wie in Nara treiben sich auch hier Rudel zahmer Rehe und Hirsche umher. Eine Hauptzierde von Miyashima ist der gewaltige Torii, der am Eingang der Bucht weit draußen im Wasser steht. Die von je einem niedern Säulenpaare flankierten und gestützten Hauptpfeiler sind wenig bearbeitete, fast nur der Rinde entkleidete, mächtige Baumstämme mit

eigentümlicher Windung und Krümmung an der Basis. Der obere Querbalken ist stark geschweift und mit einem Schindeldache versehen. Gegen Osten gewendet erhebt sich der Torii am Morgen im Sonnenglanze aus der leuchtenden Flut, während der Tempel und der Berg vor ihm noch im tiefen Schatten liegen. Da die Insel heilig ist, darf sie weder durch einen Tod, noch durch eine Geburt verunreinigt werden.


Torii am Ufer von Miyashima [S. 174—175] (nach einer japanischen Photographie)

Die Bahn zwischen Moji und Tokuyama bietet eine fast ununterbrochene Reihe schöner Küstenbilder. Da die Bahn noch nicht bis Shimonoseki eröffnet, fährt man mit einem kleinen Dampfer in 6 Stunden nach Moji. Meist geht die Fahrt durch das weite Westbassin der Inlandsee (Suwo-Nada). Die Inseln, die man passiert, sind in der Regel bewaldet und großenteils unbewohnt. Bei einbrechender Dämmerung glänzt das leicht bewegte Meer in metallischem Blau, die imposanten Gebirgsformen der Küste von Kiushu zeigen sich als Silhouette in dem tiefen Blau, dem man auf den Gemälden der Kano-Schule begegnet, darüber der lichtgoldene Himmel, sich in zartem, durchsichtigem Blaugrün verlierend, das dann allmählich in den Nachthimmel übergeht. In der Straße von Shimonoseki reiht sich Leuchtturm an Leuchtturm, dann kommt die meilenlange Lichterreihe der Stadt Shimonoseki und ihr gegenüber die Bogenlichter im Hafen von Moji. Von einer Festung aus werfen Reflektoren weiße Lichtkegel über die Meerenge auf die Küstengebirge weithin durch die schwarze Nacht.

Kumamoto, 14. Dezember 1900.

Die Fahrt auf der Kiushu-Bahn, die an Langsamkeit kaum von einer andern übertroffen wird, bietet nicht viel Interessantes. Die Linie führt

landeinwärts zwischen intensiv, z. T. terrassenförmig kultiviertem Gelände. Einigemale berührt sie die tiefeinschneidenden Meerbuchten Kiushus, über deren Dunst sich die edeln Linien der verschneiten Gebirge erheben. Der Winter macht sich schon sehr geltend, selbst hier im Süden; die meisten Laubbäume sind entblättert, das Gras ist verdorrt.

Kumamoto, einst Residenz der Fürsten von Higo, ist ein großes Nest und eine Garnisonsstadt. Die Straßen sind ziemlich breit, z. T. mit Bäumen bepflanzt. Ein elektrischer Tramway ist in Konstruktion, ziemlich primitiv wie der in Kioto.

Eine Sehenswürdigkeit ist der Suizenji-Park, früher zu dem Landsitze der Hosokawa gehörig. Er ist jetzt ein öffentlicher Garten mit zahlreichen Teebuden, Restaurants, Picknickhäuschen u. s. w., wodurch er seines ehemaligen aristokratischen Charakters entkleidet ist. Immerhin ist er noch ein gutes Spezimen japanischer Gartenbaukunst. In einem langen Teich kaum merklich fließenden Wassers liegen zahllose Inselchen, Steine, Felsen und lange, den ganzen Teich überbrückende Steinstege. Jenseits des Wassers erhebt sich eine etwa 10 m hohe Hügelkette, deren höchste Kuppe eine ziemlich getreue Nachbildung des Fujiyama ist. Diese Hügelanlage ist tief und schließt viele Bergtälchen in sich, von denen aus man nur diese Miniaturgebirgslandschaft sieht und so in der optischen Täuschung festgehalten wird. Die Hügel sind mit Zwergkiefern, Zwergfichten und Kalkfelsen geschmückt, auf dem Kamme ragen einige magere, aber elegante Fichten, die den Eindruck machen, als stünden sie auf einsamer, sturmumbrauster Bergeshöhe. Hinter der Miniaturberglandschaft in weiter Ferne verläuft in ruhigen Formen ein hoher Bergzug. Die Hügelchen sind mit Gras bewachsen, das, jetzt graugelb, der Farbe der meisten unbewaldeten Gebirge entspricht. Das architektonische Gleichgewicht der Parkanlage ist vollkommen, die einzelnen Teile sind größtenteils sehr schön, aber das Konventionelle überwiegt zu sehr.

Von dem alten Schloß stehen nur noch die Mauern und ein Turm; gleichwohl ist es eine der imposantesten Bauten, die ich in Japan gesehen. Die eigentliche innere Burg, die auf einem etwa 50 m hohen Hügel liegt, hat allein schon einen Umfang von $1^1/_2$—2 km. Aus den sich am Fuß des Burghügels hinziehenden üppigen Laubbäumen erheben sich die gewaltigen Bastionen, auf denen die mit einem Ziegeldach versehene, mit schwarzen Brettern überkleidete eigentliche Festungsmauer steht. Die Bäume auf der Höhe der Burg wetteifern mit denen unten an Größe, Pracht und Schönheit der Formen. Hinter der hohen Außenmauer sind wieder tiefe Gräben, aus denen noch höhere Mauern ragen

als die äußern. Auf diesen selber erheben sich die kolossalen quadratischen Sockel der Türme, von denen einer noch erhalten ist. Die Mauern sind tadellos gebaut, aus riesigen Steinen gefügt und von elegantem geschweiftem Querschnitt. Es ist schon fast Nacht und gespenstig sehen diese gigantischen Mauern aus, die sich aus dem dunkeln Wald erheben und vom bleichen Nachthimmel sich abzeichnen. Die Wassergräben sind an den meisten Stellen abgedämmt, viele Bastionen halb eingerissen, das Ganze aber scheint in seiner Gewalt völliger Zerstörung einfach zu spotten.



Typische Burganlage [S. 166, 170, 177]

Kumamoto bis Unzen, 15. Dezember 1900.

Von Kumamoto aus erreicht man mit einer neuen Bahn Misumi, einen kleinen Hafenplatz, auf einer weit in den Shimabaragolf vorspringenden Halbinsel gelegen. Vorliegende Inseln scheinen den Hafen gänzlich abzuschließen und fallen mit steilen, teils felsigen, teils spärlich bewaldeten Abhängen in das Meer ab. Nach einer stündigen Fahrt über den tiefeinschneidenden Golf landet man in dem armseligen Fischerdorfe Tanigawa.

Schon während der Fahrt fällt der zerklüftete, sich in mehreren Gipfeln erhebende Gebirgsstock Onsentake auf. Eine etwa 8 km breite, mäßig geneigte Ebene bildet die Absenkung der steilen Krater gegen das Meer. Bis zu einer Höhe von etwa 150 m ist dieser Abhang äußerst intensiv bebaut mit terrassenförmig angelegten, bis in die kleinsten Geländeeinsenkungen hinein sich ziehenden Reis- und Gemüsefeldern. Dann folgt

niederer Föhrenwald und zuletzt dürre, mit schwarzen Felstrümmern übersäte, von tiefen Ravins durchfurchte Alpen. Steil erheben sich die dunkeln, großenteils felsigen Wände des Kraters. Es liegt schon ziemlich viel Schnee; man glaubt in den Schweizer Hochalpen zu sein, und doch ist man nur etwa 800 m über Meer und unter dem 32. Breitengrad. Die Aussicht über das Meer ist majestätisch — schon beginnt es zu dämmern: die Inseln des Shimabaragolfs, die dunkle Halbinsel von Misumi, Amakusa, dann wieder Meer, Inseln und wieder Meer und zu äußerst, fast unsichtbar, die Küste von Satsuma. Ein gegen Westen vorspringender Ausläufer des Gebirges verbirgt den bleichen Untergang der Wintersonne; der eisige Wind tobt und rast über die einsame Alp. Man überschreitet einen tiefeingeschnittenen Bergsattel, jenseits dessen ein düsteres, ödes Hochtal sich auftut, mit einem zugefrorenen Seelein in der Tiefe. Bergkiefern und eine Art Buchsbäume bilden die spärliche Vegetation. Tief unten liegt der Golf von Obama. Bereits ist es Nacht, der Weg beschwerlich und fast unheimlich. Endlich bemerkt man den Geruch der Schwefelfelder von Unzen. Eine wahre Winterlandschaft liegt hier in dem Talkessel vor einem, aber es ist kein Schnee, sondern Schwefel und Kalk. Reihen von Badhäusern und Wirtshäusern sind nach langer Zeit wieder die ersten Spuren menschlichen Daseins. An mehreren Stellen sind große Quellen, in denen man unter dem Dampf das Wasser brodeln und kochen hört. In einem Strudel wird das milchige, grüne, 70—97° C. heiße Schwefelwasser etwa 1½ m in die Höhe geschleudert. Die Dampfentwicklung ist äußerst stark. Oft sieht man lange nur einige Schritte weit, so dicht ist der heiße, stark schweflige Nebel. Dann kommt ein Windstoß und zeigt den felsigen, weißgrünen Talkessel. An hundert Stellen qualmt es aus dem Boden heraus wie aus Röhren und die großen und kleinen Dämpfe vereinigen sich zu Wolken, die sich in dem tief von den Bergen herabhängenden Nebel verlieren oder von Windstößen erfaßt über den dunkeln Wald weg an die Bergwände getrieben werden. Aus allen Winkeln her tönt es von ausströmendem Dampfe, die Luft mit einem betäubenden Getöse erfüllend: eine wahre Höllenlandschaft.

Obama, 16. Dezember 1900.

Von Unzen führt ein guter Saumpfad hinunter nach den Thermen von Obama, am Golf gleichen Namens. Zuerst geht's durch ein Tal von hochalpinem Charakter. Die Abhänge sind waldlos, mit verdorrtem

kurzem Berggras und schwarzen Geröllmassen bedeckt. Auf der einen Seite liegt tief unten das Meer, glanzlos in kalter Winterbeleuchtung, auf der andern eine imponierende, zackige Pyramide von Dolomiten-Formation mit fast senkrecht aufragenden, schwarzen Felssäulen. Dann biegt der Weg um eine Ecke und vor einem zeigt sich ein Bild, wie wenn man von den Rochers de Naye kommend bei Caux auf einmal den Genfersee gegen Vevey hin überblickt. Etwa 500—600 m tief unten dehnt sich der breite Golf von Obama aus, auf drei Seiten von Bergketten eingerahmt, auf der vierten in den Ozean übergehend. Die steilen Berghänge des Unzen-Massivs sind stark gewellt und von tiefen Einschnitten zerrissen; auf den Kämmen und in den Schluchten prächtiger Wald; an den Abhängen bis auf etwa 400 m hinauf gemauerte Terrassen, — wie für Weinberge — angebaut mit Reis, Gemüse, Obst. Wo man hinsieht, überall dieselbe intensive Kultur. Von der Alpenlandschaft kommt man in die Waldzone, die sich auszeichnet durch saftiges Grün und Reichtum an allen Arten von Nadelgehölz, an immergrünen Lorbeer- und Campherbäumen. Dann begegnet man malerisch zwischen Bambus, Musa und Palmen eingenisteten Bauernhäuschen — ein gewaltiger Landschaftswechsel innerhalb einer Stunde. Endlich am Strande angelangt, erreicht man Obama, das hübsch in einer Bucht gelegen ist. Die Häuser, zwischen die Küste und den steilen Berghang gedrängt, stehen auf hoher, gemauerter Terrasse, ihre breiten Balkone ruhen auf hohen Holzpfosten, die auf das felsige Ufer gestützt sind. Unmittelbar über den Dächern erhebt sich ein prächtiger Campherwald. Die Küstengebirge sind steil und von schönen, zerklüfteten Formen. Längs des Ufers läuft meist eine steile Felswand, von Wald bekrönt, darüber die treppenartigen Kulturen, dann die kahlen Gipfel; in malerischen Buchten liegen kleine Fischerdörfer halb versteckt. Ein kleiner Dampfer bringt die Reisenden von Obama in 3 Stunden nach Mogi, in der Nähe von Nagasaki. Je weiter man aufs Meer hinauskommt, um so imposanter ist das Bergmassiv von Unzen. Aus der tiefblauen Flut des Meeres erhebt sich der hellrötliche Gebirgsstock, zuerst mit mäßigen Rampen von Norden und Süden aufsteigend, dann in steile, mit tiefen Schluchten und scharf markierten Vorsprüngen bedeckte Hänge übergehend, und oben in die abgestumpfte, zackige Schneepyramide des den Krater bildenden Gipfels auslaufend. Ein hellblauer, sonniger Winterhimmel strahlt über der Landschaft. Besonders schön ist das Bild in der engen Bucht von Mogi, wenn es eingerahmt ist von den schwarzen Pinien der den Eingang bildenden Abhänge.

III.

Südöstliches Asien und Ceylon.

1. Hongkong.

Nagasaki bis Hongkong, 22.—27. Dezember 1900.

Die „Empress of China“ ist eines der drei, der kanadischen Pacific-Bahn gehörenden Schiffe, welche zwischen Vancouver und Hongkong verkehren und zu den schnellsten und besten Schiffen auf dem Stillen Ozean zählen.

Am Morgen des zweiten Tages früh erreichten wir bei prächtigem Wetter Woosung, den im Yangtze-Delta gelegenen Vorhafen von Shanghai. Der breite, trübe Woosung-Fluß mit flachen, fast im Wasser versinkenden Ufern, ergießt sich hier ins Meer.

Schon bei Tagesanbruch hatten sich zahlreiche chinesische Fischerboote an den vor Anker gegangenen Dampfer herangedrängt. In den einen waren Bettlerfamilien, welche an langen Bambusstangen befestigte Netze zum Deck der I. Klasse emporhielten, damit man ihnen etwas hineinwerfe; die mitgebrachten, in von Schmutz starrende Lumpen gehüllten Kinder sollten durch ihr Betteln die Eltern unterstützen. Andere Schiffe waren gekommen, um Trödler an Bord zu bringen, welche unsern 450 chinesischen Zwischendeckpassagieren Kleidungsstücke, namentlich Pelzjacken und Pelzmützen, Obst, Reisbranntwein, Pistazien, Zigarren und Zigaretten anpriesen. Es war das reinste Börsentreiben. Die aus Amerika kommenden Chinesen trugen meist ihre nationale Tracht, aber europäische Kopfbedeckungen von unbeschreiblichen Formen. Sie legten gegenüber ihren trödelnden Landsleuten die souveräne Blasiertheit von Yankees an den Tag. Ihren Zopf hatten sie zum Teil um den Kopf gebunden, zum Teil steckten sie ihn in die Rocktasche, wie eine Uhrkette.

Es war ein sonniger, strahlender Nachmittag, als das Schiff von Woosung aus wieder in die See stach; das Meer war mäßig bewegt und

hellgrün. Die fernen Berge und Inseln der Küste in ihren rotvioletten Tönen waren kaum erkennbar durch den Duft.

Der Weihnachtstag war ebenso schön wie der vorhergehende Tag, und das Meer unerschöpflich in Farbtönen von Silbergrau bis tief Blaugrün. Gegen Abend legte sich über den westlichen Horizont eine dunkelrote, ins Gelbgrüne spielende Dunstschicht, welche alle Nuancen eines ausgereiften, mit reichem Flaum überzogenen Pfirsichs darbot. Die Sonne sank ohne Strahlenschein in scharfen Umrissen wie reines, flüssiges Gold in die dunkelblaue Flut. Dann stieg die Nacht mit gewaltiger Schnelle empor. Am tiefdunkeln Firmament flimmerten die Sterne in voller Klarheit und der silberne Mond, eine scharfe Sichel, blendete das Auge förmlich.

Hongkong, 27.—31. Dezember 1900.

Im frühen Vormittag hatte unser Schiff bereits die Hongkong vorgelagerten Inseln erreicht: unbewohnte, unbewaldete, rötliche Fels- und Sandpyramiden, von dem blauen Meer umspült. Die Gebirge des Festlandes sind hoch, und wie die Inseln kahl und rötlich. Endlich biegt man ein in die Meerenge, welche die Insel Hongkong vom Hauptlande trennt. Alles wird dominiert vom Peak, der, ein verkleinerter Mythen, sich mit seiner stolzen Felsenfront 600 m über den Strand erhebt. Er ist ein imponierendes Massiv mit vielen Gipfeln, steilen Abhängen und tief eingeschnittenen Tälern. Hongkong gegenüber springt das Festland ziemlich weit vor mit der Halbinsel Kowloon, deren Spitze selber mit einer Stadt, mit Dock, Lagerhäusern u. s. w. bedeckt ist.

Die Stadt Hongkong befindet sich auf der Kowloon gegenüberliegenden Seite der Insel, langhingestreckt an dem ganz schmalen Strande und an dem Bergabhang bis zu den Felswänden emporsteigend. In den auf beiden Seiten liegenden Buchten befinden sich abgetrennt wieder ziemlich große Niederlassungen. Die Häuser sind meist mehrstöckig, mit durchgehenden Loggien, die sehr an Italien erinnern, darunter Dutzende von Gebäuden von entschieden monumentaler Wirkung, die dadurch noch gesteigert wird, daß große Laubbäume von tropischer Üppigkeit sich an den Abhängen überall zwischen die Häuser hineindrängen. Ich kenne keine so schön gebaute Stadt wie Hongkong. Je weiter man in den Hafen hineinfährt, um so mehr kommt die Architektur zur Geltung. Fast erdrückend wirkt der Peak in der Landschaft, aber die Stadt kommt dabei doch zur Geltung, denn in der Morgensonne leuchten ihre schneeweißen Gebäude aus dem dunkeln Grün hervor. Auf der Reede wimmelt es

von Schiffen: Dutzende von schneeweißen Kriegsfahrzeugen aller Größen, mächtige Dampfer, Barkassen und Dschunken.

Am Quai oder in dessen Nähe stehen, auf kürzlich dem Meer abgewonnenem Boden, die neuen Geschäftsquartiere, mit z. T. wirklich schönen Bauten, vor allem die Hongkong- und Shanghai-Bank, ein bemerkenswerter Renaissancebau in hellrotem Granit, den die Insel in Fülle liefert. Die Hauptstraße, die Queen's Road, ist zwar ziemlich eng, aber macht durch ihre hohen, großenteils granitenen Häuser mit Loggien, dem Gemisch von europäischen und chinesischen Annoncen, dem bunten Treiben von Europäern, Chinesen, Malaien, Indiern, von Jinrikisha und Sänften einen außerordentlich interessanten Eindruck. Man sieht hier schöne, große Magazine mit europäischen Waren, zahlreiche chinesische Curioläden*, namentlich mit Cantonsilberwaren; doch sind diese Artikel meistens plump und roh im Vergleich zu den japanischen Arbeiten. Der westliche Teil der untern Stadt ist den Chinesen überlassen, aber auch hier gibt es nur Steinhäuser in den engen, gepflasterten Straßen: ein Bild, wie es eine italienische Stadt bietet. Den Abhang des Peak bedecken in seinem untern Teil Villen, Parkanlagen, Kirchen, dann folgt eine äußerst steile, breite Zone, die völlig unbewohnt ist, und oben auf dem Bergkamme befinden sich einige große Hotelgebäude. Eine sehr wenig Vertrauen erweckende Drahtseilbahn führt auf den Berg, der eine Aussicht gewährt, die ihresgleichen sucht. Wie aus der Vogelschau übersieht man die Stadt, den Hafen und darüber hinaus die roten Berge des Festlandes. Besonders großartig ist der Anblick bei Nacht, wenn zwischen dem schwarzen Rahmen der gigantischen Bergvorsprünge Tausende von Lichtern heraufflimmern, teils über die dunkeln Abhänge oder über die Meerenge zerstreut, teils in deutlichen Feuerlinien die Formen der Küste abzeichnend. Gegen Süden überschaut der Peak die zahlreichen Vorgebirge, Buchten und außenliegenden Inseln Hongkongs.

Über die ganze Insel ziehen sich zahlreiche, ausgezeichnet betonierte Spazierwege, die teils den steilen Berglehnen entlang, teils in den geschützten Tälchen inmitten tropischer Vegetation dahinführen. Die Flora besteht immerhin vorherrschend aus Koniferen und erinnert mehr an öde Hochgebirgstäler als an die Tropen. In den Tälern fließen in zerfressenen Felsenrinnen und durch rote Granittrümmer Bäche smaragd-

* Curio nennt der Fremde in Japan und China alle Arten neuer und alter (im letztern Fall meist unechter), einheimischer Kunstgegenstände und Nippsachen.

grünen Wassers. Oft lagern sich vom Meer aufsteigende Nebel um die kahlen Bergspitzen und vollenden das Bild alpiner Szenerie.

Eine großartige Anlage sind die Wasserwerke Hongkongs. Im südlichen Teil der Insel befinden sich in bedeutender Höhe zwei durch gemauerte Talsperren gebildete Reservoir von beträchtlicher Kapazität, die oft monatelang in der trockenen Zeit, sozusagen ohne Zufluß zu erhalten, eine Stadt von einer Viertelmillion Einwohner zu versorgen haben. Das Wasser wird durch sogenannte catch-water, d. h. mit geringer Steigung Kilometer weit den Berghängen entlang führende, gemauerte Wassergräben, gewonnen und den Reservoirs zugeführt. Von da aus geschieht die Weiterleitung des intensiv-grünen Wassers in die bei der Stadt gelegenen Filter, teils durch Tunnel, teils durch Bogenaquaedukte längs der Berge, was den römisch-italienischen Eindruck Hongkongs noch sehr verstärkt.

* * *

Obwohl Hongkong in erster Linie als Handelsplatz in Betracht kommt, ist doch auch seine Produktion von Belang: Baumwollspinnerei, Zuckerraffinerie, Rumbrennerei, Papier- und Zementfabrikation, u. a., daneben zahlreiche kleine chinesische, meist häusliche Industrien der verschiedensten Art. Es bestehen keinerlei Beschränkungen für den Produzenten, wie ein Maximalarbeitstag u. dgl. Die Löhne sind in Hongkong höher als im eigentlichen China, sie betragen für ungelernte Arbeiter 7—8 Dollar* im Monat, für Berufsarbeiter 12—15. In höhern und mittlern Stellungen werden wenig Chinesen in industriellen Unternehmungen beschäftigt. Höhere chinesische Arbeiter, z. B. Mechaniker, sind verhältnismäßig teurer als europäische Arbeiter in Europa, denn die Leute sind langsamer und weniger gut; für grobe Arbeit leisten drei Chinesen was zwei Engländer.

Hongkong ist von eminenter Bedeutung für den Handel mit China, denn es liegt im chinesischen Markte drin und bietet doch alle Vorteile einer europäischen Besitzung. Die hiesigen Chinesen wissen dies sehr gut zu schätzen und legen viele chinesische Vorurteile gegen Europa ab. Die kommerzielle Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit des chinesischen Kaufmanns ist allgemein anerkannt und gilt als größer als diejenige des Deutschen oder Engländers. Es gibt hier viele europäische Bankiers und Kaufleute, die während einer langjährigen Geschäftstätigkeit um keinen Dollar von einem Chinesen betrogen worden sind. Die Chinesen sind aber scharfe Kauf-

* 1 Dollar (d. h. ein sog. Mexikanischer Silberdollar) = ca. Fr. 2.60.

leute und lassen keine großen Gewinne, sie sind sehr vorsichtig und überlegt. Die größten Geschäfte werden nur aufs Wort gemacht oder erst lange nach Abschluß schriftlich gefertigt. Abgesehen von der persönlichen Ehrlichkeit wird die Kreditwürdigkeit des Chinesen noch erhöht durch die tatsächlich, in China auch gewohnheitsrechtlich bestehende Familien-Solidarität. Vater, Söhne, Onkel und oft noch entferntere Verwandte sind subsidiär haftbar für die Schulden ihrer Angehörigen. Es findet deshalb eine gegenseitige Überwachung der Familienglieder statt.



Anamitische Verkäufer an einer Dampferstation am Mekong [S. 199]

Hongkong ist ein Markt für die selben Artikel wie die chinesischen Vertragshäfen. Die Geschäfte am Platze wie diejenigen mit den von Hongkong abhängigen Häfen, so z. B. das Reisgeschäft mit Indochina ist den Europäern jetzt fast ganz durch die Chinesen aus den Händen genommen worden. Die Verteilung der in Hongkong zusammenströmenden, europäischen und amerikanischen Importgüter besorgen ebenfalls großenteils die Chinesen; dagegen arbeiten diese nicht direkt mit Europa, da sie dort zu wenig Kredit haben, den europäischen Markt nicht kennen und, weil ihre Geschäfte zu klein und zu spezialisiert sind, auch viel teurer einkaufen würden als die fremden Engrosimporter.

* * *

Hongkong ist eine britische Kronkolonie, d. h. sie wird durch einen Gouverneur verwaltet, der seinerseits von dem Kolonialministerium in London ganz abhängig ist. Dieses bureaukratische Regime macht sich im

allgemeinen nur selten unangenehm fühlbar; immerhin tragen oft die Behörden in England den besonderen Verhältnissen der Kolonien zu wenig Rechnung; so findet z. B. das englische Strafrecht fast unverändert Anwendung auf die Chinesen, deren moralische Vorstellungen in vielen Beziehungen stark von den europäischen abweichen.

Ein gewisses, allerdings geringes Maß von Selbstverwaltung ist der Kolonie dadurch gewährt, daß sechs Laien sich im Legislative Council befinden, das den Gouverneur bei den wichtigsten Funktionen, wie beim Erlaß von Verordnungen u. dgl., berät. Aber diese Laien, von denen je einer von der Handelskammer und den Friedensrichtern und vier vom Gouverneur ernannt werden, sind stets in Minderheit gegenüber den acht Beamten, die von Amtes wegen im Rate sitzen und vom Gouverneur instruiert werden. Unter den Laienmitgliedern sind stets zwei Chinesen, deren Mitwirkung als nützlich betrachtet wird, und die ihrer Aufgabe als Mitglieder einer europäischen Behörde durchaus gewachsen sein sollen.

Die finanziellen Verhältnisse der Kolonie sind günstig. Hongkong hat keine äußern oder innern Anleihen außer einer verhältnismäßig kleinen schwebenden Schuld (ca. 200,000 £.) bei der englischen Regierung, die auch das Budget der Kolonie kontrolliert; schon seit langer Zeit erhält sich die Kolonie nicht nur selbst, sondern kann auch einen großen Beitrag an die Kosten ihrer Verteidigung leisten.

Die Steuern bestehen ausschließlich aus einer Grundsteuer und einer Mietsteuer (13 % vom Mietpreis), welche vom Mieter bezahlt wird. Der Handel ist unbelastet, abgesehen von der Stempelsteuer und der Gewerbesteuer für Spirituosen-, Opium- und Waffenhandel. Absoluter Freihandel herrscht mit Bezug auf Import und Export von Waren.

Hongkong besitzt eine besondere, von der englischen verschiedene Staatsangehörigkeit. Sozusagen kein Europäer erwirbt diese, da sie keine besonderen Vorteile bietet, als einige Erleichterungen für eine allfällige Naturalisierung in England; dagegen ist sie von Chinesen sehr gesucht, da sie ihnen Schutz gegen China und dessen Behörden bietet. 70,000 Chinesen, ein Drittel aller Hongkong-Chinesen sind britische Untertanen. Dieses Indigenat schließt indessen fast keine politischen Rechte in sich, da Hongkong Kronkolonie ist. Auch die Engländer können deshalb hier ihre heimatlichen politischen Rechte nicht ausüben, weshalb ihre Stellung derjenigen der fremden Niedergelassenen gleich ist. Letztere haben auch die gleichen Pflichten (mit Bezug auf Schwurgerichte, Steuern u. s. f.) wie die Engländer, welche nur das Vorrecht besitzen, Justices of the Peace und Mitglieder des Legislative Council werden zu können.

2. Indochina.

Saïgon, 3.—6. Januar 1901.

Die Überfahrt von Hongkong nach Saïgon, der Hauptstadt von Französisch-Indochina, dauerte drei Tage. Da Saïgon in der Regel nur von französischen Schiffen angelaufen wird, mußte ich einen wenig komfortabeln Dampfer der „Messageries Maritimes" benutzen, dessen Passagiere fast ausschließlich aus Militär und Geistlichen bestanden. In der Frühe des vierten Tages erreichten wir die Mekongmündungen, von wo aus man noch etwa drei Stunden auf dem Saïgon-Flusse bis zur Hauptstadt von Cochinchina hinauf zu fahren hat. Es war ein warmer, sonniger Morgen, wie bei uns an einem reinen Julitage. Die im Osten des Flusses liegenden Bergzüge verschwammen in zartem Dufte. Auf beiden Seiten des Flusses ziehen sich flache Ufer hin, in endlose Ebenen übergehend, mit üppigem Wald, namentlich Palmen, oder mit Reisfeldern bedeckt. Der Fluß ist ziemlich schmal, aber doch tief genug, um für die größten Meerschiffe zugänglich zu sein.

Endlich tauchen über dem üppigen Palmenwald die beiden roten, gotischen Türme der Kathedrale von Saïgon auf. Am Landungsplatze liegen mehrere große Dampfer und einige französische Kriegsschiffe, sonst scheint kein sehr großer Verkehr hier zu sein.

Die Stadt macht einen durchaus europäischen Eindruck. Die breiten, schnurgeraden Straßen sind von hohen Bäumen in schattige Alleen verwandelt und bilden mehrere hübsche Perspektiven, so auf die Kathedrale, auf das Palais des Generalgouverneurs und auf das elegante und ziemlich große Stadttheater. Tagsüber ist das Leben auf den Straßen nicht groß, über die heißeste Zeit sind sogar sehr viele Läden, Geschäfte, Banken u. s. w. geschlossen. Abends dagegen beobachtet man ein ziemlich reges Treiben: unter den hohen, dichtbelaubten Bäumen sitzen die Leute wie in Paris an den auf das Trottoir gestellten Tischchen der Cafés, deren Zahl Legion ist. Der Konsum von Absinth u. dgl. scheint ganz enorm zu sein. Die Magazine sind nicht schön, weder die französischen, noch die chinesischen. Französische Artikel sind als Folge des Schutzzolls fast die einzigen Waren europäischer Provenienz.

Die Bevölkerung von Saïgon scheint außer den Europäern großenteils aus Chinesen, Anamiten und Malaien zu bestehen. Die etwa 70,000 Ein-

wohner zählende Chinesenstadt Cholon ist in einer Viertelstunde mit einer Dampfstraßenbahn zu erreichen. Von Militär und Beamtentum bemerkt man zur Zeit äußerlich ziemlich wenig, dagegen fällt die überaus große Zahl von oft geradezu pompösen Amtsgebäuden auf.

Die Verkehrsmittel sind die im ganzen Osten eingebürgerten Jinrikisha und einspännige Droschken, bespannt mit den winzigen, etwa 120 cm hohen einheimischen Ponies, die nicht nur als Wagenpferde, sondern auch als Reitpferde leistungsfähig sind.

Eine schöne und in guter Ordnung gehaltene Anlage ist der botanische und zoologische Garten. Hier ist die an und für sich schon üppige Vegetation Cochinchinas zu feenhaftem Reichtum entfaltet. Wer es sich in Saïgon irgendwie gestatten kann, hält sich eine Viktoria oder einen Dogcart; täglich findet abends ein großer Korso durch den zoologischen Garten und auf den prächtigen Straßen der Umgebung statt. Die Zahl der Wagen würde mancher großen europäischen Stadt Ehre machen. Das Bild wird besonders dadurch recht hübsch, daß die europäischen Insaßen der Wagen und die anamitischen oder malaiischen Kutscher und Grooms alle schneeweiß gekleidet sind.

Die Umgebung der Stadt ist eben, von Kanälen durchzogen und mit Reis und Gartenkulturen bedeckt. Von der Korsostraße bietet sich ein hübscher Blick auf die Stadt, die wie in einem hohen Wald versunken scheint. Nur die spitzen, gotischen Türme der Kathedrale ragen über die Wipfel der Bäume empor und zeichnen sich scharf ab auf dem goldenen Abendhimmel.

* * *

Der Handel Indochinas mit andern europäischen Ländern als Frankreich ist, was wenigstens den Import anbetrifft, großenteils ruiniert worden durch den Tarif général, der in fast allen Positionen mit dem in Europa gehandhabten französischen Generaltarif übereinstimmt. Im übrigen hindert die Regierung den fremden Handel nicht ausdrücklich, dagegen werden die Franzosen sehr begünstigt.

Wiewohl fremde Firmen von der Regierung und von den französischen Kolonisten sehr ungern gesehen werden, geht doch mindestens die Hälfte des Importes durch zwei deutsche und drei schweizerische Firmen; für die Ausfuhr kommt namentlich ein großes englisches Haus in Betracht. Fremde bekommen aber für keinen Sou Regierungskontrakte, und eine große technische Unternehmung, deren Hauptperson ein Nichtfranzose ist, hat als pro-forma-Chef einen französischen Militärarzt, da sonst der Ver-

kehr mit den Beamten durch zu viele Chikanen erschwert würde. Auch im privaten Leben werden die Fremden nicht selten von den Behörden belästigt, und zwar besonders häufig die Deutschen und die mit ihnen fast immer identifizierten Schweizer, denn die französischen Beamten in Indochina leiden an einer geradezu kindischen Spionenfurcht, die sie auch veranlaßt, das Postgeheimnis bei jeder Gelegenheit gröblich zu verletzen.



Katholische Niederlassung am Mekong [S. 180]

Die Kaufleute beklagen sich nicht nur über die exorbitante Höhe der Ein- und Ausfuhrzölle, sondern auch über die Art der Zollerhebung und die den Beamten hiebei möglichen Erpressungen. So erhalten z. B. die französischen Zollbeamten in den indochinesischen Kolonien einen Anteil an den Bußen, die sie wegen falscher Verzollung u. dgl. auf dem Wege eines bloßen Procès-verbal über jemanden verhängen; sie suchen deshalb oft die Leute auf ganz dolose Art hineinzulegen, denn diese Straftantièmen bilden große Einnahmen für sie. Über jede Firma wird ein eigenes Sünden-Dossier geführt. Die Chinesen helfen sich durch Bestechung der Beamten, die Europäer, besonders die Nichtfranzosen, getrauen sich jedoch nicht, das Gleiche zu tun, da ihnen sonst das Recht, ein Geschäft zu betreiben, aberkannt werden könnte. Bei großen Bußen, z. B. von 20,000 Fr. und mehr, lassen die Douanier mit sich reden, um Prozesse zu vermeiden. Gelegenheit zu chikanieren ist den Beamten auch dadurch geboten, daß alle Waren, auch die direkt aus Frankreich importierten, Ursprungszeugnisse haben müssen, damit fremde Produkte nicht unter

Konventionalzöllen in Frankreich naturalisiert und dann zollfrei nach Indochina eingeführt werden können.

Der französische Protektionismus bezieht sich nicht nur auf die Waren, sondern auch auf die Schiffahrt. Die französischen Waren müssen, zum zollfrei einzugehen, aus einem französischen Hafen direkt auf französischen Schiffen eingeführt werden. Auch dürfen in keinem nichtfranzösischen Hafen Waren derselben Gattung, welcher die in Frankreich eingenommenen angehören, an Bord gebracht werden, wenn nicht alle Waren der betreffenden Art, woher sie auch kommen mögen, dem Tarif général verfallen sollen. Analoge Bestimmungen gelten für den Export. Dadurch verlieren die Saïgoneser Kaufleute die günstigen und sehr zahlreichen Frachten nach Singapore und Hongkong. Die „Messageries Maritimes" sollen teuer und nicht gut sein und die „Compagnie Nationale" führt monatlich nur ein Schiff nach der französischen Nordküste. Fremde Waren, die auf alle Fälle dem Generaltarif unterworfen sind, kommen natürlich mit fremden Schiffen, meist deutschen, auch englischen und norwegischen. So wird durch den Protektionismus nicht nur der Import unterbunden, sondern auch die Entwicklung der Schiffahrt gelähmt, ohne daß den Franzosen dadurch ein erheblicher Gewinn entstünde.

Neben der Schutzzöllnerei und der Bureaukratie ist der ärgste Krebsschaden der Kolonie der Subventionsunfug; alles verlangt und alles bekommt Subventionen: jeder Plantagenbesitzer, jede Schiffsgesellschaft u. s. w. Meistens können die Leute aus den Subventionen leben, machen pro forma eine kleine, unbedeutende Anlage und überlassen im übrigen die Sache sich selbst. Es fehlt jeder Antrieb zu geschäftlichem Eifer und jede gesunde Konkurrenz. Die französische subventionierte Schiffsgesellschaft (Messageries fluviales) bezieht eine so hohe Subvention von der Regierung, daß sie sich nicht die mindeste Mühe gibt, Fracht und Passagiere zu bekommen. Ihr Dienst ist so schlecht, daß die Kaufleute die Güter lieber den unter viel ungünstigern Bedingungen arbeitenden Chinesen geben.

Häufig hört man auch Klagen über die Korruption unter den Beamten; so sollen von den für die große Staatsbahn von Cochinchina nach Tongking bewilligten 250·000,000 Fr. nahezu die Hälfte in „Etudes préparatoires" verbraucht worden sein. Die koloniale Presse, die mit Vorliebe solche Skandale aufgreift, läßt an Intransigenz und Gehässigkeit nichts zu wünschen übrig.

* * *

Über das Verwaltungssystem der indochinesischen Kolonien Frankreichs fällen die hier niedergelassenen Europäer, namentlich soweit sie keine Franzosen sind, meistens vernichtende Urteile; aber auch unter den Franzosen, sogar unter den Beamten und Offizieren, trifft man Leute, die den hier herrschenden Bureaukratismus und das übertriebene Schutzzollsystem scharf verurteilen. Etwa $^9/_{10}$ aller Europäer in Indochina sind Beamte; Handel und Industrie treten ganz in den Hintergrund und begegnen, wo sie sich entwickeln wollen, den Chikanen der Beamtenschaft. Aber auch in ihren Beziehungen zu den Eingeborenen zeigen die französischen Behörden kein genügendes Verständnis für die Eigenart des von ihnen verwalteten Landes; so urteilen z. B. die französischen Richter fast ausschließlich nach französischem Recht, obwohl weder der Code Civil noch der Code Pénal für die Eingeborenen gilt. Es fehlt den Beamten sowohl an genügender Bildung als auch an Zeit, sich mit den Verhältnissen der Kolonie vertraut zu machen, da alle mit unnützem administrativem Kleinkram überlastet sind. Die Übelstände des französischen Verwaltungssystems zeigen sich in der Kolonie infolge des minderwertigen Beamtenpersonals in sehr verstärktem Maße. Nicht nur die Eingebornen, sondern auch die Europäer sollen sich weit besser befunden haben, als noch weniger anamitische Behörden durch französische „fonctionnaires“ ersetzt waren.

Cochinchina ist in gewissem Sinn ein französisches Departement. Die Franzosen können ihre politischen Rechte in der Kolonie wie in der Heimat ausüben; doch macht man schlechte Erfahrungen mit dieser politischen Gleichstellung einer Kolonie mit dem europäischen Territorium, da die Deputés der Kolonien im französischen Abgeordnetenhaus nur die Interessen der verschwindenden Minorität der Einwohner der Kolonie vertreten, denn fast keine Einheimischen besitzen das französische Bürgerrecht, das nur an besonders loyale Anamiten bisweilen verliehen wird. Einige kleine Munizipalitäten bestehen auch außerhalb Cochinchinas in Pnom-Penh, Hanoi und a. O., wo eine größere Zahl von Franzosen beisammen sind, doch können dort, d. h. in den der französischen Republik nur mittelbar unterworfenen Protektoraten von Anam, Tongking und Cambodscha die politischen Rechte nicht ausgeübt werden. In den Protektoraten hat man im allgemeinen den ganzen alten, einheimischen Beamtenapparat bestehen lassen, während in Cochinchina nur die niedere, lokale Verwaltung, d. h. die chinesisch-anamitische Gemeindeverfassung nicht durch französische Behörden ersetzt worden ist.

Die Finanzlage ist in den Kolonien sehr verschieden; während Cochinchina und Cambodscha erhebliche Überschüsse aufweisen, sind die

Ausgaben für Anam und Tongking außerordentlich groß. Vor einigen Jahren hat der Generalgouverneur Doumer zum Zweck der Sanierung der Finanzen von Indochina eine Verwaltungsunion der Kolonie Cochinchina und der Schutzstaaten Cambodscha und Anam (mit Tongking) ins Leben gerufen, die Union Indochinoise, auf die alle einträglichen Verwaltungszweige übertragen wurden und in deren Budget die Erträgnisse der einen Landesteile durch die Verwaltungskosten der andern nahezu aufgezehrt werden. Danebenher gehen aber noch gewaltige Ausgaben für Heer und Marine, die nur zum Teil auf dem Kolonialbudget erscheinen.

Das Militär in den Kolonien besteht teils aus ganz europäischen Truppen, teils aus einheimischen unter französischen Offizieren. Die anamitischen Truppen sind gut diszipliniert. Die „Tirailleurs de Cochinchine“ werden heute noch nach dem alten anamitischen System von den Gemeinden gestellt, welche eine fest bestimmte Kontingentspflicht haben und haftbar für ihre Soldaten sind, d. h. bei Desertion einen neuen Mann stellen müssen. Die Dienstzeit beträgt zwei Jahre. Durch diese einheimischen Truppen werden die europäischen Mannschaften sehr entlastet, deren Unterhalt wegen der klimatischen Verhältnisse äußerst kostspielig ist.

Zur Zeit stehen etwa 30,000 Mann in der Kolonie, da die expansionistische Kolonialpartei sich mit dem Plane trägt, die große und reiche chinesische Provinz Jünnan unter französischen Einfluß zu bringen und auch Siam, wenn möglich, zu annektieren. Die dermaligen Besitzungen Frankreichs in Indochina können als völlig pacifiziert gelten. In den innern gebirgigen Teilen von Anam gibt es noch nomadisierende Stämme, die zwar Frankreich einen Tribut bezahlen, aber tatsächlich unabhängig sind. Die einzige gefährliche Nachbarschaft sind die Räuberbanden der sog. Schwarzflaggen, die sich an der tongkinesisch-chinesischen Grenze umhertreiben. Erst als der Generalgouverneur Lanessan den einzig praktischen, aber nicht gerade ehrenvollen Weg der verschleierten Tributzahlung Frankreichs an diese Räuberbanden einschlug, trat Ruhe und Sicherheit in Tongking ein. Als sein Nachfolger jedoch die Zahlungen einstellte, machten sich die Banden wieder bemerkbar, und so behilft man sich von neuem mit Geldleistungen, da eine militärische Sicherung auf die Dauer nur mit unverhältnismäßigen Opfern durchführbar wäre.

In Cochinchina gedeihen nur sehr große und ganz kleine landwirtschaftliche Betriebe. Die Rendite der Reiskulturen ist namentlich hoch. Die Berge von Anam lassen sich leicht für terrassierte, überschwemm-

bare Reisfelder ausnutzen, dort ist man des Wassers sicher, sicherer als in der Ebene von Cochinchina, in der nur die am Mekong und seinen Nebenflüssen gelegenen Landstriche nicht unter der Dürre zu leiden haben. Das Innere von Cambodscha ist, weil wasserarm, wenig fruchtbar; ein halbes Jahr herrscht völlige Trockenheit.

Die Cambodschaner taugen nichts als Arbeiter und werden immer mehr zurückgedrängt durch die rührigeren Anamiten und Chinesen. Während die Anamiten namentlich gesucht sind als Diener und Matrosen, haben die Chinesen sich teils als Kaufleute und Handwerker in allen größeren Plätzen niedergelassen, teils bereisen sie als Krämer das Land bis in die entlegensten Winkel. Sie sind sehr oft mit Anamitinnen verheiratet, was ihnen sehr zu statten kommt, denn die Anamitin ist energisch und gewerbsam. Die Europäer machen hier wie überall im Osten die besten Erfahrungen mit den chinesischen Kaufleuten.

Die Plantagen in Indochina befinden sich nicht selten in wenig seriösen Händen; viele Leute fangen Unternehmungen an, ohne die geringsten Kenntnisse von Land und Leuten zu haben. Das französische Kapital interessiert sich zu wenig für die Kolonie, obwohl Cochinchina noch sehr entwicklungsfähig ist; vielleicht mehr als ein Drittel ist heute noch unkultiviert und Anam und Tongking sind von den Europäern so gut wie noch gar nicht in Angriff genommen. Die Tongkinesen sind ein kräftigerer Schlag als die eigentlichen Anamiten, die ihrerseits wieder in jeder Beziehung hoch über den Cambodschanern stehen.

Die Löhne sind in Indochina ziemlich hoch. Ein chinesischer Handwerker verdient im Tag etwa 80 Cents, d. h. 24 $ im Monate. Die weniger leistungsfähigen eingeborenen Arbeitskräfte sind bedeutend billiger; so erhält ein anamitischer Handwerker 12 $, ein anamitischer Feldarbeiter nur 9 $. Dieser Betrag bildet jetzt allerdings das Lohnminimum.

* * *

Fahrt nach der Chinesenstadt Cholon längs des sog. Arroyo Chinois, eines großen Kanals, der auf beiden Seiten von üppiger Vegetation eingefaßt ist. Ein heißer Nachmittag brütet über dem Wasser und den Palmenwäldern am Ufer und der Lichtreflex des Wassers ist äußerst stark. Auf dem Kanal liegen oder fahren zahllose Sampane* von ver-

* Sampan = Kahn.

schiedener Größe; auf den einen sieht man das ganze anamitische Familienleben sich abspielen; viele Kähne sind beladen mit Matten, Töpfereien und anderen Waren. Die kleinen Kinder sind meist ganz nackt, während die Erwachsenen immer ein, wenn auch primitives Kleidungsstück haben. Die Anamiten, Männer und Frauen, tragen die Haare lang, glatt nach hinten gekämmt und in einen Knoten zusammengebunden, der durch ein Kopftuch bei den Männern gewöhnlich verdeckt ist. Einige Modernisierte haben die Haare kurz geschnitten wie die Japaner, während ältere Männer sehr oft lange, dünne Bärte tragen, wie die Koreaner und Japaner, mit denen, namentlich den erstern, die Anamiten große Ähnlichkeit haben. Der Anamite soll etwas faul, aber gutmütig sein; er macht im allgemeinen einen häßlichen und unreinlichen Eindruck.

Die Gegend zwischen Saïgon und Cholon ist intensiv angebaut. Neben allerlei mittelhohen Laubbäumen bemerkt man namentlich viele Palmen, Musa und Kakteen. Die als Zugtiere benutzten Ochsen sind mittelgroß, hellbraun, mit nach vorn gekrümmten Hörnern. Ein häufiges und wertvolles Haustier sind hier ferner die großen, schwerfälligen, schwarzgrauen Büffel, die man oft in großer Zahl in den Flüssen sich baden sieht. Sehr verbreitet ist auch das Haushuhn. Neben den sog. Cochinchina-Hühnern trifft man auch die kurzbeinige Rasse, wie sie in Japan namentlich heimisch ist.

Beim Betreten Cholons begegnet man zuerst einigen Reismühlen von europäischem Typus. Die Stadt macht überhaupt nur einen halbchinesischen Eindruck, ähnlich wie die Chinesenstadt in Wladiwostok: saubere, z. T. mit Bäumen bepflanzte Straßen und von Barken und Kähnen wimmelnde Kanäle durchziehen die Stadt. Die Häuser sind in geschlossenen Carrés zusammengebaut; im Erdgeschoß liegen die offenen, von einem kleinen Vordach beschatteten Läden, gegen welche das niedere, erste und oberste Stockwerk etwas zurücktritt. Laden reiht sich an Laden, Werkstatt an Werkstatt. Chinesen bilden fast die gesamte Bevölkerung der Stadt; die wenigen Anamiten und Malaien verschwinden daneben; auffallend dagegen sind die bronzefarbenen Indier mit pechschwarzen Haaren oder silberweißen Bärten; sie treiben allerlei Trödel- und Geldgeschäfte. Viele chinesische Läden sind zugleich auch Werkstätten, in denen meist junge Chinesen eifrig arbeiten, während der Besitzer in üppiger Nonchalance seine Pfeife raucht. Die Gesellen nehmen ihre Mahlzeit im Laden ein, wozu runde, hohe Tischchen und Bambusstühlchen unter die offene Seite des Ladens gegen die Straße gestellt werden. Die Mahlzeiten scheinen wie in Japan meist in Reis mit Zu-



Tempel mit Standbild des Königs Norodom in Pnom-Penh [S. 203]

taten von Fisch und Eingemachtem zu bestehen. Die ausschließliche Bekleidung der meisten Chinesen bilden ein paar kurze, weite Hosen aus Baumwollstoff oder von einer Art glänzendem Wachstuch. Der Zopf wird häufig aufgewunden getragen. Die Läden sehen ziemlich schmutzig aus; längs der Wände stehen gewöhnlich je zwei Stühle, dann ein kleines Tischchen (Teapoy), wieder zwei Stühle u. s. w. dicht geschlossen nebeneinander. In bessern Geschäften sind diese Möbel aus dem in China sehr beliebten Schwarzholz. An den Wänden hangen lange, eingerahmte Holztafeln mit Annoncen herab, die in schwarzen Idiogrammen auf Purpurgrund geschrieben sind. Eine ungefähr unsere Vorhänge ersetzende Dekoration chinesischer Interieurs sind vergoldete Holzschnitzereien, die an der Decke und an den Wänden angebracht sind. Der Inhalt der Läden besteht zu einem großen Teil aus europäischen Waren allergeringster Bazarqualität. Zahlreich sind die Geschirrläden, in denen neben dem üblichen, dunkelblauen Porzellan bunte, glasierte Tonfiguren von Göttern und Drachen auffallen, die z. T. Verwendung als Dachbekrönungen finden. Ein Teeladen ist das einzige elegante Magazin. Die Preise, die von wohlhabenden Chinesen für Tee bezahlt werden, sind nach europäischen Begriffen enorm, 100 und mehr Franken das Kilo. In den Läden, die ich betrat, verstand man kein Französisch, oder wollte es nicht verstehen. Die allgemein verstandene Sprache für den Kaufmannstand ist das Malaiische. Die größern chinesischen Kaufleute sprechen auch etwa englisch; französisch nur die, welche Läden für europäische Konsumenten haben.

Fast eine ganze Straße ist besetzt durch Verkäufer von Speisen und Getränken, die sehr wenig einladend sind. Rote, braune, grüne Sirups u. dgl. stehen stundenlang in der Sonne, in offene Gläser abgegossen; an Bratspießen werden Hühner und Würste ausgestellt; ferner in Körben gebackene und gedörrte, sowie noch zuckende, lebende Fische, Obst, Gemüse u. dgl.

Eine Sehenswürdigkeit von Cholon ist das Haus eines sehr reichen Anamiten, der bei der Eroberung Cochinchinas den Franzosen sehr nützlich gewesen und der jetzt citoyen français und commandeur de la légion d'honneur ist, worauf er sehr stolz zu sein scheint. Seine Kinder sind großenteils in Frankreich erzogen, und zum Teil mit Europäern verheiratet; ein Sohn ist Offizier, einer Advokat. Die beiden anwesenden, sehr höflichen Knaben sehen total europäisch aus und sprechen gut französisch. Der Vater ist trotz seiner Kleidung typisch anamitisch.

Das Haus besteht aus zwei größern Gebäuden, welche durch zwei niedere Flügel verbunden sind und einen Gartenhof einschließen. Der vordere Teil der Anlage ist in einem europäischen Phantasiestil: große geschmacklose Salons im Stil des III. Kaiserreichs, angefüllt mit zahllosen anamitischen und chinesischen Antiquitäten. Am hervorragendsten sind die Möbel aus Schwarzholz mit Perlmutter-Einlagen; bei alten Stücken ist der Effekt oft von großer Schönheit. Diese Möbel sind eine Spezialität von Tongking. Die Silberwaren sind in der Form schwer, in der getriebenen Arbeit aber gut.

Den Abschluß des Hofes bildet ein ganz anamitisches Gebäude. Eine Treppe führt auf eine Terrasse hinauf, auf die sich ein Prunksalon öffnet. Von dem Marmorboden erheben sich zwei Reihen hoher runder Holzsäulen von etwa 5 und 7 m Höhe, welche das steil gegen den Hof abfallende Dach tragen. Die Säulen sind über und über mit Schnitzereien bedeckt, welche völlig plastisch sind, so daß man unter den Figuren durchgreifen kann. Die Rückwand des Saales ist ebenfalls mit Skulpturen überdeckt, welche in braunrotem Holz ausgeführt und in Umrahmungen von dunkelbraunem Holz eingesetzt sind. In der Mitte des Hintergrundes steht der Familienaltar mit dem Schrein für die Ahnentafeln. Auch im Getäfel ist Perlmutter reichlich verwendet. Die Möbel sind aus perlmuttergeschmücktem Schwarzholz mit Marmoreinlagen für die Sitze. Zahllose Kunstgegenstände, wie Weihrauchgefässe u. dgl., stehen umher. Ein größerer Gegensatz als der zwischen einem solchen Zimmer und einem japanischen ist gar nicht denkbar. Ebenso grundverschieden ist der Miniaturgarten: ein ganzer Berg von Tropfsteinen, überstellt mit Por-

zellanfiguren, welche Szenen aus der Mythologie darstellen, und eine Menge Zwergbäumchen, sog. japanische Birnbäumchen, welche ich in Japan nie gesehen, und die mit ihren geraden Stämmen und kugeligen Kronen auch ganz und gar unjapanisch sind. Von Grazie kaum eine Spur, dafür barocker Reichtum.

Mekong, 6. Januar 1901.

In zwei Stunden erreicht man mit der Bahn von Saïgon aus das am nördlichen Hauptarm des Mekong gelegene Mytho. Die schmalspurige Linie durchschneidet die ganze Breite der Ebene, die sich zwischen dem Mekong und Saïgon ausdehnt. Überall trifft man intensivste Kultur, namentlich Reisfelder, die einen saftig grün, die andern goldgelb. Längs des Wassers drängen sich hohe und niedrige Palmen in dem üppigen Durcheinander eines Urwaldes. Die Hütten der Anamiten sind ärmlich. Auf den Feldern bemerkt man viele chinesische Arbeiter und Büffelherden. — Die Eisenbahn ist von den Eingebornen stark benutzt, der Warentransport aber gering. Sie gehört der Kolonie, wird aber von einer Privatgesellschaft betrieben.

In Mytho besteigt man den Dampfer, der am Abend vorher Saïgon verlassen und vom Meer aus den Mekong heraufgekommen ist. Der nördliche, größere Arm des Flusses hat eine Breite von etwa 400—1000 m und bildet, oft sich stark verzweigend, flache, bewaldete Inseln. Abgesehen von der Vegetation erinnert die Landschaft außerordentlich an den untern Amur: dieselben flachen, einförmigen, grünen Ufer, dasselbe graubraune, trübe Wasser. Längs der Ufer des Flusses und namentlich längs der zahlreichen Querkanäle (Arroyos) ist die Vegetation äußerst reich. Wo nicht die schweinfurtergrünen Reisfelder mit ihrer grellen Farbe hervorstechen, herrscht mittelhoher Laubwald vor, in den sich Tausende und Abertausende hochstämmiger Palmen mischen.

Dörfer sind ziemlich häufig, aber klein und meist armselig. Das Ufer ist, da das Wasser schon stark gesunken, hoch und zeigt dieselbe rotbraune Farbe wie der oberrheinische Sandstein. Zahlreiche Barken und kleine Segelschiffe beleben den Fluß. Am Ufer trifft man badende Büffelherden.

Eine größere Station ist Vinlong, wo eine Kirche, verschiedene Anstalten, Geistliche und Nonnen eine der zahlreichen katholischen Niederlassungen verraten. Am Landungsstege verkaufen wie in Sibirien die Weiber und Mädchen aus dem Dorfe — alles Anamitinnen — Bananen, Kokosnüsse u. dgl. Die Häuser der Eingebornen sind überall

gleich primitiv. Das Gerippe des Hauses bilden einige Stangen, die Wände sind mit dürren Palmblättern ausgefüllt, ähnlich zusammengesetzt ist das Dach. Der Boden des stets einstöckigen Hauses ist wegen des Hochwassers in der Regel etwa $1^1/_2$ m über der Erde angebracht. Überall wimmelt es von Kindern, die, meist ganz nackt, sich entweder am Boden herumwälzen, oder im Flusse baden, ohne Furcht vor den hier ziemlich zahlreichen Krokodilen. Die Eingebornen benützen für den Verkehr auf dem Wasser schmale Kanoe.

Bei Sonnenuntergang erreichte der Dampfer gerade eine Stelle, wo ein breiter Flußarm einmündet. Die Sonne sank wie frisch im Feuer vergoldet hinter der tief dunkelgrünen Silhouette eines Palmenwaldes hinab, davor ein Feld mit hohem, wogendem Gras, dessen weiße Kätzchen im Sonnenlicht wie brennende Kerzen auf dem grünen Grunde leuchteten. Das Wasser der beiden Flüsse war hellgraugrün und metallisch glänzend. Erst als die Sonne verschwunden, begannen die Wolken, die ihr zunächst gewesen, sich zu röten, während ringsum sonst alles in mattem Stahlblau lag. Die tief ins Land einschneidenden Kanäle spiegelten die Abendröte wieder, eingerahmt von der denkbar üppigsten Vegetation: enge Gassen, oft wahre Tunnel von Palmen und Musa. Im Westen lagerte ein hohes, grauviolettes Wolkengebirge von imposanten Formen. Erst nachdem die Dämmerung schon mächtig gewachsen war, begann das leichte, zerrissene Gewölk, das über den westlichen Himmel zerstreut lag, in allen Tönen von Rot, vom reinsten Purpur bis zum tiefsten Blaurot zu erglühen; und je mehr die Nacht heraufstieg und die Wälder, in denen nur noch die wenigen Lichter und der Rauch der Hütten sichtbar waren, in der Dunkelheit versanken, umso stärker färbte sich das Gewölk, als ob die Abendsonne eine Kirchenrosette durchglühte. Der Saum des Himmels zeigte das helle Gelb, das man auf den Gemälden einiger früherer italienischer Meister findet. Auf dem hellen Hintergrund war jedes Blatt, jeder Zweig, der aus dem Palmenwalde herausragte, deutlich sichtbar.

Die Schiffsgesellschaft bestand, wie zu erwarten war, aus ziemlich unangenehmen Fonctionnaires und etlichen Jesuiten. Auf dem Zwischendeck waren chinesische Emigranten, anamitische Familien, einige indische Geldwechsler und zwei lustige Affen.

Pnom-Penh, 7.—8. Januar 1901.

In der Morgenfrühe erreichte das Schiff Pnom-Penh, die Hauptstadt des französischen Schutzstaates Cambodscha. Pnom-Penh liegt an



Aufgang zum Pnom in Pnom-Penh [S. 204]

der Stelle, wo sich die beiden Hauptarme des Mekong teilen, und wo ein Flußarm einmündet, der den Mekong mit einem großen See an der siamesischen Grenze verbindet. Bei Hochwasser fließt das Wasser vom Mekong gegen den See ab und überschwemmt dann ausgedehnte Gebiete; bei Niederwasser strömt es von dort zurück, so daß also der Fluß in der einen Hälfte des Jahres nach Westen, in der andern nach Osten fließt. Die Niveaudifferenz zwischen Hoch- und Niederwasser des Mekong beträgt bei Pnom-Penh etwa 10 m.

Als das Schiff bei der Stadt vor Anker ging, war eben die Sonne aufgegangen, der Fluß glühte, im Schatten hoben sich die Dschunken davon ab; die Stadt lag in der Morgensonne auf einem hohen roten Uferbord, ähnlich wie Strjetensk. Am Ufer wimmelt es von Schiffen, über 20 größere und kleinere Schraubendampfer, Hunderte von Sampanen, Barken, Kanoe, Segeldschunken u. s. w. Die Einheimischen rudern hier gewöhnlich zu zweit mit je einem Stehruder; einer links, einer rechts. Ferner liegt auf dem Fluß ein französisches Kanonenboot. Über dem Wasser wiegen sich einige Habichte, mit rotbraunem Leib und Flügeln und schneeweißem Hals und Kopf. An dem Uferabhang wimmelt es von Kuli, die mit Ein- und Ausladen beschäftigt sind. Oben zieht sich ein breiter, schöner, sauberer Quai hin, mit Bäumen bepflanzt und mit elektrischer Beleuchtung versehen. Außer einigen im Hintergrund hervorragenden Dachspitzen des königlichen Palastes und eines Tempels, sind alle Gebäude, die sichtbar sind, europäisch: lange Reihen zwei-

stöckiger Häuser für die chinesischen Händler und Handwerker, einige große Amtsgebäude, namentlich das fast pompöse Zollhaus, das die hiesigen Kaufleute eher als ein Tollhaus beschreiben.

Das Straßenleben ist ähnlich wie in Saïgon: Chinesen, Anamiten, Europäer, nur wenig Cambodschaner. Diese sind fast ganz aus der Stadt verdrängt und wohnen als Bauern in der Umgegend. Nur einigen barhäuptigen cambodschanischen buddhistischen Bonzen (Priester) in dunkelgelben Togen, mit kurz geschorenen Köpfen, begegnet man. An der Straße arbeiten cambodschanische Gefangene mit Fußfesseln und ein Trupp freier Arbeiter, die dabei alle die denkbar größte Faulheit an den Tag legen.

Am Südausgang der Stadt liegt das königliche Schloß; es ist wie das Schicksal seines Besitzers tragikomisch. Eine weiße, krenelierte Mauer mit Türmen und hübschen Toren umfaßt den weiten Komplex von mehreren Gebäuden. Tritt man durch eines der Tore, so gelangt man in einen Hof, wo Unkraut wuchert, Pferde grasen und Bettler umherlungern. Das königliche Schloß besteht aus fünf Gebäuden von fast ausschließlich europäischer Bauart: eine Art von französischen „Châteaux", mit Loggien, eisernen Balkonen, vergoldeten Türmchen. Zwei der Gebäude liegen in einem unbeschreiblich verlotterten Garten, den ein eisernes Geländer und drei mit napoleonischen Kronen verzierte Portale gegen den äußern Hof abschließen. Die Hofkapelle hält irgendwo eine katzenmusikalische Repetition ab im Dorfzirkusstil. Im Schatten des Schloßgartens liegt ein verrosteter Dampfkessel. Das Ganze macht den Eindruck eines europäischen Herrensitzes, welcher vor einigen Jahren in eine nun dem Konkurs nahe Gartenwirtschaft verwandelt worden ist.

Diesen beiden Gebäuden schließt sich eine riesige Halle in siamesisch-cambodschanischem Stil an mit hohem Giebeldach und steil aufstrebenden großen Schnörkeln. Diese Halle, namentlich was Möblierung, Beleuchtung und Dekoration anbetrifft, erinnert an die Konzerthalle eines riesigen Biergartens. Ein ähnlicher, nahezu gleich großer Konzertpavillon dominiert die Außenmauer des Schlosses. Im rechten Winkel zu dieser Halle stehen zwei in guter Ordnung gehaltene, kleine Palais des Königs; auf einem weht die Standarte. Die beiden andern Seiten des großen quadratischen, unkrautbedeckten Hofes bilden niedere Gebäude, in denen armselige Cambodschaner umhersitzen. Hühner, Katzen und Hunde bilden die Staffage. Das Gebäude des „Trésor Royal" zeichnet sich durch Verwahrlosung und Schmutz aus. Vor dem Palais stehen einige cambodschanische, europäisch bewaffnete Schildwachen in Kakiuniformen.

Unmittelbar neben dem Schloßkomplex steht, ebenfalls von einer weißen, festungsartigen Mauer umgeben, der große Tempel: ein ganz neues Gebäude von der Form eines länglichen Rechtecks, auf hohem Treppenunterbau, von einer weißen Stuckkolonnade umgeben. Das hohe Dach steigt in einer nach innen gebrochenen Linie zuerst flach, dann sehr steil an und bildet vier Giebel, deren Wände auf blauem Grunde Goldornamente zeigen. Die Dachziegel sind glasiert, gelb, blau und grün. Über der Kreuzung der beiden Giebelaxen erhebt sich ein schlankes, in eine feine Nadel auslaufendes, vergoldetes Türmchen. An den Dachrampen sind zahlreiche, an züngelnde Flammen erinnernde Verzierungen. Die Tür- und Säulenkapitäle sind grün und golden. Vor der Pagode steht auf einem Marmorsockel die bronzene Reiter-Statue des regierenden Königs Norodom, ein Geschenk der französischen Regierung. Tatsächlich ist es eine erst nach Sedan vollendete Statue Napoleons III., der man nachträglich einen cambodschanischen Kopf aufsetzte. Indochina scheint die Heimat verunglückter französischer Standbilder zu sein. In Saïgon befindet sich ein solches von Gambetta, das von den Bestellern dem Künstler nicht abgenommen wurde: Gambetta in komischer Verkürzung, in einem wahrhaft sibirischen Pelzmantel unter den Strahlen der Tropensonne auf marmornem Piedestal.

Das Innere der Pagode, für die Norodom einen echt silbernen Boden gestiftet, ist noch unvollendet: häßliche, indochinesische Heiligen- und Historienmalereien ohne irgendwelchen künstlerischen Wert, steif und leblos in schreienden Farben und verletzend durch ihren Mangel an Perspektive und Naturwahrheit. Die Tempeltüren zeigen Biedermeierstil (!) und sind mit grünen, blauen, roten, gelben, halbkreisförmigen Glasfenstern ausgefüllt. Unverkennbar ist die fast absolute Gleichheit dieser Anlage mit derjenigen der buddhistischen Tempel in Japan; aber dabei besteht der denkbar größte ästhetische Gegensatz in der Darstellung derselben religiösen Symbole. Trotz der vielen europäischen Geschmacklosigkeiten, die übrigens der barocke indische Stil eher erträgt als der reine japanische, machen die weißen und goldenen Bauten doch einen schönen Eindruck dank der unendlichen Lichtfülle, die sie unter dem blauen Mittagshimmel wiederspiegeln.

Hinter dem Schloß sind einige von Cambodschanern bewohnte Viertel; im übrigen besteht die Stadt aus lauter europäischen Häusern. Große ausgedehnte Häusercarrés sind von Chinesen bewohnt, die unter den faulen Eingebornen nahezu allen Handel und alles Handwerk in ihren Händen haben. Die Straßen sind gerade, schön angelegt, sauber,

gut beleuchtet und kanalisiert. Einige Kanäle durchschneiden im rechten Winkel zum Fluß die Stadt und markieren die einzelnen Stadtteile: das chinesische Viertel, in dem auch die wenigen europäischen Geschäftshäuser fast alle sich befinden, ferner die Europäer-, d. h. Beamtenstadt und endlich das am Nordende gelegene Village Catholique. Die Beamtenstadt ist sehr schön; prächtige Straßen, wie Parkwege gehalten, hohe Alleen, schöne Gärten; der lange, breite Quai, an dem die größten Geschäftshäuser und die zwei Hotels sich befinden, ist z. T. in eine wundervolle Anlage verwandelt. Die Zahl der öffentlichen Gebäude ist Legion. Unsinnig groß und elegant ist die Post. In diesem Quartier liegt ein kleiner Hügel, auf dem ein Tempel sich erhebt, zu dem breite Treppen und Wege emporführen, flankiert von Löwen- und Schlangenmonumenten. Der Tempel, ein längliches Viereck, ist weiß, das steile, von quadratischen Säulen getragene und mit vergoldeten Holzschnitzereien geschmückte Dach ist dunkel. Dahinter ragt eine kolossale, weiße Stupa auf, in der Heiligenreliquien aufbewahrt sind: eine Pyramide von quadratischem Grundriß, darauf ein glockenartiger Aufsatz, der von sich verjüngenden Ringeln gekrönt ist und zuletzt in eine feine Spitze ausläuft. Der ganze Hügel und seine nächste Umgebung bilden eine prachtvolle Anlage mit üppigen Fächerpalmen und Tausenden von violetten Blumen. Von der Höhe dieses Tempelhügels aus genießt man eine weite Aussicht über Stadt und Umgebung. Pnom-Penh ist wie in einem Walde versunken, darüber hinaus erblickt man die mächtigen Flußarme des Mekong, die Reisfelder und Laubwälder, dazwischen kleine Seen, die jetzt allmählich austrocknen, während sie in der Zeit des Hochwassers ausgedehnte Wasserflächen bilden. Im Westen steigt im fernen Duft aus der Ebene unvermittelt ein Gebirge auf.

Das Village Catholique, das sich dem Fluß entlang erstreckt, besteht aus einer ziemlich geschmacklosen gotischen Kirche und einigen Hundert Hütten, welche, in einem üppigen Palmen- und Musa-Wald versteckt, sich längs Straße und Ufer aneinanderreihen. Die Häuser sind wie in Cochinchina einstöckig, der Zimmerboden befindet sich etwa 1½ bis 2 m über der Erde, so daß das Haus eine Art Pfahlbaute ist und bei Hochwasser oft wochenlang im Wasser steht. Die das Haus tragenden Pfeiler sind aus Bambus oder anderem Holz, während das Dach aus Palmblättern besteht, ebenso die Wände, die nur bei bessern Häuschen teilweise aus Holz sind. Der Dachfirst zeigt drei oder vier gekreuzte Holzstangen, welche durch Querlatten miteinander verbunden sind: ganz genau wie bei den Shintotempeln. In das Haus gelangt man über eine

Treppe, die zunächst zu einer gedeckten Veranda führt, von dieser aus betritt man die Zimmer; in der Mitte der Wohnung steht regelmäßig ein katholischer Altar, den man übrigens nur in der Nähe von einem buddhistischen unterscheiden kann. Die Hauseinrichtung scheint sehr primitiv zu sein. Von europäischen Waren sieht man nur Petroleumlampen, Kalender, Geschirr und Glas, sowie katholische „Heiligenbilder". Von Tieren beobachtet man Hühner und Hunde; der freie Raum unter dem Hause ist bisweilen in einen Pferdestall verwandelt. Die Häuser sind von einem Hof und Gärtchen umgeben und von hohen Palmen überschattet, das Ganze ist von einer Bambushecke eingefaßt.



Der Pnom (Tempel und Stupa) in Pnom-Penh [S. 204

Die Bewohnerschaft scheint meist cambodschanisch zu sein. Die Cambodschaner-Männer sind stärker, größer und eher hübscher als die Anamiten, das Gesicht ist breit und flach, die Nase kurz, die Haare schwarz, dick und halbkurz geschoren. Die Cambodschanerinnen sind auf den ersten Blick kaum von den Männern zu unterscheiden; sie tragen die gleiche Haartracht wie die Männer; der Gesichtsausdruck ist widrig ältlich, die Haut gelblich und fahl, namentlich alte Weiber sind unbeschreiblich häßlich. Viele nähern sich fast den Wilden von Afrika.

Der Einfluß und die Besitzungen des Klerus, speziell der Jesuiten, sind in Indochina sehr groß, die Kolonialregierung muß, auch wenn wie jetzt ein Radikaler an ihrer Spitze steht (Doumer), sich mit dem Klerus gut stellen. Die Missionen haben fast alle besten Ländereien in ihren

Besitz gebracht. Sie arbeiten viel billiger als andere Private, da sie den von ihnen bekehrten Zöglingen auf ihren Plantagen keine Löhne bezahlen; andern Unternehmern dagegen kommen die Kuli gerade in diesem Lande teuer zu stehen, da die Eingebornen nicht viel taugen und deshalb Chinesen importiert werden müssen. Gegen die Mission besteht keine Auflehnung, dagegen werden fast keine Cambodschaner Christen, eher noch die Anamiten. Der Hauptanziehungspunkt am Christentum ist für diese Leute das Recht, an den Prozessionen teilzunehmen, welche auf ihren Geschmack besonders zugeschnitten sind.

* * *

Das Königtum von Cambodscha wie das Kaisertum von Anam ist eine reine Farce. Frankreich hat die hergebrachten Dynastien mit den von ihnen abhängigen Beamten bestehen lassen, teils um die nationalen Empfindlichkeiten der Cambodschaner und Anamiten zu schonen, teils um auf möglichst billige Weise diese Staaten nach und nach in reine Kolonien zu verwandeln. Tatsächlich regiert aber der französische Resident. Diese Machtverschiebung ist von großem Einfluß auf die eingeborene Bevölkerung; während früher das Volk vor seinen Despoten zitterte und auf der Straße sich vor seinem Herrscher niederwarf, grüßen die Leute ihren König kaum mehr, wenn er sich jetzt auf der Straße zeigt. Es wird deshalb der Zeitpunkt bald gekommen sein, wo Frankreich den Unterhalt zweier kleiner Despoten in Indochina als überflüssigen Luxus betrachten darf. Sehr klug ist es von den Franzosen, alle Steuern, die in den Händen der Kolonialverwaltung zusammenlaufen, durch einheimische Beamte im Namen der eingeborenen Fürsten einzuziehen, und so den Groll der Steuerzahler auf die letztern abzuladen.

Der König Norodom soll ein ganz heruntergekommener, alter Mann sein, der dem Opium, Hazardspiel und seinen 300 oder 400 Weibern ergeben ist. Politisch ist er ganz ungefährlich, da er keinerlei Macht besitzt. Er ist nur halbzivilisiert und vergißt oft, daß er König eines französischen Schützstaates ist; weiß er sich z. B. von keinem französischen Beamten beobachtet, so geht er aus dem Schloß, nur bekleidet mit den kurzen Hosen, die jeder Cambodschaner trägt, und fraternisiert mit den Leuten auf der Straße. Die Franzosen haßt er grimmig, da sie ihm von seinem einst enormen Einkommen nur eine Rente von 1000 $ im Tag gelassen haben. Daneben bezieht er allerdings noch illegale Steuern im Betrage von etwa 240,000 $. Er kann seine Residenz Pnom-Penh nicht ver-

lassen, ohne den französischen Residenten zu benachrichtigen; innerhalb seines Palastes jedoch hat er noch den Blutbann über die Asiaten, immerhin soll auch diese Despotie gemildert sein. Wenn der jetzige König stirbt, so wird sein Nachfolger, ein Verwandter, froh sein müssen, wenn man ihm wenigstens noch einen Teil der Rente des jetzigen Königs läßt, denn jetzt hat er als Prinz nichts zu beißen und zu brechen. Man hungert das Königtum so nach und nach aus und inkorporiert das Land auf die billigste Weise. Die Annexion zwar würde kaum mehr einen Aufstand mit sich bringen, da das Land jetzt überall zugänglich ist und überall französische Behörden stationiert sind. Etwa 90 % der Europäer in Pnom-Penh sind Beamte und Militär.

3. Siam.

Saïgon-Bangkok, 13.—17. Januar 1901.

Ein ziemlich kleiner Küstendampfer der „Messageries Fluviales“ verkehrt zwischen Saïgon und Bangkok. Reichliche Subventionen seitens der französischen Regierung erlauben es dieser Gesellschaft, keine großen Anstrengungen für den Komfort der Reisenden zu machen. Die Schiffsgesellschaft besteht aus einem englischen Globetrotter-Paar und zwei Offizieren; merkwürdigerweise sind keine Kleriker da. Im Zwischendeck sind Chinesen, Indier und Anamiten, sowie ein cambodschanischer, rot tätowierter Bonze.

Bei Sonnenuntergang passierte das Schiff das Cap St. Jacques und erreichte das offene Meer. Erquickend war nach der Treibhaustemperatur von Saïgon die frische Brise auf hoher See.

Bei Anbruch des folgenden Tages erreichte der Dampfer die Südspitze von Cochinchina und ging vor Anker in einer Bucht, an der eine Sträflingsniederlassung sich befindet. Bald ging es wieder hinaus aufs Meer zwischen einem Saum der Küste vorgelagerter Inseln hindurch; dann um die südlichste Spitze des Festlandes herum, deren wild umbrandete Felsenwände senkrecht ins Wasser abstürzen, während sie nach hinten langsamer abfallen. Nun wird die Küste plötzlich eben und ist vom Schiff aus unsichtbar. Gegen Abend tauchen aus dem Meer einige Inseln auf.

Am dritten Tage, beim ersten Morgengrauen, erreichte das Schiff wieder eine Inselgruppe. Ehe die Sonne aufging, war der ganze östliche Himmel lachsrot und warf seinen Widerschein auf das fast bewegungslose Meer. Gegen Westen lag alles in mattem Grau. Rasch stieg dann die Sonne empor und erleuchtete in warmen Tönen die zahllosen Inseln, die mit steilen Klippen und herrlichem frischgrünem Laubwald aus der blauen, glitzernden Flut aufstiegen; während die nahgelegenen in goldenem Sonnenschein glühten, waren die fernern noch ganz im Morgenduft verhüllt. Fast jeder Baum in den Wäldern kam zur Geltung und mit den Goldtönen der beleuchteten Kronen kontrastierten die tiefsten Schatten; über das Wipfelmeer ragten Bäume hervor, die den japanischen Pinien mit ihrem wagrechten graziösen Geäste vergleichbar waren. Zwischen einzelnen Klippen und Anhöhen zogen sich flache, mit Palmenwäldern bedeckte Niederungen hin, über denen Morgennebel lagerten, so daß die Höhen, wie auf den japanischen Landschaftsbildern, scheinbar in der Luft schwebten. Viele Felsen zeigten merkwürdige Formen; einer glich einem ruhenden Löwen. Die Weiterfahrt bot zahllose, stets wechselnde malerische Durchblicke zwischen nahen Eilanden auf ferner liegende Inseln. Eine von diesen war eine steile, lange und hohe Felsenklippe von grandiosen Formen, zwischen deren Zacken hindurch die steigende Sonne ihre schrägen Strahlen über eine schattige Bucht warf; am Horizont zogen langsam die dunkelbraunen Segel von Dschunken: ein Bild ähnlich, aber noch schöner als Matsushima. Während des ganzen Tages blieb die Küste in Sicht: stets dieselben herrlich bewaldeten Inseln und langen, dem Jura vergleichbaren Höhenzüge.

In der Frühe des vierten Tages erreichten wir Paknam, den Hafen der auf siamesischem Gebiet gelegenen französischen Konzession Chantabun. Der Platz ist von Tirailleurs Anamites besetzt und ist infolge der im übrigen mißlungenen Expedition gegen Siam im Jahre 1893 unter französische Herrschaft gekommen. Die anamitischen Soldaten gehen hier elend zu Grunde, während merkwürdigerweise die Franzosen, die in Cochinchina selber kaum den geringsten Strapazen gewachsen sind, das hiesige Klima ertragen können. Der Ort Chantabun liegt einige Stunden landeinwärts; der Handel daselbst ist ganz unbedeutend. Die Provinz Chantabun, welche unter siamesischer Herrschaft geblieben ist, zeichnet sich durch ihre großen Reiskulturen aus.

Der Hafen von Paknam ist eine große, seichte Bucht, die zur Hälfte durch eine flache Landzunge abgeschlossen ist. Die Ufer sind flach und bewaldet, nur der Eingang wird auf einer Seite flankiert von felsigen,

dicht bewaldeten Anhöhen. Einige kleine Inseln und Riffe sind dem Hafen vorgelagert. Im Hintergrund ragt in weitem Umkreise aus dem Morgennebel ein fernes, gewaltiges Gebirge von edeln Formen empor. In der Bucht befindet sich eine kleine französische Niederlassung und ein malerisch am waldigen Strande gelegenes siamesisches Fischerdörfchen. Viele Dschunken und kleine Boote beleben den Hafen. Eingeborne kommen aufs Schiff, um Eier, lebende Krebse und Melonen zu verkaufen. Für die französische Garnison in Chantabun werden aus unserm Dampfer eine Menge von Kisten ausgeladen, von denen eine geradezu unheimliche Zahl durch die Aufschriften (Cloßmann, Pernond ꝛc. ꝛc.) auf alkoholischen Inhalt schließen lassen.

Bangkok, 17.—26. Jannar 1901.

Die Einfahrt nach Bangkok ist ebenso schön als interessant. Die Stadt liegt etwa 20 km flußaufwärts von der Mündung des Menam, den, ähnlich dem Mekong, eine Sandbarre den großen Meerschiffen verschließt. Dagegen herrscht auf dem Fluß ein lebhafter Verkehr von kleinen Dampfern, chinesischen Dschunken und Sampanen.

Die Vegetation längs des Menam ist noch reicher als diejenige von Cochinchina, ein wahrer Palmenwald bedeckt die Ufer des Hauptflusses und der schmalen Seitenkanäle. Mehrere kleine Dörfer liegen dicht am Ufer; die Häuser stehen wie in Cambodscha auf Pfählen, und sind mit ihrer Längsseite dem Flusse zugekehrt, einstöckig, die Wände aus Palmblättern. Sie haben ein ärmliches und verkommenes Aussehen. Kleine gedeckte Landungsbrücken gegen den Fluß bilden meist den einzigen Zugang zu den Häusern, so daß der größte Teil des Verkehrs auf Schiffen erfolgt. Hin und wieder ragen aus dem Palmenwald die Dächer eines Tempels und die weißen Nadeln von Stupen.

Die Nähe der Stadt Bangkok macht sich bemerkbar durch zahllose chinesische Dschunken und kleine Schleppdampfer. Aus den Palmen erhebt sich Fabrikkamin an Fabrikkamin, meist von Reismühlen. Große Fabrikgebäude werden hier ganz aus Wellblech erstellt. Die siamesischen Bauten verschwinden fast völlig vor solchen Neuerungen. An die Fabriken reihen sich auf dem linken Flußufer die europäischen Geschäftshäuser; eine Reihe von hohen Flaggenstöcken bezeichnen die Verwaltungsgebäude von Schiffahrtsgesellschaften, Gesandtschaften, Banken u. s. w. Die Häuser der Europäer sind meist einfach und hoch gebaut, z. T. nach Art der Tempel, von hohen, viereckigen Pfeilern getragen und von

großen Loggien umgeben. Vor den Häusern gegen den Fluß hin liegen schattige Gärten mit prächtigen Bäumen. Kein Quai zieht sich dem Ufer entlang und der Verkehr von Haus zu Haus erfolgt daher im Sampan, oder hinten herum auf weiten Umwegen. Das Zollhaus ist ein großer, geschmackloser Kasten, vor dem Chinesen und Siamesen mit ihren Kähnen sich drängen, wie Bienen vor einem Bienenstock. Auf dem linken Menam-Ufer, in einiger Entfernung vom Flusse, läuft eine breite, elektrisch beleuchtete Hauptstraße, mit einer elektrischen Straßenbahn, welche die untern Stände stark benutzen. Sonstige Verkehrsmittel sind die ebenfalls mehr nur von Chinesen gebrauchten, zweiplätzigen, schmutzigen, in siamesischem Geschmack bemalten, von chinesischen Kuli gezogenen Jinrikisha. Die Europäer fahren gewöhnlich in offenen europäischen Wagen, die mit den sehr leistungsfähigen siamesischen Ponies bespannt sind. Die Kutscher, meist Malaien, hauen in geradezu viehischer Weise auf die Chinesen ein, die ihnen im Wege sind; nicht viel besser machen es die Europäer.

Auf diesem linken Ufer ist das Straßenbild durchaus beherrscht von europäischen Bauten, zu denen auch die zweistöckigen Chinesenhäuser zu rechnen sind. Dazwischen trifft man allerdings hin und wieder einige windschiefe, elende siamesische Hütten. Kanäle von unqualifizierbarem Schmutz, als Kloaken und Badanstalten dienend, durchschneiden die Stadt in verschiedenen Richtungen. Noch nie habe ich so viel Menschen, Alt und Jung, baden sehen, zu jeder Tageszeit; aber das Wasser, in dem sie baden, spottet geradezu aller Beschreibung. Wo keine Häuser stehen, ist Morast, Sumpf, Unkraut, beinahe Dschungel und Wildnis, auch die Straßen und Häuser sind z. T. über alle Maßen schmutzig. Kadaver von wilden Hunden mit herausquellenden Därmen bleiben halbe Tage lang auf den belebtesten Straßen liegen und sind eine Beute der zahllosen Raben. Die teils von Chinesen, teils von Eingebornen bewohnten Holzhäuser sind nur wenig über dem morastigen Boden erhoben, so daß unter ihnen sich ein unbeschreiblicher Schmutz ansammelt. Bei den sehr häufigen Pest- und Choleraepidemien werden die Leichen nicht selten einfach unter die Häuser geworfen, wohin auch sonst viele Menschen verschwinden, da unter den Chinesen eine allmächtige Camorra herrscht. Von Kanalisation und Wasserleitung ist keine Rede. Am Flusse und an der Peripherie der Stadt liegen einige freundliche und reinliche Europäerquartiere. Zwei ziemlich große Klub mit hübschen Gebäuden finden sich dort: der United Club und der deutsche Klub, die Zentren des gesellschaftlichen Lebens. Das einzige schöne Quartier in Bangkok ist die Um-

gebung des königlichen Schlosses. Breite, reinliche Straßen und Alleen, prächtige Anlagen, wie der hübsche zoologische Garten und der Schloßgarten liegen dort. Die umgebenden europäischen Gebäude sind, wenn auch nicht schön, doch nicht häßlicher als in Japan, so die Kaserne, die Kriegsakademie, das Zuchthaus aus Wellblech (!), eine grauenerregende Neuauflage der Seufzerbrücke von Venedig, das Palais für den Empfang fremder Fürstlichkeiten. Das Schloß selbst ist ein ausgedehnter Gebäudekomplex, umgeben von einer großen, schneeweißen Mauer, die mit ihrer merkwürdigen Krenelierung, ihren massigen, pyramidenförmig abschließenden Türmen und hohen Toren scharf absticht vom dunkelblauen Himmel. Darüber hinaus schauen wie Kirchtürme gewaltige Stupen aus Porzellan, die Schnörkel von Tempeldächern, die drei hohen Türme des königlichen Palais, das ein massiger Renaissance-Bau mit hohem, schwerem, siamesischem Dach ist: eine ganz leidliche Kombination europäischer und indischer Baukunst. Da jetzt gerade große Feste abgehalten werden, sind die Straßen geschmückt mit hohen Stangen, an denen Wimpel flattern, oder Reihen von nach unten gekehrten, vergoldeten Kartonkronen aufgesteckt sind.

Das rechte Menam-Ufer ist wenig bewohnt, fast nur dorfähnliche Niederlassungen Einheimischer trifft man dort, sowie Tempelruinen und Halbruinen von sogenannten europäischen Häusern, denn auf jenem Ufer lag einst ein großer Teil der Stadt; aber mit unheimlicher Schnelligkeit begräbt die tropische Vegetation alle menschlichen Spuren und von allen Seiten her dringt der Wald in die Stadt hinein.

* * *

Bangkok besitzt eine große Zahl buddhistischer Tempel, die in Siam What heißen. What Poh, nahe dem Flusse und dem königlichen Schlosse gelegen, ist eine langsam verfallende, weitläufige Anlage. Eine hohe, weiße Mauer umgibt die zahlreichen Höfe, in denen Tempel, Prachidi, Statuen und herrliche, hohe Laubbäume ein romantisches Ganzes bilden. Der Eindruck ist zwar kein einheitlicher, das Auge ruht nirgends aus in harmonischen Verhältnissen. Die Prachidi oder Stupen erheben sich in großer Zahl aus dem Boden: es sind steile Pyramiden mit einem glockenförmigen, in eine feine Spitze auslaufenden Aufsatze aus weiß überpflasterten und mit zahllosen kleinen, meist grünen und gelben Porzellanstücken bedeckten Ziegeln. Sie sind das Schönste der ganzen, weitläufigen Anlage, sowohl was die Farben der Porzellanbekleidung als auch was

ihre Form anbelangt. Der breite, massive Sockel erhebt sich zunächst fast senkrecht, um oben nahezu kreisrund abzuschließen. Die Proportionen von Grundfläche und Höhe sind stets die selben und von wohltuendem Eindruck. Ein Glockenturm, von dem aus den Bonzen die Zeichen zu Gebet und Mahlzeit gegeben werden, ist eine abgestumpfte Pyramide, mit einem Aufbau, bestehend aus vier Säulen, welche ein Dach tragen: ein Bauwerk, das stark an unsere Gotik erinnert. Überhaupt findet sich in der siamesischen Architektur der Spitzbogen häufig, ebenso wie zahlreiche Elemente unserer Renaissance. Die Türen der Tempel weisen meist reiche Goldornamente in schwarzem Zinkgrund auf, die Umrahmungen der Türen und Fenster sind verschnörkelt und mit Gold und kleinen, bunten, eingelegten Spiegelgläsern verziert.



What-Poh [S. 212]

Monumental ist die Wirkung des großen Tempels. Die steilen, meist sattelförmig übereinander gelegten Dächer sind schön proportioniert in sich selbst und im Verhältnis zu dem weißen, von kapitällosen, prismatischen Säulen umgebenen Unterbau. Während das Dach und namentlich die an den Schmalseiten befindlichen Giebel mit barbarischer Pracht geschmückt sind, muß die Steinarchitektur als ebenso barbarisch dürftig bezeichnet werden. Das Beste ist überall die Porzellandekoration, deren Farbenzusammenstellung unserem europäischen Geschmacke ziemlich genau entspricht, das Porzellan ist von chinesischer Herkunft. Der größte Tempel von What Poh birgt ein etwa 50 m langes Riesenbildnis eines

schlafenden Buddha. Zwar ist die Ausführung roh, aber die Stellung des auf den rechten Arm gestützten Kopfes ist von hervorragender Natürlichkeit — wenigstens für siamesische Kunst. Die ganze, zementierte Figur ist mit einer Art Goldlack überzogen. Das Tempelinnere läßt die äußere Form des Baues vollkommen erkennen, das steile, nach unten nicht abgeschlossene Dach wird von zwei Säulenreihen getragen. Chinesische Malereien und Goldornamente auf Carmoisin bedecken die Wände. Der Gesamteindruck ist trotz der naiven Darstellung des schlafenden Buddha bedeutend infolge der riesigen Dimensionen der Statue und des hohen, spärlich erleuchteten Raumes. Unter den Skulpturen, die fast nur zu zahlreich über den Tempelhof zerstreut sind, gibt es zwei bemerkenswerte Hoch-Relief-Säulen mit durchaus romanischen Kapitälen. Daneben finden sich in Stein und Porzellan eine große Zahl von Löwen, Drachen, Tempelwächtern und Heiligen.

Die ganze Anlage scheint rasch dem Verfalle entgegenzugehen. An vielen Bauten hat sich die Vegetation schon ganz in die Mauern hineingedrängt und zersprengt die wertvollen Porzellanfüllungen der Giebel; da und dort ist ein Dach halb eingesunken und manche Statuen sind durch Schutt und gefallenes Laub teilweise verdeckt. Fast völlig menschenleer sind die Tempel und ihre Umgebung; nur zwei schmutzigen, faul im Schatten liegenden Priestern begegnete ich, von denen der eine einige Bananen verzehrte, während der andere eine heilige Schrift im Plapperton herunterlas. Ein einziger Tempel scheint noch benützt zu sein. Dieser ist umgeben von zwei gedeckten Gängen, in denen, im inneren größere, im äußeren kleinere Buddha in großer Zahl den Wänden entlang stehen. Der Tempel ist geweißt und mit eingelegten Porzellanblumen bedeckt, die in Form und Farbe teils dem Meißner, teils dem alten Zürcher Porzellan genau entsprechen. Die Türen sind mit wundervollen chinesischen Perlmutterarbeiten geschmückt, die Füllungen sind schwarz, wahrscheinlich aus Antimon bestehend. Sockel und Böden sind von grauem Marmor, die Wände decken chinesische Wandmalereien. Der Altar ist ein massiger Aufbau von grober Arbeit, alles vergoldet und glitzernd in Tausenden und Tausenden von weißen und bunten Spiegelscheibchen. Meist häßliche, goldene Buddha aller Größen stehen in großer Zahl auf dem Altar, so daß das Ganze an den ordinären Aufputz eines Marktbudentheaters erinnert. Was von den Einzelheiten schön und wirklich zivilisiert ist, scheint chinesisch zu sein.

Eben singen die Priester eine Art Messe. Die kahlrasierten Bonzen in gelben Togen sitzen am Boden auf bunten Wolldecken; die Hände mit

den Flächen zusammengelegt. Das Gebet besteht in Singen und Niederbeugen des Oberkörpers, bis die Stirn den Boden berührt. Neben jedem Priester steht ein Porzellangefäß, in das diese bei jedem Absatz der Liturgie Betel ausspucken. Dieses scheußliche Betelkauen scheint in Siam noch mehr an der Tagesordnung zu sein als in Cambodscha. Besonders die Weiber haben dadurch schwarzrot gefärbte Mäuler mit schwarz inkrustierten Zähnen, für deren Ekelhaftigkeit kein Ausdruck gefunden werden kann. Selbst junge Mädchen sind oft dadurch schon gänzlich verunstaltet; hierzu kommt noch das täppische Sprechen infolge der Masse Betel, den die Leute fast unausgesetzt im Munde haben. Durch das Spucken wird alles, Häuser und Straßen, besudelt. Auch die



Inneres eines buddhistischen Tempels [S. 213]

höchsten Stände fröhnen dieser Unsitte. Der Betel wird mit Kalk vermengt gekaut und wird, in Blätter eingerollt, wie Zigaretten verkauft. Hinter den Bonzen kauern auf Strohmatten und Bettvorlagen europäischer Provenienz alte, verrunzelte, Betel kauende Weiber, alte Männer und Kinder; manche von ihnen halten brennende Räucherstäbchen zwischen den mit den Handflächen zum Gebet zusammengelegten Händen. In der Mitte des Tempels steht der Stuhl für den Oberpriester, daneben ein Tischchen mit z. T. europäischen Waren, eine Spiritusglühlampe (!) u. a. Man trifft hier noch ärgere Zusammenstellungen von Asiatischem und Europäischem als in Japan.

Zum schlimmsten in dieser Beziehung gehören die in englischer Gotik und ähnlichen Stilen renovierten Tempel.

Im allgemeinen wiederholt sich in jedem Tempel immer dieselbe Architektur. Überall findet sich die Vermischung siamesischer und chinesischer Elemente, wobei erstere in der allgemeinen Anlage und den Formen, letztere im Detail vorherrschen.

Eine der eigentümlichsten Bauten von Bangkok ist What-Saket, auf den von einem der großen, die Stadt durchschneidenden Kanäle ein wundervoller Blick sich bietet. In dem prächtigen Wald, der überall in die Stadt eindringt, reihen sich dicht gedrängt Häuschen an Häuschen, und zwischen ihnen zieht sich ein von Kähnen wimmelnder Kanal hin. Abgeschlossen wird diese Perspektive durch einen steilen, bewaldeten Hügel, der gekrönt ist von einem niedern, weißen Tempel, welcher seinerseits von einer glockenförmigen, gewaltigen Stupa überragt wird. Der Vergleich mit der Engelsburg zwingt sich einem unwillkürlich auf. Dieser ganze Hügel von etwa 30 m Höhe ist aber aus Ziegelsteinen hergestellt, die scheinbar natürlichen, weißen Kalkfelsen und kleinen Schluchten, überhaupt alles ist gebaut und überpflastert. Üppiges Gesträuch bekleidet den ganzen Hügel, den Treppenwege umziehen. Von oben genießt man eine prächtige Aussicht auf die Stadt, deren Häuser in den Bäumen fast ganz verborgen sind; nur die weißen Stadt- und Palastmauern sind weithin sichtbar, und da und dort glänzt das Wasser des Menam oder eines Kanales, viele, mächtige Tempeldächer ragen empor; jenseits des Flußes aber streben die Riesen-Stupen von What-Cheng wie die Türme eines Domes zum Himmel. Die ganze Umgebung ist eine unabsehbare Ebene von Wäldern und Reisfeldern. In satten Orangetönen geht die Sonne im Dunste unter, der das ganze Bild in weichen Linien zerfließen läßt.

Das schönste und weitaus sehenswerteste Gebäude ist ein Tempel auf dem rechten Menam-Ufer: What-Cheng; obwohl der Bau kaum 150 Jahre alt, ist er bereits eine Ruine. Der architektonisch bei weitem bedeutendste Teil von What-Cheng ist eine Riesenanlage von Prachidi aus Porzellan. Auf einer Terrasse von etwa 100 m im Geviert erhebt sich in der Mitte eine Stupa von etwa 60—70 m Höhe und ebensolche, aber niedrigere, in den vier Ecken, und in der Mitte zwischen diesen stehen vier schlanke Pavillons. Alles ist untereinander mit Ballustraden und Treppen verbunden. Der Bau besteht aus Ziegelstein und ist ganz mit Porzellan überkleidet. Ockergelb, Grün und Weiß sind die vorherrschenden Farben, die in ihren gedämpften Tönen die Eleganz und Vornehmheit des Baues wirksam unterstützen. Am Hauptturm — denn als Türme sind diese Art Prachidi zu bezeichnen — sind drei Reihen von Figuren angebracht, die in ihrer Anordnung ziemlich genau Atlanten entsprechen. Am

obern Teil ragen auf jeder der vier Seiten aus Nischen Elefanten hervor, an den vier Ecktürmen Reiterstatuen. Die Turmspitzen sind mit Bronzeverzierungen geschmückt. Diese turmartigen Stupen haben bis etwa in ihre halbe Höhe die Form steiler, treppenförmiger Pyramiden, an denen jedes Band der Treppe mit einem wunderbaren Ornamentrelief aus Porzellan geschmückt ist; darauf erhebt sich nahezu senkrecht ein prismatischer Aufbau mit Nischen und eleganten Dekorationen auf weißem Grunde und die Spitze ist bedeckt mit nach oben gerichteten, stilisierten Blättern. Der Verlauf der Kante ist von vollkommener Schönheit, der Ausdruck höchster Majestät, doppelt wirkungsvoll, da sonst in der ostasiatischen Architektur das himmelanstrebende, befreiende, transzendente Motiv fehlt. Ebenso vollendet sind die Proportionen der ganzen Anlage, die Verhältnisse zwischen dem Hauptturm und den Ecktürmen. Die Architektur ist im wesentlichen der von Angkor* gleich, was auf ihren arisch-indischen Ursprung hinweist. What-Cheng, mit der Spitze noch im Abendsonnenschein leuchtend, während der mächtige Fluß schon im Schatten liegt, darf an Kühnheit der architektonischen Auffassung, an klassischem Ebenmaß und an der Anlage würdigem Material sich wohl mit den bedeutendsten und stimmungsvollsten Bauwerken der Erde messen.

Die dazu gehörende, gleich wie die große Stupa halb zerstörte Tempelanlage würde empfindlich neben dieser abfallen, wäre hier nicht ein wahrer Triumph des chinesischen Porzellans zu sehen. Kleinere Prachidi, ja ganze Tempel und kleine Pagoden, in der Form meist rein siamesisch, sind überzementiert, weiß getüncht und mit in diese Masse eingesetzten Porzellanstücken über und über bedeckt. Meistens stellen diese Porzellaneinlagen Rosen und andere Blumen, Obst, Blätter, z. T. vereinzelt, z. T. zu Gruppen zusammengefaßt, dar. Diese Blumen sind in der Form und Farbe identisch mit denen des alten Meißner-Porzellans, so daß die Annahme gemeinschaftlichen Ursprungs zwingend ist. Die Wirkung dieser Farben auf dem weißen Grunde der Säulen und Mauern ist von unbeschreiblicher Eleganz.

Innerhalb der Mauer des königlichen Palastes liegt What-Prakeo. Dieser Tempel unterscheidet sich von den andern nur durch seinen Reichtum und seinen verhältnismäßig guten Zustand, anderseits zeichnet sich diese Tempelanlage durch die entsetzlich geschmacklosen, europäisierenden „Verschöner-

---

* Angkor heißen die Ruinen einer in der Nähe der heutigen siamesisch-cambodschanischen Grenze gelegenen Hauptstadt des untergegangenen Reiches der indischen Chmer.

ungen" aus. In dem Hofe stehen neben schönen chinesischen Bronzelöwen Dutzende sog. europäischer Statuen in Marmor, Werke siamesischer „Bildhauer", eine häßlicher und lächerlicher als die andere. Das Porzellan an der Außenseite der Tempel ist in verschwenderischem Maße angebracht, aber weit geringer in Farbe und Form als in What-Cheng. Die geradezu protzige Verwendung von Gold und Spiegelscheibchen am Tempel und an dem Buddhabild im Innern wirkt beinahe verletzend, besonders da die Ausführung in manchem zu wünschen übrig läßt. Im Tempel sind offenbar Geschenke fremder Fürsten aufbewahrt: Alabaster-Vasen, Vasen aus der Berliner Porzellanmanufaktur, Marmorputti und andere zu einem buddhistischen Tempel wenig passende Objekte. Der Tempelschatz enthält hübsche silberne Schalen, ziseliert und vergoldet, mit schwarzen Füllungen aus Antimon, eine siamesische Spezialität. Alles ist verstaubt und schlecht unterhalten. Das Schönste am Tempel ist seine große Höhe und die kassettierte, in Silber auf rotem Grund gehaltene Decke. Tritt man aus dem Tempel in eine Vorhalle hinaus, so erblickt man zum nicht geringen Erstaunen eine Anzahl von Marmorstatuen griechischer Götter und Philosophen inmitten bizarrer chinesischer Skulpturen und Buddhabilder. Ebenso grotesk komisch ist es, wenn man in einem andern Tempel mächtige gläserne Kerzenleuchter findet, auf deren Bobèches statt Kerzen umgekehrte Madeiragläser, Stil 1835, gestellt sind.

Ein anderer zum königlichen Schloß gehörender Tempel zeigt eine besonders reiche Innendekoration, die Wände bestehen aus einem vergoldeten Diagonalnetz von Spiegeln, während die Decke mit den Insignien der zahlreichen siamesischen Orden geschmackvoll dekoriert ist. Parallel zur Palastmauer läuft eine Reihe von sieben Porzellanstupen ähnlich denjenigen von What-Cheng, nur etwas niedriger, aber in der Farbenkomposition vortrefflich: dunkelrot, dunkelultramarin, hellgrün, dunkelviolett, hellblau, karmoisin und grüngelb. Ebenfalls prächtig sind die männertreu-roten Porzellanfüllungen eines von einer lilafarbenen Stupa überragten Tempelgiebels.

Die ganze Anlage von What-Prakeo fesselt durch ihre Farbenpracht und die Bizarrheit der Formen, die Zusammenstellung aber ist barbarisch, ein Zeugnis echt asiatischen Protzentums, das die heterogensten Schätze und Dinge geistlos zusammenstellt und ebensowenig Sinn für die einheimische als die erborgte, fremde Kunst besitzt.

Das ganze Palastareal umfaßt außer Palais und Tempeln noch einige Ministerien und verlotterte Gebäude — moderne Ruinen und unvollendete Bauten sind in Bangkok nicht selten. Daselbst sind auch die

berühmten weißen Elefanten von Siam, an deren dunkelm Grau die stärkste Phantasie nichts zu ändern vermag.

Im Nordosten von Bangkok soll eine neue Königsstadt angelegt werden. Große, breite Straßen sind mitten im Dschungel und Sumpf teils schon gebaut, teils erst ausgesteckt. Nirgends aber ist ein Haus zu sehen außer einem kleinen königlichen Lustschloß, das stark an einen Barackenspital erinnert. Etwas näher an der Stadt liegen einige prinzliche „Palais" von naiver Einfachheit.

* * *

Am 18., 19. und 21. waren große Pferde-, d. h. Pony-Rennen. Der Rennplatz liegt etwa 2 km vor der Stadt. Ein königlicher Pavillon ist aufgeschlagen und eine kleine Tribüne, auf der die Damen der siamesischen Aristokratie Platz nehmen; das Ganze hat einen etwas primitiven Charakter. Die siamesischen Aristokratinnen sind etwas komische Erscheinungen und ebenso häßlich wie ihre plebejischen Schwestern; sie sind untersetzt und neigen zur Beleibtheit, das Gesicht ist flach, die Stirne schmal, die Haare geölt, steif, halbkurz und aufwärtsstehend. Die Kleidung besteht aus seidenen Hosen und einer weißen Waschbluse, über welche en bandoulière eine seidene Schärpe gezogen ist, oft kommt dazu auch ein gleicher Gürtel. Die ganze Zeit kauen diese Damen Betel, und da hier die sonst überall sich vorfindenden, blauen chinesischen Porzellannäpfe fehlen, spucken sie den Betel in die Hände, um ihn hinter die Stühle der Logen zu werfen. Eine große Zahl junger Siamesen, darunter viele Prinzen und Offiziere treiben sich auf dem Rennplatz umher. Die Männer scheinen von durchaus europäischem Typus zu sein, die Haare tragen sie halbkurz geschnitten wie die Frauen und erinnern an Portugiesen oder Kreolen. Das außen herumstehende Volk zeigt ein wahres Babel: Siamesen, Chinesen, Malaien, Indier verschiedener Rasse, ferner Typen, die Algerier oder Albanier zu sein scheinen. Das Rennen verläuft ohne große Teilnahme der Anwesenden. Die Ponies sind hübsch. Fast alle Jockeys sind Asiaten.

Auf der Rückfahrt vom Rennen sah ich den König. Voraus ritten zwei Piqueurs, dahinter im Zweispänner der König; er ist von sympathischem Äußern und scheint total europäisiert zu sein. Sein Gefolge hat einen englischen Anstrich. Hintendrein fuhren zwei gedrängt volle Equipagen mit königlichen Kindern.

* * *

Am 22. Januar war eine große Prozession anläßlich der Verbrennung des 1894 verstorbenen früheren Kronprinzen. Gleichzeitig werden in diesen Wochen noch andere längst gestorbene Glieder des regierenden Hauses verbrannt, um die Kosten der Kremation zu reduzieren und die Volksbelustigungen in die Länge zu ziehen. Das große Feld zwischen dem Palast und dem Kremationstempel war in einen Festplatz verwandelt. Längs der Straßen waren hohe Stangen mit Wimpeln und Kronen aufgestellt, dahinter hohe Gerüste, an und zwischen denen in einer Art Guirlanden Hunderte elektrischer Glühlichter befestigt waren, und von denen Bogenlichter abends herabstrahlten. Zahllose Buden mit Erfrischungen, Volksküchen, Theater, Ballette in geschlossenen und offenen Buden, chinesische Schattentheater, „Kasperletheater" ꝛc. ꝛc. reihten sich hier aneinander. In einem langen, niedern Gebäude befanden sich die königliche Loge und die Logen für die siamesische Aristokratie — Herren und Damen getrennt. — Daneben war eine Ausstellung von chinesischem Porzellan, das siamesische Privatleute bei jeder Gelegenheit auszustellen pflegen. Der König prämiert dabei die besten Arrangements. Das Ganze sah aber aus wie ein Kramladen. Sodann waren noch die Geschenke ausgestellt, die der König den Bonzen bei Gelegenheit der Kremation machte: bedruckte, gelbe Percale-Schärpen, Betteppiche, Petroleumlampen, Wanduhren, alles möglichst häßlich. Für das diplomatische Korps und die Europäer war eine schwarz und weiß drapierte Loge aufgeschlagen. Man hatte in schwarzen (!) Kleidern zu erscheinen, während solche sonst in den Tropen nie getragen werden, aber wie in Japan will auch in Siam der Hof äußerlich möglichst europäisch scheinen.



Die große Stupa von What-Cheng
[S. 215/16]

Um 8 Uhr früh kündeten Kanonenschüsse den Beginn der Prozession an. Eine riesige Menschenmenge belagerte die Straßen. Lächerliche Ab-

sperrungsmaßregeln waren von der Polizei getroffen worden. So ließ der Hofmarschall den neuen österreichischen Gesandten zwei Stunden in Gala an der Sonne unter dem Volke warten. Die gleiche Wichtigtuerei der Polizei macht sich hier wie in Japan unangenehm bemerkbar.

Den Zug eröffnete die Garnison von Bangkok. Der Ausdruck Militär ist kaum zulässig, die Leute glichen schnell zusammengetrommelten Statisten einer kleinen Provinzialschmiere. Mindestens ein Drittel war barfuß, jeder schien sich ganz nach Belieben zu kleiden. Die grauen Shirting-Jäckchen, unter welchen die Soldaten nichts zu tragen schienen, — denn sie waren von Schweiß ganz getränkt — waren von allen Schattierungen, geflickt, schmutzig und vom denkbar schlechtesten Sitz. Auch die übrige Ausrüstung war entsprechend. Die Gewehre (Karabiner bei der Infanterie, große Infanteriegewehre aber bei der Marine) wurden höchst nachlässig getragen. Marschiert wurde in einem langsamen, nachlässigen Paradeschritt, die Leute schienen im Halbschlaf davonzutrollen, von Richtung war keine Rede. Die Offiziere machten einen knabenhaften Eindruck. Die Kavallerie mit ihren Ponies war etwas besser, die Marinesoldaten aber sahen ebenso schlimm aus wie die Infanterie.

Endlich kam der eigentliche Festzug: hohe, turmartige Wagen, obenauf eine Art Pavillon, unter denen in goldstrotzenden Mänteln und mit spitzen, goldenen Kronen angetan, Prinzen saßen. Die Wagen, von Gold und Spiegeln flimmernd, glichen in ihrer Form den Prachidi und wurden an langen Seilen gezogen von Leuten, welche rote Röcke, die alte siamesische Kriegskleidung, trugen. Die Pferde dagegen wurden frei nebenher geführt. Um die Wagen drängten sich Würdenträger und Offiziere in allerlei Phantasie-Uniformen. Fächer von der Form goldener Lotosblätter wurden den Prinzen nachgetragen. Einer der letztern hielt in der Hand ein langes Band von Goldbrokat, in dem angeblich Gebete eingewoben waren und das hinter dem Wagen auf hohen, goldenen Stangen hergetragen wurde. Auf dem höchsten Wagen war die goldene Firlefanzurne mit der Leiche, gehalten von zwei knieenden Würdenträgern. Auf dem hintersten Wagen endlich wurden auf silbernen Schalen Scheiter heiligen Holzes für die Kremation nachgefahren. Dann schlossen sich die Leidtragenden an: Verwandte, Haremsweiber, Sklaven des Toten, Alt und Jung, zuerst die Männer, dann die Frauen. Während die Leute der beiden mittleren Reihen des Zuges — abgesehen von den Leidtragenden — rote Kriegsröcke und rote Kappen trugen, waren die der beiden äußern Reihen in weiß gekleidet. Auf dem Kopf trugen diese letztern — alles Männer — hohe, spitze Hüte, die Hände hielten sie wie zum Gebet zu-

sammengelegt und trugen so an langen Stengeln befestigte, künstliche, weiße Lotosblumen.

Beim Krematio͏nstempel angelangt, begab sich der Zug in den Tempelgarten hinein, in welchem Logen für den Hof, die Diplomatie und die europäischen Beamten errichtet waren. Der König erschien mit Gefolge, das zahllose Spielarten von Uniformen aufwies. Die Zivilhoftracht besteht aus einem weißen, kurzen Rock, weißen, kurzen Hosen und einer goldenen, buntgestickten, um den Leib geschlungenen Seidenbinde. Man konnte einige Siamesen beobachten, welche keine Orden hatten. An solchen Dekorationen scheinen die Siamesen eine kindliche Freude zu haben und der König zeigt Verständnis für diese Schwäche seiner Landeskinder. Der König soll nicht ohne Geschick als Wilhelm II. posieren. Dreimal bewegte sich feierlich langsam der fast endlose Zug durch den Tempelgarten: ein qualvolles Warten für die Zuschauer in den niedrigen Logen in der Tropenglut von 10—12 Uhr und dazu noch im Frack. Die strahlende Sonne verklärte die phantastische Totenprozession. Endlich hielt der Wagen mit der Urne vor einem gewaltigen, in dem Tempelhofe eigens aufgebauten Pavillon an, der über und über mit grünlichem Golde bemalt war. Unter Gebeten wurde die Urne auf einer Art Rutschbahn zum Pavillon hinauf- und in den Tempel hineingezogen. Dann folgte der König nach und verschwand im Tempel. Einige Tage später zündete er unter großen Zeremonien das heilige Holz in dem Kremationspavillon an. An den folgenden Tagen wurden andere Prinzen verbrannt.

Alle Abende war großartige Beleuchtung des Festplatzes und des Tempelgartens. Hunderte von Glühlampen strahlten von den hohen Gerüsten der Prozessionsstraße, und die Wiesen um den Tempel und die königlichen Logen herum waren eingefaßt von Zäunen, an denen zahllose Öllämpchen hingen. Im Tempelgarten waren in die mächtigen Bäume bunte elektrische Lichter und japanische Laternen versteckt oder tiefe Quellnischen durch solche erleuchtet: in einem Winkel lag ein großer Drache mit glühendem Rachen und Augen. Das Übermaß von Gold am Totenpavillon war gedämpft durch die Dunkelheit der Nacht; bleich ragten die hohen, weißen Mauern des Tempels empor, und durch seine schmalen, hohen Tore glänzte die verschwenderisch dekorierte Goldpyramide des Altars. Der monotone Gesang der Bonzen klang heraus und vermengte sich mit dem fernen Gesumm des Festplatzes. Von dem schwarzen Firmament glitzerte silbernes Mondlicht.

Das größte Theater auf dem Festplatz gehörte einem Minister, der damit große Geschäfte machte. Das Gebäude ist ziemlich primitiv: eine

Wand von Wellblech ringsum, eine längliche, weit in den Zuschauerraum vorspringende, durch ein Dach gedeckte Bühne. Dieser gegenüber befand sich eine Art Parkett mit Stühlen, im übrigen sitzt das Publikum am Boden. Das Theater ist gefüllt bis auf den letzten Platz. Eine Menge kleiner Kinder sind da, die auf der Erde schlafen, andere werden gestillt, andere schreien oder rauchen sogar Zigaretten. Die Weiber, die das Hauptkontingent des Publikums bilden, kauen ihren Betel. Eine „Musik“ im Hintergrund neben der Bühne besteht aus dumpfen Trommeln, Holzbrettchen und Zinke. Die Aufführung ist burlesk, erinnert stark an eine Zirkuspantomime und gipfelt in der Lächerlichmachung von Europäern, die vor ihren siamesischen Weibern zu Kreuze kriechen. Ziemlich hübsch ist das Ballett. Die Tänzerinnen tragen reiche Goldbrokatgewänder und lange, nach hinten gebogene, silberne Nägelfortsätze an den Fingern. Abgesehen von eigentümlichen, verschränkten Bewegungen der Arme ist im allgemeinen ihr Tanz nicht stark von unseren Balletten verschieden. Die Dekoration ist naiv und roh. Donner und Blitz werden z. B. dargestellt durch das Schwingen einer Axt aus Spiegelglas.

* * *

Gegenüber What-Poh führt ein Stadttor zum Fluß; zwischen diesem und der Stadtmauer befindet sich ein großer Gemüsemarkt, der das denkbar unappetitlichste ist. Zwischen zwei Reihen chinesischer Läden kauern Dutzende scheußlicher, siamesischer Weiber und verkaufen Gemüse, Obst, Fische und Krebse. Das Blatt der Musa versieht den siamesischen Marktweibern unsere Papiersäcke. Dazwischen tummeln sich nackte Kinder, Hunde, Katzen, Hühner und verunreinigen, was die Siamesinnen mit ihrem Betelspucken nicht schon besudelt haben. In den Läden nebenan werden Fische geröstet und allerlei chinesische Leckerbissen zubereitet. Der Geruch dieser Küchen ist ekelhaft. Auch eine kleine, chinesische Spielhölle fehlt hier nicht. In den Läden finden sich allerlei europäische Konserven und Spirituosen von verdächtiger Provenienz. Auf dem Fluß selbst setzt sich der Markt fort. Längs der Ufer reiht sich Hausboot an Hausboot; meist sind mehrere Pontons, d. h. Kähne miteinander verbunden und darüber ist ein richtiges siamesisches Häuschen mit steilem Giebeldach errichtet. Die offenen vorderen Längsseiten der Häuser nehmen Läden ein. Die Käufer und Käuferinnen — man sieht fast nur Siamesinnen und Chinesen — fahren in ihren Kanoe vor. Andere Händler, meist Weiber, sind selber in Booten, so namentlich die Verkäufer von Ge-

müsen, Obst und Betel. Die Kähne sind länglich und aus dunkel-rot-braunem, dem Mahagoni ähnlichem Holze verfertigt. Die Frau sitzt hinten und rudert in kräftigen Zügen mit einem kurzen Ruder; ihre Kleidung besteht in sog. Palais, d. h. aus einem Stück Baumwollstoff bestehenden Hosen. Der Oberleib ist mit einer dünnen Jacke bedeckt oder mangels einer solchen wird ein Stück Tuch wagrecht um die Brust gebunden. Die Kopfbedeckung ist ein Hut aus Palmblättern, der, wie die japanischen Kulihüte, durch ein Gestell etwas in die Höhe gehalten wird; die Form ist originell: ein konkaver, niederer, abgestumpfter Kegel. Die Frauen der untern Stände haben meist kräftige Körperformen, ohne dick zu sein, während die Männer in der Regel bejammernswert magere Beine und Arme haben und als durch Ausschweifungen verkommen gelten.



Markt auf dem Menam [S. 223]

Das Interessanteste von Bangkok sind die Chinesen, die, zu Hunderttausenden hier angesiedelt, beinahe die ganze Arbeit monopolisiert haben, inmitten einer faulen, genußsüchtigen, ungebildeten Bevölkerung. Unabsehbare Straßenreihen sind eingenommen von Chinesen-Läden und Werkstätten. Überall beobachtet man emsige Arbeit bei Jung und Alt, und spät Nachts kann man sie noch bei einem Petroleumlämpchen über ihren Schreibtisch gebückt sehen, die Ergebnisse des Tages zusammenrechnend. Aus allem weiß der Chinese ein Geschäft zu machen; nichts geht verloren; so kaufen z. B. chinesische Trödler bei den europäischen Importeuren die Blecheinlagen der Kisten zusammen und verfertigen daraus hunderterlei

Gegenstände. In den Läden herrschen europäische Waren vor: Baumwollstoffe und meist deutsche, billige, äußerst geringe Bazarartikel. Neben den Chinesen spielen noch die Indier als Baumwollstoffhändler eine große Rolle. Der europäische Handel lebt geradezu aus den Chinesen; diese sind in den indochinesischen Ländern das eigentliche Kultursubstrat, ohne sie wäre ein Import und Vertrieb europäischer Waren fast unmöglich. In ihren Händen sind auch die meisten der zahlreichen Pfandhäuser, in denen die stets in Geldverlegenheiten befindlichen, genußsüchtigen Siamesen alles, selbst die höchsten siamesischen Orden bisweilen versetzen. Der Chinese gilt auch hier als ein musterhafter Kaufmann; er ist durch und durch Geschäftsmann und versteht einen guten Namen zu schätzen. Er kennt seinen Handel gründlich und ist auch mit europäischen Waren genau vertraut. Der europäische Verkäufer muß sich stets in Acht nehmen, um sich keine Blößen vor seinen chinesischen Klienten zu geben. Der Chinese versteht auch recht gut, eine europäische Firma einzuschätzen; er verfolgt zu diesem Zwecke das Privatleben seiner Geschäftsfreunde. Die Halbblut-Chinesen sind ein wenig inferior, doch bleiben sie trotz wiederholter Mischung vorwiegend chinesisch. Obwohl es in Bangkok einige Hunderttausend Vollblut- und Halbblut-Chinesen gibt, existiert doch keine sog. Chinesenfrage, da die hiesigen Chinesen nur persönliche, kommerzielle, aber keine politischen und nationalen Zwecke verfolgen.

Der Siamese dagegen ist die Faulheit selbst. Vergnügungen und Feste aller Art füllen sein Leben aus. Die Fruchtbarkeit des Landes und seine Genügsamkeit sichern ihm das Nichtstun. Der Siamese hat höfliche Manieren, ist im Grunde aber frech und verachtet den Europäer. Die siamesische Staatsverwaltung ist Schlendrian und Korruption. Alles wird verbummelt. Die europäischen Beamten werden meist hoch bezahlt, sehen sich aber auf Schritt und Tritt durch Indolenz und Intriguen an fruchtbarer Tätigkeit gehindert. Viele sind sogar der Ansicht, daß Siam diese fremden Berater nur anstellt, um den europäischen Regierungen Sand in die Augen zu streuen.

Sozusagen von allen Seiten vernimmt man das Urteil, daß die Europäisierung Siams nur ganz oberflächlich und das Land noch durch und durch asiatisch sei. Einesteils fehlt es an der nötigen Energie, anderseits auch am guten Willen, da sich unter der siamesischen Aristokratie eine ziemlich starke frondierende Partei befindet. Die jetzige Dynastie ist noch verhältnismäßig neu und nicht rein siamesisch. Der alte, eingeborne Adel — dessen Titel sich nach chinesischem Muster nur in absteigendem Range vererben — ist keineswegs mit der sog. Europäi-

sierung einverstanden; auch beim Volk ist der König wegen seiner Vorliebe für westliche Kultur nicht sehr beliebt. Allerdings fängt er in jüngster Zeit an, sich wieder mehr buddhistischen Einflüssen zugänglich zu zeigen.

Jedenfalls ist der König ein Mann von redlichen Absichten, aber fast ohnmächtig gegenüber seiner Umgebung. Nur seine derzeitige Gemahlin, eine Halbschwester, unterstützt ihn energisch; ja das Land soll sogar, als die Königin anläßlich der letzten Europareise des Königs die Regentschaft führte, besser regiert worden sein als je vor- und nachher. Der König ist der einzige Siamese, der Geld hat; das ganze Land ist sein Privateigentum, alles, Adel und Proletariat lebt in letzter Linie aus königlichen Mitteln und ist deshalb vom König abhängig. Die untern Stände befinden sich zum großen Teil in einer Schuldknechtschaft, die jedoch von der mildesten Art ist. Sie ziehen diese Abhängigkeit der freien Arbeit vor, da sie dabei für nichts zu sorgen haben, als etwas Reisbau für ihren Herrn zu treiben. Der Siamese treibt sozusagen keinen Handel und kein Gewerbe. Beides liegt, von den Europäern ganz abgesehen, in den Händen der Chinesen. Auch die Ausbeutung durch die Beamten hält hier wie in Cambodscha alle Initiative darnieder.

Daß Siam in absehbarer Zeit nicht wirklich europäisiert werden kann — es sei denn auf dem Wege der Eroberung durch eine Kolonialmacht — geht schon daraus hervor, daß die zum Studium nach Europa und Amerika geschickten Siamesen fast ausnahmslos im Westen nichts lernen, sondern alsbald nach ihrer Rückkehr wieder in den Schlendrian des Siamesentums verfallen, zu dem sich der im Ausland erworbene Hochmut noch hinzugesellt. Diese europäisierten Siamesen gelten als die schlimmsten Beamten.

Die siamesische Armee soll rein nichts taugen, ebensowenig die Flotte. Als 1893 die französischen Kanonenboote den Menam hinauffuhren, sprangen bei diesem Anblick die siamesischen Matrosen über Bord und schwammen ans Ufer, so daß nur noch die dänischen Offiziere, welche mit der Leitung der siamesischen Marine betraut waren, darauf zurückblieben. Die Mannschaften gelten als faul und aufrührerisch.

Ayuthia, 21. Januar 1901.

Ayuthia, 70 km Menam aufwärts gelegen, war bis um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Hauptstadt des Landes. Im Tschungel neben der Bahnstation sieht man Ruinen ehemaliger Tempel, auch Stupen in

der Form derjenigen von What-Cheng. Die ganze Porzellanbekleidung ist heruntergestürzt und der aus Ziegeln bestehende Unterbau von Schlingpflanzen überwuchert.

Bei Ayuthia bildet der Menam einige Arme; an einem dieser liegt der noch bewohnte, kaum sehenswerte Überrest der alten Stadt. Hübsch ist hier das Flußleben. Fast alle Häuser schwimmen auf dem Wasser. Hier wie in Bangkok werden mehrere Kähne als Pontons gekoppelt, auf denen siamesische Häuschen, gewöhnlich zwei oder drei Dachfirsten nebeneinander stehen. In vielen dieser Hausboote sind meist Chinesen gehörende Läden, in denen außer chinesischem Porzellan die gleichen europäischen Schundwaren feilgehalten werden wie in den Chinesenquartieren von Bangkok. Einzig in seiner Art ist ein Blumenladen, in dem an Büffelhörnern Blumenkörbe u. dgl. aufgehängt sind. Neben diesen Hausbooten trifft man noch große Kähne, die in der Mitte mit einem gewölbten Strohdach bedeckt sind, hinten einen geschlossenen, aus Matten hergerichteten Raum und vorn ein Verdeck haben. Auf dem Wasser, zwischen diesen Reihen schwimmender Wohnungen, wimmelt es von Hunderten durch Siamesinnen gelenkter Kähne. Hinter den Hausbooten gewahrt man am Ufer dorfähnliche, ziemlich verlotterte Häusergruppen auf hohen Pfählen, dahinter erhebt sich mächtiger Bambuswald, aus dem hie und da einige hohe Palmen emporragen.

Ein halbneuer, außerhalb der Stadt Ayuthia gelegener Tempel ist häßlich und modern verbalhornt. Unweit davon befindet sich der große königliche Elefantenjagd-Zwinger. Dieser bildet ein großes Quadrat, außen herum läuft eine Mauer, innen ist eine Hecke aus starken Baumstämmen, innerhalb welcher sich die Elefanten tummeln; auf einer Seite ist ein gänzlich verwahrloster königlicher Pavillon; in einigen Schuppen nebenan stehen ein paar Elefanten. Flußabwärts liegt ein ziemlich sehenswerter Tempel; in einem hohen, dunkeln Raum, dessen Innenwände in ihrer obern Hälfte Tausende von mit Buddhabildern gefüllten Nischen enthalten, steht ein gewaltiges Götterbild. Der Tempel ist fast ausschließlich von den Chinesen Bangkoks besucht. Auch die Altardekoration ist chinesisch. Die Betenden knien nieder, indem sie Räucherstäbchen in der Hand halten, werfen zwei Holzstücke zum Orakel in die Luft und schlagen mit der Stirn gegen die Erde, oder sie brennen vor dem Tempel die roten und goldenen Knallpapiere ab, welche siamesische Weiber feilhalten. Der Tempel ist am Flußufer unter prächtigen Bäumen fast ganz verborgen. Belebt wird das Bild durch ein Gewimmel von Chinesen und Siamesen, die sich vor einem chinesischen Theater drängen. Die

Schauspieler tragen schöne Goldbrokate, ihr Spiel aber ist ein ohrenzerreißendes Geschrei. Die Bühne ist zur Hälfte mit Kindern besetzt, welche aus Neugierde heraufgeklettert sind. Einen eigentümlichen, an einen Affenzwinger erinnernden Eindruck machen die siamesischen Weiber, deren jede ein nacktes Kind vor sich im Arm hält, während beim Gehen die Kinder rittlings über die rechte Huft getragen werden. Bei kleinen Kindern sieht man sehr häufig an den Fuß- und Handknöcheln klotzige, silberne Spangen und um die Lenden eine Schnur, an der kleine silberne Feigenblätter, Herze u. s. w. hangen. Dies sind die einzigen „Kinderkleider“ in Siam.

Korat, 27.—29. Januar 1901.

Die normalspurige Staats-Bahn von Bangkok nach Korat (264 km) mit einer Zweiglinie von etwa 40 km ist neben der Privatbahn nach Paknam an der Menam-Mündung (14 englische Meilen) die einzige Eisenbahn in Siam. Erbitterte wirtschaftlich-politische Kämpfe sind mit dieser Bahn verknüpft; früher stand sie nämlich unter englischer Kontrolle, jetzt unter deutscher; unter den europäischen Beamten herrschen deshalb nun die Deutschen vor. Auch das Material der Bahn wurde früher großenteils aus England, jetzt mehr aus Deutschland bezogen. Überhaupt haben die Deutschen in Siam, namentlich auch in der Schiffahrt, große Fortschritte gemacht.

Zuerst führt die Linie etwa 120 km das flache Menamtal aufwärts, durch eine ununterbrochene, meist von Reisfeldern oder etwas Wald und Dschungel bedeckte Ebene. Die Hütten und Dörfer sind armselig, nur wenigen Niederlassungen begegnet man. Hie und da wird der östliche Seitenarm des Menam sichtbar, dessen Ufer von hohem Palmenwald bedeckt sind. Das Leben auf dem Fluß ist rege; es verkehren ziemlich viele kleine Dampfer, die hinter sich oft lange Reihen von siamesischen Kähnen schleppen: Die Bevölkerung scheint sich um die Flüsse zu konzentrieren. Von Zeit zu Zeit überschreitet die Linie einige Querkanäle. Auf den Feldern beobachtet man wenig Arbeitende und diese wenigen sind meistens Frauen; Männer sieht man in Siam fast nie arbeiten. Der geschnittene Reis wird häufig auf einer Art Schlitten transportiert, sowohl in den versumpften Gräben als auch auf dem trockenen Felde. Die einzigen Arbeitstiere sind wie in Cochinchina Ochsen und Büffel. Letztere sieht man häufig im Wasser oder Schlamme baden. Die sie hütenden Weiber durchschwimmen mit ihnen, wie Zirkusreiterinnen auf dem



Dorf am Menam [S. 226]

Rücken des Tieres stehend, die tiefsten Teiche. Nicht selten beobachtet man einen weidenden Büffel, auf dem sich ein kleiner, weißer Storch behaglich niedergelassen hat.

Etwa halbwegs, bei Genkoi, beginnt die kürzlich eröffnete Strecke bis Korat. Ganz unvermittelt tauchen wie in Cochinchina steile, teils felsige, teils bewaldete Berge von einigen Hundert Metern Höhe auf, die wie hingestellte Theatercoulissen aussehen; einige sind stark zerklüftet, andere verlaufen ruhig und erinnern mehr an den Jura. Die Bahn muß diese Berge überschreiten, um auf das Hochplateau von Korat hinauf zu gelangen. Die Maximalhöhe der Linie liegt auf zirka 400 m, die Maximalsteigung beträgt 2,2 %; die Radien sind stellenweise sehr klein. Sobald die Ebene aufhört, treten Wälder an die Stelle der Reisfelder; teils ist es lichter Wald, teils sind es Wiesenplätze, unterbrochen von kleineren Baumgruppen; namentlich trifft man schönen Bambus, der mit seinem eigentümlichen Grün und den scharfen, eleganten Blättern wohl einer der schönsten Bäume ist. Die Bambus sind hier nicht wie in Japan einzelne hohe dünne Stämme, sondern gleichen mehr freistehenden, riesenhaften Sträuchern. Auf der eigentlichen Gebirgsstrecke führt die Bahn durch zauberhaften Urwald. Kuppen, Abhänge, tiefe Einschnitte und breite Täler sind mit undurchdringlichem Wald bedeckt: hohes, wucherndes Gebüsch, aus dem gewaltige Bäume, an unsere Eichen erinnernd, hervorragen. Ein dichtes, z. T. von blühenden, hellen Blumen übersätes Gewirr von Schlingpflanzen ist über dem Unterholze ausgebreitet

und klettert an den hohen Stämmen empor oder schlingt sich wie Guirlanden von Baum zu Baum. Das Grün ist trotz der Trockenheit von vollkommener Frische, in seinen Tönen satt und kräftig. In der Mittagsglut durchfährt man gerade die Berggegend, wenn unter den fast senkrechten Sonnenstrahlen, die keine sichtbaren Schatten werfen, alles zur höchsten Farbenwirkung kommt. Prachtvoll ist das helle Granatrot der Baumwollbäume, das aus dem gedämpften Grün des Bambus hervorleuchtet.

Von Ansiedelungen ist fast nichts zu sehen, da diese abseits von der Bahn liegen und die Linie zudem durch besonders menschenarme Striche führt, doch soll das Land bis Korat für Reisfelder anbaufähig sein.

Das Rollmaterial der Bahn ist miserabel, die in England gebauten Waggon sind von schweizerischem Typus; die II. Klasse — I. gibt es nicht — gleicht einem schmutzigen Hundestall, und der Lärm ist derart, daß man kaum das eigene Wort versteht. Als Gast des Oberingenieurs konnte ich glücklicherweise in dessen wohnlichem Privatwaggon fahren, sowie auf seinem Aussichtswagen, der vor die Lokomotive gespannt wurde. So rasten wir um die scharfen Kurven herum bergab, wobei der Ingenieur und der Lokomotivführer nähere Aufschlüsse über den skandalös fahrlässigen Bremsbetrieb gaben, was — nebst einer kleinen Entgleisung — nicht zur Gemütlichkeit beitrug. Auf der etwa 120 km langen Strecke Korat-Genkoi kommt oft, da man nicht genügend bremsen kann, der Zug 1½ Stunden zu früh unten an. Die Bahn kostete 18,000,000 Tical*, fast doppelt so viel als sie veranschlagt war. Gebaut wurde sehr langsam; etwa 40 km im Jahr. Der Unterbau ist gut. Jetzt wird eine Linie nach Chieng-Mai in der Richtung gegen Birma gebaut, ca. 700 km.

Korat, der Endpunkt der Bahn, ist eine Stadt von etwa 40,000 Einwohnern, großenteils Chinesen. Es liegt auf einer ziemlich öden Hochebene, die von lichtem, mit Weideland durchsetztem Wald bedeckt ist. Die Stadt scheint früher größer gewesen zu sein; zunächst durchschreitet man eine Vorstadt mit vielen Chinesen-Läden: eine einzige lange Straße. Die Häuser sind etwas anders als unten im Menam-Tal, doch sind es auch hier elende Baracken. Am Ende dieser Straße überschreitet man einen Graben, welcher der halb zerfallenen Stadtmauer entlang führt. Die Stadt selbst besteht, wie die äußeren Quartiere, wieder nur aus einer endlos langen Straße. Rechts und links, obwohl innerhalb der Stadtmauer, ist Palmenwald. Fast jedes Haus birgt einen Laden. Der

* Der Tical ist die siamesische Münzeinheit (Silber) und hat einen Wert von ca. Fr. 1.45.

Handel ist auch hier wie in Bangkok fast ausschließlich in den Händen von meist mit Siamesinnen verheirateten Chinesen und die feilgebotenen Waren sind größtenteils europäischer Provenienz und von geringster Qualität. Etwas Bemerkenswertes ist in Korat nicht zu entdecken, außer den langen Zügen von mit Ochsen bespannten Wagen, welche zum Transport der Waren nach und aus Laos und den umliegenden Gebieten dienen. Unter der Bevölkerung finden sich schon ziemlich viele Laos-Leute: die Weiber tragen die Haare lang und hinten zusammengebunden. Auch die Dessins ihrer Hosen (Pa-Poon und Sarong) zeigen Abweichungen gegenüber der siamesischen Tracht.

Korat hat ein großes Hinterland, zu welchem das Laosgebiet am oberen Mekong gehört. Die Ausfuhrartikel sind Seide, Büffelhäute und Büffelhörner. Die Laos-Rohseide ist in der Farbe der chinesischen ähnlich, aber sehr grob, doch sollen die daraus hergestellten Laosgewebe (Handarbeit) von sehr guter Qualität sein. Muster und Farben sind hübsch: helle, den schottischen Shawls ähnliche oder lange, schmale, meist dunkelgrüne oder dunkelrote Tücher mit breiten Rändern an beiden Enden.

Korat gehört bereits zur französischen Interessensphäre, liegt aber noch nicht innerhalb der französischen Zollzone. Der siamesische Handel ist gewaltig geschädigt worden durch die großen Gebietsabtretungen an Frankreich. Ein französischer Konsul residiert in Korat, der einzige auf dem Platze. Groß ist die Furcht der Siamesen vor Frankreich, dennoch veranlassen sie durch ihre Dummheit immer Reibereien, was den Franzosen, die auf gute Gelegenheit zu weitern Annexionen spähen, sehr erwünscht ist.

4. Singapore.

Singapore, 4.—9. Februar 1901.

Der Dampfer „Korat" ist eines der Schiffe, welche der „Norddeutsche Lloyd" kürzlich nebst vielen andern von einer englischen Gesellschaft erworben hat. Fast der ganze Schiffsverkehr mit Siam liegt jetzt in deutschen Händen. Die Fahrt von Siam nach Singapore bot wenig Abwechslung; man blieb immer auf hoher See. Trotz schönen Wetters ging ein heftiger Ostmonsoon und verursachte gewaltiges Rollen des

Schiffes. An Bord befanden sich etwa sechzig Stiere, von denen die einen infolge des hohen Seegangs übereinander stürzten und die Beine brachen.

* * *

Die Einfahrt in Singapore bietet kein landschaftlich hervorragendes Bild. Die Halbinsel Malacca, die Insel von Singapore und die gegenüberliegenden holländischen Inseln sind nahezu flach und reich bewaldet, namentlich mit Kokospalmen. Singapore, obwohl größtenteils hübsch gebaut, kommt wegen seiner Lage in der Ebene weniger zur Geltung als Hongkong. Die Reede wimmelt von Dampfern und Segelschiffen, meist kleinen und mittelgroßen; die englische, holländische und deutsche Flagge sind am stärksten vertreten. Die Sampane der Chinesen sind dieselben wie anderwärts, dagegen haben die Malaien und Indier lange Kähne mit hohen Aufstülpungen vorn und hinten. Am Ufer zieht sich ein hübscher Quai hin; dort befinden sich die große englisch-gotische Kirche, das ansehnliche Raffles-Hotel und ein großer Spielplatz mit dem Standbild des Sir Stamford Raffles. Hübsche Gebäude sind auch das Polizeigericht, die Hongkong-Bank und einige Geschäftshäuser. Die Stadt macht einen rein europäisch-kontinentalen Eindruck; die Häuser haben vielfach gedeckte Lauben wie in Bern, unter denen die Trottoire durchführen. Die Chinesenquartiere weichen von der Bauart der entsprechenden Viertel in Hongkong, Bangkok u. s. w. ab und erinnern mehr an Italien. Unschön ist der ultramarinblaue Anstrich, den die Chinesenhäuser zu Ehren des chinesischen Neujahrs jeweilen erhalten. Einen eigentümlichen Kontrast zu der fast ganz europäisch aussehenden Stadt bildet ein nahes malaisches Pfahldorf. Im Ganzen bietet Singapore neben Hongkong und Bangkok nicht viel Neues, nur die Bevölkerung ist noch gemischter, da außer den Chinesen und Malaien auch viele Indier verschiedener Rasse hier leben.

Auf den Hügeln hinter den eigentlichen Stadtteilen von Singapore liegen die Villenquartiere der Europäer, der schöne botanische Garten, der Rennplatz und die Wasserwerke. Das Reservoir der Wasserwerke ist ein ziemlich großer See mit weiten Verzweigungen und dicht bewaldeten Ufern; bis dahin wagen sich sogar die vom Festland über die Meerenge von Johore herüberschwimmenden Tiger vor. Einige Privatgärten von Europäern sind sehr ausgedehnt und äußerst reich an Baumsorten, trotz der prächtigen Vegetation machen sie jedoch keinen großen Eindruck, denn es fehlt das künstlerische Motiv in diesen Anlagen.

Government House, die Residenz des englischen Gouverneurs, liegt auf einer mäßigen Anhöhe hinter der Stadt inmitten prachtvoller Baumgruppen und Wiesengründe. Das Innere und Äußere des Baues zeichnet sich durch geschmackvolle Einfachheit und große Dimensionen aus. Der Gouverneur ist ein typischer, älterer englischer Gentleman von sehr sympathischem Wesen. Er scheint sehr wohlwollend gegenüber den Eingebornen und den Chinesen zu sein und mit der politisch liberalen und streng freihändlerischen Kolonialpolitik durchaus zu sympathisieren. Keine Spur von dem verletzenden Hochmut gegenüber den Asiaten bemerkt man hier, dem man bei Deutschen und ganz besonders bei Franzosen so oft begegnet.

Es gibt nur ein und dasselbe britische Reichsindigenat, dessen staatsrechtliche Bedeutung nicht verschieden ist nach der Rasse und Farbe des Staatsangehörigen, sondern nur nach dem besondern Staatsrecht der einzelnen Reichsteile. Ein britischer Untertan chinesischer Abkunft hat dieselben politischen — wenn auch nicht weitgehenden — Rechte in Singapore wie ein hier domizilierter Engländer; er hat aber auch in England dieselben Rechte wie ein dort geborner Engländer; das gilt auch für die 200·000,000 Indier. Allerdings hat diese Liberalität für das eigentliche Großbritannien keine Gefahren, da die in den Tropen gebornen farbigen Untertanen nie in großer Zahl sich dort ansiedeln können; um so heftiger wehren sich die subtropischen Kolonien, wie Australien, gegen die Zulassung farbiger Landsleute.

Während in Französisch-Indochina das Bürgerrecht nur ausnahmsweise an einzelne Eingeborne verliehen wird und in Niederländisch-Indien die Javaner kaum als holländische Untertanen, geschweige denn als Staatsbürger betrachtet werden können, wird in den britischen Kolonien jeder Eingeborne durch die Tatsache der bloßen Geburt auf britischem Boden britischer Volluntertan. Die Gleichstellung der Chinesen und anderer fremder Rassen mit den Europäern geht so weit, daß in den Schwurgerichten nicht selten Farbige über Europäer zu Gericht sitzen. Die reichen Chinesen von Singapore leben halb europäisch, bewohnen europäische Villen, halten englische Equipagen und malaiische Diener, sogar europäische Maitressen. Die Europäer behaupten, daß diese britischen Chinesen unverschämt seien und viele ihrer ursprünglichen guten Eigenschaften eingebüßt hätten, jedenfalls sind sie fast ausnahmslos Parvenus der schlimmsten Sorte.

Das autokratische, parlamentarische Institutionen ausschließende System der Kronkolonien ist überall da nötig, wo die Nichteuropäer die Mehrheit bilden. In Singapore, Hongkong u. s. w. sind die „weißen"

britischen Untertanen in verschwindender Minorität. Würde diesen Kolonien „Homerule" gewährt, so fiele den farbigen Untertanen auch das Wahlrecht zu, wie z. B. in Neuseeland den allerdings nicht zahlreichen Maori. Unfehlbar würden dann die entsetzlichen Zustände entstehen, welche in den Negerrepubliken Westindiens herrschen. An allen Plätzen, wo viele Chinesen leben, besteht das Amt eines Chinese-Protector; dieser ist ein in China ausgebildeter englischer Beamter. Ihm beigegeben ist ein Chinese Advisers Board, bestehend aus zwölf der hervorragendsten Chinesen der Kolonie; dieses Kollegium hat eine beratende Stimme in allen die Chinesen speziell betreffenden Angelegenheiten der Verwaltung. Es gibt in der Kolonie trotz der Masse hier niedergelassener Chinesen keine „chinesische Frage", denn weder die Europäer noch die Chinesen verlangen für sich politische Rechte; nur für die Munizipalität besteht ein auf Zensus beruhendes Stimmrecht. Die Organisation von Singapore ist im wesentlichen gleich wie diejenige von Hongkong. Auch hier sitzen im Legislative Council Laien, die von der Regierung ernannt werden und unter denen man die wichtigsten Bevölkerungsschichten vertreten sehen will. Malaien sind keine in dieser Behörde, weil keine genügend gebildete Leute von dieser Rasse zu finden sind; dagegen sind britische Chinesen darin vertreten, die sich überhaupt durch Loyalität für England hervortun. Die Beamten haben immerhin im Council stets die Majorität.

Die geheimen Gesellschaften, die hier wie überall, wo Chinesen angesiedelt sind, sich finden, bereiten der Regierung etwelche Schwierigkeiten. Sie beginnen stets mit politischer Propaganda gegen die jetzigen Zustände in China und enden regelmäßig als Spielhöllen. Die Mitglieder des Chinese Advisers Board haben die Pflicht und das Recht, diese Gesellschaften genau zu kontrollieren und sich alle Dokumente vorlegen zu lassen; gleichwohl ist die Aufsicht über die Chinesen ungenügend und in vielen Fällen versagt die Polizei gegenüber der chinesischen Camorra.

Die jetzt von England protegierten „Federated Malayan States" regierten sich früher selbst, übergaben aber schließlich die Verwaltung England, welches sie nun beschützt; nur Johore hat eine rein malaiische Regierung unter einem Sultan, steht aber auch ganz unter englischer Kontrolle. Der ökonomische Aufschwung dieser Gebiete ist in den letzten Jahren ganz außerordentlich. Diese Malaien-Staaten werden ausgezeichnet, und zwar im ausschließlichen Interesse der eingebornen Malaien, verwaltet; ähnlich wie auch die Holländer in ihren Kolonien zum Schutz der wenig betriebsamen, einheimischen Javaner und Malaien die Chinesen und selbst die Europäer zurückhalten.

5. Java.

Batavia, 13.—16. Februar 1901.

Die Fahrt von Singapore nach Batavia dauert zwei Tage. Abgesehen von einigen hügeligen, bewaldeten Inseln war nichts zu sehen. Das Wetter war günstig, ruhige See bei bedecktem Himmel. Der Dampfer der Koninklijke Paketvaart-Maatschapij war in jeder Hinsicht befriedigend.

Das Schiff steuert ziemlich vertikal zur Küste auf Java zu, so daß das Land erst kurz vor Batavia in Sicht kommt: ein wenig einschneidender Golf, dem einige kleine Inselgruppen vorgelagert sind; die Küste ist weithin ganz flach und mit Kokospalmen bedeckt, dahinter, etwa 70—80 km weiter südlich ragen kaum unterscheidbar im Dunste die hohen Vulkane des Preanger.

Der Hafen ist durchaus künstlich; zwei lange, sich beinahe schließende Wellenbrecher sind ins Meer hinausgebaut. Im Hafen liegen einige holländische Kriegsschiffe. Die Dampfer können direkt am Zollhaus anlegen, unmittelbar neben den Geleisen des „Staats-Spoorweg". Batavia liegt noch etwa 10 km südwestlich landeinwärts; der alte, an einem Flüßchen gelegene, unmittelbar an die Stadt anschließende Hafen ist versandet und nicht mehr benutzbar. Der neue Hafen in Tandjong-Priok ist mit der Stadt durch die Eisenbahn und einen Schiffahrtskanal verbunden.

Die Bahnlinie führt durch eine reich bewässerte, flache Uferniederung und einen wahren Palmenurwald und endigt in Kota, der Unterstadt von Batavia. Daselbst sind alle Geschäftsbureaux und Lagerhäuser, das Stadthaus und das große Chinesenviertel. Europäer wohnen hier keine. Die Häuser, welche die ziemlich breiten, saubern, aber nicht gut parfümierten Straßen einfassen, sind großenteils ein Gemisch holländischer und chinesischer Bauart, zweistöckig, geweißt, mit schmaler Front gegen die Straße und Ziegeldächern, die von zwei überragenden Brandmauern aus Ziegelstein eingefaßt sind. Daneben trifft man große, alte, hohe Häuser im holländischen Stil aus dem Anfang des 18. Jahrhunderts. Die Kanäle, welche die Stadt durchschneiden, machen einen glauben, man sei irgendwo in Holland.

Das Straßenleben ist wenig verschieden von demjenigen an andern Plätzen des Ostens, schon wegen der zahlreichen Chinesen, welche stets



Javanischer Markt in Bandong.

ihre Nationaltracht beibehalten, die sie höchstens je nach dem Grade ihres Gauner- oder Gigerltums mehr oder weniger europäisieren. Der Inhalt der Chinesenläden ist wie anderorts fast ausschließlich europäisch und zwar von allergeringster, dem Geschmack und der Kaufskraft der Asiaten entsprechender Qualität. Diese Beobachtung drängt sich einem schon auf bei einem Besuch der europäischen Importfirmen, welche fast überall ziemlich gleich eingerichtet sind, sowohl in Saigon und Hongkong als auch in Bangkok, Batavia und Singapore. Im ersten Stockwerk und im Hof sind Pack- und Lagerräume; die Aufsicht über dieses Departement hat gewöhnlich ein Chinese. Im zweiten Stockwerk befinden sich die Bureaux, meist wenige große Räume, in denen die Geschäftsinhaber mit ihren europäischen und höheren chinesischen Angestellten sitzen; auch Halbeuropäern, namentlich portugiesischen Mestizen begegnet man nicht selten. Die Bedienung besteht aus Einheimischen, welche als Laufburschen funktionieren oder die an der Decke aufgehängten großen Fächer im Halbschlaf mit ausgesuchter Faulheit an Schnüren hin und her bewegen. Die Räume sind meist von mehr als spartanischer Einfachheit. In Hongkong, wo das in den chinesischen Vertragshäfen übliche sogen. Compradore-System besteht, haben die chinesischen Angestellten ein chinesisch eingerichtetes, besonderes Bureau, wo sie unter der Leitung des sie auf seine Verantwortung anstellenden Compradore, d. h. des chinesischen Geschäftsvermittlers arbeiten. Auf langen Tischen liegen die Muster auf, welche die Klienten, Chinesen und Indier mit unglaublicher Minutiosität besichtigen. Der Chinese ist so

mit seinem ganzen Denken beim Geschäft, daß er immer alles schon bis ins kleinste Detail ausspintisiert hat, ehe er sich auf das Handeln einläßt; bei Abrechnungen und Kalkulationen ist er von unglaublicher, oft chikanöser Genauigkeit, so daß kein Europäer Vertretungen übernimmt, die ihn zur Rechnungsablegung gegenüber Chinesen verpflichten würden. Kein Zehntel Prozent Rabatt auf einer Assekuranzpolice und dergleichen kleine Beträge sind einem Chinesen zu unbedeutend. Die kleinliche Preisschinderei dieser Leute ist der Hauptgrund, weshalb die Preise auf den hiesigen Märkten so gedrückt sind, namentlich auch, weil die Chinesen die Konkurrenz und Nichtsolidarität der Europäer sehr gut auszunützen verstehen. Daher auch der billige Schund von Waren. Die ausländischen Artikel sind fast ausschließlich Baumwollstoffe, die großenteils Imitationen indischer, siamesischer, javanischer u. dgl. Fabrikate darstellen. Am ärgsten sind die Glas-, Quincaillerie-, Konfektions- und Eisenwaren, welche fast ausschließlich aus Deutschland und Japan importiert werden.

In Batavia treten, im Gegensatz zu Siam, Cambodscha und andern asiatischen Plätzen, die Chinesen in vielen Erwerbszweigen zurück gegenüber den Malaien, welche namentlich als Straßenarbeiter, Wagenführer, wandernde Eßwarenverkäufer tätig sind. Der größte Teil dieser Eingebornen aber lungert auf der Gasse, liegt und kauert überall umher, harmlos wie Kinder. Zu jeder Tageszeit sieht man sie in den trüben Kanälen baden. Überhaupt scheinen die Javaner ein reinliches Volk zu sein. Das Straßenleben ist sehr rege; unter den Fuhrwerken sieht man besonders oft den für Batavia charakteristischen Sadoe, einen gedeckten Dos-à-Dos-Wagen, der mit einem Pony bespannt ist. Daneben gibt es altmodische Kaleschen und Breaks, gezogen von schweren holländischen Kleppern, die wie die Europäer auf Java besser zu gedeihen scheinen als in andern Tropenländern. Die Malaien sind ein ziemlich hübscher Menschenschlag, mittelgroß und gut gebaut; der Kopf ist rund, das Gesicht flach, die Nase breit und wenig entwickelt, der Teint leicht bronziert, die Augen und Haare tiefschwarz. Die Frauen, denen man auf den Straßen begegnet, sind eher häßlich, da ihr Gesicht beinahe konkav ist, doch sieht man ausnahmsweise auch recht hübsche. Die Haare tragen sie glatt nach hinten gebunden. Die Kleidung ist infolge des europäischen Einflusses in Batavia nicht mehr einheitlich. Die Männer tragen meist buntbedruckte Hosen, eine helle Jacke, einen Slendang en bandoulière, auf dem Kopf ein buntbedrucktes Tuch, in Form eines niedrigen Turbans mit Zipfelknöpfen, die Frauen dagegen den bunten Sarong als Unterrock, darüber, fast den ganzen Sarong bedeckend, eine helle, dünne, lange Jacke, eine Kopf-

bedeckung fehlt. Die Farbenzusammenstellung ist meistens hübsch, eigentümlich und diskret, auch die Muster sind sehr mannigfaltig. Die Dessins und Farben lassen fast jedes Javaners Heimat erkennen.



Malaiendorf auf Java.

An die beschriebene Unterstadt von Batavia schließt sich die größtenteils von Europäern bewohnte Oberstadt „Weltevreden“ mit den Quartieren Molenvliet, Rijswijk und Noodwijk an und an diese wieder der Vorort Meester Cornelis. Der ganze Stadtkomplex ist etwa 10 km lang; zwei Vollbahnen, eine Dampf- und eine elektrische Straßenbahn sind die Kommunikationsmittel. Die etwa 4 km lange Straße von dem Geschäftsviertel zum Wohnviertel der Europäer führt längs eines breiten Kanals, welcher samt der Straße von einer Allee riesiger Bäume eingerahmt ist, die etwa unsern Platanen und Linden gleichen. Diese Avenue kann sich sehr wohl mit der Avenue de l'Arc de Triomphe messen. Die von ihr ausgehenden Seitenalleen scheinen in einen Tropenwald hineinzuführen, aber es sind nur die mächtigen Bäume der sich endlos aneinander reihenden Gärten, welche die Häuser der Europäer verbergen. Alle Dimensionen sind groß; die gewaltige Entfaltung der Bäume zwingt zu weiten Anlagen.

Die ganze Stadt hat einen streng aristokratischen, altmodischen Anstrich. Nichts Verlottertes trifft man hier, alles ist von peinlicher Reinlichkeit; die Häuser sind von der einfachen Eleganz der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Alles scheint stereotyp zu sein, alle Häuser sind weiß und fast sämtliche größern öffentlichen Gebäude haben eine dorische Säulenkolonade. Die Privathäuser, wie auch die meisten öffentlichen Bauten sind einstöckig, schmal und tief, in der Front ist überall eine offene Säulen-Veranda, die bisweilen das ganze Haus umgibt. Die Veranda ist behaglich eingerichtet und bildet das Hauptwohnzimmer;

abends ist sie hell beleuchtet und strahlt dann mit ihren weißen Wänden durch die mächtigen Bäume der Gärten hinaus ins Freie. Jedes Haus liegt etwa 30 m rückwärts von der Straße, davor befindet sich ein Rasenplatz mit Pflanzen in zahlreichen Porzellan- und Steintöpfen. Auch die meisten Läden sind in solchen Privathäusern untergebracht, so daß der Villenquartier-Charakter der ganzen Stadt durch nichts gestört wird. Was man in diesen europäischen Läden bekommt, ist nicht übermäßig teuer und, wie mir scheint, merklich besser als die Waren in den englischen Läden in Hongkong und Singapore. Viele Magazine sind sehr schön; sowohl was die Räumlichkeiten als was die Waren anbetrifft. Auf der Terrasse vor dem Hause werden den Kunden Erfrischungen serviert. In Molenvliet besitzen auch Chinesen solche europäische Häuser, die sich nur durch einige chinesische Verzierungen von denjenigen der Holländer unterscheiden.

Eine Zierde von Weltevreden ist neben seinen Grachten der „Königsplein“, ein Wiesenplan, etwa 1 km lang und ½ km breit, umgeben von prächtigen Alleen; hier liegt ein Bahnhof, das Palais des Gouverneurs, das Museum u. a. Die beiden gotischen Türme der katholischen Kirche und die auf dem grünen Wiesenplatz weidenden Kühe geben dem Ganzen einen durchaus europäischen Anstrich.

Ein besonderer Stolz der Batavier sind die Klub „Harmonie“ und „Concordia“, beide besitzen bei ihren Gesellschaftsgebäuden prächtige Gärten, in denen sich die batavische Gesellschaft bei ausgezeichneten Konzerten zusammenfindet. Die Klubgebäude sind von dem gleichen edeln, einfachen Stil wie die Privathäuser; große Säulenhallen, geräumige, einfache Säle, alles in Weiß gehalten, die Böden von Marmor. Das Ganze macht, wie die Stadt Batavia überhaupt, einen distinguierten Eindruck und unterscheidet sich vorteilhaft von dem englischen und deutschen Klubwesen des Ostens.

Die Holländer in Batavia — die z. T. schon seit vielen Generationen hier ansässig sind — haben eine eigene Etikette und ein ausgebildetes gesellschaftliches Leben. Sie sind viel unabhängiger von Europa und fühlen sich hier mehr zu Hause als die Engländer und Franzosen in ihren Kolonien, in denen ein beständiger Wechsel stattfindet. Auffallend ist auch die große Zahl europäischer Kinder, namentlich junger Mädchen, die hier ganz auferzogen werden. Das javanische Klima, sogar in dem verschrieenen Batavia, soll ihnen zuträglicher sein als das europäische. Die Kinder der Weißen tragen hier fast den ganzen Tag nichts als ein Hemd mit kurzen Hosen und keine Schuhe, so daß sie nicht wie in Europa in ihrer Entwicklung gehemmt sind.

Fast sämtliche Hotel sind nach dem sogenannten Pavillonsystem angelegt: An dem gegen die Straße gelegenen Vorplatze befindet sich das Hauptgebäude mit Veranda, Speisesaal und einigen Zimmern; daran schließen sich nach hinten zwei lange, einstöckige Gebäude mit Zimmern zu ebener Erde. Das Hotelleben ist tatsächlich so, wie es in den Reisebüchern über Java beschrieben wird, und noch viel stereotyper als z. B. in den alten englischen Hotel. Um 5 oder ½6 Uhr bringt der malaiische Diener den Kaffee, der hier im Gegensatz zu andern Plätzen Ostasiens gut ist; man erhält warme Milch und Zucker und in einer kleinen Glaskaraffe sehr starken, kalten Kaffee. Hierauf nimmt man ein kaltes Bad in den oft abgelegenen Badzimmern, wohin auch die Europäer im Sarong, der javanischen „Hose" gehen. Um 8 Uhr ist „Outbit", d. h. es werden kaltes Fleisch, Eier und Tee serviert. Dieser niederländisch-indische Tee hat ungefähr denselben bittern Geschmack wie der ceylonesische, der z. B. in England den chinesischen immer mehr verdrängt. Um 1 Uhr ist die berühmte „Reistafel", bei der zuerst in den Suppenteller abgekochter Reis serviert wird, auf den man etwa zehnerlei kalte und warme Gerichte legt: Fisch, Geflügel, Fleischkuchen, Gemüse, Spiegeleier und was die fast unerschöpfliche Speisekarte sonst noch enthält, das meiste kalt. Zum Schluß gibt es noch 1—2 warme Gänge nach europäischer Art. Von 4—6 Uhr nachmittags wird Siesta gehalten, nachdem man um 4 Uhr zum zweitenmal kalt gebadet und Tee getrunken. Um 8 Uhr findet das gute, hausbacken holländische Nachtessen statt. Der Konsum von leichtem Bordeaux ist allgemein. Die Hotelpreise sind niedriger als in den englischen und französischen Kolonien. Die malaiische Bedienung ist ruhiger und höflicher und weniger arrogant als die chinesische. Ziemlich viele Residenten wohnen als ständige Gäste in diesen Hotels oder Boardinghouses, um der Haussteuer zu entgehen.

Buitenzorg, 14./15. Februar 1901.

Mit dem Schnellzug erreicht man in 70 Minuten Buitenzorg, die Residenz des Generalgouverneurs. Die Linie führt meistens durch Reisfelder, Plantagen, kleine Palmen- und Bambuswaldungen. In größerer Entfernung erheben sich Bergketten, die jedoch halb in Wolken verhüllt sind.

Die Bahn ist schmalspurig. Das Rollmaterial ist ähnlich wie in Japan; die Lokomotiven sind teils englisches, teils deutsches Fabrikat.

Die Fahrgeschwindigkeit ist sehr mäßig, immerhin hat die Bahn mehrmals größere Steigungen zu überwinden. Das obere Dienstpersonal besteht aus Holländern, das untere aus Eingebornen. Beide Arten von Beamten zeichnen sich durch Höflichkeit aus. Die Bahnhöfe sind einfach, aber geräumig. Die Fahrpreise der I. Klasse sind ziemlich hoch, besonders für kurze Distanzen, dagegen ist die III. Klasse, namentlich für große Strecken, 4—5 mal billiger als die I.; für Eingeborne (d. h. Javaner) besteht noch ein besonderer, ermäßigter Tarif III. Klasse, der um so niedriger ist, je geringer die Distanz, so daß die Preise sich bis auf die Hälfte reduzieren. Die Eisenbahnen werden von den Javanern und Chinesen sehr stark benutzt; die III. Klasse ist hier wie auf allen Bahnen in Japan, Cochinchina und Siam von Eingebornen überfüllt. Die Rendite ist deshalb ziemlich gut; ebenso auch diejenige der zahlreichen normalspurigen Dampfstraßenbahnen, welche das ausgedehnte eigentliche Bahnnetz noch beträchtlich erweitern.

Buitenzorg liegt am Nordabhang eines flachen Bergsattels, der von den hohen, dunkel bewaldeten Vulkanen Salak und Gede gebildet wird. Die Stadt ist eine Wiederholung von Batavia-Weltevreden: dieselben gigantischen Alleen, weißen Häuser, Vorgärten und blumengeschmückten Veranden. Die Bäume übertreffen an Pracht noch die von Batavia.

Auch das Hotel entspricht demjenigen in Batavia fast bis ins Einzelne. Die einen Zimmer gewähren eine sehr schöne Aussicht auf den Salak und heißen deshalb „Bergkammern". Leider trat nur am Abend das Gebirge aus den Wolken heraus, aus denen gerade in diesen Tagen Sturzregen über Buitenzorg niedergingen. Von dem Balkon überblickt man, unmittelbar am Fuße eines steilen Abhanges, den reißenden, trüben Tjiliwong, der durch ein tiefes, von Palmenwald bedecktes Tal seine trüben Fluten dahinwälzt. Abgesehen von kleinen Dörfern der Eingebornen im nächsten Vorgelände bietet die Gegend ein Bild tiefster Einsamkeit. Jenseits des Flusses bis zum Fuße des Salak dehnt sich eine etwa zwei Stunden breite Ebene aus, die von Hügelzügen und einzelnen Kuppen unterbrochen ist. Alles bedeckt ein mächtiger Wald, in dem die Laubbäume und die Palmen miteinander an Höhe und Üppigkeit wetteifern. Das hügelige Gelände gibt dem Wald ein Relief, das bei der äußerst durchsichtigen Luft jede Feinheit der Vegetation hervortreten läßt. Darüber hinaus erhebt sich der Salak in symmetrischer Form, mit mäßig aufsteigenden Abhängen, die oben um den Krater herum in mehrere zackige Gipfel zerspalten sind. Erst nach Sonnenuntergang hob sich das Gewölk, das fast den ganzen Tag die Berge umhüllt hatte, und

im tiefen Schatten ragte eine mächtige Pyramide empor in den blaßblauen, dämmernden Himmel; im Nordwesten trat zwischen einer fernen Gebirgskette und blaugrauem Gewölk ein blaßroter Streifen Himmel hervor. Über die Waldebene war die Nacht hereingebrochen, Nebel dampfte aus dem Wald hervor, in dem sich nur noch die dunklen Baumsilhouetten auf dem grauen, qualmenden Hintergrund abhoben.



Palais in Soerabaja

Der Ruhm Buitenzorgs ist der botanische Garten, welcher auf einer Erhebung zwischen zwei Armen des Tjiliwong sich befindet. Der Park, etwa 1 ½ km lang, hat die Form eines ungleich langen Dreiecks, auf dessen einer Seite das Palais des Generalgouverneurs liegt; es ist dieses ein altmodischer, einstöckiger, weißer Bau mit Flügeln nach dem stereotypen Muster königlicher Schlösser aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Vor dem Palais dehnt sich ein gewaltiger, von hohen Bäumen umrahmter Wiesenplatz aus, auf dem sich Dutzende zahmer Rehe und Hirsche umhertreiben. Unter den Bäumen fallen namentlich solche mit Luftwurzeln auf, die einen ganz phantastischen Eindruck machen. Der botanische Garten ist ebensowohl ein Park wie ein wissenschaftliches Institut. Die Anlage ist sehr schön und das tiefe Tal des rauschenden Bergflusses ausgezeichnet verwertet. Prachtvoll ist die vor 70 Jahren angelegte Canarienbaum-Allee, welche den Park der Länge nach durchschneidet. Die hochragenden Bäume — nur in der Höhe belaubt, ihre Stämme mit Schlingpflanzen bekleidet — schließen sich zusammen zu

einem dunkeln Gewölbe. Zwischen den Stämmen durch öffnen sich stets wechselnde Ausblicke auf wundervolle Baumgruppen. Der botanische Garten ist in erster Linie ein Arboretum. Daneben besitzt er auch herrliche Wiesenplätze, einen Teich mit Lotos und Victoria Regia und einen Blumengarten, in welchem der Denkstein für Teysman, den Gründer des Gartens, steht. Von einem Pavillon, der sich auf einem steilen Abhang über dem Tjiliwong erhebt, überblickt man diesen künstlerisch und wissenschaftlich gleich reichen Tropenwald; Bambus und Palmen sind namentlich von prächtiger Entfaltung. Die Berge am Horizont bilden die Umrahmung dieser lebensfrischen, grünen Wunderwelt. Auch die Umgebung von Buitenzorg ist von hervorragender Schönheit; trotz der Üppigkeit der Vegetation herrscht überall Maß in dem Reichtum. Die ganze Landschaft ist grün, von dem saftigen Hellgrün der Reisfelder, durch die das Wasser in kleinen Wasserfällen von Terrasse zu Terrasse herabrieselt, bis zu dem düstern Graugrün der Palmen. Die herrlichen Laubbäume am Wege, die Waldboskette, die grünen Ebenen erinnern — von der tropischen Vegetation abgesehen — an eine südenglische Landschaft. Eine große Zierde Buitenzorgs sind die zahlreichen Bergbäche, welche sich rauschend durch tiefe Bergschluchten wälzen.

Bandong, 17. Februar 1901.

Zwischen Buitenzorg und Bandong durchschneidet die Bahn die gebirgigen, wenig bevölkerten Preanger'schen Regentschaften. Die Bahn windet sich hinauf durch das grüne, maeandrische Tal des Tjiliwong auf die Höhe des Sattels zwischen Gede und Salak, die heute im strahlenden Sonnenglanze zum blauen Himmel ragen. Dann treten in der Ferne lange Höhenzüge und Bergketten hervor, welche durch die außerordentliche Vielgestaltigkeit ihrer Formationen, ähnlich den Bergen von Kiushu, an vulkanischen Ursprung erinnern. Die zahlreichen Täler, Schluchten und Ravins sind in intensiver Weise für die Reiskultur benutzt, die rote, lehmige Erde scheint sich dazu zu eignen — überall rieselt und murmelt das Wasser von Stufe zu Stufe herab und in den Feldern spiegelt es den blauen Himmel wieder.

Bandong, Sitz eines Residenten, ist eine ziemlich hübsche, reinliche Stadt, in einer von Bergen umrahmten Ebene gelegen. Die ganze Anlage von Bandong, die Häuser, natürlich auch die Hotel sind ebenso stereotyp wie in Batavia und Buitenzorg. Namentlich der innere Teil ist von Europäern bewohnt; auch hier gibt es einen eleganten, großen Klub und

ansehnliche Läden. An der Peripherie liegt auf der einen Seite das Chinesenviertel, auf der andern das der Javaner. Letzteres Quartier ist halb ländlich im Gegensatz zu dem ganz städtischen der Chinesen und fast völlig im Wald versteckt. Im Schatten mächtiger Bäume liegen die Häuschen, die von kleinen Höfen oder Gärtchen umgeben und mit Bambushecken eingefaßt sind. Die Häuser besser situierter Malaien sind nach dem Muster derjenigen der Holländer gebaut, nur bestehen die Gebäude statt aus Stein, aus Brettern und Geflecht und sind viel niedriger, da die Javaner wie die Japaner am Boden sitzen. Hie und da findet man auch Eingeborne, die ganz europäische Häuser bewohnen. Überhaupt ist ein gewisser Wohlstand überall zu bemerken und selbst die armen Leute machen keinen verkommenen Eindruck.

In dem ausgedehnten „Bazar", d. h. dem Marktviertel, fallen namentlich die großen chinesischen Läden auf, welche die schönsten und geräumigsten sind, die ich je in Ostasien gesehen. Die Geschäftshäuser der Chinesen, die wie in Batavia einen halb europäischen, halb chinesischen Charakter haben, sind in langen Reihen aneinander gebaut; dazwischen liegen Marktplätze mit niedrigen, aus ein paar Pfählen und einem Dach bestehenden Buden und großen, gedeckten Hallen. Hier verkaufen Eingeborne, meist javanische Weiber, Gemüse, Obst, auch Stoffe u. dgl. Im allgemeinen treiben die Eingebornen nur Handel mit Lebensmitteln, die das Land selbst hervorbringt. Dutzende und Dutzende von Weibern handeln in den Marktbuden mit solchen Waren und überall trifft man sie längs der Straße in kleinen Ständen oder als Hausierer am Wege. Die Chinesen, hie und da auch Indier aus Bombay haben den eigentlichen Handel monopolisiert. Ihre Geschäfte führen meistens alle Artikel, welche der Einheimische braucht; man sieht hier weniger für den europäischen Konsum arbeitende Chinesenläden als in Hongkong, Singapore, Saigon u. s. w. Den Hauptartikel bilden Baumwollstoffe, bedruckte und bunt gewobene, namentlich für Sarong und Slendang, ferner Jacken, Decken, Shawls, Kopftücher u. s. w. Wie in Japan, Indochina und Siam werden auch hier in den offenen Läden alle möglichen Handwerke getrieben. Vor einem Laden sieht man z. B. mehrere Javaner Sarong, Hosen, Jacken u. dgl. auf der Maschine nähen. Sie arbeiten um geringen Lohn für chinesische Schneider. In andern Läden und Buden findet man große Mengen von Eisenwaren, Lampen, Wanduhren, Glas, Ton- und Emailgeschirr, sodann Lebensmittel, namentlich amerikanische Konserven, Spirituosen, Chamermilch, ferner japanische Streichhölzer, chinesisches Feuerwerk in großer Auswahl, da es jetzt gerade um

chinesisches Neujahr ist. Unter den Luxusartikeln figurieren viele unbeschreibliche Öldrucke von europäischen Fürsten aller Länder, sentimentale Bilderbogen u. dgl. Es scheint, als ob der Orient der Kehrichthaufen der europäischen Industrie sei.

Ein solcher Bazar bietet ein äußerst buntes Bild: in den Läden sitzen die sich sehr wichtig fühlenden Chinesen und betrachten mit einem gewissen Stolz ihren Plunder. In den offenen Markthallen wimmelt es von entsetzlich häßlichen Weibern; das Betelkauen ist hier jedoch lange nicht so häufig und ekelhaft wie in Siam. Zahllose Erwachsene stehen scheinbar planlos umher und gaffen die Vorübergehenden an. Die außerordentlich verschiedenartigen Muster der Sarong und Slendang, ihre auffallend hübschen Farbenkombinationen und die Grazie, mit der die Javaner ihre drei bis vier Kleidungsstücke zu tragen verstehen, machen einen überaus hübschen, freundlichen Eindruck. Javanische und chinesische Jungen spielen miteinander in inniger Freundschaft. Die kleinen Javaner-Knaben scheinen eine ganz verschmitzte Gesellschaft zu sein; sie haben einen schelmischen Ausdruck und sind eher häßlich und komisch wegen ihrer kurzen Oberlippen, unter welchen zwei blendend weiße Zähne hervorschauen. Die Mädchen sind hübscher, aber nicht so lustig und komisch wie die Jungen. Die chinesischen Knaben tragen eine gewisse Grandezza zur Schau, sie sind meistens gut gekleidet, halb europäisch-chinesisch, halb javanisch. Sie haben wie ihre Väter sehr oft rote, weiße oder blaue Seide zur Verlängerung in ihre Zöpfe eingeflochten, während sonst die Chinesen in Japan, Hongkong u. s. w. hiezu schwarze Seide benutzen, um den Schein zu erwecken, als besäßen sie einen großen, echten Zopf. Unter den Chinesen beobachtet man fast nur wohlhabende Leute; sie zeigen, wie fast alles in dieser Kolonie, alten, gefestigten Wohlstand. Der Kuli-Proletarier scheint in Bondong glücklicherweise ganz zu fehlen. Die chinesischen Kinder haben trotz der starken Vermischung von Chinesen und Javanern den chinesischen Typus fast unverändert beibehalten, sie sind meistens auffallend hübsch, so namentlich die Augen. Bei zunehmendem Alter kann man meist ein Häßlichwerden konstatieren, das bei den Javanern allerdings viel mehr auffällt als bei den Chinesen; ganz besonders rasch nimmt die Schönheit bei den javanischen Frauen ab, und zwar infolge früher Heirat, allzu häufiger Mutterschaft, jahrelangen Stillens und übermäßiger körperlicher Arbeit. Es gibt keine Worte, um die Häßlichkeit der alten Javanerinnen, wie übrigens auch der Siamesinnen und Cambodschanerinnen, auszudrücken. Die durch den vielen Betel dunkelrot bis schwarz gefärbten zahnlosen Mäuler sind ekelhaft,



Chinesenviertel in Soerabaja [S. 259]

die gerunzelte Haut ist gelbbraun. Da den Frauen jegliche Bildung fehlt, haben sie auch einen oft stumpfsinnigen, oft halb vertierten Ausdruck. Im Gegensatz zu den Siamesinnen tragen die Javanerinnen ihre Kinder nicht seitlich auf den Hüften oder auf dem Rücken wie die Japanerinnen, sondern in ihrem um den Oberleib gebundenen Slendang, der ihnen überhaupt als Sack dient.

Der Übergang von der Stadt zum Land ist ein allmählicher. Die Straßen sind prächtige, breite, schattige Alleen, sowohl in der Stadt als auf dem Felde. Wo die Häuser aufhören, da beginnen die Reisfelder, welche den dunkeln Bäumen der Alleen einen unvergleichlichen hellgrünen Hintergrund geben. Die Berge, welche Bandong fast auf allen Seiten umschließen, sind in ihrer untern Hälfte in Nebel gehüllt, so daß nur ihre dunkeln Spitzen und Kämme aus dem grauen Schleier hervorragen. Durch diese Verhüllung des untern Teils der Gebirge scheinen diese viel gewaltiger und bilden einen imposanten Abschluß der lachenden Tallandschaft.

In der Morgenfrühe kann man eine wahre Völkerwanderung vom Land in die Stadt beobachten. Die Javaner bringen Obst und Gemüse, Bambusholz, Scheiter und Reis auf die Märkte und in die Werkstätten; getragen wird fast alles an über die Schulter gelegten Stangen. Nicht selten sieht man Kinder ganz unvernünftige Lasten tragen. Als Zugtiere dienen meistens Stiere von stattlichem Wuchs und blendend weißer Farbe.

Es ist nicht zu viel, wenn Java der Garten der Erde genannt wird. Bandong sowohl wie Buitenzorg rechtfertigen dies. Trotz der tropischen Üppigkeit, welche die Vegetation von Siam und von Indochina noch bedeutend übertrifft, herrscht überall Maß und Ordnung und eine anmutige, unendliche Abwechslung von Wald, Alleen, Baumgruppen, Reisfeldern und Plantagen. Alle Töne von Grün finden sich nebeneinander, oft zu idealen Farbenbildern vereinigt, so z. B. das düstere Graugrün eines Zuckerpalmenwaldes neben satt reingrünen Riesenfarnen oder ein Ausblick auf die leuchtenden Reisfelder durch das kraftvolle, scharf sich abzeichnende dunkelgrüne Laubwerk des Bambus.

Der Bambus ist hier das Bauholz par excellence; der Stamm wird verwendet zu Balken, Geländern, Wasserleitungen und Brücken von z. T. recht erheblicher Spannweite. Der Bast dieser Pflanze wird zu den die Hauswände bildenden Geflechten, zu Hecken u. dgl. benutzt. Auch Bänke, Tragbahren, Leitern und hundert andere Dinge werden aus Bambusholz angefertigt.

Bandong-Maoes-Djokjakarta, 18./19. Februar 1901.

Die Fahrt von Bandong nach Maoes führt teils durch intensiv angebaute, teils durch einsame, waldige Gegenden. Die Gebirge haben einen vulkanischen Charakter. Einige Bergkegel, etwa von Form und Größe der Hegauer Basaltberge, ragen unvermittelt aus der Ebene empor. An einigen dieser sind die steilen Abhänge bis hoch hinauf angebaut. Die Bahn durchschneidet eine große, von hohen Bergketten eingerahmte Ebene, die der japanischen Landschaft in vielem ähnlich und auch in geologischer Beziehung verwandt ist. Die Talsohle ist bedeckt mit Reisfeldern und Parzellen von Palmenwald, in denen die kleinen, sehr primitiven Dörfer der Eingebornen fast ganz versteckt sind.

In Maoes hält der Zug abends 7 Uhr an, um 5 Uhr morgens die Fahrt wieder aufzunehmen. Die Führung von Nachtzügen soll angeblich in tropischen Ländern wie Java infolge der heftigen Sturzregen und Erdbeben, welche oft Erdrutschungen u. dgl. verursachen, gefährlich sein. Die Passagiere können in dem sehr guten, stereotypen Eisenbahnhotel für 5 Gulden übernachten.

Zwischen Maoes und Djokjakarta, im eigentlichen Mitteljava, durchschneidet die Bahn Gegenden, die sehr dicht bevölkert zu sein scheinen. Von den ca. 29·000,000 Javanern entfällt die Hauptmasse auf Mitteljava. Die Dörfer liegen in der Regel im oder am Walde, überall trifft man große

Reisfelder und Zuckerplantagen. Die Gebirge sind zunächst von geringer Höhe, von mannigfaltiger Formation und halb mit Wiesen, halb mit Waldparzellen bedeckt, etwa wie in den schweizerischen Voralpen, aber in der Nähe von Djokjakarta erscheinen zwei riesige Vulkane, welche aus der Ebene, dem Fujiyama ähnlich, emporsteigen und das ganze Landschaftsbild weithin beherrschen.

Djokjakarta, 19.—21. Februar 1901.

Djokjakarta ist eine der Residenzen der mitteljavanischen Fürstentümer, welchen die Holländer nach dem Untergang des mächtigen Reiches von Mataram eine gewisse Selbständigkeit gelassen. Etwa 60 km östlich von Djokjakarta liegt die andere Königsstadt Soerakarta. Diese Gebiete heißen die Fürstenländer. Der Sultan von Djokjakarta besitzt sein Sultanat als holländisches Erblehen; er und noch ein Prinz sind die alleinigen Grundbesitzer. Die gesamte Regierung über die Javaner liegt in seinen Händen, aber er führt sie unter der steten Kontrolle des ebenfalls in Djokjakarta residierenden holländischen Residenten, dem eine Garnison zur Seite steht. Der Sultan hat eine Zivilliste von zirka einer halben Million Gulden. Seine Ländereien vergibt er als Unterlehen an den einheimischen Adel, der bei den an allem Alten hängenden Javanern großes Ansehen genießt. In besonders wichtigen Angelegenheiten muß die Entscheidung dem holländischen Generalgouverneur überlassen werden, so über die Todesurteile, da früher einige dieser Sultane auch nach ihrer Unterwerfung das asiatische Regiment glaubten weiterführen zu dürfen; z. B. ließ ein solcher Fürst aus neronischer Mordlust tausend Weiber vor seinen Augen von Tigern zerfleischen. Trotz seiner Unterwerfung unter Holland steht der Sultan in den Augen der Javaner noch jetzt da wie ein Halbgott. Wenn er ausfährt, läuft das Volk von überall herbei, in der Meinung, der Anblick des Herrschers gewähre ein längeres Leben.

Die Selbstverwaltung der Eingebornen durch ihren angestammten Adel hat sich als gut und billig erwiesen; inländische Beamte von ziemlich hohem Rang erhalten nur etwa 50 Gulden im Monat; sie begnügen sich eben in der Hauptsache mit dem großen Prestige-Einfluß, den sie beim Volke als Diener des fast abgöttisch verehrten Fürsten genießen. Von der holländischen Königin wissen die meisten Eingebornen nichts Bestimmtes, außer daß im fernen Holland, von dem sie sich keine Vorstellung machen können, der Maha-Radja (d. h. großer König) seine Residenz hat.

Das Land, das nicht den einheimischen Fürsten gehört oder in ander-

weitigem Privateigentum steht — ein verhältnismäßig seltener Fall — ist Gemeindebesitz in ähnlicher Weise wie unter dem Mirsystem in Rußland. Wie dort findet auch hier ein Austausch der Landloose von Zeit zu Zeit statt. Die Gemeinde heißt Dessa. Nur ein Drittel ihrer Ländereien können Fürsten und Gemeinden zu industriellen Zwecken verpachten; zwei Drittel müssen sie selbst bebauen. Sonst würde jetzt so viel verpachtet für Zuckerproduktion, daß nicht mehr genug Reis zur Ernährung des Volkes im Inlande selbst gebaut würde. Der Javaner kann seinem Gelde nicht Sorge tragen, er gibt sofort alles aus, was er besitzt; könnten die Javaner leicht durch Verpachtung oder Verkauf ihres Landes Geld flüssig machen, so würden sie bald ein besitzloses Proletariat, das keinen Reis aus dem Ausland kaufen könnte. Die absolutistische Bevormundung durch die Holländer ist deshalb das beste Verwaltungssystem.

Die Anlage der Stadt Djokjakarta ist großartig. Ein Netz rechtwinklig sich schneidender Alleen ist über die Stadt gelegt; die Breite dieser Straßen, der riesenhafte Wuchs der sie einfassenden Bäume, die endlosen Perspektiven der bis weit ins Land hinausführenden Alleen sind mehr als großstädtisch. Auf der einen Seite der Stadt rauscht ein Fluß in tiefer Waldschlucht. Die Stadt kann — um es paradox auszudrücken — als ein weltstädtisch angelegter Wald bezeichnet werden. In der innern Stadt befinden sich die Häuser der Europäer, die z. T. wie in Batavia in lichten Hochwald hineingestellt, z. T. innerhalb der durch die Hauptstraßen gebildeten Carrés eng nebeneinander gebaut sind und Straßen und Gassen ähnlich wie in Europa bilden. An der Hauptdurchfahrtsstraße liegt das kleine Palais des Residenten, ihm gegenüber die von einer hohen Mauer umgebenen häßlichen, alten Kasernengebäude, sowie das Schloß (Kraton) des Sultans, das jedoch nicht sichtbar, sondern durch hohe, weiße Mauern abgeschlossen ist. Die Marktbuden sind hier lange, gedeckte, auf den Seiten offene Hallen, welche nebeneinander stehen und in denen der Handel nach Warengattungen, wie Fischen, Gemüsen, Kattunen ꝛc., scharf auseinander gehalten ist. Fast nur Weiber verkaufen in diesen Marktbuden und zwar von morgens früh bis etwa um 3 oder 4 Uhr nachmittags.

Das Chinesenviertel besteht aus engen Straßen, mit meist einstöckigen Gebäuden, doch gibt es auch Chinesen, die ganz europäische, an den Hauptstraßen gelegene Häuser bewohnen und hier ganz besonders wohlhabend zu sein scheinen. Das von außen sichtbare Interieur dieser Häuser ist überall dasselbe: der Haustüre gegenüber steht in dem Empfangsraum ein Familienaltar, daneben einige Schriftmalereien in

Schwarz auf Carmoisin. Sonst ist die Einrichtung europäisch; in der Mitte des Empfangszimmers steht regelmäßig ein runder Tisch, auf dem wie in einer Konditorei Süßigkeiten in Glasbüchsen aufgestellt sind. — Djokjakarta besitzt ein chinesisches Theater.

Das Auffallendste im Straßenbild sind die indigoblauen Anzüge, welche von den Eingebornen, namentlich von den Frauen getragen werden. Die Indigofärberei ist hier eine sehr alte Industrie. Das Straßenbild wird durch das Vorherrschen der dunkelblauen Kleidung etwas düster, aber es bleiben immer noch genug Leute, welche den vielfach gemusterten Sarong tragen. Die Herstellung der Sarong ist eine Hausindustrie, alles wird durch Handarbeit hergestellt und die Eingebornen legen einen feinen Farben- und Formensinn darin an den Tag. Leider werden die echten, aber ziemlich teuren Sarong durch die maschinell hergestellten europäischen Nachahmungen mehr und mehr verdrängt.

Die hiesigen Javaner scheinen von ungleicher Abkunft zu sein, ein Teil des Volkes ist ziemlich hübsch, die feinen Züge verraten wohl rein malaiischen oder indischen Ursprung; diese Leute scheinen großenteils den obern und mittlern Ständen anzugehören. Frauen von diesem Typus sieht man — weil Mohammedanerinnen — nur höchst selten. Der andere Teil dagegen scheint noch viel Blut von der jetzt nach Neuguinea zurückgedrängten Urbevölkerung in sich zu haben. Diese sind äußerst häßlich, namentlich die Weiber unbeschreiblich. Das Gesicht ist sehr flach und breit, die Backenknochen stark vortretend, der Mund aufgeworfen, die Haare lang und in einem Tuch wie bei den Anamiten getragen. In dem Ausdruck liegt etwas Botokuden- oder Papuaartiges. Ihrer Kleidung nach scheinen diese Leute den untersten Ständen anzugehören. In Java gewinnt man den gleichen Eindruck wie in Japan, daß die Nation aus zwei ethnisch verschiedenen und sozial und politisch einander über- und untergeordneten Rassen besteht.

Das merkwürdigste Gebäude von Djokjakarta ist der alte Kraton oder das sog. Wasserkastell, ein längst verfallenes Lustschloß der Sultane, welches in seinen ausgedehnten Anlagen und in der Kombination von Park und Ruinen gewissermaßen eine arabisch-indische Wiederholung der Villa Adriana darstellt. Durch eine Allee gelangt man zum Eingangstor, das mit von den Hindu-Ruinen der Umgebung geraubten Fratzen- und Ornament-Skulpturen gleich andern Teilen des Kratons geschmückt ist. Alle Bauten sind aus Ziegelstein und mit einer Art grobem Zement überdeckt, was wie in Siam den Verfall sehr schnell fortschreiten läßt. Der Park, den man betritt, ist durch niedrige, weiße Mauern ähnlich dem



Araberviertel in Soerabaja [S. 259]

jetzt noch benutzten Sultanpalast selbst in rechteckige Abteilungen von verschiedener Größe eingeteilt. Längs des Weges stehen Töpfe mit kleinen Bäumchen, dahinter mittelgroße Laubbäume und hohe Cocospalmen. Hellgrünes Moos bedeckt die feuchten, zerfallenden Mauern, überall wuchert Unkraut, alles ist dem Verfall preisgegeben. Einige armselige Hütten sind in den Park hineingebaut, welcher als solcher gänzlich aufgegeben ist. Dem Eingang gegenüber befindet sich im Boden vertieft, von hohen, halb eingestürzten Mauern eingerahmt, ein rechteckiger Hof, in den durch zwei dunkle Gewölbe Treppen hinabführen. Hier liegen zwei quadratische, von grünen Pflanzen bedeckte Teiche und auf zwei Seiten befinden sich lange Pavillons aus Stein, deren einer einen ins Wasser heraustretenden Vorbau in arabischer Bauart besitzt.

Dieser Teil des Parkes ist in hohem Grade malerisch, ein verwunschenes Märchenschloß mit zerfallenen Mauern, von denen bemooste Teufelsfratzen herabschauen, und mit geheimnisvollen, tiefen Teichen in der Einsamkeit und Stille eines verwilderten Palmenhaines. Nachdem man einige hundert Meter weiter durch den Park gewandert, gelangt man zu dem großen Badehaus des Sultans, einem turmartigen, aber ziemlich niedrigen Rundbau, der von kleinen Pavillons flankiert wird und in manchem an römische Bauten erinnert. Die Fenster sind viereckig oder rundbogig. In der Nähe befinden sich noch zahlreiche andere, von der Vegetation zum Teil schon ganz verschlungene Bauten. Imposant ist vor allem die Ruine des auf einer kleinen Erhebung gelegenen Palastes. Es ist dieser ein langes, nicht tiefes Gebäude, von zwei Stockwerken mit einem Mittelbau und zwei Seitenflügeln. Im ersten Geschoß ist eine Halle, deren Decke aus vier gleichseitigen Dreiecken besteht, sonst bilden die Gewölbe Spitzbogen. Die Fenster sind nach außen schießschartenartig

verengert. Die Dächer, wie alles andere ebenfalls aus Zement, zeigen ein rhombenförmiges Muster, die Aufstülpungen des Dachrandes sind augenscheinlich chinesischen Ursprungs; die Wölbungen der innern Gemächer bilden meistens der Gotik verwandte Spitzbogen.

Über dem zweiten Stockwerk ist eine Terrasse, zu der auf der Außenseite des Mittelvorbaues Treppen hinaufführen. Die Aussicht von oben ist wundervoll. Das Schloß überschaut den ganzen Park: unmittelbar vor dem Gebäude lag ein großer, rechtwinkliger See, der jetzt ausgefüllt und in ein Gemüsefeld verwandelt ist. Im ganzen Umkreis erblickt man einen endlosen Wald von Palmen und hohen Waldbäumen, in deren üppigem Blätterwerk die große Sultanstadt fast ganz verschwindet, und darüber hinaus Reisfelder, abwechselnd mit Wald, und am Horizonte die gewaltigen, dunkeln Abhänge der im Nebel und in Wolken sich verlierenden Vulkane.

Die ganze Anlage des Wasserkastells macht einen einheitlichen Eindruck, trotzdem arabische, chinesische und indische Elemente in der Architektur vorkommen. Immerhin sind mohammedanische Kunstformen vorherrschend. Alle Gegensätze aber lösen sich auf in dem tragischen Verfall dieser Pracht und der geheimnisvollen Einsamkeit, die alles umgibt.

Der berühmte Boroboedoer, eine der gewaltigsten Bauten buddhistischer religiöser Kunst auf Java liegt etwa 40 km von Djokjakarta entfernt. Ein Viererzug von Ponies bringt einen bei einem einzigen Pferdewechsel in unausgesetztem Trabe dorthin.

Die Alleen der Stadt setzen sich als solche endlos fort ins Land hinaus und bilden oft durch die hohen, sich ganz zusammenschließenden Bäume wahre Tunnel. Zu beiden Seiten des Weges liegen Reisfelder, aus denen sich auf Bambusstangen die Häuschen der Flurwächter erheben. Ziemlich parallel zur Straße, zum Teil auf dieser selbst, läuft die Dampfstraßenbahn Djokjakarta-Magelang. Diese über ganz Java verbreiteten Straßenbahnen münden in die Bahnhöfe der Hauptlinien ein und versehen durchaus denselben Zweck wie eigentliche Lokalbahnen, sind aber in ihrer Anlage natürlich viel billiger als solche.

Die Ortschaften sind stets in die Bäume hineingebaut und liegen meist längs der großen Landstraße. Die Zugänge zu den Dörfern, oft auch die zu den einzelnen Häusern und Häusergruppen, sind durch Tore aus Bambus, hie und da auch durch Steinportale markiert. Auffallend sind die zahlreichen Taubenhäuschen, welche sich auf hohen Stangen in den Höfen erheben.

Die Gegend ist dicht bevölkert; man passiert mehrere langgestreckte Marktflecken mit vielen Chinesenläden; viele Häuser verraten die Wohlhabenheit ihrer Besitzer. An einigen Orten finden sich auch die offenen Markthallen der Javaner, die in kleinen Dörfern nur winzige Hüttchen von kaum 1 m Höhe sind und je nur einem Weibe Obdach bieten.

Der Boroboedoer liegt in einsamer Gegend auf einer ungefähr kreisförmigen Anhöhe. Der Hügel erhebt sich aus der großen, fruchtbaren Ebene von Djokjakarta, in der Reisfelder und Palmenwälder abwechseln. Der Horizont ist begrenzt von den himmelragenden Vulkanen des Merapi, Merbaboe und Soembing, welche mit ihren dunkeln Lavawänden aus der hellgrünen Ebene aufragen und sich in ihren schneeweißen Wolkenkappen verlieren. Im Westen zieht nicht weit vom Boroboedoer sich eine Bergkette hin, welche fast unbewaldet ist, und an der aus den grünen Wiesen oft das rote Gestein hervortritt. Die Abhänge zeigen starke Erosion und der Kamm ist in scharfzackige Hörner zerfallen.

Der Boroboedoer ist kein eigentlicher Tempel, sondern ein riesiges massives Monument von der Form einer Stupa (hier Dagob genannt), aber nicht in die Höhe entwickelt, und erinnert mehr an eine flache, mit Steinen bedeckte Erdkuppe. Die Grundform ist quadratisch; der größte Durchmesser mag etwa 100 m betragen. Der ganze Bau besteht aus fünf quadratischen und drei kreisförmigen Etagen und ist von einem kuppelförmigen Aufbau gekrönt. In der Mitte jeder der vier Seiten führen Treppen empor und um jede Terrasse herum läuft ein offener Gang, der eingefaßt ist von der Mauer der nächsten Etage und von einer hohen Brüstung nach außen. Die Wände sind ganz mit Basreliefs bedeckt, im ganzen 1504 Stück; die Umrahmung dieser bilden Flachornament-Skulpturen. Auf den Brüstungen stehen jetzt meist zerfallene Buddhabilder, im ganzen existieren nur noch 441. Auf den obern drei runden Etagen befinden sich 32, 24 und 16 Stupen aus durchbrochenem Stein, unter denen wieder Buddhastatuen stehen. Viele dieser Bauten sind eingestürzt. Auf der obersten Terrasse erhebt sich eine größere, ihrer Spitze beraubten Stupa, in deren Innerem ein unvollendetes, von Schutt und Erde fast ganz bedecktes Buddhabild steht. Von dieser obersten Stupa überschaut man die weite, herrlich grüne Talebene: ein Bild tiefster Einsamkeit, da die Dörfer im Wald gänzlich verschwinden. Der nahe Gebirgszug mit seinen zackigen Hörnern bildet einen fast unheimlichen Hintergrund zu der gewaltigen Ruine, die von oben gesehen, fast einem düstern Steinmeere gleicht.

Die Hauptschönheit des Boroboedoer sind die Skulpturen, welche den Charakter von Basrelief haben, jedoch stark plastisch gearbeitet sind. Sie haben rechtwinklige Form und sind zum Teil in Felder eingeteilt; sie stellen Szenen aus Buddhas Leben und der Geschichte von Königen dar. Was Ausführung, realistische Darstellung und namentlich Komposition anbelangt, übertreffen sie entschieden das Fries des Tempels von Aegina, bleiben aber weit hinter den Parthenon-Friesen zurück. Das Hervorragendste ist die Zusammenstellung der Figuren auf den Bildern, welche im höchsten Maße lebensvoll ist und trotz des Reichtums jede Überhäufung vermeidet. Die Relief sind in das Mauerwerk, welches am ganzen Tempel aus Granit besteht, eingemeißelt und haben sehr gelitten dadurch, daß infolge von Erdsenkungen die ziemlich kleinen Steine der Mauern auseinandergerutscht sind.

Die Buddhastatuen zeigen keine große Abwechslung und sind ziemlich geistlos; ganz hervorragend schön aber sind die Profile der Mauern, an welchen die gerade Linie vorherrscht neben einer Fülle von flachen Hohlkehlen und konvexen, zum Teil konkav-konvexen Sockelpartien. Trotz der sehr reichen Gliederung der Mauern machen diese doch denselben monumentalen Eindruck von Einfachheit wie dorische Tempel. Die sehr flachen Ornamentrelief, welche fast alle Bänder bedecken, zeigen äußerst reiche, aber durch die wenig plastische Ausführung gemäßigte Ornamente. Die ganze Architektur macht einen rein arischen, nahezu graecolateinischen Eindruck, ähnlich wie die Ruinen von Angkor, die wie der Boroboedoer von Hindu-Eroberern herstammen. Keine einzige Inschrift gibt Kunde über den Tempel, der etwa im 9. Jahrhundert n. Ch. erbaut worden sein soll.

Als Gesamtbaute — von außen betrachtet — enttäuscht der Boroboedoer; er gleicht trotz der starken und reichen Gliederung einer unförmlichen Steinmasse, die fast aussieht wie ein Riesenigel. Zudem wird der Anblick noch dadurch beeinträchtigt, daß der Bau, der die Kuppe eines Hügels bedeckt, nur in ziemlich starker Verjüngung — wenigstens von der Nähe aus — sichtbar ist. Die untern Stockwerke scheinen der Sockel eines gewaltigen, Torso gebliebenen Monuments zu sein. Möglicherweise ist diese Anlage symbolisch aufzufassen, da nach Ansicht holländischer Archäologen die untern Buddhabilder des Boroboedoer die Welt der irdischen Wünsche, die mittleren die der Formen, die obersten aber die formlose, absolute Welt bedeuten, weshalb das oberste Buddhabild unvollendet gelassen, da die Menschen das Göttliche nicht wiederzugeben vermögen. Die durchbrochenen Steinstupen der mittleren Partie stellen

den ahnenden, der Welt bereits entrückten Buddha dar, während der gewaltige, massive Unterbau die Schwere der die Seele zur Erde niederziehenden Leidenschaften versinnbildlichen.

Djokjakarta-Tosari, 22./23. Februar 1901.

Fahrt von Djokjakarta zunächst nach Soerabaja, an der Ostküste von Java. Die Gegend ist unbedeutend, Reisfelder und Zuckerpflanzungen wechseln miteinander ab; stellenweise trifft man auch verwilderten Wald. Sanft aufsteigende hohe Vulkane geben der Landschaft das Hauptgepräge. Die Ähnlichkeit dieser Gegend mit derjenigen Japans ist sehr groß: die dem Fujiyama gleichen, vulkanischen Berge, die grünen Reisfelder und hohen Laubbäume, die dunkelblaue Tracht der auf dem Felde arbeitenden Eingebornen. An einem Fluß fischen einige Leute mit den großen, auch in Japan gebrauchten Netzen, welche, an zwei diagonal gekreuzten Bambusstangen befestigt, an einer großen Stange gehalten werden.

Zwischen den dunkel bewaldeten Abhängen des mächtigen vulkanischen Massivs des Ardjoeno und dem Meer dehnt sich eine äußerst fruchtbare, sanft ansteigende Ebene aus, welche mit Reis- und Zuckerfeldern bedeckt ist, aus denen da und dort der weiße Schlot einer Zuckerfabrik aufragt. Parallel zum Strande führt die große Landstraße nach Ostjava, eine Allee von Riesenbäumen, in deren Schatten kleine Ortschaften und Marktplätze eingenistet sind.

Von Soerabaja geht es in östlicher Richtung der Küste entlang nach Pasoeroean. Dieses ist ein stilles Städtchen, einst ein bedeutender Hafen, der jetzt durch das benachbarte Soerabaja gänzlich zurückgedrängt ist. Auch hier dieselbe gartenartige Anlage der Stadt wie in Batavia u. a. O.

Östlich vom Ardjoeno-Massiv erhebt sich, mit diesem durch einen bis auf 500 m sich herabsenkenden Sattel verbunden, der Tengger, ein Riesenvulkan, aus dessen ursprünglichem Krater sich vier innere Vulkane erheben. Alle diese Vulkane zwischen Djokjakarta und dem Tengger haben eine ziemlich regelmäßige Pyramidenform, ihre Abhänge sind von tiefen Ravins eingeschnitten, welche radiär vom Krater aus gegen die Fußperipherie auseinanderlaufen. Die Bewaldung der Abhänge läßt die Berge besonders dunkel erscheinen inmitten der hellgrünen Reisfelder. Die Landstraße, welche von Pasoeroean bis an den Fuß des Tengger führt, ist eine etwa 15 km lange, parkähnliche Allee, aus welcher man immer Ausblicke auf die leuchtenden Reisfelder hat. Allmählich steigt der Weg an. Die sich schon deutlich geltend machenden Rippen des üppig bewaldeten Vulkans lassen



Eingebornen-Hütte in Tengger [S. 255/6]

die Schönheit der Bäume zur vollen Geltung kommen. In unausgesetztem, scharfem Trab fährt man bergauf, eine unbeschreibliche Schinderei für die kleinen Java-Ponies. Auf der Höhe von 630 m, in Poespo, rastet man in einem ziemlich primitiven Hotel, das einem seit 1860 in Java lebenden, 70jährigen Schweizer gehört, der es in der holländischen Kolonialarmee zum Wachtmeister gebracht hatte.

Von hier aus wird die Reise im Sattel fortgesetzt. Der Wald nimmt in dieser Höhe den Charakter unseres Hochwaldes an. Auch ziemlich viele Teeplantagen trifft man hier, diese sind teilweise durch Tausende von Quadratmetern bedeckende Dächer künstlich gegen Sonne und andere Witterungseinflüsse geschützt. Je höher hinauf man kommt, desto spärlicher ist die Vegetation, namentlich die der Laubbäume. Da wo die Waldzone aufhört, beginnt die Gemüsezone. Auf einer Höhe von etwa 1200 bis zu 2400 m sind nämlich fast alle Abhänge mit europäischen Gemüsen bepflanzt: Kartoffeln, Kohl, Zwiebeln. Unabsehbar dehnen sich die Gemüsefelder aus, welche die Abhänge der tiefen Bergtäler bedecken; Quadratmeilen und Quadratmeilen nichts als Gemüse und immer wieder Gemüse, alles sorgfältige und regelmäßige Anlagen. Das schöne Grün dieser Pflanzungen kontrastiert eigentümlich mit dem düsteren Graugrün der Tjemara-Bäume, welche den Lärchen ähnlich, aber keine Koniferen sind. Während die einen dieser Bäume in ihrer Form und mit ihren Bartflechten an Wettertannen erinnern, gleichen andere mehr Pappeln.

Auf den Terrassen der Bergabhänge liegen die Dörfer, meist aus engzusammengedrängten einstöckigen, großen, fensterlosen Bambushäusern be-

stehend. Eine Eigentümlichkeit des Tengger-Gebietes sind die bei fast allen Häusern, aber auch an einsamen Stellen auf den Bergen befindlichen Windrädchen. Diese sind auf hohen Stangen am einen Ende eines Querholzes befestigt, während am andern ein Büschel von Zweigen angebracht ist. Letzterer wirkt wie eine Wetterfahne, und bringt das — in der Regel metallene — Rädchen in diejenige Stellung, in welcher der Wind am meisten Triebkraft auf dieses ausüben kann. Die ganze Luft ist daher bei starkem Wind weit und breit von Surren und Schnurren erfüllt, so daß man glauben könnte, in einer mechanischen Schreinerei zu sein. Die Rädchen sollen dazu dienen, den Wind durch das von ihm erzeugte Geräusch wieder zu verscheuchen, wahrscheinlich aber haben sie denselben Zweck wie die an den Bäumen flatternden Tuchfetzen der Mongolen.

Die Tenggerleute unterscheiden sich äußerlich wenig von den andern Javanern, dagegen sind die Frauen nicht so häßlich, namentlich sind die Nasen besser entwickelt, die Formen weniger früh verfallen. Ebenso unterscheiden sie sich in der Kleidung kaum von der Bevölkerung des Tieflandes, dagegen sind die Tenggerleute im Gegensatz zu allen andern Javanern ihrem Brahmaglauben treu geblieben; auch essen sie keinen Reis. Läden haben sie in ihren Dörfern so gut wie keine, dafür kommen aus dem Tale Trödler zu ihnen. In Tosari traf ich gerade zwei Indier, welche unter anderem auch Nestlé-Milch in ihren Hutten bei sich führten.

Das Tosari-Hotel befindet sich auf einer Höhe von 1777 m und hat, auf einer der vom Krater herablaufenden Rippen gelegen, eine ungefähr ebenso dominierende Lage wie das Rigi-Känzeli. Unmittelbar zu Füßen der Bergterrasse von Tosari beginnt der dunkle Wald, über dessen Wipfeln die grüne Talebene heraufleuchtet; gegenüber Tosari ragt die Pyramide des mächtigen Ardjoeno und im Norden schimmert die Bucht von Madoera. Bergaufwärts ziehen sich gegen den Tengger mit Gemüsefeldern bedeckte, tiefe Täler und Schluchten, welche sich in die stets um die Gipfel des Kraters lagernden Wolken verlieren.

Das Hotel Tosari ist gut, wie alle holländischen Gasthöfe in Indien, die ich sah. Im Garten blühen unsere europäischen Gartenblumen, die tiefer unten nicht existieren können. Nachmittags betrug die Temperatur 12° Celsius, eine empfindliche Kälte in den Tropen.

Bromo, 24. Februar 1901.

Der Bromo ist der einzige arbeitende unter den Innenkratern des Tengger. Der Weg dahin führt zunächst über einige Bergrippen hinauf

durch die Gemüsezone, dann häufen sich die Tjemarabäume und bilden zuletzt einen geschlossenen Wald. Der Weg ist steil und der Boden besteht meist aus äußerst schlüpfrigem Lehm, so daß es geradezu merkwürdig ist, daß die Ponies mit ihren Reitern überhaupt vorwärts kommen. Aber die Leistungsfähigkeit und Gewandtheit dieser Tiere ist erstaunlich; über steile, aus Bambushölzern bestehende Treppen, die nahezu Leitern zu nennen sind, klettern sie in rascher Gangart scheinbar völlig sicher hinauf und hinab. Etwa eine Stunde lang reitet man bergauf durch ein einsames Waldtal, dessen lehmiger Boden äußerst starke, z. T. ganz merkwürdige Erosion zeigt. Nichts erinnert hier mehr an die Tropen, außer einem Paar wilder Pfauen mit glänzendem Gefieder, welche aus einer hohen Tjemara aufflogen, von dem nahenden Huftritt aufgeschreckt.

Der Weg überschreitet den Kraterrand des Tengger auf dem Moengalpasse in einer Höhe von ca. 2400 m. Von hier aus öffnet sich der Blick auf das Innere des Kraters. Leider bedecken Nebel die südwestlichen Teile des Gebirgstockes und verhindern den Ausblick auf den Semeroe (3600 m), dessen rauchende Spitze die höchsten Gipfel des Tengger-Massivs noch um fast 1000 m überragt. Zu Füßen liegt ein gewaltiger Kessel, dessen Durchmesser etwa 12 km beträgt. Aus seiner Mitte ragen vier Gipfel auf: der Bromo, der Batok, der Widadaren und der Kembang, hinter welchem der zackige Südkamm des Tengger, der Ider-Ider, aufragt. Der Batok hat eine typische Vulkanform, ebenso der Bromo, jedoch ist dieser Gipfel sehr flach. Zwischen diesen innern Vulkanen und dem äußern Kraterrand dehnt sich die fast ganz ebene „Sandsee" (Dasar) aus, die etwa 100—200 m unter dem äußern Rande liegt und ein Bild größter Wildheit und Öde bietet; nur wenig spärliches Steppengras unterbricht hie und da das Grau der Sandwüste; die Abhänge der Vulkane bedeckt rötliche Lava. Beständig ziehen weiße Nebel vorbei und lassen die Krater bald verschwinden, bald wiedererscheinen; hie und da zeigt sich ein Ausblick in die ferne, sonnige Ebene am Meer oder auf lichtblaue, ferne Gebirge im Osten Javas.

Nach einem mühsamen Abstieg in die Sandsee geht es im Galopp durch die Wüste bis zum Bromo, dessen graue, mit Bimsteinen überstreute Lavawand streckenweise auf Treppen erstiegen wird. Der Krater öffnet sich plötzlich vor einem: ein etwa 500 m breiter und 200 m tiefer Schlund, dessen schwarze, rote und schwefelgelbe Wände zuerst mäßig steil, dann fast senkrecht abfallen. Der Grund ist nicht deutlich erkennbar. In der untern Kraterhälfte strömt aus zahllosen Löchern weißer Schwefeldampf und aus der Tiefe steigt ein bläuliches Gewölk in die Höhe, um

sich mit dem gespenstig über die Gipfel hinjagenden Nebel zu vermischen. Die Detonation in der Tiefe und ihr Echo an den Kraterwänden, das Gefühl, daß der Vulkan heute so gut als morgen ausbrechen könnte, und die ganze, in dem Nebeltreiben doppelt düstere und wilde Gegend: alles zwingt zu schaudernder Bewunderung.

Auf dem Rückweg vom äußern Kraterrand des Tenggers passiert man wieder die großen Tjemara-Wälder, die durchaus den Charakter unserer Alpenwälder haben. Auch sonst erinnert vieles an die Landschaft im europäischen Hochgebirge. So trifft man in den höchsten Lagen des Tengger, wo die Tjemara kaum mehr vorkommt, sondern fast nur noch niedriges Gras wächst, einen Strauch, der sich bisweilen zu einem Baum entwickelt und in seiner ganzen Erscheinung die größte Ähnlichkeit mit den Alpenrosen hat und auch, wie Blatt und Blüte zeigen, mit diesen verwandt ist.

Auf dem Wege begegnete ich mehreren Zügen von Tenggerleuten, die, oft die ganzen Familien zusammen, ihre Herden zu Berge trieben, schöne, den unsrigen ähnliche Kühe und Ziegen, auch viele Pferde. Bemerkenswert ist die Ehrerbietung der Eingebornen gegenüber dem Europäer. Wer reitet, steigt vom Pferd, wer einen Hut trägt, nimmt ihn ab, alle treten an den Rand des Weges und warten, bis der Europäer vorbeigeritten oder gefahren ist.

Während des Abstieges zerteilten sich die Nebel, die bis um Mittag den Tengger umlagerten, und das Tiefland leuchtete im Sonnenschein herauf. Eine herrliche Aussicht bot sich auf den Ardjoeno, auf die Ebene um Pasoeroean und bis gegen Soerabaja; Reisfelder und Fischweiher glitzerten in der Sonne; über den Küstensaum hinaus war die Bucht und die Insel von Madoera mit ihren Höhenzügen sichtbar, alles in Blau: kein anderer Ton als das Della-Robbia-Blau, in den feinsten Abstufungen vom satten Dunkel bis zum duftigsten Hell. Über dem Meere schwebte ein feines, schneeweißes Gewölk, glänzend wie Porzellan.

Tosari-Soerabaja, 26. Februar 1901.

Nach einem siebenstündigen Ritt auf zum Teil halsbrecherischen Treppenwegen erreicht man von Tosari aus Lawang, ein kleines Städtchen an einer Nebenlinie der Ostjavabahn. Anfänglich traversiert man den Abhang des Tengger, dann geht es auf einer Bergrippe gerade abwärts dem Tale zu. Die Gegend ist mancherorts ziemlich bevölkert; die Ansiedelungen bestehen regelmäßig aus Dörfern. Die in den oft sehr weit

entfernten Gemüsefeldern befindlichen Hütten dienen nicht zum dauernden Aufenthalt; es scheint hier keine einzelnen Gehöfte zu geben.

Der Abstieg nach Lawang führt fast ununterbrochen durch einen Wald, dessen Herrlichkeit nur ein Maler malen, dessen Vegetation nur ein Botaniker beschreiben kann. Durch die tiefen Schluchten stürzen Bäche herab und bilden eine Reihe von Wasserfällen. Malerische Felspartien treten an vielen Orten aus dem Wald hervor; überhaupt bietet hier der Fuß des Tenggers eine große Abwechslung, es ist nicht ein allmähliches Auslaufen in die Ebene wie beim Aufstieg von Pasoeroean. Während an der obern Grenze des Waldes die düstere Tjemara fast ausschließlich herrscht, ist der Fuß des Berges mit Palmen und Bambus bedeckt. Dazwischen liegt eine Waldzone, die unsern Eichenwäldern am ehesten gleicht, aber unendlich viel reicher in Farben und Formen ist, jeder Baum ist allein schon ein Kunstwerk; prachtvoll sind die baumhohen Farne und der leuchtend grüne, Felsen und Waldboden bedeckende Teppich zierlichster Kräuter. Die Lichtwirkung der mittäglichen Tropensonne in dem Walde ist von unvergleichlicher Schönheit; die Intensität der Farben läßt kaum einen Vergleich zu: eine Ideallandschaft wie Ise in Japan. Bald ist der Weg eine hohe, dunkle Gasse im Urwald, bald wieder eine lichte Allee mit Ausblicken auf die anmutige Talebene.

Soerabaja, 27./28. Februar 1901.

Soerabaja, der Hauptthandelsplatz Javas, bietet einige Verschiedenheiten gegenüber andern Städten der Insel. Die Straßen sind zum Teil nach europäischer Art gebaut, Haus reiht sich an Haus; auch ist die Anlage weniger regelmäßig als in Djokjakarta oder Batavia. Immerhin haben auch hier einige Stadtteile den vornehmen Gartencharakter. Auffallend sind die eleganten, europäischen Läden, welche den größten Städten Ehre machen würden. Das Bazarviertel ist sehr belebt; in den chinesischen Straßen gibt es alle Arten von Geschäften, von der kleinen Trödlerbude bis zum kolossalen, großstädtischen Warenhaus. Auch trifft man eine Reihe eleganter Chinesenhäuser; man sieht hier wie in Singapore viele reiche Chinesen, welche durch ihre eleganten Equipagen und protzenhaft auffallend gekleideten Kutscher und Diener die Europäer in den Schatten zu stellen suchen. Soerabaja besitzt ein besonderes Araberviertel, aus dem zwei kleine Minarete aufragen; die Araber genießen, wie übrigens die Chinesen auch, eine gewisse Autonomie und leben in ihrem Quartier ganz wie in ihrer Heimat.

Das Treiben auf dem Kanale, welcher die Stadt mit dem einige Kilometer entfernten Hafen verbindet, ist äußerst lebhaft. Kahn drängt sich an Kahn und an den beiden Quais reihen sich Godowns und Werkstätten aneinander und Eisenbahnzüge manövrieren. Der Hafen von Soerabaja ist durch die ganz nah gegenüberliegende Insel Madoera geschützt, und ist nur gegen Osten und Norden geöffnet. Der eiserne Wilhelmina-Turm, der sich aus den am Hafen gelegenen Anlagen erhebt, beherrscht eine weite Aussicht: die Reede ist bedeckt mit kleinen Dampfern, Prows* und Sampanen, dahinter steigen die waldigen Hügel von Madoera empor; das Festland ist eine unabsehbare, nach Osten und Westen sich ausdehnende Ebene, bedeckt von Reisfeldern und Wald, in dem die ganze Stadt wie versunken ist; dahinter ragt im Dufte der dunkle Koloß des Ardjoeno.

6. Ceylon.

Singapore-Colombo, 12.–16. März 1901.

Fahrt von Singapore über Penang nach Colombo mit dem Dampfer „Kiautschau", dem neuesten Schiff der H. A. P. A. G. Das Boot entsprach in allen Beziehungen den großen Erwartungen, die man nach der im Osten allgemeinen Verherrlichung der deutschen Schiffe zu stellen berechtigt war. Viele englische Passagiere wollten natürlich nicht zufrieden sein, im allgemeinen mußten sie aber zugeben, daß die deutschen Schiffe viel angenehmer seien als die englischen. Unter den Engländern im Osten ist der Deutschenhaß sehr verbreitet und oft geradezu fanatisch, während die überseeischen Deutschen den Engländerhaß ihrer in der Heimat lebenden Landsleute nicht teilen. Haß und Geringschätzung äußern fast alle gegen die aufstrebenden Japaner, andere Nationen spielen überhaupt keine große Rolle in Hongkong, Singapore, Bangkok u. s. w. Die Schweizer werden gewöhnlich mit den Deutschen zusammengerechnet.

Die Ausstattung des Schiffes ist modern und im ganzen geschmackvoll, die Verpflegung gut und sehr reichlich, die Bedienung zuvorkommend. Man wird hier nicht wie auf den englischen Schiffen von kasernenmäßigen Regulationen belästigt, und trotz der zahlreichen Offiziere an Bord fühlen

* Name für die chinesischen Segelschiffe, soviel wie Dschunken.



Straße in der Eingebornen-Stadt in Colombo (S. 263)

sich die Zivilisten nicht, wie auf französischen Booten, als Menschen zweiter Klasse.

Die Gesellschaft ist sehr international, das Hauptkontingent bilden Engländer; sodann sind an Bord kinderreiche, holländische Familien, die, wie die Engländer, eine abgeschlossene Clique bilden. Zahlreich sind auch die Russen, meist Offiziere, die vom chinesischen Kriegsschauplatz zurückkehren; unter ihnen befindet sich auch der Maler Wereschtschagin, nach dessen Ansicht von den alliierten Truppen in Tientsin die Amerikaner die besten gewesen waren, weil sie „dandyhaft" auftraten. W. meint, daß eine solche Armee einer höheren Kultur entspreche, weil der Krieg lächerlich oder barbarisch sei, und eine Armee wie die deutsche, die den Krieg seriös nehme, ihre Berechtigung verlieren müsse. Der Mann mit seinem schwarzen Halbzylinder, um den ein Tüllband nach der altmodischen, englischen Weise gebunden war, machte den Eindruck von Schlauheit und durchdringender Beobachtungsgabe; der lange graue Bart, die gebogene Nase und die scharfen kleinen Augen hätten zu dem Vezier eines Chalifen gepaßt.

Colombo, 17.—21. März 1901.

Colombo hat zwei Plagen: die Menschen und das Ungeziefer. Der Speisesaal des ersten Hotels wimmelt von Fliegen, ich erinnere mich nicht, irgendwo außer in Sibirien so viele gesehen zu haben. Die Menschen, d. h. die Eingebornen, namentlich die Singalesen, sind fast der schönste Menschenschlag, den ich je gesehen, aber durch den Fremdenverkehr in

Colombo zu einer schamlosen Bande von Bettlern und Gaunern geworden. Vom Dampfer zum Zollhaus ist alles eine ununterbrochene Folge von Bettelei, Erpressung und Beschummelung; vom Zollhaus zum Hotelomnibus ebenso. Kommt man auf die Straße, so heulen einen ein paar Dutzend Jinrikisha-Leute an und drängen sich einem auf. Die Hälfte der Kinder betteln; aus den Läden rufen die Verkäufer: Please Master, come in, very good things, very cheap. Hält der Wagen beim Passieren einer Bannmeile — es besteht hier ein Straßenzoll —, so drängen sich Rudel von Kindern um einen und rufen: uncle, papa, money, money, dear uncle, money, u. s. w. Im Hotel ist ein Trinkgeldunwesen ohnegleichen. Trägt einem ein Unterportier ein Kleidungsstück aus dem Wagen ins Zimmer, so bleibt er unter der Türe stehen mit der offenen Hand, bis man ihn hinausweist. Auf den Hauptspazierwegen wird man von Kindern auf Schritt und Tritt angebettelt; selbst baumstarke, junge Männer halten die Hand hin, scheinbar ganz gedankenlos: eine chronische Krankheit.

Der Hafen von Colombo ist künstlich; der Wellenbrecher scheint aber nicht für alles Wetter genügend zu sein, wenigstens riß während eines Gewitters am 17. die doppelt verankerte „Kiautschau" sich los; glücklicherweise war sie unter vollem Dampfe, so daß sie nicht hilflos dem Wind preisgegeben war. Der Verkehr von großen Dampfern ist hier sehr bedeutend. Der Hafen liegt bei dem Stadtteil von Colombo, der das Fort heißt, weil dort eine, wie es scheint, veraltete kleine Batterie sich befindet. Hier sind die Regierungsgebäude, Hotel, die europäischen Geschäftshäuser, die Kaserne. Der in einer Straßenkreuzung stehende, hohe Leuchtturm gibt der Stadt ihre Physiognomie.

An das Fort schließt sich ein großer Wiesenplatz mit Strandpromenade, an dessen einem Ende das große Galleface-Hotel liegt. Weiter der Küste entlang und landeinwärts befinden sich die meisten Wohnungen der Europäer; in der Regel sind es sog. Bungalows; diese Gebäude sind im Verhältnis zu ähnlichen Häusern an andern überseeischen Plätzen auffallend einfach, um so grandioser ist die Vegetation, die sie umgibt. Die meisten Straßen bilden wie in Batavia Alleen von tropischer Üppigkeit, namentlich sind Palmen und Bambus prächtig entwickelt und ihr Grün ist hier noch frischer und leuchtender, wenn möglich, als in Java. Ein kleiner See, welcher zwischen der Stadt und dem Villenquartier liegt, macht die Szenerie äußerst malerisch. In nördlicher und nordöstlicher Richtung erstreckt sich vom Fort aus die Eingebornenstadt, sehr weitläufig, weil fast alle Häuser einstöckig sind, und ohne besonderes orien-

talisches Gepräge. Die meisten Läden sind in der „Mainstreet", es sind niedere Gebäude mit einer gedeckten, von Holzpfeilern getragenen Laube auf der Straßenseite. Die Ladenbesitzer sind vorwiegend Indier, auch Malaien, Araber u. s. w. Viele portugiesische Namen erinnern an die frühern Besitzer der Insel; ja es gibt hier noch gewisse Berufsklassen, welche portugiesisch sprechen, so z. B. die Erzgießer. Die Waren in diesen Läden sind fast ausschließlich europäischer Herkunft und von derselben geringen Qualität wie überall im Osten. In den Seitenstraßen und äußern Quartieren sind die höchst bescheidenen Kaufbuden der Singalesen, die hauptsächlich mit Lebensmitteln handeln. Zwei große Markthallen von europäischer Art dienen Dutzenden von Eingebornen als Verkaufsstelle für ihre Produkte; die Früchte sind schön und in großer Auswahl vertreten, das Fleisch ist weniger einladend und ekelhaft ist namentlich die nahe beim Hafen gelegene Fischhalle, in der von Fliegen über und über bedeckte Fischkadaver feilgeboten werden.

Die Wohnhäuser der Eingebornen sind zum Teil in städtisch geschlossenen Straßen gebaut, schmal und einstöckig, mit einer breiten Haustüre, wenigen Fenstern und meist einer Treppe, die von der Straße zur Türe hinaufführt. Die Mauern sind geweißt, das Gesamtbild ist demjenigen einer kleinen italienischen Stadt ziemlich ähnlich.

Äußerst bunt ist das Straßenleben. Die Singalesen sind dunkelbraun, ihr Haar ist glänzend und tiefschwarz und wird auch von den Männern lang und durch einen Aufsteckkamm befestigt nach hinten zusammengebunden getragen. Die Tamylen haben die vordere Kopfhälfte rasiert wie die Chinesen und lassen die Haare hinten herabfallen; ihre Hautfarbe ist bedeutend dunkler als die der Singalesen. Diese letzteren tragen einen langen, bis auf die Knöchel herabfallenden Sarong und eine Jacke von meist europäischer Art; die Tamylen haben in der Regel nur den Sarong; die Frauen außer diesem noch eine weiße Leinen- oder Mousseline-Jacke mit Puffen und Spitzen. Die Hauptfarbe aller Sarong ist rot, was das Straßenbild außerordentlich belebt. Die Chetties sind ein aus Indien eingewanderter Stamm. Sie ersetzen bis zu einem gewissen Grade die hier ganz fehlenden Chinesen, indem sie als Makler die Geschäfte zwischen Europäern und Eingebornen vermitteln. Sie sind erkennbar an ihren nach Bonzenart geschorenen Köpfen, den hell auf die dunkle Stirn gemalten Kastenabzeichen, dem weißen Sarong und dem unbedeckten Oberleib. Daneben trifft man Malaien aus Malacca und Holländisch-Indien, am Sarong und Kopftuch erkenntlich; Bombay-Kaufleute mit niedrigen, gestickten Tellermützen, und endlich eine Anzahl Araber mit

großen Turbanen und Afghanen mit hohen, spitzen, von einem Turban umflochtenen Mützen.

Die Hauptschönheit von Colombo ist die unendliche Lichtfülle, welche die Sonne hier, mehr als in andern Tropenländern, über die Gegend ausgießt. Am meisten kommt sie zur Geltung am Strande, gegen den der Ozean gewaltig brandet. Die weiße Gischt ist förmlich blendend und kontrastiert scharf mit dem tiefblauen Meer. Eine besondere Schönheit des Strandes bei Colombo sind die mächtigen Kokospalmen, welche unmittelbar am Ufer aufwachsend, schräg gegen das Meer hinausragen und, großartige Küstenbilder einrahmend, als schwarze Silhouetten vom im Morgenglanz glitzernden Meer oder vom wolkigen, purpurnen Abendhimmel sich abheben.

Etwa 3 km landeinwärts liegen die Wasserwerke, ein festungsartiges, hochgelegenes Reservoir, in welches das Wasser 25 Meilen weit von den Bergen hergeleitet wird. Von der Höhe dieser Reservoirs aus überblickt man die ganze Stadt, die, wie fast jede andere Tropenstadt, völlig im Palmenwald versunken ist. Zwischen den Wipfeln der Bäume und dem dunkeln, bedeckten Himmel flimmert der schmale Goldstreifen des Meeres, landeinwärts steigen im Dufte einzelne Hügel und Berge auf, von einem unabsehbaren Meer von Palmenwipfeln bedeckt.

Colombo besitzt ein hübsches ethnographisch-naturgeschichtliches Museum. Die kunstgewerblichen Produkte des Landes stehen im allgemeinen auf einer ziemlich niedrigen Stufe; das beste sind Waffen und Schmucksachen mit Edelsteinen. Die bedeutendsten Werke der Architektur und Skulptur sind Ruinen, welche einer früheren Kultur angehören, und mit den heutigen Bauten und Werken kaum verglichen werden können; ähnlich wie in Siam, Java, China zeigt sich auch hier ein kolossaler Verfall der künstlerischen Schöpfungskraft dieser asiatischen Völker.

Einer der berühmten Buddhatempel Ceylons liegt unweit Colombo im Tale des Kelanya Flusses. Der Weg dorthin führt zuerst durch die endlos sich ausdehnenden Eingebornen-Viertel, die einen halb städtischen, halb ländlichen Charakter haben. Zu beiden Seiten der alleeartigen Straßen liegen Reisfelder und Palmenwälder. Blitzende Sonnenlichter fallen durch das hohe Laubgewölbe der Bäume auf die Straße, auf der ein buntes Treiben herrscht. Über die Kronen der Palmen hinweg ist die hohe Kuppel der katholischen Kathedrale sichtbar, eines Baues aus der portugiesischen Zeit der Kolonie. Auch sonst sieht man längs den Hauptstraßen und selbst in den ganz im Walde sich verlierenden Eingebornen-Vierteln viele Kirchen im portugiesischen Jesuitenstil. Ein an-

ſehnlicher Teil der Bevölkerung Ceylons iſt katholiſch. Der Einfluß der Kirche iſt ſehr groß, und die Regierung iſt oft nur durch Konzeſſionen an die Kirche mit den eingebornen Katholiken fertig geworden. Die Kirche erhebt noch gewiſſe Zehnten.



Kanal bei Colombo

Der Kelanya-Tempel iſt der unſchönſte und ſchmutzigſte buddhiſtiſche Tempel, den ich je ſah. Von dem urſprünglichen alten Tempel iſt ſo gut wie nichts mehr erhalten; was vorhanden iſt, ſind meiſtens moderne Gebäude, teilweiſe im Stil eines portugieſiſchen Kloſters, teilweiſe von der Art der Eingebornen- und Europäer-Häuſer; dazu eine weiß getünchte Dagoba oder Stupa von plumpeſter Form und geringſter Ausführung. Der Renaiſſance-Campanile und ein dreifaches Eingangstor ſind an und für ſich hübſch, aber ſie paſſen nicht zu einem buddhiſtiſchen Heiligtum. Den Tempel umgibt eine Art Kreuzgang, in dem von Pfeiler zu Pfeiler Schnüre geſpannt ſind, an denen Hunderte von ſchmutzigen Votivfähnlein hangen. Vor der Dagoba verrichten die Leute, auf Teppichen knieend — wie nach mohammedaniſcher Art — ihre Gebete. Im Tempelhof befinden ſich auch kleine Häuschen, in denen ewige Lichter brennen. Alles iſt ſchmutzig, verlottert und unäſthetiſch bis zum Exzeß, auch die Schatzkammer des Tempels, in der neben einigen alten Schnitzereien zerbrochene Flaſchen, eingedrückte, unechte japaniſche Lackſchachteln und anderes Gerümpel zuſammengeworfen iſt. Die ſchmutzigen Prieſter ſind zudringliche Bettler, wie faſt alle Menſchen in und um den Tempel.

Das einzig Sehenswerte — außer dem hier auffallend zu Tage tretenden Verfall der buddhiſtiſch-indiſchen Kultur — ſind einige alte Innenmauern des Haupttempels; die auf Goldgrund in langen Reihen gemalten Jünger Buddhas erinnern an die Wanddekoration einer ruſſiſchen Kirche. Die Decke zeigt gute Ornamentmalereien in den blauen und blaugrauen Tönen der javaniſchen Sarong. Die Türen ſind mit

etwas barocken Skulpturen geschmückt und bunt bemalt. Ein schlafender Buddha, ähnlich dem von What-Poh in Bangkok, nur viel kleiner, hat einen ziemlich lebensvollen Ausdruck. Bemerkenswert sind die reich ziselierten Messinggriffe an den Türen, welche bester Renaissance-Arbeit gleichkommen. Daneben muß man wieder scheußliche europäische Ölhängelampen u. dgl. sehen. Die Anlage als Ganzes sowohl wie in ihren Einzelheiten ist noch viel barbarischer als in Siam.

Der den Tempel umgebende Wald ist von außerordentlicher Üppigkeit: Palmen von gewaltiger Höhe, riesige Bambusbüsche, Teiche voll blühenden Lotos', hellgrüne Reisfelder. Die Hütten der Singalesen sind elend und armselig, aus einem mit Lehm überstrichenen Geflecht hergestellt; auch das Innere ist sehr primitiv und schmutzig, und lange nicht so gut im Stande gehalten wie die Wohnungen der Javaner. Einige etwas bessere Häuser sind allerdings aus Stein.

Kandy, 22.–23. März 1901.

Die Bahnen auf Ceylon sind Staatsbahnen, normalspurig angelegt und ganz nach englischem Typus. Ihre Erträgnisse bilden für die Kolonie eine ziemlich bedeutende Einnahme. Anfänglich führt die Linie durch Palmenwald und terrassenartig angelegte Reisfelder: eine Gegend wie in Java. Bald erreicht man das Hügelland, in dem keine zusammenhängenden Bergketten hervortreten, sondern nur Kuppen und Hügel, endlich auch Berge vereinzelt emporragen. Auf den Höhen tritt oft das nackte, rötliche Gestein hervor und bildet steile, rundliche Abstürze. Die Abhänge sind mit üppigem Laubwald bedeckt, die Bäume von Schlingpflanzen überwuchert. Immer höhere, steilere Berge mit eigentümlich geformten Felskuppen werden sichtbar. Langsam arbeitet sich der Zug, mit einer Maschine vorn und einer hinten, an den Bergen empor, in deren schroff abstürzenden Felswänden die Linie stellenweise eingebaut ist. Herrlich sind die Ausblicke in die duftige Tiefe mit ihren schimmernden Reisfeldern, deren Terrassen sich bis hoch in die Bergtäler ziehen und mit ihren scharf sich markierenden Horizontallinien an ein Kurvenkartenrelief erinnern. Schlanke Laubbäume rahmen die Aussicht auf sich unabsehbar hintereinander reihende Bergketten und Gipfel ein, die, in die Sonnenglut emporragend, weithin sichtbar sind durch den aus dem Tale steigenden Mittagsdunst. Ein Berg fällt namentlich auf durch seine, einem Sarkophage ähnliche Form; andere gleichen gewaltigen Burgzinnen: ein Bild, gänzlich verschieden von Java, aber nicht weniger imponierend als jenes.

Dann biegt die Linie in ein Hochtal ein; hier beginnen die Teepflanzungen, welche wie die Gemüsefelder für den Tengger, so für die Landschaft Ceylons typisch sind. Der Teestrauch ist etwa einen halben Meter hoch, seine Blätter sind dunkelgrün und glänzend. Das Erdreich, in das er hier gepflanzt wird, ist hellrötlich: da die Sträucher ziemlich weit auseinander stehen und der Boden von Unkraut rein gehalten wird, machen diese Teefelder von weitem gesehen den Eindruck der Dürre und Öde, in der Nähe aber erfreuen sie einen durch ihr glänzendes Grün: eine angenehme Abwechslung in der immer waldärmeren, von der Sonne fast ganz versengten Hochtallandschaft. Die Ausblicke aber, die sich immer wieder bieten von der Höhe der Bergwände in die fast grundlose Tiefe mit ihrem strahlenden Grün und ihren duftigen Hügeln und Bergen, sind von paradiesischer Schönheit. Die Gegend ist einsam; fast keinen Stationen, keinen Dörfern begegnet man, nur hie und da einer Teefaktorei, die in ihrer praktischen Nüchternheit wenig zum landschaftlichen Reiz beiträgt.

Kandy, die frühere Residenz eines Fürsten, liegt eingebettet in ein von mäßigen Hügeln gebildetes Tal. Ein etwa 500 m langer, künstlicher, schon in alter Zeit angelegter See, den die herrlichst bewaldeten Hügel umgeben, bildet den Hauptreiz des Ortes. Eine kleine Insel unterbricht die glatte Wasserfläche; in ihr spiegeln sich die uralten Bäume der den See umgebenden Promenade oder beschatten sie mit ihren mächtigen Ästen. Die zahlreichen, stillen Buchten des Teiches, die weiße, krenelierte Mauer, welche weithin das Ufer bildet, der barocke Tempel des Zahnes Buddhas, die Landhäuser auf den bewaldeten Hügelvorsprüngen, die fernen besonnten Hügelzüge: alles leuchtet in sonniger Wärme und prangt in frischer Vegetation. Es ist kein bedeutendes Landschaftsbild, aber eines von außerordentlicher, in den Tropen selten getroffener Lieblichkeit. Berühmt sind namentlich die Spazierwege, welche sich stundenweit über die den See umrahmenden Hügelketten ausdehnen, stets in herrlichem, den Laubwäldern Javas ähnlichem Wald. Immerfort wechseln die Ausblicke: bald auf den See, bald auf das freundliche Städtchen Kandy, dann wieder auf einsame Täler, eingerahmt von waldigen oder felsigen Höhenzügen, die sich hintereinander schieben, bis sie sich in dem zarten bläulichen Dufte verlieren. In den Tälern glitzern die Silberbänder der Flüsse; lautlose Stille liegt über der einsamen Landschaft, welche in der späten Nachmittagssonne in warmen Oliventönen erstrahlt. Man glaubt ein Bild eines Künstlers der Spätrenaissance vor sich zu haben.

Das einzige, einigermaßen bemerkenswerte Gebäude von Kandy ist der Tempel, welcher die große Reliquie des Zahnes Buddhas enthält.

Dieser Bau besteht aus einem plumpen, zusammengedrückten, achteckigen Turm mit vielen Horizontalrippen, spitzem Dach und einem daran angebauten, länglichen Tempel mit offener Galerie. Die Verzierungen des Baues sind indisch und in Ziegelchen oder Zement grob ausgeführt; die Fresken in der Galerie, welche die Höllenqualen in einer unserer mittelalterlichen Weise ähnlichen Auffassung darstellen, sind so roh, wie solche Malereien in einer armseligen katholischen Dorfkirche angetroffen werden. Das merkwürdigste der Anlage ist das kleine Tempelchen, das die Reliquie selber enthält; es ist ein niedriges, sechseckiges, von Säulen umgebenes Gebäude. Die Frontmauer ist mit ziemlich feinen Ornamentskulpturen bedeckt, vor der Treppe stehen zwei chinesische Löwen aus gebranntem Ton. Den obern Teil der mit schönen Messingbeschlägen verzierten Türe bilden ebenfalls zwei Löwen. Die Skulpturen sind polychromiert in den stumpfen Sarongfarben. Die Säulen, aus Granit und vergoldet, bestehen aus Stücken, bei denen quadratischer und achteckiger Grundriß abwechseln. Die auf den Säulen ruhenden Balken sind ausladend übereinander geordnet, die untersten in Blumen auslaufend und nach unten abgebogen. Die Malerei ist ziemlich hübsch, der Grundton weiß. Die Mauern sind mit Darstellungen der im Kultus von Kandy eine große Rolle spielenden Gestirne der Sonne und des Mondes bemalt. Vor dem Tempelchen liegen in zwei großen Glasschränken Kehrichthaufen von zerbrochenen Öllampen, Flaschen u. dgl. Ebenso empörend geschmacklos sind die Gebäude, welche den Hof bilden, in dem der Tempel steht. Auch hier läßt die Bettelei keine ruhige Betrachtung zu, überhaupt ist Kandy in dieser Beziehung ebenso arg wie Colombo. Es ist etwas gewöhnliches, daß Kinder verlangen, man solle sie photographieren und ihnen dafür ein Trinkgeld geben; andere bieten einem Brillenschlangen zum Aufnehmen an. Die Ingeniosität dieses Bettlertums sucht ihresgleichen. Ein Bettelbub verfolgte mich 1 ½ Stunden weit in die Berge.

Einige Meilen von Kandy entfernt ist der botanische Garten von Peradenya. Seine Form sowie seine Lage an einem ziemlich großen Bergfluß erinnern außerordentlich an Buitenzorg. Als Park ist er fast schöner als jener; die großen Wiesengründe, durchschnitten von mächtigen Alleen, lassen die Schönheit und Üppigkeit der einzelnen Bäume zur vollen Geltung kommen. Im tiefen Tale zieht der Fluß, jenseits erheben sich waldige Berge. Die Schlingpflanzen im Park sind überaus verschiedenartig und üppig; Riesenbambus wachsen mit einer ganzen Menge von Stämmen wie ein Bouquet aus dem Boden heraus. Das Orchideenhaus, in das durch ein feines Drahtnetz die Sonne ein eigentümliches Licht

wirft, ist von großem Reichtum. Herrlich sind die Wirkungen von Licht und Schatten, vor allem in den Alleen, die von Schlingpflanzen in fast nächtliches Dunkel gehüllt sind, und aus denen sich Ausblicke auf anmutige Hügellandschaften von unvergleichlich strahlender Lichtfülle öffnen. Das Licht ist so intensiv, daß man selbst durch eine sehr dunkel gefärbte Brille auf der matten Scheibe der photographischen Camera jedes Detail leicht erkennt. Die Hitze aber ist keineswegs drückend.



See von Kandy [S. 267]

In der Nähe des Parks befindet sich eine Teefabrik. Die Teeblätter werden zuerst auf Drilltüchern während etwa eines Tages getrocknet, dann durch eine Maschine gerollt. Hierauf passieren sie zwei Trockenmaschinen, aus denen die Blätter als völlig trockene, schwarze, harte Krumen herauskommen. Diese werden auf eine Sichtmaschine gebracht, welche die Teeblätter in fünf verschiedene Sorten, je nach der Größe, ausscheidet. Hierauf werden die einzelnen Sorten verpackt. Erntezeit sind die Monate Mai bis Juli. Die Plantage umfaßt 500 Morgen und beschäftigt 500 aus Vorderindien importierte Kuli. Die Fabrik selber, welche jährlich 1·000,000 Pfund Tee produziert, beschäftigt nur 15 Mann. Die Löhne der gewöhnlichen Arbeiter betragen bei Männern 35 Cents im Tag, bei Frauen 25; hiebei zieht die Fabrik am Lohn soviel ab, als sie zu den für die Arbeiter bestimmten Reisankäufen braucht. Sowohl ein Arbeiter als auch der indische Betriebsleiter bettelten mich an.

Hatton, 24.—25. März 1901.

Hatton ist die Station, von der aus sich die Adamsspitze am besten erreichen läßt. Die Fahrt nach Hatton geht meist durch Hochtäler, über die sich die Berge nur unbedeutend erheben. Von Hatton führt eine gute Poststraße noch 14 Meilen weit bis zu dem am Fuße des Berges liegenden Rasthause. Die Täler, durch die der Weg führt, sind ziemlich tief eingeschnitten und von rauschenden Bergbächen durchströmt. Die Abhänge der Höhenzüge sind fast überall mit Teesträuchern bedeckt. Die graziösen, schlanken Schattenbäume, welche in geraden, parallel laufenden Linien gepflanzt sind, unterbrechen die monotonen Teefelder und geben der ganzen Gegend etwas Freundliches, Leichtes. Die Ausblicke in die breiten, grünen Täler, die warmen Färbungen und die ruhigen Linien der Berge erinnern an die Umgebung von Florenz. Beim Überschreiten eines Bergsattels überschaut man plötzlich einen weiten Talkessel, umrahmt von hohen, dunkel bewaldeten Bergen; den Kranz dieser Gipfel überragt die steile Porphyr-Pyramide der Adamsspitze. Der Talgrund, ein dunkelgrüner Teppich von Teesträuchern, ist mit kleinen Hügeln bedeckt, durch die sich silberne Flüsse und Bäche in verschlungenen Windungen hinziehen, eingerahmt von tannenartigen Sephibäumen und zierlichem Laubgehölz. In der Tiefe dämmert es schon. Hinter der Adamsspitze sinkt die Sonne in leuchtendem Dunste, die roten Felswände der gegenüberliegenden Berge vergoldend. Eine Landschaft wie die Gefilde der Seligen.

Bei Dämmerung erreichte ich das Rasthaus, einen einfachen Holz-Bungalow, welcher der Regierung gehört und von einem Singalesen gehalten wird. Für Unterkunft, Verpflegung und Bergführer ist gut gesorgt. Die Dämmerung war von seltener Schönheit; die Berge ringsum, welche den Talkessel scheinbar auf allen Seiten abschlossen, und sich gleich Coulissen hintereinander schoben, waren nur undeutlich voneinander zu unterscheiden, aber ihre Umrisse zeichneten sich scharf ab am lichtgelben, von grauviolett und orangenfarbig glühendem Gewölk unterbrochenen Himmel. Das ganze Landschaftsbild war beherrscht von der imponierenden Pyramide der Adamsspitze. Je tiefer die Sonne sank und je mehr es im Tal dunkelte, um so glühender wurde der Himmel; eine Farbe begann die andere abzulösen, nachdem zuerst für einen Augenblick alles erblaßt war. Einen eigentümlichen Widerschein warf der Abendhimmel auf die Teefelder, welche sich in dem tiefen, violetten Dunkel des hintern Talgrundes ver-

loren. Im Westen hatten sich drei mächtige Wolken über dem Bergkamm aufgetürmt, welche der Sonne zugewandt in allen Tönen, vom kalten Schneeweiß bis zum glühenden Granatrot, glänzten, in ihrem Innern aber von unaufhörlichen, starken, weißvioletten Blitzen erstrahlten. Immer tiefer wurde die Dämmerung; alles versank in Schwarz; auf einer Höhe zeichneten sich einige entlaubte, gespenstige Bäume scharf am Himmel ab; die Gewitterwolken ließen ihr bleiches Feuer wie durch Opale leuchten. Kein Laut im ganzen Tal, außer dem monotonen Gesumme der Grillen. Unablässig, aber donnerlos flammte das Gewitter. Über dem Bergsattel am Ende des Tales hatte sich eine leuchtende Wolke gelagert; darüber verlor sich der lichte Abendhimmel in das schwarze Firmament, von dem die Mondsichel ihr blendendes Silberlicht warf und die unheimlichen Gewitterwolken in weißen, scharfen Umrissen vom Himmel abstechen ließ. Die ganze Gegend ist ein in sich vollkommen abgeschlossenes Ganzes, mit einer so vollendeten Harmonie der Linien und Massen, als ob ein Künstler diese Berge geschaffen, um das Ende der Welt zu symbolisieren. Die seltsame Mischung von glänzendem Sonnenuntergang, Wetterleuchten und tiefer Nacht vermehrte noch den magischen Reiz dieses Tales, durch das Gläubige aus allen Ländern, von Arabien bis Japan, pilgern.

Um 12 Uhr 40 Min. früh brach ich vom Rasthaus auf mit einem Kuli, der in der Hand eine Sturmlaterne, auf dem Kopf eine schwere Kiste mit einer Teemaschine und einem Frühstück trug — eine ganz fabelhafte equilibristische Leistung in Anbetracht des äußerst steilen und beschwerlichen „Weges" zur Adamsspitze. Zuerst ging es etwa 1½ Stunden durch Teegärten auf guten Wegen bis in den Grund des Tales. Die Nebel ließen die erdrückenden Bergmassen nur undeutlich hervortreten und verhüllten den Sternenhimmel. Einige einsame Hütten waren nur am Hundegebell und einem fahlen Lichtschein erkennbar. Dann begann ein ununterbrochener Aufstieg bis zum Gipfel, durch gestrüppartigen, äußerst dichten Wald. Der Weg ist eine tief ausgewaschene, äußerst enge Runse, durch die man von Stein zu Stein, von Wurzel zu Wurzel in tiefster Dunkelheit hinaufklettert. Unterhalb der großen Felswand ist eine kleine Lichtung, von der man die steile Pyramide unmittelbar vor sich aufragen sieht. Daselbst sind auch einige Hütten, welche eine Menge von einäugigen, einbeinigen und ähnlichen Wegebettlern beherbergen. Von da ist der Weg streckenweise in den Felsen eingehauen und bildet z. T. eine Treppe mit Geländern oder Ketten.

Um 4 Uhr 45 Min. erreichte ich die Spitze: eine rundliche Felskuppe von geringem Umfang. An dem steilen Abhang kleben ein paar



Peradenya [S. 268 ?]

elende Hütten, wo buddhistische Eremiten aus Siam, Ceylon und angeblich auch aus China leben. Auf der Spitze ist ein armseliges, häßliches Holztempelchen errichtet über dem Felsen, in dem sich die Fußstapfe Buddhas oder Adams eingegraben findet: ein längliches Rechteck auf einer Schmalseite abgerundet, aber alles eher als ein menschlicher Fuß. Daneben steht eine Eremitenhütte, aus der eine dumpfe Litanei ertönte. Der oberste Teil der Spitze ist von einer Mauer umgeben. Ringsum flattern an Schnüren hunderte schmutziger Votivfähnchen. Überall, namentlich jenseits der Umfassungsmauer, ist ein solcher Schmutz und Kehricht, daß beinahe die ganze Illusion zerstört wird. In gewissen Monaten finden große Pilgerfahrten hieher statt, zu denen Buddhisten aus Indien, Japan, Thibet, Mohammedaner aus dem Westen und Osten Asiens und Brahmanisten aus Indien zusammenströmen. Die Adamsspitze gilt etwa 800 Millionen Menschen als heiliger Berg.

Um 5 Uhr früh war es noch tiefe Nacht. Der weite Horizont wird gegen Norden, Osten und Süden durch ferne Gebirgszüge gebildet, welche sich kaum abhoben von dem bleichen Frühschimmer. Im Westen ragten im Halbkreis aus der Tiefe fünf Felsgipfel von imponierenden Formen, schwarze, gewaltige Massen in der tiefsten Nacht. Darüber hinaus dehnte sich das Tiefland aus, bedeckt von einem Nebelmeer, aus dem sich zahllose kleine Gipfel und Ketten erhoben, und das sich formlos in dem Himmel verlor, dessen Gestirne noch in voller Stärke funkelten. Unmittelbar, ehe es zu tagen begann, blies ein kalter Wind über den Gipfel

und ließ die weißen Gebetfähnchen flattern. Der bleiche Schimmer im Osten wich einem zarten Blau; ein leichtes Gewölk begann in tizianischem, bläulich-schimmerndem Goldrot zu erglühen, während der Himmel, an dem der einsame Morgenstern funkelte, eine intensiv blaugrüne, durchsichtige Farbe annahm, welche gleich einer Flüssigkeit in den lichten Goldsaum des Horizontes hinabzufluten schien. Die Berge im Osten mit ihren steilen Pyramiden zeichneten sich scharf ab, eigentümliche Wolkengebilde wie Stupen überragten sie und mußten die Phantasie der buddhistischen Pilger, welche in kleinen Truppen eben auf dem Gipfel ankamen, mächtig anregen.

Im Westen lag alles noch im Schatten. Eine gewaltige Wolkenwand lagerte am Horizonte, welche von massigen, unaufhörlich bleich wetterleuchtenden Wolken überragt war. Kaum aber erhob sich die Sonne, so traten die dunkeln Vorberge hervor und zeichneten sich scharf von dem nebligen Tiefland ab. Die Bonzen traten aus ihren Hütten heraus, ihre Gebete vermischten sich mit dem Wind, der durch den Rhododendronwald rauschte. Das Bergtal zu Füßen erfüllte sich mit grünem Lichtschein, die Bäche und Flüsse schimmerten wie Silberadern, die Nebel, die in den Gründen lagen, glänzten weiß, weithin sichtbar. Immer deutlicher zeigte sich die grandiose, alles dominierende Lage des einsam ragenden Gipfels. Die umgebenden, so imponierend aussehenden Vorberge und das bergige Tiefland mit seinem unabsehbaren Nebelmeer schienen in unergründliche Tiefen versunken zu sein. Da auf einmal zeichnete sich am westlichen Himmel deutlich die schwarze Pyramide als geisterhafter Riesenschatten ab, während die Schatten zweier anderer Gipfel gleichmäßig daneben gestellt auf denselben Punkt konvergierten. Diese Trias von Schattendreiecken, welche aus den blitzenden weißen Wetterwolken herabzusteigen schien, glich der Darstellung der Ausgießung des heiligen Geistes durch die alten Maler. Mit dem Steigen der Sonne verschwanden im Osten die Purpurtöne, aber im Westen auf dem noch beschatteten Tiefland trat das Nebelbild immer deutlicher hervor, gleichzeitig sank die Spitze des Schattens tiefer hinab, bis sie zu Füßen des Berges sich verlor.

Nuwara-Elya, 26./27. März 1901.

Die Fahrt von Hatton nach Nannoya zeigt dieselben Landschaftsbilder wie die von Kandy nach Hatton. Tiefe, von smaragdgrünen Flüssen durchrauschte Bergtäler, deren Abhänge fast überall mit Teesträuchern

bepflanzt sind, große Perspektiven durch die Täler auf ferne Bergzüge, alles in strahlendem Sonnenglanz.

Nuwara-Elya, etwa 2000 m über Meer, liegt in einem Hochtale, das einige der höchsten Berge Ceylons einrahmen, die jedoch von hier aus nur als flache Kuppen erscheinen. Der einzige imponierende Berg ist der Hakgalla, der den Talausgang nahezu abschließt und ein eingesatteltes Felsenmassiv bildet. Im Talgrunde sind Wiesen, moorige Gründe, kleine Wäldchen, zwei fischreiche Seen, der eine von sumpfigen Ufern umgeben. Nuwara-Elya besteht aus einigen Hotel, Villen und einem kleinen Eingebornen-Dorf. Die Luft ist außerordentlich leicht und belebend; selbst in der Mittagszeit spaziert man, ohne unter der Hitze zu leiden, wie in unsern Bergen; die Lichtfülle der Sonne ist auf dieser Höhe aber noch größer als in Colombo. Alle Sporte werden hier getrieben, eine große Rennbahn ist vorhanden, ausgezeichnete Golflinks, Fischereien, Tennisplätze u. s. w. Die Saison dauert etwa fünf Monate, während welcher alles von Colombo-Leuten überfüllt ist. In gewissen Monaten sinkt die Temperatur in der Morgenfrühe bis auf 0°.

Eine große Schönheit von Nuwara-Elya sind die Wälder, deren Hauptzierde der China-Baum ist, hoch und schlank mit bis weit hinauf astlosem Stamme, der sich oben in eine flache Krone wie die italienische Pinie erweitert. Das Laub ist dunkelgrün. Die Blüten, ähnlich denjenigen der Myrten, bedecken die ganze Oberfläche der Krone, so daß die Bäume, welche einzeln stehen oder ihre Umgebung überragen, wie große, weiße Sträuße erscheinen. Ein anderer Baum, der der Landschaft ein Hauptgepräge gibt, gleicht der Cypresse. Durch diese beiden Bäume erhält das Hochtal von Nuwara-Elya einen ausgesprochen italienischen Charakter.

Das Tal ist in seinem obern Teil breit und flach und nur wenig geneigt, beim Hakgalla aber stürzt es rasch ab und verläuft schluchtartig. Wundervoll ist der Ausblick auf die in fast nebelhafter Ferne verschwindende Tiefe und auf das hügelige Gelände, dessen Teefelder rötlich heraufschimmern.

Am Abhang des steilen Hakgalla liegt ein botanischer Garten. Dieser ist in seiner Vegetation unseren Gärten ähnlich; es ist ein Nadelwald, in dem ein Blumengarten versteckt ist: prächtige Beete von duftenden Rosen, Nelken, Reseda. Längs der Wege blühen Mohn, Sonnenblumen, Hortensien, Thalien, im Teiche die Wasserlilie; auch die Alpenrose fehlt nicht, aber ihr Strauch ist größer und die Blüte bläulichrot. Unter den Bäumen sind namentlich Koniferenarten bemerkenswert: die japanische

Kryptomerie, die langnadlige Föhre, an deren Stamm sich Fuchsien und Kapuziner als Schlingpflanzen emporranken, Tannen, Sephi u. a. Der Park ist geschmackvoll angelegt und das steile Terrain günstig ausgenützt. Den Hintergrund bilden die steilen Felswände des Hakgalla, um die Bergnebel sich lagern; nach unten öffnet sich der Ausblick in die sonnige Tiefe, welche, durch keine Vorberge vermittelt, durch die dunkle Tannenumrahmung in scharfem Kontrast heraufschimmert.



Hakgalla [S. 274/5]

IV.

Australien.

1. West- und Südaustralien.

Colombo—Adelaide, 29. März bis 14. April 1901.

Abfahrt nach Australien mit dem Dampfer „Weimar" des Norddeutschen Lloyd. Am 1. April passierte das Schiff den Äquator. Schon am Abend vorher gab es ein Spektakel: ein als Triton verkleideter Matrose kletterte außen am Schiff herauf, scheinbar dem Meer entsteigend, und meldete dem Kapitän den Besuch Neptuns für den kommenden Tag. Am folgenden Nachmittag veranstalteten die Matrosen unter Vorantritt der Schiffskapelle einen großen Umzug über das ganze Schiff: Neptun mit dem Dreizack, Amphitrite, Schiffspolizisten, Schiffsköche, ein vierbeiniges Seeungeheuer, Banditen, dumme Auguste und auch ein Tamylenjunge, der in Colombo geholfen hatte Kohlen zu verladen und dabei eingeschlafen war, und nun als blinder Passagier bis Fremantle mitkommen mußte.

Auf dem Unterdeck war eine Art Estrade errichtet, darauf ein Tisch, den eine Seekarte bedeckte, und der dem Seepfarrer als Altartisch diente. Die übliche Äquatortaufe, deren Opfer die jungen Matrosen und Stewards, sowie einige Zwischendeckpassagiere waren, ging mit großer Ceremonie vor sich. Die Täuflinge wurden zum Schein geschoren, rasiert und schließlich in einen großen, aus einem Segel hergestellten Wasserbehälter geworfen, in welchem sie von zwei verkleideten „wilden Männern" etliche mal untergetaucht wurden. Schließlich mußten sie noch durch einen langen Schlauch hindurchkriechen, während hinter ihnen aus starken Hydranten Wasser nachgespritzt wurde. Die ganze Komödie, die wieder mit einem Umzug schloß, dauerte über eine Stunde. Für Matrosenverhältnisse ging es nicht einmal grob her. Auch hatten sich die Leute

große Mühe gegeben, alle die komplizierten Vorbereitungen zu machen, die für eine traditionelle Feier beim Passieren des Äquators nötig sind.

Am Morgen des 9. kam die flache, teils grüne, teils helle Dünen zeigende Küste von Westaustralien in Sicht, dahinter bewaldete Höhenzüge; eine Insel mit einem Leuchtturm taucht auf, bald wird Fremantle, der Haupthafen Westaustraliens, sichtbar. Der Hafen ist künstlich. Einige mittelgroße Dampfer für die koloniale Küstenfahrt und mehrere große Segelschiffe liegen vor Anker; fast alle Schiffe führen die englische Flagge. Die größten Postdampfer können am Quai anlegen und die Waren werden vom Schiffskrahn direkt auf die Eisenbahnwagen verladen. Nach einem langen Aufenthalt in asiatischen Ländern ist der Anblick eines ganz europäischen Städtchens geradezu verblüffend, namentlich durch die bis auf die Spitze getriebene Prosa und Nüchternheit: fast ausschließlich ein- oder zweistöckige Häuser mit Wellblechdächern, Mauern mit Annoncen, eine Baracke von Bahnhof, ein paar rangierende Züge, Telephondrähte, sonst nichts.

Das Städtchen Fremantle hat etwa 15,000 Einwohner und liegt ziemlich hübsch an einer Bucht und zum Teil auf einer Landzunge. Die sich meist rechtwinklig schneidenden Straßen sind reinlich und gut gehalten, die Häuser klein und einfach, die Läden wie in unsern Kleinstädten; auffallend dagegen sind die prächtigen Obstlager. An Bars und und andern Pinten fehlt es nicht, ebensowenig an den dazu gehörenden typischen Alkoholikern. Die Bevölkerung ist von fast rein englischem Schlag. Chinesen, die hier übrigens stark europäisiert sind, sieht man höchst selten. Ihre kleinen Häuschen und Geschäfte machen meist einen ärmlichen Eindruck. Der Chinese ist in Australien kaum geduldet.

In weniger als einer Stunde erreicht man mit der Eisenbahn die Hauptstadt von Westaustralien, Perth, das etwa 24 Meilen weiter nördlich am Swan-River gelegen ist. Die Bahn ist ganz nach englischem Muster eingerichtet und schmalspurig; leider hat in Australien jede Kolonie für ihre Bahnen eine eigene Spurweite. Die Landschaft zwischen Fremantle und Perth bietet wenig Interesse: wellige, teils mit Gras bewachsene, teils sandige Dünen, vereinzelte Gruppen von Eucalyptusbäumen, die in der Form hübsch, in der Farbe aber düster sind. Die Vororte beider Städte erstrecken sich weit ins Land hinaus; überall sieht man die gleichen Häuschen mit Wellblechdächern, die, trotzdem es viele Varianten gibt, doch einen sehr monotonen Eindruck machen.

Perth, mit etwa 40,000 Einwohnern, ist sehr ausgedehnt und liegt über ein hügeliges Gelände zerstreut. Die Straßen sind breit und rein-

lich, die Quartiere regelmäßig angelegt; an der Peripherie trifft man freundliche Villenviertel wie in den Vororten Londons, im Zentrum eine belebte Hauptstraße mit hohen Häusern amerikanischen Stils und zum Teil recht hübschen Läden, eine elektrische Straßenbahn, ein dichtes Netz von Telephondrähten. Der Swan-River, auf dem jedoch die Wappentiere Westaustraliens, die schwarzen Schwäne, fehlen, macht bei Perth einen weiten Bogen und gleicht einem kleinen See. Die wenig hohen Ufer sind bewaldet, wie auch der Horizont großenteils von langgestreckten Waldrücken gebildet wird. Ein purpurner Abendhimmel von seltener Glut wölbt sich über die einförmige, düstere Landschaft.



Zwischendeckpassagiere der Neptunstaufe zuschauend
[S. 279]

Am 10. April passierte das Schiff das Cap Naturaliste und das Cap Leeuwin. Die volle Dünung des südlichen Ozeans macht sich geltend. Das Ufer bilden hier hohe Dünen, deren gelbe Sandwände weit ins Meer hinausleuchten. Das Wetter ist von unvergleichlicher Pracht, es sind ideale Spätherbsttage*; nur ein zarter Duft, nicht der trübe Dunst der Tropen, verschleiert etwas die Küste. An die Stelle des Indigoblau des Tropenmeeres ist ein fast schwarzes Blaugrün getreten, die weiße Gischt wird von der Brise weggeweht und glitzert in allen Regenbogenfarben. Die Luft ist kalt und belebend. Die Sonnenuntergänge mit dem pfirsichrotduftigen Schimmer des Horizontes erinnern an schöne Winternachmittage in nördlichen Ländern. Schneeweiße, große Albatrosse verfolgen hungrig das Schiff und umkreisen es in lautlosem Auf- und Niederfluge.

* Da Australien auf der südlichen Halbkugel liegt, sind die Jahreszeiten gegenüber denjenigen der nördlichen Halbkugel vertauscht.

Adelaide, 14.—29. April 1901.

Am Morgen des 14. kam die Küste Südaustraliens in Sicht, zunächst Kangaroo-Island. Die Sonne kämpfte mit Nebel und Wolken: ein richtiges Herbstwetter. Die Einfahrt in den Hafen von Adelaide bietet nichts Bemerkenswertes, die ferne Hügelreihe hinter Adelaide, deren Grün von der Sommerdürre fast ganz verzehrt worden, schimmert bleich durch den halb von der Sonne zerrissenen Nebel; das Meer ist grau und glitzernd. Etwa ein Kilometer vom Ufer entfernt geht der Dampfer vor Anker, nachdem er schon eine Strecke weit nur langsam, unter beständiger Benutzung des Senkbleies fahren konnte. Von einem Hafen ist nichts zu sehen als zwei kleine eiserne Leuchttürme und Piers: Largs Bay und Semaphore. Die erstere ist die Hauptreede, an der die Postschiffe halten müssen — angeblich einem dort Land besitzenden Parlamentsmitglied zuliebe. Endlos lang dauert es, bis der Posttender kommt. Das Überladen der Waren ist ziemlich schwierig, da die See in diesem „Hafen" auch bei schönem Wetter hoch gehen kann. Kleine Dampfer bringen Passagiere und Gepäck zum Pier hinüber, wo eine gnädige Zollrevision stattfindet.

Die 14-tägige Fahrt von Ceylon nach Adelaide war angenehm monoton gewesen, die Verpflegung sehr gut, die Bedienung höflich, das Schiff aber alt, langsam und unelegant. Die Gesellschaft zählte in der I. Klasse nur 10 Personen, deren bemerkenswerteste waren: ein dem Delirium naher, ca. 30 Brandy und Whysky pro Tag konsumierender englischer Major mit einer lehrerinnenhaften, gebildeten, ihm seit vier Monaten angetrauten Frau; eine sprachenkundige, komische, sonst stereotype englische Pfarrerswitwe, eine nach Westaustralien verschiffte Braut von ausgelassenem Benehmen und ein deutscher Ingenieur. In der II. Klasse waren sechs spanische Pfaffen, die in den Goldminen Westaustraliens missionieren wollten, ein Professor und ein geckenhafter Kaufmannsjüngling aus Deutschland, beide wie aus den „Fliegenden Blättern" ausgeschnitten. Im Zwischendeck: 80 Italiener für die Minen in Koolgardie und etwa 200 englische Emigranten. Alle führten sich ordentlich auf, dagegen spielten die Schiffsmusik und eine Privatkapelle der Zwischendeckpassagiere fast den ganzen Tag, natürlich gleichzeitig und zwar möglichst laut verschiedene Stücke.

Largs Bay Pier ist von Adelaide mit der Bahn etwa 12 Meilen entfernt. Der eigentliche Hafen von Adelaide ist das ungefähr eine Meile von der Küste entfernte Port Adelaide, das an dem kleinen Flusse Torrens

liegt. Der dort sich rasch erweiternde Fluß ist mit Segelschiffen bedeckt, aber nur solche von geringem Tiefgang können bis zum Hafen gelangen. Die Gegend zwischen dem Meer und Adelaide ist eben und nur von flachen Sanddünen durchzogen: langweilig bis zum Exzeß. Längs der Bahn sieht man einige Maschinenfabriken, Gießereien und andere industrielle Etablissemente. Vorstadt reiht sich an Vorstadt; überall saubere, freundliche Häuschen mit kleinen Gärtchen, aber meist viel prosaischer als die entsprechenden Quartiere in England, schon wegen der geschmacklosen Wellblechdächer. Die Vegetation, speziell die Bäume zeigen überall ein staubig-bräunliches Grün. Die Stationen haben fast alle Namen, die man von England her kennt, aber ihre Art ausgesprochen zu werden mutet sehr australisch an. Die Bahn ist ganz nach englischem Typus, hat hier aber im Gegensatz zu der Schmalspur in Westaustralien große russische Spurweite. Der Bahnhof von Adelaide macht weniger als keine Ansprüche. Zudem ist alles wie ausgestorben, denn es ist Sonntag-Nachmittag. Kein Portier, kein Träger, keine Droschken ꝛc. an der Station. Ebenso hat man im Hotel eine Viertelstunde nach einem dienenden Geist zu suchen. Um so günstiger ist der Eindruck, den die Stadt selbst macht. Die Straßen sind breit und äußerst sauber. In den Hauptdurchfahrten sind die meisten Häuser hübsche Steinbauten, einige sogar durch guten Stil auffallend: so das noch einen unvollendeten Block bildende Parlamentshaus in pretentiöser Renaissance; von ähnlichem, aber schlichterem Stile sind das Stadthaus (Elisabeth-Stil) und die Post, welche beide mit ihren hohen Türmen die Hauptstraße, die King William Street zu einer äußerst hübschen, jeder Großstadt Ehre machenden Perspektive gestalten. Einigermaßen störend ist die ungleiche Höhe der Häuser, aber auffallend ihr auf Reichtum hinweisendes, gutes Material. Die zahlreichen Kirchen und die großen, wenn auch nicht besonders schönen Anlagen in den Squares bieten eine hübsche Abwechslung. Das Haus des Gouverneurs sowie die Verwaltungsgebäude sind altmodisch, aber nicht häßlich, hübsch ist das Landesgerichtsgebäude. Adelaide hat auch eine kleine, gar nicht üble Nachahmung der Galleria Vittorio-Emanuele in Mailand. Das ganze Straßennetz besteht aus parallelen, sich rechtwinklig schneidenden Straßen mit anmutigen Ausblicken, teils auf entfernte Vorstädte, teils auf die Wiesen und Wälder, welche die im Osten der Stadt liegenden Hügel bedecken. Der Bebauungsplan ist für eine größere Stadt ausgeführt; das jetzige Adelaide füllt noch nicht das ganze, in eine rhombische Fläche eingelegte Straßennetz überall aus. Großstädtisch sind nur ein paar wenige Straßen, aus

denen man oft ganz unvermittelt in wenig bebaute Quartiere oder in solche mit kleinen, einstöckigen Häuschen gelangt. Der Boden scheint noch billig zu sein, denn nirgends wird mit dem Platz gespart. Schmutzige und verlotterte Quartiere sind kaum zu finden. Mehrere Pferdebahnen mit Imperial-Wagen durchqueren die Stadt. Die elektrische Beleuchtung ist noch schwach vertreten. Die Läden sind ungefähr wie diejenigen in englischen Städten, elegante fehlen hier. Eleganz scheint überhaupt nicht in Australien heimisch zu sein. Die wenigen Privatequipagen haben einen etwas schofeln Anstrich: häßliche Geschirre, Kutscher mit Schnurrbärten u. dgl., was vielleicht auch mit den demokratischen australischen Verhältnissen zusammenhangen mag. Sehr zahlreich sind die Breaks und Wagonettes, auf welchen die Besitzer selbst fahren, namentlich auch viele Frauen, selbst solche aus dem besten Bürgerstande. Auch Reiter sind nicht selten. Während die Leute ihre Besorgungen machen, lassen sie ihre Pferde und Wagen stehen, oder binden die Tiere höchstens an einen Laternenpfahl an. Auch sonst macht noch manches einen gewissen urwäldlichen, kolonialen Eindruck. Der Verkehr in Rundle Street und King William Street ist sehr lebhaft, während die andern Straßen wie ausgestorben sind. Das Straßenpublikum ist kaum von dem in England zu unterscheiden, nur weniger veralkoholisiert. Das deutsche Element, obwohl in Südaustralien ziemlich stark vertreten, fällt nicht auf. Hie und da begegnet man einigen Indiern oder Afghanen, die, halb europäisiert, hier Kuriositäten sind, fast ebenso wie in Europa. Der Australier unterscheidet sich im allgemeinen vorteilhaft vom Europäer, auch vom Engländer. Die meisten Leute scheinen gut gebaut zu sein, namentlich die Frauen und und Mädchen sehen bedeutend kräftiger und gesunder aus als in irgend einem anderen Lande. Die Hautfarbe ist auch bei den Blonden ziemlich dunkel.

Adelaide scheint ein wahrer Herd von Sektierertum, Kirchen aller Denominationen, Freimaurertum, Rechabiten, Odd Fellows rc. zu sein, denn die Zahl der Kirchen und Kapellen, Vereins- und Klubhäuser ist Legion. Die fast auf Schritt und Tritt anzutreffenden Grundsteinlegungs- und andere Erinnerungstafeln lassen auf eine große Eitelkeit schließen.

Adelaide liegt auf zwei flachen Hügeln, einem südlichen und einem nördlichen, zwischen welchen in einem wenig tiefen Tälchen der Torrens fließt. Die Umgebung des Flusses ist teils ein natürlicher, teils ein künstlicher Park; ein breiter Gürtel von sog. „Park Lands" halb Allmend, halb Anlagen, Wiesen und Wald, welche Cricket- und Fußballspielern, Kühen und Pferden als Tummelplatz dienen, zieht sich an den beiden Hügeln hinauf,

auf deren flachen Kuppen die beiden Hauptstadtteile liegen: im Süden die eigentliche Stadt, die City, im Norden North-Adelaide. Letzteres ist ein Quartier von Villen, Kirchen und Kapellen. Der Blick von North-Adelaide über das grüne Flußtälchen hinweg auf die große Stadt, auf die fruchtbare Ebene und die sonnigen Hügel ist überaus freundlich. North-Adelaide ist von beispielloser Reinlichkeit. Die Häuser, Häuschen und Kirchen sind wie Spielzeug aufgestellt und sehr langweilig. Alles ist schlicht und meistens sehr nüchtern. Der größte Teil der Häuser ist einstöckig, und mehr oder weniger alle sind vom Typus des englischen Einfamilienhauses, mit einem Balkon, den ein geschweiftes, weiß und braun gestreiftes Wellblechdach bedeckt. Ein Garten, durch eine hohe Mauer oder Hecke abgeschlossen, umgibt jedes Haus. Die Miete für ein hübsches, geräumiges Einfamilienhäuschen in einem guten Vorstadtquartier kostet hier nur etwa 16 Shilling die Woche. Auch die Villen sehr reicher Leute wie der australischen Minenkönige sind ziemlich einfach; elegante Privathäuser gibt es so gut wie gar keine in Adelaide.

Die „Park Lands", welche sowohl die eigentliche Stadt als North-Adelaide umgürten und 30—50 % des städtischen Gesamtareals ausmachen, sind für alle Zeiten gesetzlich als „städtische Lungen" vom Parlament als unüberbaubar erklärt worden. Die Stadt besitzt eine Wasserversorgung und eine Kanalisationsanlage, so daß die sanitären Verhältnisse günstig sind.

Der botanische Garten, in welchem sich auch ein Museum für wirtschaftliche Botanik befindet, in dem alle agrikolen Produkte der Kolonie ausgestellt sind, ist sehr beachtenswert, sowohl was seine Ausdehnung und Anlage als auch was die Schönheit anbetrifft. Hervorragend sind die großen Exemplare von eigentümlichen Koniferenarten und die mächtigen Trauerweiden, welche die von weißen und schwarzen australischen Schwänen bevölkerten Teiche einrahmen. Die Blumen sind meist die gleichen wie in unsern Gärten und stehen trotz des Spätherbstes noch in frischem Flor. Die importierten Baumsorten und die wohlgepflegten Rasenplätze bilden mit ihrem frischen Grün eine angenehme Abwechslung gegenüber der einheimischen Vegetation. Der an den botanischen Garten anschließende zoologische Garten ist ebenfalls sehr hübsch angelegt und äußerst reichhaltig, besonders für australische Spezies.

Auch auf dem Gebiete der Museen leistet Adelaide Anerkennenswertes. Das naturhistorische Museum, die Gemäldegalerie, die Universität, die öffentliche Lesehalle und die Bibliothek, das Hospital und andere ähnliche Gebäude bilden einen zusammenhängenden Komplex, darunter

einige Bauten von ganz hübscher Architektur. Die Verwendung von Hausteinen gibt den meisten öffentlichen Gebäuden einen monumentalen Charakter. Das naturhistorisch-ethnographische Museum ist reichhaltig und gut angeordnet; die ethnographische Sammlung enthält meist Objekte der Völker von Melanesien und Neuguinea, welche einer äußerst rohen und niedern Kultur entsprechen. Die Australier stehen auf der allertiefsten Stufe; Holzwaffen und Holzwerkzeuge bilden fast ihr einziges Inventar. Die Anfänge der Kunst zeigen sich lediglich in geraden und kreisförmigen Linien, welche ein wenig ins Holz eingekratzt sind. Die Farbe ist meist ein graues Rot.

Die Gemäldegalerie befindet sich in einem eigenen Bau, der, wie fast ihr ganzer Besitz, der Freigebigkeit einiger, hierauf nach englischer Art mit Knighthood bedachter Südaustralier zu verdanken ist, speziell einem Sir Thomas Edler. Von einer eigenen australischen Malerschule ist nichts zu bemerken, nicht einmal australische Vorwürfe spielen eine große Rolle. Die Mehrzahl der Maler scheint britisch zu sein; auch einige Deutsche sind vertreten, doch keine bekannten Künstler. Die Galerie ist nicht mit schlechtem Geschmack zusammengestellt, sie repräsentiert eine große Zahl moderner Schulen und enthält fast nichts vulgär-geschmackloses. Es werden in Australien jährlich verschiedene Künstlerpreise ausgeschrieben. Diejenigen, welche erste Preise erhalten, bekommen ein Stipendium, um drei Jahre in Europa zu studieren; die meisten wählen hiefür Paris. Fast keiner kommt nach Australien zurück und so bewirken die Preise nichts, als daß alle Maler aus Australien weggehen. Denjenigen, welche zweite Preise erzielen, wird es regelmäßig durch Gönner ermöglicht, ebenfalls „to go home“. In der Galerie von Adelaide sind nur drei Gemälde von Malern, die eine rein australische Ausbildung besaßen, als sie die betreffenden Bilder malten. Die Kommission, welche mit dem Ankauf der Bilder betraut ist, hat mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, da der Geschmack des Publikums sehr plebejisch und in einer geradezu grotesken Weise prüde ist, namentlich in spezifisch christlichen Kreisen.

* * *

Die Universität ist hauptsächlich durch private Spenden zustande gekommen. Der Staatsbeitrag ist gleich der 5 %igen Verzinsung der durch Schenkungen zusammengebrachten Fonds. Die Universität umfaßt auch ein Musikkonservatorium und hat mit diesem zusammen ca. 700 Schüler, Auditoren inbegriffen. Die hübsche Bibliothek verfügt über ein jährliches Budget von 1000 £. Die 1000 Personen fassende Aula dient

für Konzerte und Examen. Die Laboratorien ꝛc. sind ziemlich klein, auch gibt es nur einen einzigen Seziersaal und zwar für männliche und weibliche Medizinstudenten. Es sind deshalb viele Studentinnen ausgetreten, so groß ist die Prüderie in Australien. Die moralischen Verhältnisse sollen dabei allerdings nicht die besten sein.

Südaustralien besitzt ein ziemlich hochentwickeltes Schulwesen. Der Unterricht in den Volksschulen, die alle staatlich und keine Gemeindesache sind, ist gut; aber man geht zu rasch vorwärts, treibt zu vielerei und es kommt den Schülern hauptsächlich darauf an, so rasch als möglich ihr Certificat (Entlassungsdiplom) zu bekommen. Wer das hauptsächlich auf Rechnen und Schreiben abstellende Certificat erlangt hat, was gewöhnlich in der vierten Klasse, d. h. mit 11—12 Jahren der Fall ist, ist nicht mehr verpflichtet, die Schule zu besuchen. Mit dem 13. Jahre hört die Schulpflicht überhaupt auf. Die staatliche Primary School besteht aus sechs Klassen; vor Eintritt in die 1. Klasse besuchen, obwohl der Schulzwang erst mit sieben Jahren beginnt, die meisten Kinder die Infantschool, welche in der Regel 19 Monate dauert und Kinder von 5—7 Jahren umfaßt. Die sechste, oberste Klasse besteht nur in größern Schulen und ist erst seit 1901 formell anerkannt, indem früher die Sache ganz der Initiative der einzelnen Lehrer überlassen war. In der 6. Klasse werden die Anfänge des Lateinischen, ferner namentlich Mathematik und Englisch gelehrt. Hier ist die Hauptsache Vorbereitung der Leute für das Civil-Service-Examen, durch welches sie zur Anstellung als Beamte qualifiziert werden.

Es gibt keine staatlichen Sekundarschulen in Südaustralien, abgesehen von einer solchen für Mädchen in Adelaide. Der Errichtung staatlicher Mittelschulen stehen nämlich die großen privaten und kirchlichen Interessen, welche mit den Privatmittelschulen, besonders den „Colleges“ verknüpft sind, im Wege. In absehbarer Zeit ist keine Änderung zu erwarten. Es bestehen auch keine Repetierschulen, so daß die Leute sehr bald das in der Schule rasch Erworbene vergessen; es steht deshalb mit dem Wissen der 16- und 17jährigen Leute oft bedenklich genug. Die Kinder lernen im allgemeinen sehr rasch und leisten viel, namentlich in Rechnen und Geometrie; letzterer Unterricht leidet allerdings an einem sklavischen sich Anklammern an Euclid.

Die drei Jahre, welche die Lehrer an der Universität zubringen, nachdem sie zwei Jahre die Training School besucht und ebensolange praktiziert haben, sollen nicht viel nützen, da die Lehramtskandidaten während dieser Zeit keine praktische Pädagogik treiben und sich nur ein

oberflächliches Universitätswissen erwerben. Die Universität wünscht aber den Zuzug der Lehrer, weil sie sonst zu wenig Studenten hätte. Von anderer Seite hört man dagegen urteilen, daß die Lehrer an der Universität oft sehr Tüchtiges leisten, namentlich auch die Lehrerinnen. Wer von ihnen an der Universität gut besteht, ist sicher, bald eine Lehrerstelle zu bekommen.

Alle Lehrer werden von der zentralen, staatlichen Erziehungsbehörde ernannt; die Gemeinden haben mit der Anstellung nichts zu tun. Amtliche Inspektoren beaufsichtigen das ganze Schulwesen. In jedem einzelnen Schulhause ist ein Headmaster, dem die übrigen Lehrer unterstellt sind.

Besuch der Primary School in der Vorstadt Norwood. Es ist die stärkst besuchte Schule in Adelaide: 600 Knaben, 600 Mädchen und 200 Kinder in der Infantschool. Das Schulhaus ist ein beispiellos unpretentiöses, niedriges Gebäude aus Backstein; ebenso ist das Innere von äußerster Einfachheit. Mädchen und Knaben sind im allgemeinen getrennt außer in der Infantschool und in der obersten Klasse; doch auch in den mittleren Klassen werden, wenn nötig, Ausnahmen gemacht.

Die Schulbänke sind altmodisch, überhaupt ist die Schule in hygienischer Beziehung nicht hervorragend, wenn auch nicht direkt mangelhaft. Die Regierung bezw. das Parlament ist äußerst geizig, weil in ihren Augen Schulausgaben unproduktiv sind. Für die, fast die einzigen staatlichen Schulen bildenden Primary Schools von ganz Südaustralien* belaufen sich die Betriebsausgaben (Neubauten von Schulhäusern nicht eingeschlossen) auf 140,000 £, das ganze Schulbudget nur auf 154,000 £. In der Verwaltung herrscht extremer Bureaukratismus; für die Anschaffung eines Schlüssels oder Reparatur einer Scheibe muß an das Ministerium geschrieben werden. Den Lehrern wird für jeden halben Tag, den sie versäumen, außer bei Krankheit unter 14 Tagen oder Todesfall in der Familie, stets ein entsprechender Abzug gemacht. In Anbetracht der teuren Lebenshaltung in Australien und des Umstandes, daß ein Headmaster, der allerdings das ziemlich hohe Salär von 450 £ bezieht, zugleich aber auch Inspektor und Schulverwalter ist, oft 12—17 schlecht bezahlte Assistants mit 90—150 £ Gehalt unter sich hat, sind die Ausgaben für Lehrerbesoldungen als gering zu bezeichnen.

Von den 1400 Kindern der Norwood School hatte ich den Eindruck, daß sie fast alle glücklich und gesund sind. Unter den kleinen Mädchen sind mehr als die Hälfte auffallend hübsch. Alle sind kräftig

* Südaustralien hat ca. 360,000 Einwohner.

gebaut und nach unserem Maßstabe groß für ihr Alter. Ich glaube, kaum ein Dutzend schlecht genährte Kinder gesehen zu haben, obwohl die am besten situierten Klassen ihre Kinder meistens in Privatschulen schicken. Die Schüler scheinen dem Unterricht alle mit Interesse zu folgen und man findet überhaupt unter ihnen fast keine stupiden Proletariertypen. Die formelle Disziplin in den Schulen ist gut, aber außerhalb der Schulzeit sind die australischen Kinder ungezogen; sie haben wenig Respekt vor Alter und Eltern. Letztere geben sich auch keine Mühe, die Kinder in Zucht zu halten; der sehr häufige, durch das warme Klima bedingte Aufenthalt der Kinder auf der Straße wird als eine Hauptursache der Verwilderung betrachtet.



Hauptstraße in Adelaide [S. 283/284]

Die Goodwood School umfaßt ca. 800, meist dem Arbeiterstande angehörende Kinder. Der Unterschied im Aussehen dieser Schüler und derjenigen aus dem wohlhabenderen Norwood-Quartier ist ziemlich groß, aber auch hier trifft man nur sehr wenige ganz ärmlich gekleidete Kinder. Unter den 2200 Schulkindern in Norwood und Goodwood fiel mir kein einziges mit deformiertem Schädel auf, ebenso keine Verbrechertypen oder sonst physisch und geistig augenscheinlich stark Zurückgebliebene. Auch hier scheinen die meisten dem Unterricht mit Interesse zu folgen. Wenn auch die hübschen Kinder in dieser Schule weniger zahlreich sind als in Norwood, so steht der Durchschnitt doch über demjenigen in unsern oder in Londoner Schulen. Namentlich die Infantschool-Kinder sind gut entwickelt und infolge des milden australischen Klimas gleichalten Kindern in Mittel-

europa in physischer und intellektueller Beziehung um zwei bis drei Jahre voraus.

Alle Kinder, auch die in der Infantschool, werden jährlich einmal durch Exameninspektoren einzeln geprüft und zwar in Rechnen, Englisch, Zeichnen, Aufsatz ꝛc., teilweise sowohl schriftlich als mündlich. Das Kind erhält für jedes Prüfungsfach eine Note; nach dem Ergebnis der gesamten Noten wird entschieden, ob das Kind einen „pass“ bekommt oder ob es noch ein Jahr dieselbe Klasse besuchen muß. Es wird hierbei sehr streng verfahren. Für Geschichte, Geometrie, Physik und Singen gibt es nur Noten für ganze Klassen. Aus der Summe aller Individualnoten und Klassennoten und aus dem prozentualen Verhältnisse dieser Summe zur möglichen Maximalsumme wird die Rangziffer für die ganze Schule ermittelt. Schulen mit über 85 % sind sehr gut, mit 80—85 % gut, mit 75—80 % „very fair“ u. s. w. Es gibt Schulen, in denen die erreichte Notenzahl 95 vom Hundert ausmacht. Schulen, welche während mehreren Jahren über 85 % in ihren Durchschnittsnoten erzielen, kommen auf eine „Meritlist“ d. h. sie erhalten das Privilig, daß in allen Klassen außer den zwei obersten statt der Examinatoren die Headmasters prüfen.

Diese Prüfungen werden nicht überall zur gleichen Zeit abgehalten, aber in jeder Schule jeweilen nach Ablauf von zwölf Monaten. Unserm schweizerischen Volksschulexamen entspricht der einmal im Jahr abgehaltene „Visiting Day“, an dem zwar kein eigentliches Examen stattfindet, an dem aber die Eltern die Schule besuchen können. Es wird sehr viel — ja viel zu viel — auf die Prüfungen hin eingedrillt.

Die Examen haben deshalb einen sehr ungünstigen Einfluß auf die Schule; in den letzten drei Monaten arbeiten Lehrer und Schüler fieberhaft, oft mit eigentlich unerlaubter Überzeitarbeit. Es kommt unter diesem Examensystem vor, daß sehr intelligente Kinder mit 9 und 10 Jahren das für die Entlassung aus der Schule erforderliche Diplom erhalten und dann, weil sie nicht mehr schulpflichtig sind, von armen Eltern oft nicht länger in die Schule geschickt werden, so daß sie, wenn erwachsen, ungebildeter sind als solche, die in der Schule weniger befähigt waren.

Die Minimalzahl der Schultage pro Jahr beträgt 135, aber auch diese niedrige Zahl wird oft nicht eingehalten; es existiert keine strenge Kontrolle und die demokratische Partei im Parlament wagt keinen Druck auf die Eltern der untern Stände auszuüben aus Furcht vor ihren Wählern in den Kreisen der Arbeiterschaft.

* * *

Die Australier sind dem Sporte mindestens so ergeben wie die Engländer, ihr Hauptsport bilden die Pferderennen. Auch in den Schulen gilt der Sport ebensoviel wie im Mutterlande und zwar oft auf Kosten des geistigen Unterrichtes. Als ein Australier als Ruderer-Champion des ganzen britischen Reiches von einer Tournée in England nach Melbourne zurückkam, wurde die Ankunft wie ein nationaler Feiertag begangen, es war sogar ernstlich die Rede davon, daß das Parlament die Sitzungen für diesen Tag unterbrechen sollte. Der Australier kennt den Erwerbseifer des Amerikaners nicht, er arbeitet nicht, um Geld zu besitzen, sondern um ausgeben zu können, er hat mehr die Art eines harmlosen Genußmenschen. Die sozialen Verhältnisse sind wirklich demokratisch; es besteht gar keine Tendenz, sich in Geburt- oder Geldklassen abzuschließen, nur die großgrundbesitzenden Schaafzüchter, die Squatters, bilden eine Art von Aristokratie. Staatmachen irgend welcher Art ist verpönt; Leute mit 100,000 £ und mehr Vermögen leben sehr einfach; ganz große Vermögen, wie in den Vereinigten Staaten gibt es nicht, die reichsten Squatters sollen höchstens etwa 4·000,000 £ besitzen. Es ist nichts besonderes, daß Hausfrau und Dienstmädchen miteinander I. Klasse fahren oder zusammen auf dieselben Plätze ins Theater gehen. Das Geld spielt im äußern gesellschaftlichen Leben eine verhältnismäßig untergeordnete Rolle.

Die Religionsgemeinschaften sind gänzlich frei vom Staate, um so größer aber ist ihr sozialer Einfluß, der sich vielfach in äußerer Kirchlichkeit und Heuchelei kund gibt. Die Kirchen, auch die katholische, bilden keine besonderen parlamentarischen Parteien, sie machen ihren Einfluß bald zu Gunsten dieser, bald jener Partei geltend und zwar oft entscheidend, namentlich bei den Wahlen zum Parlament.

Am stärksten sind die Katholiken, weil sie sehr fest zusammenhalten und eigene, exklusive philantropische Institutionen, namentlich Schulen haben. Ihnen kommen an politischem Einfluß am nächsten die Methodisten; die Church of England dagegen ist, weil zu liberal, zersplittert. Die Katholiken stimmen geschlossen für Politiker ihrer Konfession, gleichwohl welcher Partei sie angehören, wenn diese nur in Ehe- und Erziehungssachen sich dem katholischen Programm anschließen. Vorderhand aber ist keine Aussicht vorhanden, daß der Staat das Prinzip der Konfessionslosigkeit preisgebe.

Die Schulen sind völlig weltlich, es wird nur Moralunterricht erteilt. Das Gesetz erlaubt allerdings, daß der Geistliche eine Viertelstunde vor Unterrichtsbeginn mit den Kindern die Bibel liest, wenn die

Eltern dies wünschen; praktisch ist diese Erlaubnis bedeutungslos, da niemand wünscht, daß die Kinder diesen Überzeit-Unterricht besuchen. Eine vom Parlament angeordnete Volksabstimmung, an der auch die Frauen teilnahmen, verwarf das in Neusüdwales angenommene System, wonach die Geistlichen jeder Konfession das Recht haben, zu gewissen Stunden den Kindern ihres Bekenntnisses im Schulhause Religionsunterricht zu geben. Ein solcher Unterricht in der Schule wäre in Australien von besonders großer Bedeutung, da es auf dem Lande wegen der großen Distanzen anders kaum möglich ist, die Kinder zur kirchlichen Unterweisung heranzuziehen.

Das geistige Leben der Kolonie soll oberflächlich sein. Die Gymnasial- und Universitätsbildung ist zwar, was die formellen Anforderungen anbetrifft, ebenso gestaltet wie in Europa, aber es fehlt häufig an Verständnis für die Vertiefung der Bildung. Der Student studiert lediglich seinem künftigen Berufe zu liebe. Die Oberflächlichkeit der Bildung rührt größtenteils daher, daß die Australier nur mit Aufwand von viel Zeit und Geld in ein anderes und kulturell höheres Niveau kommen können, da sie von Europa zu weit entfernt sind.

* * *

Der bisherige liberale Premierminister von Südaustralien und nunmehriger Speaker des Repräsentantenhauses im Bundesparlament äußerte sich mir gegenüber in Bezug auf die Frage eines näheren Zusammenschlusses der Kolonien mit dem Mutterlande folgendermaßen: Es ist sehr wenig oder gar keine Stimmung in Australien für Imperial Federation vorhanden, da bis jetzt noch niemand einen vernünftigen Vorschlag gemacht hat, wie die Kolonien im Reichsparlament vertreten sein könnten. Während früher, vor etwa 20 Jahren, sehr wenig Anhänglichkeit ans Mutterland zu finden war, hat sich in den letzten Jahren die Loyalität außerordentlich gesteigert und ist jetzt, da durch den Transvaalkrieg ein militärischer Zug in die Leute gekommen, außerordentlich stark geworden. Man ist sehr geneigt, England durch differenzielle Zölle zu begünstigen, will aber keine Reziprozität, d. h. keinen Freihandel gewähren, da die Kolonien daran gewöhnt sind, den größten Teil der Steuern in Zöllen zu zahlen und die Importe aus Großbritannien die Hauptmasse der Einfuhr und damit die Grundlage der Hauptzolleinnahmen ausmachen.

Aus einer Unterredung mit Sir R. B., Führer der Konservativen in Südaustralien und Präsidenten des Bundessenates, notierte ich u. a.:

Die konservative Partei opponiert offen der Demokratie. Bis jetzt gelang es den demokratischen Elementen trotz ihrer Anstrengungen nicht, die Last der Steuern ausschließlich auf die besitzenden Klassen zu werfen und auf deren Kosten ihre sozialpolitischen Experimente durchzuführen. Die Qualität der Parlamentsmitglieder wird nach und nach schlechter, die höhern Stände werden aus den Behörden herausgedrängt. Die Führer der Arbeiterpartei betrachten die Politik als ein Geschäft; denn als Mitglieder der Volksvertretung erhalten sie 200 £ und, sofern sie ins Cabinet gelangen, als Minister noch weitere 1000 £.



Botanischer Garten in Adelaide [S. 285]

Die von den Australiern für sich immer mit viel Emphase in Anspruch genommene Loyalität gegenüber dem Mutterland besteht einfach in einem Gefühl, das durch keine Interessen gestützt ist. Australien ist bereit, auf Wunsch dem Reiche Truppen zu stellen — für Südafrika waren es über 10,000 Mann — aber es will durchaus nicht dazu gezwungen sein. Australien kann sich übrigens auch selbst ohne große Schwierigkeiten verteidigen, da kein Kriegsschiff von Hongkong oder Colombo nach Australien gelangen und zurückkehren kann, ohne Kohlen aufzunehmen. Eine Besteuerung der Kolonien für eine gemeinsame Reichsarmee wollen die Australier nicht. Alle Imperial Federation ist zur Zeit absolutes Traumgebilde, da noch kein durchführbares Bundessystem vorgeschlagen worden ist. Ein Zollverein ist unmöglich, solange England freihändlerisch ist. Australien will England nur preferentielle Zölle gewähren, sofern dieses ihm auch solche einräumt. Da aber

England seinen Freihandel nicht wohl aufgeben wird, um Australien günstiger als andere Staaten behandeln zu können, ist der Zollverein eine Chimäre.

* * *

Das in Südaustralien geltende Zivil- und Strafrecht, auch das Staatsrecht, ist im wesentlichen das gemeine englische Recht. Die Judikatur Englands genießt in Australien die gleiche Autorität wie im Mutterlande. Die Kolonien haben bei ihrer Gründung das ganze Common Law Englands übernommen, doch haben sie seit 1850 die Kompetenz, Straf- und Zivilgesetze zu erlassen, von welchem Rechte sie wiederholt Gebrauch machten. Die für die koloniale Gesetzgebung erforderliche, durch den Gouverneur zu vermittelnde Erlaubnis der Reichsregierung wird den Kolonialparlamenten gegenüber sozusagen nie verweigert. So entfernen sich das englische und das koloniale Recht nach und nach immer mehr, wie es auch mit Bezug auf das Verhältnis des englischen und amerikanischen Rechts der Fall ist, aber eine gewisse Einheit bleibt gewahrt durch die Benützung der gleichen Präjudizien, die gemeinsame Wissenschaft, sowie durch die Institution des Privy Councils, des obersten britischen Reichsgerichtes. Die Gesetze des britischen Parlaments gelten in den Kolonien nur, wenn dies ausdrücklich im Gesetz bestimmt ist. Das Reich erläßt aber keine solchen Gesetze, ohne die Kolonien zuerst angefragt zu haben, ob sie die Ausdehnung wünschen. Die britische Regierung ist in dieser Beziehung sehr delikat und vermeidet jeden Zwang gegen die sich selbst verwaltenden Kolonien.

Seppeltsfield, 27. April 1901.

Ausflug nach Seppeltsfield. Die Gegend in der Richtung gegen das Meer hin erinnert etwas an Nord-Frankreich: endlose Ebenen, fast überall mit jetzt geschnittenen Feldern bedeckt. Die vereinzelten Eucalyptusbäume erinnern auffallend an unsere Birnbäume. Wenig einzelne Häuser und Höfe trifft man, fast alle Ansiedelungen bestehen in kleinen, weit auseinander liegenden Ortschaften. Im Osten ist die hügelige Kette des Mount Lofty mit ihren welligen Formen und schönen bläulichen Schatten sichtbar. Merkwürdige geradlinige Wolkengebilde beleben den Himmel und bringen scharfe Kontraste von Schatten und Sonnenglanz auf den grauen Feldern hervor.

Die Fahrt mußte teilweise in einer altmodischen, schwefelgelben, von vier kolossalen Gäulen gezogenen Post=Coach zurückgelegt werden. Dabei kam ich neben einen englischen Geistlichen zu sitzen, welcher der Leiter einer großen Missionsschule in Adelaide ist. Er beklagte sich bitter über die ruinöse Spielwut der Australier, die in bedenklichem Maße zunehme; diese Klage hört man auch sonst häufig.

Das Gebiet im Nordwesten von Adelaide ist streckenweise ausschließlich von Deutschen besiedelt, ganze Dörfer sprechen deutsch. Die in der Gegend einst ansässigen Engländer sind weggezogen. Die Schulen sind allerdings englisch. Wenn auch die junge Generation sich mehr und mehr dem Anglo=Australiertum nähert, so bewahren im allgemeinen doch die hiesigen Deutschen ihre Eigenart, Sprache und das Nationalgefühl mehr, als dies sonst bei deutschen Auswanderern der Fall ist. Die deutschen Kolonisten gehören zu den am meisten prosperierenden Ansiedlern Südaustraliens, da sie fast nur mit ihren Familienangehörigen arbeiten und so billig produzieren. Die Schweizer, deren Zahl jetzt übrigens äußerst klein ist, sind in der Kolonie als Sennen, Mechaniker u. s. w. sehr gesucht, aber die meisten ruinieren sich dadurch, daß sie die hiesigen starken Weine im selben Maße wie die leichteren Landweine der Heimat konsumieren.

Seppeltsfield gehört einem Herrn Seppelt, dessen Vater als Achtundvierziger=Revolutionär nach Australien zog, um hier Tabak zu bauen. Da sich der Boden dazu nicht eignete, ging der unternehmende Mann zum Weinbau über und erzielte einen bedeutenden Erfolg. Der jetzige Gutsbesitzer betreibt eine ausgedehnte Landwirtschaft. Er besitzt aber nur etwa 200 Acres Reben als Eigentum; dafür kauft er von den umliegenden Bauern die Trauben von ca. 2000 Acres auf. Großbetrieb lohnt sich in Australien nämlich nicht für den Weinbau, da die Arbeiter zu teuer sind, um sie das ganze Jahr zu behalten, und es unmöglich ist, für die Zeit, in der sie wirklich nötig sind, genügende Arbeitskräfte zu bekommen. Der Weinbau, wenn ausschließlich durch die Familie der Weinbergbesitzer betrieben, wie es bei den hiesigen Deutschen der Fall, ist die einzige lohnende Betriebsform. Da das Land hier relativ billig und die Arbeit teuer ist, wird der Weinbau extensiv betrieben, d. h. die Reben werden nicht an Stöcken aufgebunden, sondern wachsen als kleine Sträucher. Die auf den einzelnen Weinstock verwendete Arbeit ist deshalb verhältnismäßig gering. Gleichwohl beträgt der Ertrag pro Acre und Jahr im Durchschnitt bei Weinbergen 5 £, bei Getreide dagegen ca. 1½ £.

Die Kellereien von Seppeltsfield beschäftigen beständig etwa 50 Arbeiter. Die Löhne betragen 6—30 Shilling die Woche nebst freier Wohnung und Verpflegung; Löhne von 6 Shilling sind solche von Lehrjungen bei acht Stunden Arbeit und freiem Samstag-Nachmittag. Auf dem Lande bestehen keine oder wenig Schwierigkeiten sozialer und politischer Natur im Verkehr zwischen den Arbeitern und Arbeitgebern.

Die Landwirtschaft wird hier auch auf relativ kleinen Gütern extensiv betrieben. Amerikanische Maschinen werden viel verwendet. Der Acre kostet in Südaustralien in den guten, von Eisenbahnen nicht sehr entfernten Gegenden 10—20 £. Die Schafzucht mit ihrer maßlosen Platzverschwendung wird immer mehr in die weniger besiedelten Gegenden zurückgedrängt; doch trifft man auch hier Herden auf den Feldern und viele Stationen besitzen besondere Laderampen für die Schafe.

Auf der Rückfahrt zur Bahn zeigte sich in der Beleuchtung eines prächtigen, herbstlichen Spätnachmittags die Landschaft in ihrer ganzen Schönheit. Acker an Acker reiht sich in dem welligen Gelände, das außerordentlich breite, schnurgerade, von Drahthecken eingefaßte, nahezu „sibirische" Straßen durchschneiden. Die brach liegenden Felder zeigen rotbraune Erde, dazwischen schimmern die silbergrauen Stoppelfelder oder eine junge sprießende Saat. Vereinzelte Eucalyptus, Alleen und kleine Wälder unterbrechen die Ebene, an deren westlichem und nördlichem Rande sich anmutige, wald- und saatbedeckte Hügel im Abendsonnenglanz erheben. Auf den Wiesen weiden Pferde von schönem Schlage und kräftigem, hohem Bau. Auf den Feldern trifft man zahllose große Elstern mit schönem schwarz und weißem Gefieder. Gewaltige Stroh- und Heustöcke, welche in ihrer Form und Größe fast an unsere Scheunen erinnern, sind an vielen Stellen aufgeschichtet. Leider zerstören die Bauernhäuschen mit ihren Wellblechdächern jeden romantischen Eindruck.

Eine große Landplage sind in Australien die Sperlinge und die Kaninchen. Erstere sind dadurch nach Australien gekommen, daß ein schlauer Kerl irrtümlicherweise, um die Insekten zu vertilgen, den obstfressenden Haussperling statt des nützlichen Feldsperlings aus England importierte. Auch die ebenfalls aus Europa eingeführten Kaninchen vermehren sich hier zu Lande so stark, daß sie durch Gift und andere Mittel systematisch, auf staatliche Anordnung, bekämpft werden müssen; viele werden allerdings von den zahlreichen Schlangen Australiens, von denen unter 32 Arten 30 giftige sind, vernichtet, aber gleichwohl können die Kaninchen immer noch weite Distrikte verheeren.

2. Victoria.

Adelaide-Melbourne, 29. bis 30. April 1901.

Ein Corridorzug mit Schlafwagen nach europäischer Art bringt die Reisenden in etwas mehr als 12 Stunden von Adelaide nach Melbourne. Die Bahn überschreitet die Kette des Mount Lofty in der Nähe von Adelaide: eine sehr zahme Berglandschaft. Die welligen Hügel sind fast überall bedeckt mit dem graugrünen, wie verwelkt aussehenden Eucalyptuswald, der aber im Wiederschein eines intensiv orangefarbigen Sonnenunterganges in wundervoll warmen Farben erglühte. Auf der Höhe der Hügelkette sind einige Villenkolonien.

Während der Nacht überschreitet der Zug den Murray, der — obwohl der Hauptfluß Australiens — ein höchst unbedeutendes Gewässer zu sein scheint. Die Gegend ist sehr einsam, nahezu eine Steppe. Am Morgen wird das in der Kolonie Viktoria gelegene Ballarat erreicht: eine große, ziemlich elegante Stadt mit hübschen Gebäuden. Von da an ist die Gegend weniger einsam, wenigstens ist fast alles bebaut oder als Schafweiden umzäunt. Der Blick schweift über das sanft wellige Gelände, das sich gegen die Küste absenkt; das Meer ist im Herbstdufte über ferne Wälder hinweg kaum sichtbar. Die Gegend macht infolge der Trockenheit des Sommers einen ziemlich öden Eindruck, etwa wie unsere Landschaft nach der Schneeschmelze. Es ist kein Unterschied gegenüber Südaustralien bemerkbar: dieselben Bäume, dieselben endlosen Hecken, dieselben Schaf- und Pferde-Herden.

Der Bahnhof von Melbourne ist mehr als primitiv, das Zollbureau ein enger Schlauch; auch die Anordnungen zur Beförderung von Gepäck &c. sind nicht besser als in einem kleinen Nest.

Melbourne, 1.—5. Mai 1905.

Die Stadt ist so groß — sie mißt im Durchmesser bis 12 englische Meilen — und das Gelände in der Umgebung Melbourne's hat so wenig beträchtliche Erhebungen, daß man nirgends einen Gesamtüberblick bekommen kann. Die eigentliche City bildet ein Rechteck von etwa $1\frac{1}{2}$ km Länge und ist eingeteilt in regelmäßige Häuserblöcke, welche von einem System gerader, rechtwinklig sich schneidender, abwechselnd breiter und

schmaler Straßen gebildet werden. Die Mitte der City durchzieht eine beträchtliche Bodeneinsenkung, welche einen freien Ausblick vom einen Ende der Längsstraßen zum andern gestattet und die Wirkung der ganzen Anlage und der zahlreichen großen Gebäude außerordentlich begünstigt. Dieser innere, übersehbare Teil von Melbourne kann sich in mancher Beziehung sehr wohl mit London, Paris oder Berlin vergleichen; auch das Treiben auf den Straßen ist durchaus weltstädtisch. In dem tiefer liegenden Stadtteil befinden sich die kolossalen Gebäude der Town-Hall und des Postamtes, beide mit hohen Türmen in Renaissancestil. Die beiden Hauptlängsstraßen werden auf der einen Seite durch das Schatzamt und das Parlamentshaus abgeschlossen. Letzteres ist eine hervorragend schöne Baute in reichem, spätgriechischem (dorischem) Stil, mit einer imponierenden Säulenhalle, zu welcher eine breite, hohe Freitreppe emporführt. Die Geschäftshäuser und Banken, fast alle in massivem Haustein, teils in gotischem, teils in italienischem Stil, sind bisweilen von riesigen Dimensionen, bis zu 11 Stockwerken hoch und architektonisch durchaus gelungen. Zwei ebenfalls mächtige, turmlos gebliebene Kathedralen der Katholiken und Anglikaner geben Melbourne das Aussehen einer alten europäischen Stadt; kleinere Kirchen unterbrechen mit ihren aus der Baulinie stark herausfallenden Türmen die Reihen sehr ungleich hoher Häuser in günstiger Weise. Die Läden bieten nichts Hervorragendes; das Publikum und die Equipagen sind ungleich eleganter als in Adelaide, aber bleiben immer noch stark hinter denen gleich großer Städte Europas zurück. Der Menschenschlag scheint hier eher weniger kräftig zu sein als in Adelaide. Durch die ganze City und die Vorstädte dehnt sich ein zweispuriges Netz von Straßenbahnen aus, mit unterirdischer, mechanischer Traktion. Die Wagen folgen sich in kurzen Unterbrüchen, fahren schnell, ziemlich geräuschlos und scheinen ihren Dienst ausgezeichnet zu versehen; in der ganzen City gibt es nur eine einzige Taxe von 1½ Pence, außerhalb der City eine solche von 3 Pence. Die Straßenbahn wird auch von den obern Ständen viel benutzt, da Privatwagen relativ selten sind. Dem Vorortverkehr dienen auch die zahlreichen Eisenbahnlinien; das Wohnen außerhalb der City (bis 12 und 15 Meilen von der innern Stadt) ist Regel. Im Süden der City ist die Yarra, ein unbedeutender Fluß, der aber bis zur Stadt für mittelgroße Meerschiffe passierbar ist. Das Meer, d. h. der große Golf von Port Philipp und die Hafenanlagen sind von der Stadt durch einige Meilen Vorstadtquartiere getrennt.

Jenseits des Flusses liegt auf einer mäßigen Erhebung in einem Park das Haus des Kolonial-Gouverneurs von Victoria, das

zur Zeit als königliches Palais und Residenz des General-Gouverneurs von Australien dient, ein architektonisch unbedeutender Bau, aber von großen Verhältnissen und mit seinem Turme an den Palazzo della Signoria erinnernd. Außerhalb der City nimmt die Stadt fast unvermittelt einen andern Charakter an; man sieht fast nur niedrige Häuser mit kleinen Gärten, die sich in endloser Ausdehnung aneinander reihen; bisweilen trifft man elegante Villen inmitten beispiellos einfacher Miniatur-Arbeiterhäuschen. Zwischen den einzelnen Vorstädten liegen noch teilweise unbebaute Terrains, Rennplätze, Parke, Spielgründe und verwilderte Haiden. Von den etwas erhöhten Punkten außerhalb der Stadt erblickt man im Süden den gewaltigen Golf von Port Philipp und gegen Norden in großer Entfernung ziemlich hohe Gebirge, namentlich die Main-Dividing-Range; bis zum Fuß der Berge dehnt sich eine weite Ebene aus.

Die Stadt ist gegenwärtig durch die Dekoration zu Ehren des in diesen Tagen hier zur Eröffnung des ersten australischen Bundesparlaments eintreffenden englischen Thronfolgers eher verunstaltet als verschönert; die schönen, breiten Straßen sind durch Reihen von Fahnenstangen, Zuschauertribünen &c. versperrt und verengert. Die Dekorationen bestehen meist aus gelb-roten, gelb-blauen und rot-weiß-blauen Perkale-Draperien, welche trotz aller Massenhaftigkeit einen eher mesquinen Eindruck machen. Das Ärgste sind die zahlreichen Ehrenpforten, welche quer über die Straßen errichtet sind. Die erträglichsten Bogen sind die von den Deutschen und den Chinesen errichteten und diejenigen einer antiken Avenue im griechischen Stil, welche vom Government-House zur City führt; dagegen sind zwei am Stadteingang errichtete zwiebelförmige Türme, durch welche zwei häßliche Bahnhöfe verdeckt werden sollen, das letzte Wort brutaler Geschmacklosigkeit, und dennoch bewundert Melbourne diese Monstra. Die Hotel sind fast alle überfüllt; die Preise verdoppelt, sogar die der Lebensmittel in den Kaufläden. Die Taxen für Wagen sind unter Billigung der Behörden in skandalöser Weise erhöht worden; für einen Tag zahlt man 5 £, für die zehn Festtage 35 £.

Am 4. Mai war ein großes parlamentarisches At-home bei Sir F. S., im ganz gleichen Stil wie ähnliche Anläße in London. Der Park war sehr schön, aber das Haus, wie die meisten australischen Privathäuser, unbedeutend und fast mesquin, namentlich für einen der reichsten Männer Melbourne's. An der Gesellschaft war nichts Auffallendes; doch im Hotel, das jetzt von Knights und Right Honourables wimmelt, merkt man, daß Australien ein sehr neues Land ist; namentlich die Damen verraten oft die frühere, bescheidene Stellung ihrer Gatten, das Essen und das

Lachen lassen sehr oft zu wünschen übrig. Die vornehmere, konservative Clique fühlt sich über die radikale Gesellschaft sehr erhaben; namentlich betrachten sich die Schafzüchtermillionäre als Landjunker und sehen auf die Kaufleute hinab. Nicht selten trifft man auch in diesen Kreisen auf einen unglaublichen Mangel an Bildung, z. B. fragte mich der Schwager eines Bundesministers, Kammerjunker N., wer der Großherzog der Schweiz sei. Andere Sprachen als Englisch sind so gut wie unbekannt. Mit seinen Verdiensten und Titeln hält niemand hinter dem Berge und die meisten Politiker kommen sich furchtbar wichtig vor und denken, daß aller Welt Augen auf den „Erdteil" Australien gerichtet seien, der doch nur $^{3}/_{4}$ der Bevölkerung Londons hat. Die Schmeicheleien und Liebeswerbungen des imperialistischen England haben den Leuten den Kopf vollends verdreht.

6. Mai 1901.

Ankunft des Herzogs. Die Straßen machen, seit sie von einer großen Menschenmenge belebt, und die Tribünen besetzt sind, einen etwas bessern Eindruck. Die Ordnung ist gut, Publikum und Polizei benehmen sich ruhig und vernünftig. Die Spalier bildenden australischen Kakisoldaten exerzierten haarsträubend, ebenso war ihre Tenue; jeder schien sich nach seinem Geschmack anzuziehen. Bei dem Vorüberfahren des Herzogs blieben mindestens ein Viertel der Soldaten in bequemer Stellung und gafften dem Zuge nach. Die Prozession bestand aus drei Hofequipagen und ca. 1400 Mann Kavallerie-Eskorte. Die Leute waren gut beritten und ritten auch ziemlich flott, aber die grau-gelben Uniformen machten gar keinen Eindruck und die Eskorte war viel zu lang und zu ermüdend. Das herzogliche Paar, welches in der Staatskarosse halb versunken saß, wurde mit einem nach europäischen Begriffen sehr mäßigen Enthusiasmus empfangen. Es war dies übrigens vorausgesagt worden, denn der Australier ist außer für Sporthelden und Pferde nicht begeisterungsfähig, er ist gleichgültig und ohne starkes monarchisches Gefühl. Die Zeitungen hatten nur eine künstliche Begeisterung zustande gebracht.

Abends war große Beleuchtung der Stadt. Die öffentlichen Gebäude sowie einige Geschäftshäuser waren mit elektrischen Glühlampen in wundervoller Weise beleuchtet, indem alle Hauptlinien der Architektur durch Reihen von Lichtern bezeichnet waren; die imposanten Bauten kamen so zur vollen Geltung. Dagegen war die private Beleuchtung mit wenigen Ausnahmen minim. Außer in den paar Hauptstraßen war überhaupt keine Illumination, und in diesen waren die meisten Privat-

häuser völlig dunkel. Man hatte auch hier den Eindruck, daß der Bevölkerung an der ganzen Sache wenig gelegen sei.

7. Mai 1901.

Am Nachmittage veranstalteten die Chinesen einen Umzug, der vom Publikum mit großem Gaudium aufgenommen wurde. Eine andere Prozession war die der tadellos berittenen „stockmen", d. h. der australischen Viehzüchter, einer Art Cow-Boys. In weißen Hosen, roten Jacken und Schlapphüten, mit langen Peitschen versehen, galoppierten die etwas verwildert und martialisch aussehenden Burschen unter Heulen, Pfeiffen und Knallen durch die Stadt.

Abends gab die Regierung in dem Exhibition-Building, kolossalen, kreuzförmigen Gebäude, ähnlich dem Krystallpalast in Sydenham, ein gutes Konzert, bei dem Wagner'sche Musik eine Hauptrolle spielte.

8. Mai 1901.

Am Nachmittag empfing die Regierung der Kolonie Victoria im Parlamentsgebäude den Herzog und die Herzogin. Diesmal war nur eine kleine Zahl von Personen geladen. Man besichtigte das schöne Palais, dessen Inneres hübsch ist, aber nicht auf der Höhe der imposanten Außenarchitektur steht. Die Parlamentsbibliothek ist groß und zweckmäßig untergebracht; auch der Sitzungssaal ist bequem. Die Parlamentarier, die 300 £ im Jahr festen Gehalt beziehen, verfügen über viele Bequemlichkeiten wie Bäder, Lawn-Tennisplätze und einen Garten. In letzterem waren Zelte aufgeschlagen, in denen ein Luncheon serviert wurde und der Herzog einigen politischen Persönlichkeiten Audienzen erteilte. Die Herren verkehrten mit dem Thronfolger wie mit ihresgleichen, nahmen nicht einmal den Hut ab; auch warteten die Leute nicht bis zum Weggang des Hofes, um sich an die Buffets zu stürzen.

Abends war Cour im Government-House, wobei die australische Damenwelt sich in ihren besten Toiletten zeigen wollte. In der Tat war wenig Geschmackloses da, was wohl größtenteils der vorgeschriebenen Trauertoilette zu verdanken war. Auffallend waren die vielen Diamanten der Damen und wenigen Orden der Herren; wer nur immer konnte, trug irgend eine Uniform; namentlich hübsch ist die schwarze Rokokokleidung der Richter und Stadträte. Einige der Bundesminister, welche englische Privy Councillors beim Jubiläum der Königin geworden waren, trugen ihre goldstrotzenden Uniformen und machten mit ihren

höchst unaristokratischen Riesenwaden einen fast komischen Eindruck, nur der radikale Minister Kingston, der ebenfalls diesen hohen Rang, aber den Ritterschlag ausgeschlagen hatte, scheint Orden und Hoftracht zu verschmähen. Die meisten der australischen Staatsmänner zeichnen sich aus durch beträchtlichen Körperbau, große, beinahe viereckige Köpfe und martialische Züge. An allen Bewegungen sieht man ihnen an, daß sie nicht als Minister geboren sind; sie erinnern mehr an behäbige Gutsbesitzer, ihre Würde tragen sie sehr zur Schau, die Uniformen sitzen ihnen wie entliehene Verkleidungen.

Das Benehmen der Gesellschaft war für eine Hofgesellschaft etwas bedenklich. Die Leute spazierten umher, wie wenn sie allein wären, drängten sich so nah als möglich an den Thron heran, um das herzogliche Paar anzugaffen, kehrten diesem wieder den Rücken und stürzten mit Lärm über die Buffets.

Der Herzog gleicht sehr dem Kaiser von Rußland, hat einen äußerst schläfrigen, langweiligen, wie die hiesigen Zeitungen sagten doll-like Ausdruck, ist ziemlich klein, eine unscheinbare Persönlichkeit, und sieht durch die Falten im Gesicht ziemlich alt aus. Er scheint sich bei allem zu langweilen und ganz apathisch die Feierlichkeiten mitzumachen. Die Herzogin, bedeutend größer als ihr Mann, sieht, solange sie nicht spricht, sehr hochmütig und unfreundlich aus. Ihr Bruder, der Prinz v. Teck, macht den Eindruck eines süddeutschen Kavallerie-Unteroffiziers. Der General-Gouverneur, Earl of Hopetoun, ein noch ziemlich junger, etwas kränklich aussehender Mann mit glatt rasiertem Gesicht, gleicht weit mehr einem König als der Thronfolger. Er scheint in Australien sehr populär zu sein: als ganz jung war er Gouverneur von Victoria und wurde von der öffentlichen Meinung als Generalgouverneur für den neuen australischen Bundesstaat verlangt. Der frühere Gouverneur von Victoria, der reiche Lord Brassey, war wegen seines beispiellos schmutzigen Geizes — er wollte keine Rechnungen bezahlen und traktierte an Bällen die Leute mit Gingerbier — allgemein verachtet.

Der Thronsaal des Government-House ist sehr nüchtern und kahl und bietet nichts von Interesse.

9. Mai 1901.

Eröffnung des Parlaments im Exhibition-Building. Etwa 15,000 Menschen füllten das Gebäude bis auf den letzten verfügbaren Platz. In der Mitte war eine ziemlich geschmacklose Thron-Estrade errichtet,

ihr gegenüber saßen die Senatoren und Abgeordneten des Bundesparlamentes; letztere wurden jedoch wie in England erst gerufen, als Krone und Oberhaus bereits versammelt waren. Dann wurde das königliche Patent für den Herzog v. York verkündigt, der General-Gouverneur verlas Gebete und schließlich hielt der Herzog die Thronrede, die namentlich in einer captatio benevolentiae der Australier für das Heimatland bestand und übertriebenen Dank für die Hülfeleistungen in Südafrika und China enthielt. Die Australier bilden sich tatsächlich jetzt ein, daß sie England gerettet haben. Das Opfer war fast nur ein finanzielles, da es leicht genug war, für 4½ Shilling täglich Arbeitslose, Abenteurer u. s. w. zu finden. Für viele dubiose Subjekte war die Kriegsfahrt eine „chance“ oder eine Gelegenheit, Schulden oder Bräute abzuschütteln. Die Begeisterung soll nach dem Abmarsch der ersten Kontingente sehr mäßig gewesen sein. So viel man hört, ist gar keine Neigung vorhanden, sich militärisch unter England zu stellen und ein Reichsheer zu schaffen. Australien will auf eigene Faust sein Heer organisieren und nach seinem Gutfinden das Mutterland unterstützen mit seinen Truppen.

Nach dem Verlesen der Thronrede und eines Telegrammes vom König wurde noch etwas Hurrah geschrieen und „God save the King“ und „Rule Britannia“ gesungen, aber alles dies war für europäische Begriffe ziemlich flau. Die Stimmung schien gar keine gehobene zu sein, denn noch ehe der Herzog wegging, fing ein Teil des Publikums an aufzubrechen, von den Tribünen hinunterzuspringen, man hörte Stühle und Bänke knacken, und die Feierlichkeit nahm rasch ein Ende. Die meisten Zeitungen berichten natürlich immer von „most impressive and imposing scenes“ u. s. w.

Abends gab der Bund ein großes Konzert im Exhibition-Building, an dem fast ebensoviel Leute teilnahmen wie an der Parlamentseröffnung. Diesmal war das Benehmen des Publikums skandalös. Während des Konzertes, bei dem der Hof anwesend war, hörte ein geräuschvolles Zirkulieren und Plaudern des Publikums nie auf, denn es war ein beständiger Zug zu den ausgezeichneten Buffets, an denen die Leute in teurem Champagner ohne Bezahlung schwelgen konnten. Lord Hopetoun schien wie auf Kohlen zu sitzen. Allerdings hatte die Regierung bei den Einladungen sehr weit in der gesellschaftlichen Skala hinunter gehen müssen, um sich politisch nicht verhaßt zu machen. Die Parlamentsmitglieder aller Kolonien, worunter viele Arbeiter, hatten das Recht, eine Zahl von Personen mitzubringen, und viele hatten davon in unverschämtester Weise Gebrauch gemacht. Viele Leute waren gekleidet wie

zu einer Kirchweih und benahmen sich auch dementsprechend. Durch die Unruhe des Publikums ging der Genuß an dem zum Teil sehr guten Konzert verloren.

10. Mai 1901.

Parade in Flemington. Der Rennplatz von Flemington ist einer der größten der Erde und entschieden einer der best eingerichteten. Das Rennwesen Australiens ist sehr entwickelt, das Wetten an den Rennen grenzt an ein nationales Unglück. Jedermann wettet, selbst Zeitungsjungen setzen ein paar Pence auf die Pferde.



Rennplatz in Flemington [S. 304]

Die ca. 10,000 Mann zählenden Truppen aus allen australischen Kolonien und aus Neuseeland sowie die englischen Marinetruppen waren im Innern des Rennplatzes auf zwei Glieder aufgestellt. Die Einheiten waren sehr klein und das Bild sehr buntscheckig. Das Wetter, anfangs schön, artete in kalten Wind und Regen aus. Nachdem der Herzog, dessen Riesengrenadiermütze den kleinen Träger fast zu erdrücken schien, die Fronten abgeritten hatte, defilierten die Truppen in Zugskolonne, was in der eingezäunten Rennbahn sehr leicht war. Zuerst kamen etwa 2000 Kadetten, meist Knaben unter 15 Jahren in Kakiuniform, frisch aussehend, aber etwas mangelhaft in der Ordnung. Die Offiziere schienen meist Schullehrer zu sein und waren wenig offiziersmäßige Erscheinungen. Dann defilierten die berittenen Truppen, Kavallerie und berittene Infanterie, was über alle Erwartung gut ging. Die Pferde

waren schön und kräftig, die Leute schienen fest im Sattel zu sitzen, ohne indes schön zu reiten, die Ausrüstung machte einen durchaus feldmäßigen Eindruck. Die meisten von ihnen waren jung, daneben sah man vereinzelte alte, die wohl 50 Jahre mehr zählten.

Dann folgten die Marinetruppen, welche die besten Fronten hatten, aber die Nebenleute hielten sich mit den kleinen Fingern. Auch das nun folgende Sammelsurium von nicht berittener Infanterie defilierte im allgemeinen eher besser als die englische Garde in Aldershot. An der Queue der Kavallerie war ein Zug Maori*-Reiter, sehr schneidige, den Javanern ähnliche Leute, und am Schluß der Infanterie eine Korporalschaft von Fidji-Insulanern, welche mit ihrer dunkeln Haut, ihren hellen, rötlichen Haaren und weißen, ausgezackten Sarong einen sonderbaren Eindruck machten. Zuletzt defilierte die Kavallerie und Artillerie nochmals, ob im Galopp oder Trab, konnte niemand sagen; es war das Rennen einer wilden Horde.

Der am Abend stattgehabte Empfang beim Bürgermeister von Melbourne war mit Bezug auf das Publikum der beste. Das städtische Parlament scheint auch hier wie in Südaustralien sich wegen des Census aus bessern Klassen zu rekrutieren als das Staatsparlament.

* * *

Ein eigentümliches Licht auf die militärischen Verhältnisse Australiens werfen einige Skandale, welche gegenwärtig in der Presse lebhaft diskutiert werden. Auf dem Rücktransport eines Kontingents aus Südafrika weigerten sich einige Soldaten, Befehle eines Offiziers auszuführen, worauf die übrigen sich mit ihren renitenten Kameraden solidarisch erklärten. Die Offiziere konnten mit den Leuten nicht mehr zurecht kommen. Beim Landen in Fremantle wurden einige unbeliebte Offiziere und Unteroffiziere von den Mannschaften mit Tinte und faulem Obst beworfen, aber der Generalgouverneur begnadigte alle Rädelsführer schon bei ihrer Landung in Melbourne. — Der Bundeskriegsminister konstatierte, daß in der permanent defence force von Australien schon bis 25 % der Leute desertierten. Der gleiche Minister mußte auch kürzlich den für die jetzigen Feierlichkeiten aufgebotenen Truppen einen bedeutend höhern Sold bewilligen, als vorgesehen war, da die Soldaten wenige Tage vor Ankunft des Thronfolgers zu streiken drohten, sofern ihrem Begehren

* Maori heißen die Eingebornen von Neuseeland.

nicht willfahren würde. — In Wellington (Neuseeland) wurde kürzlich eine für den Herzog von York anberaumte Parade wegen schlechten Wetters abgeschlagen. An dem Abend nun, an dem im Government-House eine Levée abgehalten wurde, an welcher alle Offiziere teilnahmen, wurden die Soldaten in einem vom Regen aufgeweichten Biwakplatze gelassen; zudem soll das den Mannschaften gelieferte Fleisch ungekocht und schlecht gewesen sein. Darauf zogen die 800 Mann, das Fleisch auf Stangen vor sich hertragend, vor das Government-House und sangen einen Totenchor, durch den die Hofgesellschaft in nicht geringen Schrecken versetzt wurde. Als am folgenden Morgen der Oberst der Truppe eine Strafpredigt hielt, wurde er mit Lachen empfangen; daß keiner bestraft worden ist, wird als selbstverständlich betrachtet.

11. Mai 1901.

Am Morgen bewegte sich eine endlose Prozession durch die Stadt: Gewerkschaften, Hülfsvereine, Krankenkassen 2c.; fast jeder Verein hatte einen Wagen, auf dem sein Zweck versinnbildlicht war: so bei einem Temperenzverein eine Grotte mit sprudelndem Wasser, bei den Handwerkern die Fabrikate und Werkzeuge, bei den „Stockmen" ein Karren mit riesigen Ochsen, Kühen, Schafen u. s. w., mit der Überschrift: The Commonwealth's backbone, was vom Publikum mit großem Jubel begrüßt wurde. Die Zahl der Friendly Societies, Freimaurer-Logen 2c. 2c. scheint außerordentlich groß zu sein.

Nachmittags gaben die Volksschulen (ca. 5000 Kinder) eine Turn-, Tanz- und Gesangsvorstellung vor dem Herzog und der Herzogin. Dies war entschieden das Beste von den ganzen Festlichkeiten, schon weil auch hier wie in Südaustralien die Kinder der untern Stände einen außerordentlich blühenden, gesunden Eindruck machen; in ihrem Auftreten und ihren Bewegungen haben sie mehr Freiheit und Grazie als Kinder der gleichen Stände bei uns. Die Zuschauermenge war immens und der Enthusiasmus diesmal etwas größer. Die Freiübungen wurden ziemlich gut ausgeführt und das Exerzieren der Kadetten war sehr sauber und schien das an die traurige Schlamperei des Militärs gewöhnte Publikum geradezu zu verblüffen. Sehr hübsch waren die in der Nationaltracht aufgeführten schottischen Tänze und ein Tanz mit Gesang von etwa tausend Mädchenstimmen. Die ganze Anordnung war vortrefflich.

Abends Vorstellung von Macbeth in Her Majesty's Theater, dem größten Theater von Melbourne. Das Innere sieht sehr ordinär aus —

das Publikum größtenteils ebenso. Die Aufführung war bis auf den das Publikum augenscheinlich am meisten interessierenden Schluß, der eine endlose Rauferei vor der Burg Macbeth's war, nicht so übel, namentlich hatte Lady Macbeth, eine amerikanische Schauspielerin, die berühmte Handwasch-Scene ausgezeichnet gegeben. Die unfreiwillig komischen Bemerkungen des Publikums über das Stück und die Unruhe im Parkett ließen auf kein großes Kunstverständnis schließen. Im allgemeinen sollen in Australien nur burleske, an Zirkusvorstellungen grenzende Possen, Operetten u. dgl. auf den Bühnen haltbar sein. Das Theater ist reine Geschäftssache.

* * *

Melbourne besitzt eine sehr schöne öffentliche Bibliothek, ein edles Gebäude in korinthischem Stil, zu dem jedermann unentgeltlich von 10 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends Zutritt hat. Erstaunlich ist die große Zahl von Männern aus den untern Klassen, welche namentlich abends die Bibliothek benutzen, obwohl außer Klassikern und ähnlichen Schriftstellern nur wissenschaftliche Werke vertreten sind. Trotz des freien Zutritts zu der allgemeinen Bibliothek soll sehr wenig gestohlen werden; der Bibliothekar beklagte sich nur über die vielen Diebstähle in der juristischen Spezialbibliothek, die nur Advokaten benutzen dürfen. Die öffentliche Bibliothek umfaßt alle Wissenschaften außer Medizin und ist namentlich mit Bezug auf Politik, Nationalökonomie, Jurisprudenz u. s. w., speziell Parlamentsakten u. dgl. erstaunlich reichhaltig.

Im selben Gebäude ist eine große Gemäldesammlung, welche jedoch eine beträchtliche Zahl minderwertiger Bilder enthält, und mit weniger Geschmack angelegt ist als die kleine Galerie in Adelaide. Die kunstgewerbliche Sammlung enthält meist Facsimile und eine Menge entsetzlich geschmackloser moderner Artikel. Die japanische Sammlung scheint hauptsächlich von ungebildeten Globetrotter-Protzen eingekauft worden zu sein; daneben besteht ein stereotypes, naturwissenschaftlich-ethnologisches Museum.

Blackspur, 18. Mai 1901.

Ungefähr 40 Meilen von Melbourne, am Ende einer Lokalbahn liegt der Ort Stealesville, am Fuße der mäßig hohen Blackspurkette, umgeben von deren bewaldeten, freundlichen Ausläufern. Die Gegend zwischen Melbourne und den Bergen ist ziemlich monoton — eine von wellenförmigen Erhebungen durchzogene Ebene, meist Acker- oder Weide-

land, dazwischen einzelne Waldparzellen und an einigen Orten auch Weinberge. Die Ansiedelungen bestehen meist in Dörfern mit sehr sauberen, kleinen, wie von Kindern aufgestellten Häuschen, ohne jeden malerischen Reiz.



Busch auf der Blackspur [S. 308/9]

Von Stealesville führt die Poststraße 23 Meilen weit nach Marysville über die Berge. Die Landschaft erinnert, von der Vegetation abgesehen, durchaus an den Schwarzwald. Tiefe Einsamkeit, nur Wald, unabsehbarer Wald. Die entferntesten Bergzüge, die man über den Forst weg erblickt, zeigen sich in zarten, hellbläulichen Tönen. In den Tiefen der Täler und Runsen murmeln klare Bäche durch Wälder von Riesenfarnen. Diese Pflanzen, 3—4 Meter hoch, übertreffen an Pracht und Reichtum die der javanischen Wälder und erfüllen alle Tiefen mit märchenhaftem Zauber: ein Labyrinth von dunkeln, moosigen Stämmen, von gesunkenen Riesenbäumen und üppigem Gestrüpp, in das die silberne Wintersonne durch das saftige Hellgrün der mächtigen Farnzweige hereinleuchtet und die Waldwildnis geheimnisvoll erhellt. Am Wege und in den Lichtungen bilden Brombeersträucher undurchdringliches Gestrüpp, Schlingpflanzen winden sich an den Bäumen empor und schlingen sich von Stamm zu Stamm. Es ist ein ununterbrochener Wald, durch den die Straße in weiten Schleifen sich emporwindet. Stets wechselnde Ausblicke bieten sich auf die in der Tiefe ruhenden, einsamen Täler, auf die immer höheren und näher zusammenrückenden Bergzüge und auf die im bläulichen Duft sich vom hellen Himmel in ruhigen Linien abzeichnenden fernern Höhen. Der Wald — vorherrschend aus Eucalyptus bestehend, neben dem zierliche Arten anderer, kleinerer Bäume vorkommen — macht den Eindruck eines imposanten, lichten Hochwaldes. Aus dem niedern

Unterholz erheben sich in ziemlich großen Abständen die schnurgeraden, mächtigen Eucalyptusbäume. Ihre senkrecht in die Höhe steigenden, bis weit hinauf unbelaubten Stämme stechen mit ihrer silbernen Rinde, von der die alte, braune, in langen Bändern sich loslösend, herabhängt, wirkungsvoll ab von dem dunkeln Hintergrund. Oben bildet der Eucalyptus eine weit verzweigte, der Eiche ähnliche Krone, in der die einzelnen Äste straußförmig enden, was dem Baume ein etwas unruhiges Aussehen gibt. Manche Stämme sind 60—80 m hoch, der höchste in der Gegend soll ca. 90 m messen.

Je höher man in die Berge hinaufkommt, um so mehr macht sich „winterliche“ Kühle geltend. Die Stimmung in der Natur, die ganze Szenerie macht den Eindruck unserer Hochwälder an einem glanzvollen Spätherbstmorgen, nur sind die Farben und alle Töne in der Entfernung durch das Vorherrschen des grauen Eucalyptus heller als in in unsern Wäldern, und die gigantischen Baumstämme verleihen dem Bilde etwas Majestätisches. Die beiden altmodischen, vierspännigen, roten Coaches, die den Postverkehr zwischen Stealesville und Marysville besorgen, brachten allein Leben in die Waldeinsamkeit; einmal huschte ein wildes Kaninchen über den Weg, später ließ ein possierlicher Riesen-Eisvogel ein sog. Laughing Jack von einem Baum sein menschenähnliches Lachen ertönen; Opossum und Wallaby* hielten sich heute versteckt. Ungefähr halbwegs Marysville ist die „Hermitage“, ein kleines Chalet und Kurhaus, Eigentum eines deutschen Photographen, der ursprünglich einer wissenschaftlichen Expedition in Neu Guinea angehörte. Dieser besitzt ein ganzes Museum melanesischer und fidjianischer Gegenstände, welche einen außerordentlichen Dekorationssinn und sehr oft einen guten, wenn auch primitiven Geschmack aufweisen, der merkwürdig mit der sonst so niedrigen Kultur jener Völker kontrastiert. Das Chalet liegt in einer Waldlichtung, die einige der höchsten Eucalyptusbäume der ganzen Gegend umgeben; auf diesen hat sein Besitzer, nach Art der neuguineanischen Baumhäuser, Pavillons und Lug-ins-Land errichtetn lassen, zu denen man auf langen Leitern hinaufklettert. Von dem Haus zieht sich einige hundert Meter weit zu einem Wasserreservoir eine Schlucht hinauf, die ganz ausgefüllt ist von einem wahren Farnen-Urwald, der an Üppigkeit alle Treibhäuser botanischer Gärten in den Schatten stellt. Das sehr einfache Chalet ist äußerst anheimelnd mit seinem Gartenhäuschen, seinen Weinlauben, die jetzt in herbstlich goldenem Laube glühen, und

* Zwei nur in Australien vorkommende Tiere.

mit seinem Garten voll leuchtender Aster, welche die düstere Waldszenerie freundlich unterbrechen.

Nachts sind die Eucalyptus am schönsten, da sie, geschlossener Kronen entbehrend, eine vielgestaltige Silhouette zeigen und mit ihren weißen Riesenstämmen und ihrem schwarzen Geäste einem phantastischen Gemälde gleichen. Die Blackspur ist ein ideales, aber dennoch charakteristisches Stück des australischen „Bush" oder Urwaldes.

Ballarat, 23./24. Mai 1901.

Ballarat ist mit seinen 50,000 Einwohnern die größte Stadt von Victoria außer Melbourne und war einst das Zentrum der großen Goldindustrie. Da diese jetzt aufgehört hat, glänzend zu sein, hat auch die Glanzperiode Ballarats ihren Abschluß gefunden. Die Stadt macht einen etwas heruntergekommenen Eindruck, denn das Straßenleben und die Instandhaltung der Häuser entsprechen nicht mehr den an Größenwahn grenzenden Anlagen. Eine große, in der Mitte bepflanzte Avenue, die bedeutend breiter ist als der Petersburger Newski-Prospekt, durchquert die Stadt, deren Grundplan durch ein Netz rechtwinklig sich schneidender Straßen bestimmt ist. Am Hauptplatz sind einige große Gebäude, so das Stadthaus und die Post mit den in Australien so beliebten Elisabeth-Türmen. Die Läden sind äußerst kleinstädtisch, auch das Publikum läßt nicht auf Wohlhabenheit schließen. Abgesehen von dem innersten Stadtteil, auf dessen Schönheit sich die Ballaratianer viel einbilden, bestehen die Quartiere fast ausschließlich aus kleinen, einstöckigen Häusern mit den einen überallhin verfolgenden gestreiften Wellblechdächern. Das Schönste an der Stadt sind die Alleen von in Pappelform geschnittenen Eucalyptus und von wundervollen Pinien. Den Abschluß der Straßenperspektiven bilden bewaldete Höhenzüge. Am Stadtausgang liegt ein kleiner Teich, eine Velorennbahn und ein botanischer Garten. Seitdem die goldreichen oberen Schichten bei Ballarat abgebaut sind, und man zum Tiefbau gezwungen ist, hat das Goldgraben der einzelnen Arbeiter auf eigene Rechnung aufgehört, wenigstens in der alten Form. Die für den Tiefbau erforderlichen teuern Anlagen können nur von Gesellschaften erstellt werden, in deren Dienst die Minenleute für festen Lohn arbeiten. Die Minen rentieren jetzt ganz schlecht; nur 2 % der Goldminen von Ballarat werfen überhaupt einen Gewinn ab; die übrigen 98 % geben entweder keine Dividende, nicht einmal auf das geringe einbezahlte Kapital oder es sind, was sehr häufig vorkommt, die Aktionäre

gezwungen, beſtändige Einzahlungen zu machen, um die Minen überhaupt zu halten und das Bergrecht nicht zu verlieren. Wenn eine Mine ganz ſchlecht geworden und ſich der Betrieb nicht mehr lohnt, ſo wird ſie mit Tributors bearbeitet, d. h. die aus dem Dienſt der Geſellſchaft entlaſſenen Arbeiter bearbeiten die Mine für ganz geringen Lohn, bedingen ſich aber eine Quote des Gewinnes aus. So arbeiten viele effektiv weit unter dem Minimallohn und ſind gezwungen in großer Armut zu leben, da ſie nur ſelten einen Fund machen. Die Regierung ſchritt hiegegen ein und verpflichtete die Geſellſchaften, den Tributors das Exiſtenzminimum zu garantieren. Dieſes Geſetz wird aber dadurch umgangen, daß die Minenbeſitzer die Leute nicht mehr als Tributors, ſondern als Contractors im Unternehmungsverhältniſſe oder in Partnerſchaft arbeiten laſſen, in welchem Falle die Arbeiterſchutzgeſetze nicht anwendbar ſind. Dieſe verkappten Tributors, welche tatſächlich mit ihrer Arbeit ſpekulieren, bilden eine inferiore Klaſſe von Arbeitern. Die Gewerkſchaften der Minenleute, ſpeziell derjenigen von Ballarat, brachen zuſammen, da eine Partei unter ihnen extrem war und zuviel von den Arbeitsgebern zu erpreſſen ſuchte, was nicht gelang.

Melbourne, 24. Mai bis 1. Juni 1901.

Das Schulweſen der Kolonie Victoria iſt dem ſüdauſtraliſchen ſehr ähnlich; auch hier herrſcht das Syſtem individueller Examen mit Berechnung von Erfolgs-Prozenten, welche für den Rang jeder Klaſſe, bezw. Schule maßgebend ſind. Die Beſoldungen der Lehrer ſind ziemlich klein, können aber durch Zuſchüſſe, welche ſich nach den Erfolgs-Prozenten berechnen, die ein Lehrer erzielt, bis um 50 % erhöht werden. Man verſucht jetzt, dieſes ſkandalöſe Syſtem abzuſchaffen. Das Parlament, ſpeziell die Arbeiterpartei bringt dem Schulweſen kein Verſtändnis entgegen und kürzt die von der Regierung verlangten Kredite nach Möglichkeit. Die Schulhäuſer ſind in ihrer Anlage und Einrichtung noch einfacher als die in Adelaide und faſt bis zur Häßlichkeit mesquin, zudem ſind ſie außerordentlich überfüllt; bis 200 Kinder werden in einem Raum untergebracht. Auch die hygieniſchen Einrichtungen laſſen ſehr zu wünſchen übrig. Infolge der Knauſerei des Parlamentes hat man in Melbourne ſogar Schulhäuſer geſchloſſen, um die Kinder in eine kleinere Zahl ſolcher zuſammenzupferchen.

Die Lehrerausbildung iſt etwas primitiv; die Pupil-Teachers beginnen mit der Praxis und zwar als Unter-Hülfslehrer und beſuchen daneben Abendſtunden in der Training School. Nach Abſolvierung dieſer

Kurse werden sie meist in kleinen Schulen angestellt. Nur wenige unter ihnen gehen nachher noch zur methodischen Praxis an die Übungsschule. Neben den Lehrern werden in den Schulen noch ganz gering besoldete „Monitors" verwendet, welche keine besondere Ausbildung erhalten, aber gleichwohl innerhalb der Schulen, in denen sie tätig sind, avancieren können.

Die Primarschule zerfällt in sechs Klassen, wovon die erste, die Infantschool, zwei Abteilungen, eine für Kinder über und eine für solche unter sieben Jahren, umfaßt. Die einzelnen Klassen sind nach Bedürfnis in mehrere Abteilungen eingeteilt, an denen Lehrer und Lehrerinnen ohne Unterschied verwendet werden; die Lehrerinnen sollen imstande sein, eine sehr gute Disziplin über die Knaben zu halten. In der 4. Klasse kann das Abgangs-Certificat erworben werden, mit welchem die Schulpflicht aufhört. Nach Vollendung des 13. Jahres hört die Schulpflicht und das Recht zum Schulbesuch überhaupt auf. Schon mit 9—10 Jahren kommen oft intelligente Kinder aus der Schule. Die Lehrmittel sind nicht frei. Die Minimalzahl der Schultage, die jedes Kind haben muß, beträgt im Quartal nur 40.

Die überaus zahlreichen Privatschulen stehen nicht unter staatlicher Kontrolle. Gänzlich unqualifizierte Personen, sogar Wäscherinnen, betreiben neben ihrem Beruf eine Privatschule. Auch der Besuch einer derart minderwertigen Schule entbindet vom Besuch der Staatsschulen. Groß ist namentlich die Zahl von kirchlichen, speziell katholischen Privatschulen. Ebenso sind die Mittelschulen regelmäßig konfessionell; auch mit der Staatsuniversität sind sektische Colleges verbunden. Einen Universitätsunterricht für die Volksschullehrer gibt es nicht.

* * *

Senator B., einer der Hauptführer der Arbeiterpartei in Victoria, machte mir folgende Mitteilungen: Im Parlament von Victoria haben die Arbeiter von den 75 Sitzen des Unterhauses 15 für ihre Vertreter erobert. Im Oberhaus gibt es keine Arbeiterpartei infolge der Verfassungsbestimmung, welche eine so hohe property qualification (Immobiliar-Census) vorschreibt, daß die Arbeiter von jener Kammer faktisch ausgeschlossen sind. Das Oberhaus ist eine Klasseninstitution; nur 2900 Personen sind dafür wählbar. Die Demokratie hat diese Zustände seit 40 Jahren umsonst bekämpft, da das Oberhaus alle Reformen verwirft. Die neue, liberalere Bundesverfassung wird eine demokratische Umgestaltung der Einzelstaatsparlamente mit sich bringen.

Die Stützen der Arbeiterpartei sind namentlich die Industriearbeiter, daneben hat sie auch Anhänger in bäuerlichen und akademischen Kreisen,

d. h. Leute, die mit ihr stimmen. Sie predigt keinen Klassenhaß im Sinne der deutschen Sozialdemokratie. Die Squatters und die konservativen Klassen überhaupt werden nur als politische Gegner betrachtet. Diese Labour-Party arbeitet für Verstaatlichung des Landes, wenigstens soll das noch nicht weggegebene Land nur zu verpachten sein oder es soll wenigstens den Ansiedlern nur durch die Regierung direkt verkauft werden können, um jede Bodenspekulation auszuschließen. Die Arbeiterpartei Australiens steht im wesentlichen auf dem Boden des Staatssozialismus und beabsichtigt lediglich, in dem Rahmen der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung für ihre Interessen zu wirken; die Idee staatlicher Produktion und Regulierung der Güterverteilung liegt ihr fern, ohne daß sie diese deshalb prinzipiell verwirft. Es besteht keine direkte Föderation zwischen den australischen Arbeitern und denjenigen des Mutterlandes oder des Auslandes.

In allen australischen Parlamenten sind die Führer der Labour-Party Arbeiter im eigentlichen Sinn gewesen, ebenso die meisten Vertreter dieser Partei im Cabinet. So ist der jetzige victorianische Minister des Innern und der Eisenbahnen früher Schuhmacher gewesen. Mit Ausnahme einiger Weniger bringen die hiesigen Arbeiterführer und die Arbeiter überhaupt dem wissenschaftlichen englischen und deutschen Sozialismus nur wenig Interesse entgegen und beschränken sich auf naheliegende, praktische Ziele. Obwohl die Labour Party eine fest geschlossene Partei ist, arbeitet sie doch oft mit andern Parteien, speziell den Liberalen zusammen, wo es sich um Angelegenheiten handelt, in denen eine Übereinstimmung der Programme besteht oder in denen Konzessionen zur Förderung anderweitiger, spezieller Arbeiterinteressen gemacht werden können. Die Parteidisziplin ist im übrigen strikt.

Fast alle Mitglieder gehören Gewerkschaften an. Letztere haben meist Versicherungen auf Gegenseitigkeit für ihre Mitglieder, gewähren wöchentliche Zahlungen an die Arbeitslosen und bisweilen auch Alterspensionen. Einige besitzen auch Arbeitsvermittlungsbureaux.

* * *

Über die Schattenseiten der kühnen australischen Sozialpolitik teilte mir ein mit den Verhältnissen durch langjährige Praxis vertrauter Politiker das folgende mit: Das Minimallohngesetz, d. h. das Gesetz, welches Lohnämter einführte, die zur Festsetzung der Arbeitsbedingungen kompetent sind, ist sehr bedenklich; es ruiniert viele Gewerbe und verschließt vielen Arbeitern Beschäftigung. Die von den Ämtern festgesetzten

Löhne sind teilweise so hoch, daß die Unternehmer bestrebt sein müssen, sich möglichst viele Leute durch Benutzung von Maschinen zu ersparen. Auch die gleichmäßige Gültigkeit der Lohnminima für Stadt und Land ist für viele Arbeitgeber auf dem Lande ruinös und die Konkurrenz der kleinen Unternehmer mit den großen, kapitalkräftigen Gesellschaften fast unmöglich. Ein drastisches Beispiel liefert das Typographengewerbe: Man bezahlte schon längere Zeit $^3/_4$ Shilling für eine bestimmte Menge Satz, was in der Woche den schönen Lohn von ca. 2 £ ausmachte. Auf einmal verlangten die Arbeiter $1^1/_6$ Shilling. Die Arbeitgeber erklärten, diese Steigerung sei unerhört und ruinös. Das von den Arbeitern angerufene Lohnamt entschied für einen Lohn von 1 Shilling. Die Arbeiter wissen, daß selbst von einer exorbitanten Forderung ihnen gewöhnlich 50 % zugesprochen werden. Solche Entscheide erfolgen fast immer durch Stichentscheid des Obmanns, da die Vertreter der Arbeitgeber und Arbeitnehmer in der Behörde in gleicher Stärke vertreten sind und bei Streitigkeiten von größerer Tragweite sich selten einigen können. Der neue Lohn macht per Woche ca. £ 2. 10 aus, was von kleineren Druckern einfach unmöglich bezahlt werden kann. Die Aufträge vom Lande, auch aus kleinern Städten, gehen nun nach Melbourne in die großen Druckereien, die mit Maschinen setzen. Dadurch sind viele Typographen beschäftigungslos geworden. Ein großer Teil der Arbeiterschaft ist deshalb gegen die Lohnämter, die Majorität der Arbeitgeber, besonders die kleinen Handwerker verhalten sich durchaus ablehnend dagegen. Viele von ihnen würden ihre infolge des Gesetzes unrentabel gewordenen Geschäfte gerne aufgeben, wenn sich unter den jetzigen Umständen überhaupt ein Käufer finden ließe. Auch in den andern Gewerben hat das Minimallohnsystem verderblich gewirkt.

Die Urteile der Lohnämter haben auch sonst höchst mißliche Zustände geschaffen. Es wird z. B. nur 1 Lehrling auf drei erwachsene Arbeiter gestattet, um die billigen Lehrlinge zu Gunsten der Arbeiter auszuschließen, und zwar wird kein Unterschied gemacht, ob der Lehrling Sohn des Lehrmeisters sei oder nicht. So wurde einem Handwerker, der 1 Arbeiter hatte, verboten, seinen schulfreien Sohn in Lehre zu nehmen. Die Beschränkung der Zahl der Lehrlinge macht auf diese Weise viele Jungen, welche spätestens mit 13, oft schon mit 10 und 11 Jahren schulfrei werden, arbeitslos und zwingt sie herumzustrolchen und zu verwahrlosen. Die Zahl unbeschäftigter, halbwüchsiger Schlingel ist deshalb groß. Auch fehlt es an einem genügenden Nachwuchs junger Arbeiter.

* * *

Die öffentliche Meinung von Victoria ist ganz unter dem Einfluß der beiden großen Zeitungen, des liberal-konservativen „Argus", der von den gebildeten Klassen, speziell den akademisch gebildeten Kreisen gelesen wird, und dem demokratischen „Age", der für die Massen geschrieben ist. Beides sind Penny-Papers. Alle Zeitungen werden als Geschäfte betrieben und haben zu rentieren; Zeitungen, die nur idealen, z. B. Parteiinteressen dienen, gibt es nicht. Diese banausenhafte Tendenz zeigt sich in Australien auch noch auf vielen andern Gebieten. Selbst die Kirchen werden teilweise von ihr ergriffen. Bekenntniswechsel unter Pfarrern aus Rentabilitätsgründen sind nichts besonderes. Es gibt Pfarrer, die im Jahr Tausende trauen als ausschließliche und zwar rentable Profession, und es wird von zuverlässigster Quelle versichert, daß es manche Pfarrer gibt, die auf Wunsch der Klienten nach verschiedenen Konfessionen trauen. Die Trauungsbureaux besorgen alles: Zimmer, Pfarrer, Ring, Zeugen, zu festen Preisen. Auch die Medizin wird ganz geschäftlich betrieben.

* * *

Charakteristisch für australische Verhältnisse ist die kleinliche Kirchturmpolitik. In lokalen Angelegenheiten wird der Ortsangehörige jedem andern vorgezogen und in allgemein australischen Angelegenheiten ein, wenn auch noch so unbedeutender native dem tüchtigsten eingewanderten Engländer, "The Native Cry: Australia for the Australians, Ballarat for the Ballaratians". Diesem Nativismus wird von den Wählern sogar auf Kosten politischer Überzeugung gehuldigt. Dieser kleinliche Partikularismus, der ärger ist als in Deutschland oder der Schweiz, macht sich überall bemerkbar; am stärksten zwischen den Städten Sydney und Melbourne, überhaupt zwischen den beiden größten Kolonien, Neusüdwales und Victoria, aber auch zwischen den beiden kleinsten, Westaustralien und Tasmanien. Ihren Gipfelpunkt erreicht diese Tendenz in dem erst durch den Bundestarif abgeschafften interkolonialen Schutzzoll und in den drei verschiedenen Spurweiten der Bahnen. In den Zeitungen, im Parlament, kurz überall trifft man auf lokale Sticheleien. Die Eifersucht der beiden großen Städte hat es dazu gebracht, daß keine von ihnen, nicht einmal die Mutterstadt Australiens, das prachtvolle Sydney, Bundeshauptstadt wurde. Nun sucht man in der Wildnis die Stelle für eine neue Stadt, welche laut Verfassung mindestens 100 Meilen von Sydney entfernt sein, aber im Staate Neusüdwales liegen muß. Die einzelnen Staaten rechnen sich jetzt wie kleine Buben vor, wie viele

Tage der Herzog da bleiben wird oder nicht und was er in Sydney tue, aber nicht in Adelaide, ꝛc. ꝛc. Allerdings hat der starke Lokalpatriotismus auch einem edeln Wetteifer gerufen, der zwar in den öffentlichen Bauten oft ans Schwindelhafte grenzt.

3. Neusüdwales.

Sydney, 2.—19. Juni 1901.

Die Fahrt von Melbourne nach Sydney bietet ungefähr dasselbe Landschaftsbild wie die von Adelaide nach Melbourne: Felder, Viehweiden und Eucalyptus-Wald miteinander abwechselnd, ruhig verlaufende Höhenzüge am Horizonte. Die Stationen sind ziemlich zahlreich, man passiert mehrere kleine Städte, dazwischen ist die Gegend aber meist völlig einsam. Als es Nacht geworden, sah man zahlreiche Feuer, welche die Bushleute, Viehtreiber und Holzhauer, bei ihren Hütten oder Zelten im Walde brennen hatten; eigentümlich berührte nach dem großstädtischen Leben Melbourne's diese Urwüchsigkeit einer jungen Kolonisation. Der Murray, hier in seinem Oberlaufe ein kleines Flüßchen, bildet die Grenze zwischen Victoria und Neusüdwales. In Albary muß der Zug gewechselt werden infolge des herrlichen australischen Partikularismus, denn die Bahnen von Neusüdwales haben normale Spurweite, während diejenigen von Victoria eine breitere besitzen. Die Bahn hat bis etwa auf die Höhe von 700 Meter hinauf zu steigen, um dann ziemlich rasch auf Meeresniveau abzufallen, doch sind die Anhöhen um Sydney nur welliges Hügelland mit großen Weiden und schönem Eucalyptuswald.

Der Bahnhof von Sydney ist mesquin für die Größe der Stadt, aber immerhin noch bedeutend besser als die Baracken von Melbourne. Da Neusüdwales — im Gegensatz zu Victoria — freihändlerisch ist, wird man von keiner Douane belästigt. Auch die Hotel- und Transportverhältnisse sind hier besser als in Melbourne, wo die Droschkenkutscher — teilweise durch polizeilichen Tarif ermächtigt — an Räuberei den Russen und Malaien ihrer Gilde um keineswegs nachstehen.

Der Eindruck, den Melbourne dem Europäer macht, wird verwischt durch denjenigen von Sydney. In Sydney fühlt man sich in Europa; die Stadt hat ganz den Typus einer Großstadt der alten Welt und zwar fast mehr einer kontinentalen als einer englischen. Die City

liegt auf einer der zahllosen, hügeligen Halbinseln, welche die Zierde des tiefeingeschnittenen Meerarmes von Port Jackson sind. Schon aus diesem Grunde war eine symmetrische Anlage wie in Melbourne von vornherein ausgeschlossen; zudem folgen die heutigen Hauptstraßen ehemaligen Viehtriften, da die Stadt ganz allmählich aus einer primitiven Niederlassung emporgewachsen ist. Obwohl Sydney trotz seiner mehr als hundertjährigen Existenz wenig alte Gebäude besitzt, hat es doch durchaus nicht den Charakter einer neuen Anlage und trägt gar nichts vulgär Koloniales an sich. Die Straßen sind ziemlich eng und oft krumm. Der Fußgänger- und Wagenverkehr ist äußerst lebhaft; Dampf-, elektrische und Kabelbahnen bringen die weitauseinander liegenden Stadtteile in nahe Verbindung. Die Läden sind bedeutend schöner als in Melbourne. Die amerikanischen Riesenhäuser fehlen fast ganz, und es herrscht mehr Symmetrie in Architektur und Haushöhe als in Adelaide und Melbourne. Die öffentlichen Gebäude sind fast alle Renaissancebauten aus schönem, braunem Sandstein, von denen einige, wie die Post und das kolossale Stadthaus, mit hohen Elisabethtürmen geschmückt sind. Unmittelbar an die Hauptquartiere schließt der dem Londoner Vorbild ähnliche Hydepark an, ein großer Komplex von Wiesen, über die in größeren Abständen mächtige, alte Bäume zerstreut sind. Daneben liegt der schöne botanische Garten mit subtropischer Vegetation, der sich über einen flachen Hügel erstreckt hinab bis zum Meere, d. h. zu einer der vielen Einbuchtungen des Port Jackson. Zwischen den hohen Koniferen und Laubbäumen bieten sich unerschöpfliche Ausblicke auf den Hafen, seine von Villen besäten Ufer und die steil an den Abhängen aufsteigenden Geschäfts- und Arbeiterviertel. An den botanischen Garten reiht sich der Park des Government-House, das ein einfacher spätgotischer Bau ist. In der Nähe dieses Parkes sind eine Reihe hervorragender öffentlicher Gebäude, so die zweitürmige, große Marienkathedrale in gotischem Stil, der monumentale Bau des naturwissenschaftlichen Museums, der ebenfalls groß angelegte Spital, die noch unvollendete Nationalgalerie, die eine reichhaltige und gute Gemäldesammlung enthält. Alle diese Institute sind nach europäischen Begriffen außerordentlich in Anbetracht der verhältnismäßig geringen Größe des Landes (ca. 1½ Millionen Einwohner).

Der Stolz von Sydney ist der Hafen, d. h. der Port Jackson, der sich von der Küste 15 km landeinwärts erstreckt und schließlich in den Parramatta, einen unbedeutenden Fluß, übergeht. Fährt man in den Hafen ein vom Meere aus, so passiert man zunächst die Heads, zwei etwa 1 km voneinander entfernte Klippen aus tafelförmig geschichtetem

Gestein, die senkrecht ins Meer abfallen und an deren Fuß die Brandung des Ozeans hoch emporschlägt. Die Küste gegen Süden und Norden ist gebildet von mäßigen, mit Eucalyptuswald bedeckten Anhöhen, die als ziemlich steil abfallende Nasen an vielen Stellen gegen das Meer hervortreten und längs der Küste eine Reihe von Buchten bilden, in deren Hintergrund einige größere Lagunen die düstere Waldlandschaft beleben. Die Küste nördlich von Sydney ist einsam, es finden sich da nur ein paar bescheidene Ausflugsorte und Sommerwohnungen sowie Gemüsegärtnereien von Chinesen, in denen trotz Sonntag und Gesetz die ganze Woche gearbeitet wird.

Einmal innerhalb der Heads, sieht man vor sich den langsam sich verengernden, von mäßig hohen, aber steilen Ufern umrahmten Hafen; in der Ferne ist Sydney sichtbar. Rechts vom Eingang ist die tiefe Bucht von Mandly, einer größern Ortschaft, mit der weithin sichtbaren erzbischöflichen Sommerresidenz und dem Priesterseminar. Weiter landeinwärts liegt der einsame, vielverzweigte Middle-Harbour, eine den Havelseen sehr ähnliche Waldeinsamkeit Die meisten Buchten bergen in ihrem Hintergrunde Ortschaften, die, bis auf die Höhe der Plateaux ansteigend, sich weithin ausdehnen, um sich mit der City zu verschmelzen, und so der Stadt eine gewaltige Ausdehnung geben. Je mehr man sich Sydney nähert, um so dichter sind die Landhäuser zusammengedrängt, welche über die felsigen, von schönen Eucalyptus bewaldeten Landzungen zerstreut liegen. Die geistlose Monotonie der andern australischen Städte fehlt hier glücklicherweise; fast jedes Häuschen ist anders und jeder Stil ist vertreten. Die steilen Ufer bringen die Häuser in eine freie Lage, und der Wald gibt allen eine malerische Umrahmung. Unästhetische Bauten wie Fabriken, Warenschuppen u. dgl. verschwinden diskret im Hintergrunde der Buchten und die alle Anhöhen und Vorsprünge bedeckenden hübschen Quartiere dominieren die Szenerie völlig. Am Pottspoint liegen die schönsten Landgüter inmitten herrlicher Vegetation: Cedern, Tannen, Palmen und Campherbäume bedecken die Abhänge, deren felsigen Fuß das kristall-klare, intensiv blaue Wasser umspült. Über der eigentlichen Stadt, deren Silhouette durch die Marienkathedrale beherrscht ist, schwebt meist eine Dunstwolke. Die Ufer und Anhöhen zu beiden Seiten des innern Hafens wimmeln von Häusern, deren graue Massen an einigen Stellen von den großen öffentlichen Parken durchbrochen werden. Vor der Stadt liegen einige teilweise demolierte alte Befestigungen und in den Buchten und am Ufer ankern zahlreiche Kriegsschiffe, große europäische Dampfer und Küstenfahrzeuge; Ferry-boats und Salondampfer vermitteln

den regen Verkehr mit den Vororten. Nachdem man die Stadt mit dem Schiff passiert hat, wird es wieder einsamer, immer enger und enger wird der Hafen, den einige Inseln unterbrechen, und zuletzt verläuft er in den zunächst noch breiten, von Wiesen und Waldufern umrahmten Parramatta. Etwas oberhalb der Stelle, bis zu welcher die kleinen Dampfer gelangen können, liegt das Städtchen Parramatta, die älteste Ansiedelung in Australien, mit einigen aus dem XVIII. Jahrhundert stammenden Gebäuden. In der Umgebung sind große Orangeplantagen.

* * *

Mitteilungen des Sekretärs des Gewerkschaftsverbandes: Die Labour-Party von Neusüdwales strebt, nach dem Vorbild der schweizerischen Demokratie, die Einführung von Referendum und Initiative an, auch will sie das in England und den Kolonien eingebürgerte parlamentarische Cabinetsystem dahin modifizieren, daß das Cabinet vom Parlament gewählt wird, jedoch nicht auf bestimmte Zeit wie in der Schweiz, sondern nur auf solange, als das Cabinet eine Majorität im Parlament hat. Dadurch würde der Gouverneur von Rechts wegen, was er jetzt schon faktisch ist, ein bloßer Strohmann an der Spitze der Verwaltung. Die Arbeiterpartei hat zurzeit 20 Vertreter im Unterhaus, das 125 Mitglieder besitzt, und 4 im Oberhaus. Letztere Kammer wird von der Regierung ernannt, und ihre Mitglieder sind unbezahlt, während diejenigen des Unterhauses 300 £ beziehen.

80 Prozent der Bevölkerung sind industrielle und ländliche Lohnarbeiter. Erstere bilden die Basis der Labour-Party. Die Landarbeiter verhalten sich etwas reserviert gegenüber der Arbeiterpartei, da sie fürchten, diese gehe zu weit in sozialistischen Experimenten: denn die meisten von ihnen sind durch ihre, wenn auch kleinen Grundbesitzerinteressen bis zu einem gewissen Grade konservativ. Die Minenarbeiter, die meist nur unsichere Beschäftigung haben, gehen samt und sonders mit der Partei. Die höheren Klassen verhalten sich ablehnend gegen den Sozialismus und selbst gegen die Labour-Party; auch in akademischen Kreisen hat sie fast keinen Anhang. Es gibt keinen Klassenhaß in Australien. Eine dahin zielende Politik wird von der Arbeiterpartei schroff zurückgewiesen. „Defence, no defiance". Es herrscht nur ein gewisses Mißtrauen gegenüber den Besitzenden, aber kein Rachegefühl. Eine kommunistische Partei von Einfluß gibt es nicht; die Sozialisten suchen zwar jetzt eigene Kandidaten aufzustellen, aber vorderhand ohne praktischen Erfolg. Sie streben die

grundsätzliche Verstaatlichung der Produktion an, während die Arbeiterpartei sich ganz auf dem Boden des sog. Staatssozialismus bewegt und eine ganz scharfe Grenze gegen den europäischen Sozialismus zieht. In letzter Zeit haben die Arbeiter angefangen, sich mit sozialwissenschaftlicher Lektüre etwas mehr zu befassen, als es bisher der Fall war. Sie sind dafür bis jetzt ganz auf die europäische, speziell englische Literatur angewiesen.

Die Bezahlung der Parlamentsmitglieder hat die Labour-Party ungemein gefördert. Die festen Besoldungen der Volksvertreter sind gerechtfertigt durch die Kosten und die Arbeitslast, welche die parlamentarische Tätigkeit in Neusüdwales mit sich bringt, denn da die lokale Selbstverwaltung noch sehr wenig entwickelt ist, sind die parlamentarischen Volksvertreter die politischen Agenten ihrer Wahlbezirke und müssen in steter Fühlung sein mit allen Teilen der über ein ausgedehntes Gebiet zerstreuten Bevölkerung, die sie repräsentieren. Ehe die Parlamentsmitglieder bezahlt wurden, erhielten die Arbeitervertreter von ihrer Partei ein wöchentliches Gehalt. Dabei war Korruption eher möglich als unter dem jetzigen System. Die Einführung einer ausgedehnten kommunalen Selbstverwaltung würde das parlamentarische Leben verbessern und dem beständigen Schacher um lokale Vorteile steuern; alle Parteien versprechen diese Neuerung, aber keine getraut sich die Reform durchzuführen aus Furcht, durch die hiedurch bedingte Erhöhung der Gemeindesteuern unpopulär zu werden, und überhaupt durch die Verminderung der Machtfülle des Parlamentes an Einfluß auf die Wählerschaft zu verlieren. Die parlamentarische Tätigkeit in Australien ist rein „business like" und sehr selten von Patriotismus oder sonstigen idealen Motiven beherrscht.

Die Mitglieder der Trades-Unions in Neusüdwales zählen 60 bis 70,000, die Zahl der bei allgemeinen Wahlen abgegebenen Stimmen beläuft sich auf etwa 300,000, davon fallen auf die Arbeiterkandidaten ca. 90—100,000. In Bezug auf die Religion ist die Arbeiterpartei ganz neutral, sie macht keine prinzipielle Opposition gegen die Kirche. Manche Mitglieder der Partei sind in ihren Sekten sehr tätig, andere verhalten sich gleichgültig; jedenfalls ist das Verhältnis zur Kirche ganz anders als in Europa.

* * *

Der Präsident der Arbeitskommissäre von Neusüdwales, einer wichtigen Behörde auf dem Gebiete der staatlichen Sozialpolitik, steht seit 30 Jahren in der Praxis der öffentlichen Arbeiterfürsorge und nimmt politisch eine neutrale Stellung ein. Über die Arbeiterparteien und über die sozialen

Institutionen des Staates äußerte er sich in folgender Weise: Die Trades-Union-Rates, d. h. die von den Gewerkschaften postulierten Löhne sind ziemlich allgemein durchgeführt, da die Mitglieder der Unions verpflichtet sind, keine Arbeit mehr unter dem Gewerkschaftslohne anzunehmen, und fast alle guten Arbeiter organisiert sind. Da von den Industriearbeitern ca. $^1/_{12}$ Staatsangestellte sind und der Staat als größter Arbeitgeber die Unionrates acceptiert, so wirkt auch der Staat indirekt zu Gunsten des Gewerkschaftstarifs. Die Unions ahnden jede Abweichung eines Mitgliedes vom Tarif prompt und scharf. Ausnahmen werden nur für teilweise Arbeitsunfähige gemacht.

Einige Gewerkschaften haben Arbeitslosenkassen eingerichtet, aber eigentliche Arbeitslosenversicherungen bestehen nirgends. Daneben gibt es ein staatliches Labour-Bureau; dieses ist ein allgemeines Stellenvermittlungsamt und wirkt hauptsächlich als Plazierungsbureau für eigentliche Arbeitslose. Da die Arbeitslosen meist eine inferiore Klasse von Arbeitern darstellen, macht man verhältnismäßig wenig Gebrauch von dem Bureau seitens der Arbeitgeber, so daß der Staat selbst so viel als möglich Arbeitsgelegenheit beschaffen muß. Daneben hat die Kolonie noch eigentliche Wohltätigkeitsanstalten, welche Geld und Nahrung verabfolgen; ferner eine Farm, auf der Leute für einige Zeit gegen geringen Lohn arbeiten können; eine andere Anstalt für Vaganten und ähnliche Individuen, eine weitere Farm zur Ansiedelung ganzer Familien; daneben gibt es noch ein Institut für verwahrloste Mädchen und ein solches für verwahrloste Knaben.

Der Antagonismus zwischen Kapital und Arbeit ist sehr ausgesprochen in Australien, aber er ist fast ganz auf das wirtschaftliche Gebiet beschränkt und artet nicht in Klassenhaß aus. Immerhin sind Anfänge dazu da, und es ist nicht ausgeschlossen, daß sich ein solcher langsam entwickle. Neben der sich durchaus nicht mit dem Sozialismus identifizierenden Labour-Party ist eine eigentliche sozialistische Partei entstanden, welche alle Palliativ-Sozialpolitik verwirft. Sie verhält sich ungefähr ebenso feindselig gegen die in ihren Augen konservative Labour-Party, wie etwa die kontinentalen Sozialisten gegen den Mittelstand (Ladenbesitzer, Meister ꝛc.). Arbeitslosen-Demonstrationen kehren regelmäßig wieder, aber sie arten nicht in Unruhen aus. Eine aktiv-revolutionäre sozialistische Partei gibt es nicht. Ebenso sind die australischen Anarchisten zu zählen. An der Yarra* in Melbourne und im „Domain"* in Sydney werden von

---

* Zwei öffentliche Plätze in Melbourne, bezw. in Sydney.

politischen Fanatikern und Phantasten von Zeit zu Zeit Reden gehalten, bei denen manchmal die Revolution gepredigt wird; doch schenkt dieser Propaganda niemand ernstliche Beachtung; auch hindert die Polizei die Leute nicht. Ins Parlament sind die Sozialisten noch nicht gekommen. Bei den Bundeswahlen stellten sie sechs Kandidaten auf; keiner erhielt mehr als 2000 Stimmen, während Kandidaten anderer Parteien es bis auf 73,000 Stimmen brachten. Die australischen Sozialisten stehen in geistiger Beziehung dem amerikanischen Sozialismus am nächsten. „The People“ von New-York wird ziemlich viel in Australien gelesen. Die Maifeier ist hier zu Lande eine rein sozialistische Manifestation, an der die Gewerkschaften nicht teilnehmen.

Wenn auch die Löhne nicht mehr so hoch sind wie vor dem großen Krach anfangs der 90er Jahre — man zahlte damals einem Handlanger für 8 Stunden bis 11 Shilling und durfte kaum wagen, einem Arbeiter eine höfliche Bemerkung zu machen, wenn man nicht Kündigung gewärtigen wollte — so sind doch die Löhne noch heutzutage derart, daß die Arbeiter leicht sparen können, wenn sie wollen. Allerdings geben die Australier aller Stände außerordentlich viel aus für Vergnügungen, speziell für Pferderennen, das Wetten bei Rennen, überhaupt das Interesse an Pferden ist unter den Arbeitern allgemein. Immerhin sind doch bedeutende Ersparnisse gemacht worden, die großenteils in eigenen Einfamilienhäuschen angelegt sind. In Australien ißt eine Arbeiterfamilie regelmäßig dreimal Fleisch im Tag.

Die Hauptursache des großen Streikes in Australien anfangs der 90-er Jahre war das Bestreben der Gewerkschaften, rasch ihre exorbitanten Forderungen durchzusetzen; sie glaubten fest an ihren Erfolg, weil in der Schwindelperiode die Löhne übertrieben hoch waren, der ganze Arbeiterstand wohlhabend war und die Kassen der Gewerkschaften bedeutende Vermögen darstellten. Die Trades-Unions waren damals stark sozialistisch gefärbt. Als nach dem erfolglosen Streik die Arbeiter eine weniger extreme Politik einschlugen, versuchte ein Häuflein überzeugter Kommunisten in Paraguay eine kommunistische Kolonie zu gründen; etwa 1000 Mann, von denen jeder 60 £ einlegte, beteiligten sich daran. Sie charterten ein eigenes Schiff und brachten die Niederlassung zustande, aber bald brach diese wegen Haders zusammen. Viele dieser Leute wurden als völlig verarmt durch die Regierung von Neusüdwales auf Staatskosten heimgebracht. Dieser Mißerfolg ebenso wie derjenige der vom Staat unterstützten südaustralischen Kommunistenniederlassungen am Murray hat die Australier sehr ernüchtert.

Die Queensländische Arbeiterpartei ist mehr sozialistisch als die entsprechenden Parteien in den andern Kolonien und zum Teil ist sie geradezu revolutionär und gefährlich, da sie sich fast ganz aus den im Lande umherziehenden Schafscherern und den ebenfalls wenig seßhaften Minenleuten zusammensetzt. Die Scherer sind meist unverheiratet und leben in Banden; jeder hat 1—2 Pferde und ist bewaffnet; da ihr Solidaritätsgeist sehr stark ist, können sie sich leicht von der staatlichen Aufsicht emanzipieren. Die sog. Bush-Unions, d. h. die Verbindung der vaganten Land- und Minenarbeiter bilden fast ausschließlich die Arbeiterpartei, industrielle Trades-Unions sind fast keine vorhanden. Zudem ist die an und für sich nicht starke Polizei in den wenig bewohnten Gegenden fast hülflos, weshalb Akte der Selbsthülfe von Seiten der Arbeiter wie der Herren nicht selten sind.

* * *

Unter der Leitung der Arbeitskommissäre steht ein großartig organisiertes, seine Tätigkeit über ganz Neusüdwales ausdehnendes Arbeitslosen-Plazierungsbureau, das in den letzten 1½ Jahren über 100,000 Stellensuchende untergebracht hat. Die Arbeitsuchenden werden in drei Klassen eingeteilt: wissenschaftliche Berufsarten, gelernte Arbeiter und Handlanger, welch letztere Klasse in drei Unterabteilungen zerfällt: voll leistungsfähige, mittelmäßige und beschränkt leistungsfähige mit Minimallöhnen von 7, 6 und 5 Shilling. Diese Mindestlöhne entsprechen den von den Gewerkschaften aufgestellten Normalien. Löhne unter 5 Shilling darf das Bureau nicht auszahlen, da sonst die Arbeiterpartei sogleich ein großes Geschrei erheben würde, da sie es lieber sieht, daß ein Mann zu Grunde geht, als daß er einen Lohn von weniger als 5 Shilling täglich bezieht. Wenn das Bureau nicht staatliche oder private Arbeit finden kann, die mit 5 Shilling bezahlt wird, oder wenn der Arbeitslose nicht in der Staatsfarm für alte Leute untergebracht werden kann, so ist er von dem Arbeitsbureau aufzugeben, bezw. den Wohltätigkeitsanstalten zu überlassen. Dieser hohe Minimallohn wirkt sehr ungünstig, da Löhne von 5 Shilling, besonders solche von 6 und 7 Shilling tatsächlich bei weitem nicht Minimallöhne darstellen und deshalb viele Leute sichere, aber geringer bezahlte Arbeit aufgeben, um vom Bureau eine Anstellung zu bekommen. Die Institution zur Bekämpfung der Arbeitslosigkeit züchtet deshalb solche in indirekter Weise. Das Bureau hat Versuche gemacht, dem Terrorismus der Trades-Unions zu entgehen und Arbeit zu vergeben, die nicht mit 5 Shilling bezahlt werden kann, aber

den Leuten doch ermöglicht, sich über Wasser zu halten. Es ist jedoch dabei auf den größten Widerstand gestoßen.

* * *

Sitzung des City Trades-Council. Dieser Trades-Council vereinigt die Vertreter sämtlicher Gewerkschaften von Sydney; er ist nicht identisch mit der Political Labour-League der Arbeiterpartei, aber er ist ihr Hintergrund, wenn auch politisch konservativer als sie. Die Trades-Hall, in der die Sitzung abgehalten wurde, ist ein großes Gebäude, das auf vom Staate geschenktem, in einem zentralen, aber ärmlichen Quartiere gelegenen Grunde errichtet ist; es ist ohne alle architektonischen Prätentionen, ungleich dem pompösen Bau in Melbourne. Das Haus entbehrt auch aller politischen Dekoration und enthält nur eine große Zahl schmuckloser Sitzungszimmer für die verschiedenen Gewerkschaften. Bei der Versammlung wurde nicht getrunken, die Verhandlungen wurden mit Ruhe und Geschick geführt ohne hochtrabende, sozialistische Rhetorik, obwohl auch richtige, d. h. nicht der Labour-Party angehörende Sozialisten anwesend waren. Die Diskussion drehte sich um Erhebung einer Streiksteuer für die Eisenarbeiter von 1 Shilling pro Mann und Woche in allen Unions; diese Steuer wurde dann auch nach lebhafter Debatte angenommen. Die Anwesenden machten den Eindruck wohlhabender Leute, nur wenige hatten den Typus unserer Arbeiter; die Jüngern schienen bedeutend mehr links zu stehen als die Alten, welche großenteils in England geboren sind, und es nicht gern sehen, wenn politische Ziele die rein gewerkschaftlichen in den Hintergrund drängen.

Einen ähnlichen Eindruck machte mir eine große politische Wahlversammlung, in welcher ein Führer der Arbeiterpartei für das weitere, gegen die Konservativen gerichtete Zusammengehen mit der liberalen Partei sprach, sofern letztere zur Einführung obligatorischer Streikgerichte Hand böte, was mit großem Beifall aufgenommen wurde. Benehmen und Erscheinen der Leute war sehr ordentlich und turbulente Elemente schienen ganz zu fehlen.

* * *

Neben der Trades-Hall gibt es noch eine Marx-Hall, welche das Lokal der sozialistischen Partei ist; es sind dies bescheidene, gemietete Räumlichkeiten, ausstaffiert mit roten Tüchern und Bildern von Marx

und Liebknecht. Daneben gibt es noch einen internationalen Sozialisten-klub, der hauptsächlich von Deutschen und Italienern frequentiert wird. Dieser huldigt durchaus den Ideen der revolutionären Sozialdemokratie, ist aber keine politische Organisation, sondern ein Klub im gesellschaftlichen Sinne. Die Labour-Party-Leute und die Radikalen suchen die Sozialisten als bedeutungslos darzustellen und sind ihnen überhaupt nicht gewogen, namentlich nicht den fremden Elementen. Über die sozialistische Partei von Neusüdwales machte mir ihr Führer und Sekretär, ein irischer Zigarrenarbeiter, folgende Mitteilungen: Die sozialistische Partei ist von den andern Parteien scharf getrennt und kooperiert mit keiner von ihnen; gegründet wurde sie 1887, aber erst seit drei Jahren (1899) hat sie sich bei den Wahlen von der Political-Labour-League getrennt und zweimal eigene Kandidaten aufgestellt. Die Sozialisten sind international und orthodox marxistisch; sie bedauern es deshalb nicht, daß sie durch die Loslösung von der Arbeiterpartei die Leute verloren haben, welche doch für die Durchführung eines streng sozialistischen Programmes kein Verständnis haben. Der Political-Labour-League mangelt es an einem unzweideutigen Programm, denn sie umfaßt Leute der verschiedensten Grade von Radikalismus; ihr ganzes Programm ist im Grunde nur staatssozialistisch. In fast lächerlicher Weise hat sie am Schluß desselben unter verschiedenen Bagatellpostulaten noch die Verstaatlichung der Produktionsmittel verlangt. Dieses nun ganz fremdartige Postulat datiert aus der Zeit, da die Sozialisten noch eine starke Gruppe der Arbeiterpartei waren. Letztere hat nun, da sie seit 1890 ganz opportunistisch geworden, das sozialistische Ideal tatsächlich aufgegeben, getraut sich aber nicht, mit dem heterogenen Programmpunkt aufzuräumen aus Furcht, daß die Sozialisten zu viel Kapital aus diesem Gesinnungswechsel schlagen möchten.

Die Sozialisten sind als Partei noch zu klein, aber sie agitieren lebhaft und sind in beständigem Zunehmen begriffen. Ein Hemmnis für die sozialistische Propaganda ist die geringe Entwicklung der Kolonien, welche eine scharfe Herausbildung des Kapitalismus bisher noch nicht ermöglicht hat. Auch der von der Regierung praktizierte Staatssozialismus erschwert das Durchdringen einer wirklich sozialistischen Partei, gleichwohl opponieren die Sozialisten den staatlichen Arbeitergesetzen nicht. Die Partei beschränkt sich streng auf konstitutionelle Mittel, strebt aber die Demokratisierung der Verfassungen an.

Die Lostrennung von England steht in weitester Ferne. Man wünscht nicht, sich vom Mutterland unabhängig zu machen, aber man

verbittet sich jegliche Einmischung. Ein Reichszollverein hat wenig Aussicht auf Verwirklichung wegen des Ausfalls an Einnahmen, denn die Zölle auf britischen Waren machen heute die Haupteinnahmen der Zollverwaltung aus. Es sind nur solche fiskale Gründe, welche es verhindern, daß eine starke Partei im Bundesparlament den Zollverein begünstigen würde.

Während die Labour-Party mit den ausländischen Arbeiterparteien keinen Kontakt hat, sind die australischen Sozialisten in Fühlung mit den englischen und amerikanischen Anhängern des Sozialismus. Sie rekrutieren sich aus allen Gewerkschaften, unter denen es mehr oder weniger sozialistische gibt. Aber nur die Verbände der Minenleute in Broken Hill stehen als solche zum Sozialismus. Die meisten Trades-Unions unterstützen die Labour-Party, welche die Sozialisten wegen deren Mangel an Gesinnungstüchtigkeit und Konsequenz bekämpfen. Die Sozialisten hören aber nicht auf, einzeln Mitglieder der Unions zu sein, denn sie hoffen nach und nach die Gewerkschaften in ihr politisches Lager hinüberzuziehen.

Die Sozialisten haben auch eine „palliative Plattform", d. h. ein Programm für gegenwärtig durchführbare Politik, aber diese wird immer ausdrücklich als solche bezeichnet, während die Labour-Party nur noch Palliativmittel in der Sozialpolitik anstrebt und einfach den radikalsten Teil des linken Flügels der kapitalistischen Parteien bildet. Wer aber in die sozialistische Partei eintritt, hat eine Erklärung zu unterzeichnen, daß er die Prinzipien des Marxismus und die Methoden der Partei billigt, denn man will nur zielbewußte Genossen.

Blaue Berge, 14.—15. Juni 1901.

Die Blauen Berge erheben sich etwa 100 km westlich von Sydney, und zwar steigen sie fast unvermittelt aus der Ebene empor, die sie vom Meere trennt. Die Blauen Berge sind, wenigstens in der Nähe von Sydney, ein ziemlich flaches Hochplateau, das sich etwa 1000 m über die Küste erhebt. Das Gebirge ist fast überall von Eucalyptuswald bedeckt und bildet ein unermeßliches, nur von wenigen Ortschaften unterbrochenes Waldareal. Die Schönheiten der Blauen Berge sind nicht die „Berge" selbst, sondern die gewaltigen Schluchten, welche in das Hochplateau eingeschnitten sind.

Die Eisenbahn erreicht ziemlich rasch vom Fuß des Gebirges aus das Plateau, dessen höchstes Niveau etwa 1100 m beträgt; von dieser Höhe senkt sich die Bahnlinie wieder rasch, um noch einige hundert Meilen landeinwärts bis Bourke zu führen. Da die Bahn schon in den sechziger Jahren gebaut wurde, entspricht sie nicht sehr hohen Anforderungen der Technik. Der ziemlich rasche Abstieg auf der Westseite erfolgt statt in einem Kehrtunnel in zwei Spitzkehren, welche den Betrieb auf der einspurigen Linie äußerst verzögern. Eine ähnliche Anlage auf der Ostseite wurde vor einigen Jahren umgebaut. Außer bei dem „Zig-Zag" auf der Westseite weist die Bahn wenig Kunstbauten auf.

Das Hochplateau ist sehr einsam, der Wald spärlich und die Bäume viel kleiner als im Tiefland, da der Temperaturunterschied ein gewaltiger ist. Oben in den Blauen Bergen bleibt der Schnee im Winter längere Zeit liegen. Auf der Ostseite zeigen sich interessante geologische Formationen: die von dem Plateaurand in die Täler abfallenden Bergrippen sind mit eigentümlichen, großen, turmartigen Felsen bedeckt; das ganze Gebirge zeigt Spuren eigentümlicher Verwitterung. Diese kuppelartigen, dagoba-ähnlichen Felsen, die überall aus dem grauen Gummiwald hervorragen, die einsamen, tiefen Täler, der eisige Winterwind, der in diesen Tagen über die Hochebene wegtobt, die dunkeln, flachen Pyramiden und Kuppen, welche über das Plateau hervorragen, und der Ausblick in die hellblaue Ferne, alles vereinigt sich zu einem eindrucksvollen, düsteren Bilde.

Längs der Bahnlinie befinden sich eine ganze Reihe von Sommerfrischen, die jetzt aber fast ganz verlassen sind. Die bedeutendsten Kurorte an der Linie sind Katoomba und Mount Victoria, östlich und westlich von der Paßhöhe gelegen. Die beiden Hotel, in denen ich abstieg, schienen sehr primitiv zu sein. Um die schönen Punkte zu sehen, fährt man mit einer Coach von Mount Victoria über Katoomba nach Wentworth, wo man die Eisenbahn wieder erreicht. Der Weg führt fast immer durch Wald, der sich aber keineswegs mit demjenigen auf der Blackspur vergleichen kann. Der erste der berühmten Wasserfälle der Blauen Berge, den man erreicht, ist der Govetl Leap. Plötzlich sieht man sich am Rande eines gewaltigen, von hohen, roten Felswänden gebildeten Talkessels von etwa 2 km Durchmesser; senkrecht, z. T. überhängend fallen die Wände ab in die Tiefe, die ein Urwald von Eucalyptus und Farnen erfüllt. In den Einbuchtungen der Felswände stürzen Wasserfälle hinab, um in einer Tiefe von etwa 200 m zu zerstäuben und sich als Bäche in der Waldwildnis zu verlieren. Das Hochplateau ist dunkel bewaldet

und fällt senkrecht ab in roten Felswänden, die weiter unten in wenig geneigte Abhänge übergehen. Wo der rote Fels nicht hervortritt, ist Wald, unabsehbar Wald. Keine Spur von Menschen, nur die stürzenden Wasser unterbrechen die Stille. Nirgends habe ich eine ähnliche Landschaft gesehen. Sie ist in ihren grandiosen Dimensionen, ihrer fast architektonischen Symmetrie, ihrer Einsamkeit und in der Einheitlichkeit der Farben wie ein durchdachtes, planmäßig angelegtes Kunstwerk. Die Töne des dunkelgrünen Waldes gehen durch Grünblau in Dunkelblau über und durchlaufen mit zunehmender Ferne alle Stufen reinen Blaues, um jenseits des Gebirges am Küstensaume im zartesten Himmelblau sich zu verlieren. Die Blauen Berge sind wirklich blau, ohne Phantasie, blau. Die roten Felswände sind durch die Verwitterung abgetönt und



Australische Coach [S. 309]

fallen nicht aus der Farbenharmonie heraus. Daher die majestätische Ruhe der ganzen Landschaft, die Großartigkeit mit Anmut verbindet. In mancher Beziehung sind die Wentworth-Fälle am schönsten; auch hier ist ein gewaltiger, felsiger Talkessel, der sich in ein einsames Waldtal von ebenso gigantischen Dimensionen öffnet. Die Felsen suchen an Vielgestaltigkeit der Formen und an Wildheit ihresgleichen. Als gegen Mittag die Sonne aus dem trüben Winterhimmel hervordrang und warme Töne über die Landschaft ausgoß, verlor diese viel von ihrer Strenge und erstrahlte in ihrer Farbenharmonie von rötlichem Gold und Blau nur noch schöner.

4. Von Brisbane nach Hongkong.

Brisbane, 20.—28. Juni 1901.

Die Fahrt von Sydney nach Brisbane ist die stereotype Wiederholung derjenigen zwischen Adelaide, Melbourne und Sydney: Abfahrt Nachmittags, Sonnenuntergang hinter einem Eucalyptuswald, zahme Berge, Städtchen und Dörfer mit Wellblechdächern, 20 Minuten Aufenthalt zum Verschlingen einer Mahlzeit zu $2^3/_4$ Shilling, bestehend in hartem Fleisch, ungekochtem Gemüse und heißem Tee. Die Bahnen von Neusüdwales zeichnen sich vorteilhaft vor vielen in Europa aus.

Es war schon Nacht, als der Zug den berühmten Hawkesbury, den „australischen Rhein" passierte. Die Bahn geht von Newcastle, dem Zentrum eines großen Kohlenreviers, landeinwärts und erreicht auf einem hügeligen Hochplateau etwa 800 km nördlich von Sydney die Grenze von Queensland. Am Morgen bot sich ein überraschendes Bild: der Eucalyptuswald, mager und teilweise verkrüppelt durch das rauhe Klima, war mit Reif überzogen, der Boden des Waldes, die Wiesen und Sümpfe von einem Schneeteppich bedeckt, in dem sich die grauen Linien halbzugefrorener Bäche abzeichneten. Schneeflocken wirbelten durch die Luft und nur selten drang ein Strahl der bleichen Wintersonne durch das neblige Gewölk. Große, hellrote, rundlich geschliffene, von grüngrauem Moose zum Teil bedeckte Felsen und große Fündlinge waren überall im Bush sichtbar. Gegen die queensländische Grenze fällt die Linie ab und folgt den in das Hochplateau eingeschnittenen Tälern, welche mit ihren roten Felsterrassen, ihren einsamen Waldgründen und weiten Ausblicken eine verkleinerte Nachbildung der Blauen Berge sind.

An der Grenze von Queensland beginnt wieder eine andere Spurweite: Schmalspur statt der europäischen Normalspur. Das queensländische Schmalspurbähnchen windet sich in ganz unglaublichen Krümmungen durch die, keine großen technischen Schwierigkeiten bietende Gegend. Die Waggons sind nach dem System von Straßenbahnwagen gebaut und möglichst unbequem. Die Gegend, die man zunächst durchfährt, ist einsamer Bush, hie und da eine Station mit Schaf- und Pferdeweiden. Später gelangt man in den fruchtbarsten Teil Australiens, die Darling Downs, in denen eine intensive Landwirtschaft (Getreide, Obst, Vieh) betrieben wird, und wo Hunderte von Deutschen und auch sehr viele Schweizer sich

niedergelassen haben und meist ein gutes Auskommen als Landwirte finden. Das Zentrum der Darling Downs ist das Städtchen Toowoomba. Gegen Abend erreicht man den Rand eines Hochplateaus, das in steilen, hohen, vielgestaltigen Waldabhängen abfällt in die dämmernde Tiefe, eine fruchtbare, sich langsam gegen das Meer senkende Ebene. Von der Höhe des Plateaus hat man einen fast unermeßlichen Ausblick in die lichtblaue Ferne, die im Vordergrund abgeschlossen wird durch das dunkle, amphitheatralisch abfallende Gebirge. Die spärliche Belaubung der Eucalyptusbäume läßt bei der Dämmerung den Wald nicht als eine unförmige Masse erscheinen, sondern es zeigen die bewaldeten Abhänge eine Mosaik von Licht und Schatten, indem die hellen Stämme der Bäume aus dem dunkeln Untergrund heraustreten.

Brisbane hat etwa 100,000 Einwohner; es ist ein funkelnagelneu aussehendes Städtchen ohne irgend welche charakteristischen Züge. Der maeandrische Brisbane, der trotz seines kurzen Laufes ein sehr breiter, für mittelgroße Schiffe fahrbarer Fluß ist, durchläuft S-förmig die Stadt und trennt das eigentliche Brisbane von South-Brisbane, einem großen Vorort. Ungefähr in der Mitte der Stadt ist der Spring Hill, eine kleine Anhöhe, von der Brisbane überblickt werden kann. Die City besteht aus einem ziemlich großen Geschäftsquartier mit rechtwinklig sich schneidenden Straßen. Hier sind die meisten Gebäude aus Stein, großenteils zweistöckige, bisweilen luxuriöse Häuser. Abgesehen von einer einzigen Straße ist die Anlage der Stadt noch sehr unfertig; neben großen, stattlichen Geschäftshäusern stehen noch elende, kleine Buden, Ställe u. s. w. Die öffentlichen Gebäude, mit Ausnahme des kolossalen Regierungsgebäudes, sind bescheiden; das Parlament ist ein großer, geschmackloser Kasten, das Government-House sehr anspruchslos. Auffallend für eine australische Stadt ist die geringe Zahl von Kirchen, welche Brisbane neben Adelaide als die „Unholy City" erscheinen läßt. Eine amerikanische Gesellschaft betreibt eine sehr gute, elektrische Straßenbahn. Am Fluß liegen große Lagerhäuser, einige kleine Fabriken, sowie der recht hübsche botanische Garten, der mit seinen Palmen, australischen Koniferenarten und mächtigen Bambusboskétten einen fast tropischen Charakter hat. Eine imposante Eisenbrücke verbindet die City mit South-Brisbane. Im ganzen macht Brisbane keinen bedeutenden Eindruck; es ist keine durchdachte architektonische Anlage wie Adelaide oder Melbourne, noch hat es annähernd die Lage von Sydney; als Stadt kann sich Brisbane etwa mit Irkutsk vergleichen. Die Umgebung ist freundlich und anmutig. Vom Spring-Hill aus sieht man über die von dem silbernen Flusse umzogene

Stadt und die sich meilenweit ausdehnenden Vorstädte, welche fast ausschließlich aus einstöckigen, von Gärten umgebenen Holzhäusern bestehen, wodurch das Ganze ein ländliches Aussehen erhält. Ringsum ist die Stadt von flachen Anhöhen umrahmt, hinter denen im Westen dunkle, waldige Berge auftauchen. Vom Meere, das etwa 20 Meilen weiter östlich liegt, ist nichts zu sehen, so daß die aus dem Häusermeer der Stadt hervorragenden Schiffsmaste einen ganz eigentümlichen Eindruck machen. Große Meerschiffe können Brisbane nicht erreichen, doch wird an der Ausbaggerung des Flusses gearbeitet.

Die Reinlichkeit scheint in Queensland geringer zu sein als in den anderen Kolonien, überhaupt nimmt die Sauberkeit in Australien von Westen nach Osten ab. Das von einem Deutschen gehaltene „erste" Hotel von Brisbane könnte ebensogut einen Italiener oder Chinesen zum Besitzer haben. Die sanitären Verhältnisse sind nicht hervorragend. Die Wohnhäuser, von der sog. eleganten, ca. 3000 £ kostenden „Villa" bis zum Arbeiterhaus hinunter, sind äußerst einfach, geradezu mesquin, selbst im Vergleiche zu andern australischen Städten. Die Bevölkerung ist, wohl infolge des stark vertretenen deutschen Elements, nicht so typisch englisch wie z. B. in Adelaide.

Brisbane-Hongkong, 29. Juni bis 16. Juli 1901.

Die Schiffe auf dem Wege von Brisbane nach der Torres-Straße halten ihren Kurs meist so nahe am Lande, daß die Küste immer sichtbar ist. Je mehr man gegen Norden, d. h. gegen den Äquator kommt, um so leuchtender ist das Grün-Blau des Meeres und um so wärmer die hellblauen Töne des Küstengebirges, das sich in schönen Linien am hellblauen, sonnigen, subtropischen Winterhimmel abzeichnet. Das Schiff fährt meistens innerhalb eines der Küste vorgelagerten Saumes von Inseln, die oft so zahlreich und dem Festlande so nahe sind, daß man auf einem See zu sein glaubt, der von roten Felsen, von Tannenwäldern und sonnigen Grashängen umrahmt ist. Keine Spur menschlichen Lebens ist hier wahrnehmbar. Die Berge des Festlandes bedeckt ununterbrochener Eucalyptuswald, der in der Sonne goldene Oliventöne, im Schatten tiefes Violett zeigt. Die Küstenberge schieben sich coulissenartig hintereinander und je weiter sie zurückliegen, um so zarter ist ihr Blau, bis die fernsten Höhen sich ganz im lichten Himmel verlieren, an dem sich, als die einzigen Spuren von Leben, Scharen schneeweißer Seemöven wiegen. Die Sonnenuntergänge waren fast jeden Tag rein und von herrlicher Farbenglut.

Townsville, 2. Juli 1901.

Am 2. Juli erreichten wir Townsville, eines der bedeutendsten Städtchen von Queensland, mit etwa 25,000 Einwohnern. Die Stadt liegt an einer Bucht, der eine hohe Insel vorgelagert ist. Die Berge sind spärlich bewaldet, rötliches Erdreich und rotgraue, hohe Granitwände treten an vielen Stellen hervor und eine Felswand steigt steil hinter der Stadt empor. Die halb tropische Sonne bringt alle Farben zur vollsten Geltung; die fernen Berge leuchten violett, während die näheren von grauschimmerndem Eucalyptuswald bedeckt sind, der stark an Olivenwald erinnert. Am Strande stehen einige Palmen und üppige Laubbäume, und die Häuser, die über die felsigen Ausläufer des Berges zerstreut sind, stehen z. T. auf hohen, von Schlingpflanzen überwucherten Mauern: im Ganzen ein Bild, das mit dem Süden Europas große Ähnlichkeit hat, aber im Detail prosaischer ist. Außer einer einzigen Straße, an der fast alle Geschäftshäuser liegen, sieht die ganze Anlage der Stadt noch sehr neu und unfertig aus, etwa wie die ostsibirischen Städte. Die Lichtfülle ist äußerst intensiv, auch die Vegetation ist tropisch, Cacteen und Cocospalmen gedeihen üppig. Die Europäer sind hier ganz einheimisch. Von farbiger Einwohnerschaft ist nicht viel zu sehen. Der Platz soll in rascher Entwicklung sein; die Hafenverhältnisse werden verbessert und eine Bahn führt bereits mehrere hundert Kilometer landeinwärts.

Townsville-Manila, 2.—14. Juli 1901.

Nördlich von Townsville erreicht das Küstengebirge eine beträchtliche Höhe und seine Formen sind oft großartig. Der nördlichste Teil von Queensland dagegen ist ziemlich flach, man sieht nur öde Geröllfelder und spärlich bewachsene Dünen, an denen vielerorts kreideweißer Sand hervortritt. Vor der Küste liegen zahllose Riffe und vegetationslose Inseln.

Bei der Einfahrt in die Torres-Straße, zwischen Queensland und Neuguinea, ändert sich die Landschaft vollständig. Eine Menge ziemlich niedriger, eben oder als stumpfe Pyramiden verlaufender Inseln, bedeckt mit frisch-grünem Walde, steigen aus dem Meer empor: üppige, tropische Vegetation herrscht am Ufer. Von Zeit zu Zeit sieht man eine vereinzelte europäische Niederlassung. Das Meer ist intensiv grün-blau; Sonnenglut wechselt ab mit warmen Regenschauern, die sich aus dem auf dem Meere lagernden, dampfenden Dunstgewölk ergießen.

Thursday-Island ist eine dieser Inseln der Torres-Straße; sie ist weitverzweigt und auf ihren unbedeutenden Anhöhen wachsen in reicher Fülle Palmen, Campher- und Eucalyptusbäume, alles in frischem Grün prangend und umrahmt von der unvergleichlichen, smaragdgrünen Flut. Offenes Meer ist nirgends sichtbar, Insel schiebt sich hinter Insel. Thursday-Island ist von Bedeutung wegen seiner strategischen Lage und wegen seiner Perlfischereien. Die kleine Niederlassung auf der Insel, Port Kennedy genannt, scheint sehr neuen Ursprungs zu sein und macht einen äußerst primitiven Eindruck. Außer einigen „Hotel" mit großartigen Namen, ein paar zweistöckigen Holzhäusern und vielen Pinten besteht das Örtchen meist aus elenden Wellblechhäusern, die mehr einem provisorischen Barackenlager als einer dauernden Niederlassung gleichen. In einigen Straßen sind Bazare von Chinesen und Japanern mit dem in den Tropen üblichen europäischen und japanischen Plunder. Auf einem Hügel ist eine chinesisch-buddhistische Kapelle aus Wellblech, ein seltsamer Kontrast zwischen der nüchternen Behausung und dem phantastischen Inhalt von vergoldeten Drachenschnörkeln, Canton-Seidenstickereien und zinnernen Altargeräten. Die Billards scheinen sehr beliebt zu sein; es gibt hier mehrere Billardsalons, d. h. Wellblechschuppen mit einem alten schmutzigen Billard, an dem sich Europäer, Singhalesen, Kanakas, Japaner und Chinesen vergnügen. Port Kennedy hat auch einen japanischen „Klub" und eine School of Arts, welche in einer primitiven Lesehalle besteht, in der aber auch Theatervorstellungen gegeben werden. Amüsant war folgende Anzeige: „School of Arts. Grand performance of the celebrated Omerammagau (sic) Passion Play. Entree 1 s. Music by the Theatrophone". Unfreiwillig komisch ist auch der Annoncenschild einer Apotheke: „Choice parfumeries, teeth extracted, homoeopathic medecines, horse and cattle medecines".

Zwischen Thursday-Island und Manila kommen einige Inseln von Holländisch-Ostindien in Sicht; zuerst Amboina, das in schwere Regenwolken gehüllt, nur schwach sichtbar war. Am folgenden Tage passierte das Schiff Celebes: es war Abend und die Sonne verglühte in halb zerissenem Regengewölk, das Meer war grau und nur wenig bewegt. Auf einer weit ins Meer vorragenden Halbinsel erhob sich in tiefem Dunkelblau ein hoher Vulkan mit zerklüfteten Seitenbergen. Lange, horizontale, weiße Wolken lagerten vor der symmetrischen, dunkeln Pyramide des Berges, der sich von dem lichtlosen, von weißen Wolkenbänken bedeckten Himmel abhob, an dessen Saum ein blasses Abendrot verglomm.

Manila, 14. Juli 1901.

Als das Schiff in den Golf von Manila einfuhr, brütete ein schwüler Morgen über dem Land. Die Gebirge, welche schon am Tage vorher mit ihren schönen Formen und ihrem wunderbar frischen Grün sich gezeigt hatten, lagen jetzt lichtlos im Dunste. Bei Cavite, wo die sog. Seeschlacht stattgefunden, lagen mehrere amerikanische Kriegsschiffe und Transportdampfer. Endlich kam auch die offene Reede von Manila in Sicht und hinter dem Wald von Masten tauchten die charakteristischen Umrisse einer Jesuitenkirche auf. Die Reede ist noch ziemlich weit entfernt von der eigentlichen Stadt. Der innere Hafen wird von einem Fluß, dem Pasig, gebildet, auf dem sich Dutzende kleinerer Dampfer und Hunderte von Kähnen ineinander drängen. Die Schiffe der Eingebornen haben vorn und hinten ein aus Flechtwerk verfertigtes Dach und erinnern im allgemeinen sehr an chinesische Sampane und Dschunken. Auf der einen Seite des Flusses sind Lagerhäuser und das Gebäude der Zollverwaltung, ferner ein gigantisches Monument amerikanischer Korruption, bestehend in einem haushohen Berg von Soldatenzwieback, womit jetzt die Straßenbahnpferde von Manila gefüttert werden. Auf der andern Seite des Pasig liegt die ummauerte Stadt mit ihren kasernenartigen Verwaltungsgebäuden, ihren Kirchen und Bastionen. Das eigentliche Geschäftsquartier ist nicht sehr groß, aber äußerst belebt. Die Häuser sind in spanischem Stil, meist ganz aus Stein; das obere Stockwerk tritt ein wenig hervor über das untere Geschoß und wird von einem breiten Dache überragt. Laden reiht sich an Laden mit Waren, die offenbar für die Bedürfnisse von Philippinos und amerikanischen Soldaten berechnet sind; daneben auch einige französische Cafés. Auf den gepflasterten Straßen rasseln eine Menge Caretas, kleine Bretterdroschken und von Stieren gezogene Lastwagen. Die Bevölkerung ist großenteils philippinisch, dann folgen die überall gleichen Chinesen, die amerikanischen Kaki-Soldaten mit z. T. langen Dichtermähnen und die geckenhaft eleganten Hünengestalten der Polizisten, welche meistens Deutsch-Amerikaner sein sollen. An das europäische Geschäftsquartier schließt sich der Bazar mit den stereotypen Chinesenläden an, dann folgen schmutzige, fast an Bangkok erinnernde Quartiere von Eingebornen. Die Philippinos sind ein ziemlich hübscher Menschenschlag, den Siamesen sehr ähnlich, besonders die Männer; nur sind sie besser gebaut als die meisten andern Südasiaten, namentlich ist die Muskulatur stärker entwickelt. Die Frauen tragen eine der spanischen ähnliche Tracht, die blauschwarzen Haare sind lang und hinten aufgebunden. Das Gesicht ist meist flach gewölbt und der Teint gelblich.

Manila besitzt eine Reihe von Kirchen, von denen jedoch keine, soviel ich sah, schön ist; eine neu erbaute, ganz aus Eisenblech im gotischen Kinderbausteinkastenstil, ist ein Ungeheuer von Geschmacklosigkeit. Hübsch sind die Tore und Türmchen der Altstadt und die üppige Vegetation, die sich überall in die Stadt hineindrängt. Eine sehr schöne Strandpromenade zieht sich ein Stück weit dem Meer entlang und nahe dabei sind die Wohnquartiere der Europäer, zerstreut über ein großes Areal von Gärten, die sich durch herrlichen Baumschmuck auszeichnen. Manche dieser Häuser, worunter der internationale und der deutsche Klub, bekunden die herrschaftliche Prachtliebe der Spanier und Mestizen, die jetzt zu einem großen Teile nach Spanien oder Paris weggezogen sind und den Amerikanern Platz gemacht haben, unter denen jedoch die glänzende Art der Gesellschaft gänzlich in Verfall gekommen sein soll. Diese Wohnhäuser sind nahezu Paläste zu nennen mit ihren Hallen und Freitreppen und den großartigen Dimensionen der Zimmer; in ganz Australien habe ich nichts Derartiges gesehen. Nachdem anfänglich der Handel durch den Krieg sehr gelitten, hat er sich jetzt nicht nur wieder erholt, sondern das Geschäft ist durch das von den Amerikanern massenhaft ins Land gebrachte Geld sehr belebt worden.

V.

China und Korea.

1. Canton und Shanghai.

Canton, 18./19. Juli 1901.

Die Fahrt von Hongkong nach Canton dauert sieben Stunden. Schöne Fluß-Salondampfer unter englischer Flagge vermitteln den Verkehr zwischen den beiden Plätzen, sowie zwischen Hongkong und dem portugiesischen Macao. Zuerst passiert man die hohen, felsigen Inseln, welche Hongkong umgeben; dann öffnet sich rasch ein Blick auf eine fruchtbare, grüne Flußlandschaft, die am Horizont von seltsam geformten, meist ganz isoliert aus dem Boden aufsteigenden Bergen umrahmt ist. Die Gegend erinnert durch diese eigentümlichen Gebirgsformen an manche chinesische und japanische Landschaftsgemälde, die uns so unnatürlich erscheinen. Hier ergießt der sogenannte Perlfluß seine trüben Fluten in den vor dem Festland liegenden Inselarchipel; seine Ufer erheben sich wenig über das Wasser, so daß die benachbarten Landstriche eine ergiebige Bewässerung erhalten und die Reisfelder deshalb eine zweimalige Ernte gestatten, auch Obstgärten bedecken einen großen Teil des Landes; dazwischen schmiegt sich die herrlichste Vegetation. In den stillen Seitenwassern blüht aus dem dunkeln Blätterteppich der weiß-rötliche Lotos, herrliche Musa stehen auf den Feldern und auf den anmutigen, das Ufer begleitenden Hügeln sind zierliche Bäume sichtbar. Allmählich verengert sich der Fluß. Einige Dörfer liegen am Ufer. Ein aus der Uferwaldung hervorragender, achteckiger Festungsturm mit Spitzdach mutet einen eigentümlich heimatlich an, während hohe, zum Teil halbzerfallene weiße, steinerne Pagoden, die einige gegen den Fluß vortretende Hügel bekrönen, der Landschaft ein charakteristisch chinesisches Gepräge geben. Auf dem Fluß wimmelt es von Schiffen; neben großen Flußdampfern begegnet man mittelgroßen Seeschiffen, Dampfjachten und Barkassen, welche

die Chinesen selbst in großer Zahl bauen und besitzen, ferner altmodische Dschunken von kolossalen Dimensionen, mit prächtigen, dunkelbraunen, gerippten Segeln. Manche dieser Dschunken haben ein Hinterrad, das von Kuli in einem Tretwerk bewegt wird und unterstützt von einem Segel, das Schiff mit beträchtlicher Geschwindigkeit flußaufwärts treibt. Wohl die meisten chinesischen Schiffe haben vorn auf jeder Seite ein großes, plastisches, bemaltes Fischauge, auch sehr viele europäische Dampfer haben diese Dekoration, da die Chinesen glauben, ein augenloses Schiff sei unsicher und finde seinen Weg nicht, sie sagen in dem chinesisch-englischen Jargon, dem Pidjin-Englisch: no got eye, no can see, no can see, no can go. Auch ziehen die Chinesen gelb angestrichene Dampfer mit roten Schornsteinen aus Aberglauben andern vor.



Canton vom Fluß aus [S. 340

Schließlich wird ein Teil der nördlichen Stadtmauer von Canton sichtbar, aber das ganze landschaftliche Bild ist beherrscht von der, je weiter man flußaufwärts fährt, um so mehr sich vergrößernden Silhouette der kolossalen, geschmacklosen, zweitürmigen katholischen Kathedrale. Diese herausfordernde Baute erklärt allein schon einen Teil der Europäerfeindlichkeit der Cantonesen; alle Gebäude der Stadt verschwinden völlig neben diesem zu der ganzen Gegend so heterogenen Bau. In der Stadt selbst wimmelt der Fluß von Booten aller Art, unter welchen die sogenannten Blumenboote besonders auffallen. Es sind dies große, breite Kähne mit einem Hausaufbau, der durch den Firlefanz, die Lampen, Malereien rc., mit denen das Innere ausgestattet ist, zeigt, daß es Ver-

gnügungslokale in der Art der japanischen Teehäuser sind. Die Niederlassung der Europäer liegt auf einer kleinen Insel, Shameen genannt, die nur durch einen schmalen Kanal von der Chinesenstadt getrennt ist. Die Insel, etwa 1/2 km lang, ist von einer schönen Promenade umgeben. Die Mitte der Insel durchschneidet der Länge nach eine breite Allee, an welcher die in länglichen Block gebauten Häuser liegen. Die Gebäude sind zum großen Teil hübsch, zweistöckig, von Loggien und Gärten umgeben. Die Vegetation ist herrlich. Die ganze Insel, auf der keine chinesische Wohnung zu sehen ist, und die deshalb von den Gerüchen und dem Schmutz der Stadt verschont ist, gleicht fast einem Klosterhofe, eine kleine, stille Welt für sich. Zwei Brücken mit Gittertoren, die von chinesischen Soldaten bewacht sind, bilden die einzigen Zugänge zur Insel. Da die europäische Kolonie ziemlich klein ist, macht dieses Shameen in seiner Abgeschlossenheit einen fast düstern Eindruck trotz seiner anmutigen Gärten. Weil Canton eine der fremdenfeindlichsten Städte Chinas von jeher gewesen, ist das Settlement durch zahlreiche Kanonenboote beschützt, englische, deutsche, amerikanische und namentlich französische. Frankreich das außer dem Seidenexport hier keinen Handel hat, macht sich aber politisch sehr bemerkbar; die Kwang-Provinzen* im Süden Chinas sind seine Interessensphäre. Auch sind viele katholische, unter französischem Schutz stehende Missionäre in diesem Teil des Reiches tätig. Ferner verfolgen französische Kanonenboote energisch die Seeräuber, die den Fluß zwischen Canton und Hongkong unsicher machen, um dadurch Frankreichs Ansprüche auf die Vormachtstellung in Südchina zu unterstützen. Der französische Konsul soll äußerst schneidig bei jedem Zwischenfall gegen die chinesischen Behörden vorgehen; Frankreich ist deshalb die meist gehaßte, aber auch gefürchtetste Macht in Canton. Die Franzosen haben auf Shameen neben den Engländern ihre eigene Konzession, ebenso ihr eigenes Postamt.

Das Seeräuberunwesen blüht in der Umgebung Cantons, sobald ein nicht genügend energischer Vizekönig da ist. Der tatkräftige Li-Hung-Chang hat während seiner kurzen Herrschaft in Kwantung ca. 3200 Menschen hinrichten lassen und mit dieser drakonischen Behandlung den größten Erfolg gehabt. Auf den Passagierdampfern zwischen Hongkong und Macao befinden sich immer vier Wachen mit scharf geladenen Gewehren. Viele chinesische Unterbehörden sollen mit den Räubern unter einer Decke stecken. Vor kurzer Zeit war ein Hausboot, auf dem zwei Schweizer, ein Deutscher

* Kwangtung und Kwangsi.

und ein Holländer eine Vergnügungsfahrt machten, überfallen und zwei Herren schwer verwundet worden. Alle Konsuln außer dem englischen, der Instruktion hat, sich womöglich als Beschützer der Chinesen aufzuspielen, waren für eine energische Verfolgung des Falles und für ernstliche Vorstellungen beim Vizekönig. Es fanden denn auch mehrere Hinrichtungen statt; doch ist man in solchen Fällen nie sicher über die Identität der Hingerichteten, da die Behörden leicht andere Leute unterschieben können, denn es ist nicht schwer, Individuen zu finden, die ihr Leben verkaufen, um z. B. ihren armen Eltern oder ihrer Familie etwas zukommen zu lassen. Die wirklich Schuldigen gehen deshalb, wenn es den Behörden paßt, trotz eines Todesurteils straflos aus.

Der Handel von Canton besteht hauptsächlich in Export, namentlich von Seide. Schweizerfirmen gibt es hier keine, doch leben etwa 15 Schweizer hier, die meist im Seidenfach tätig sind, zum Teil in sehr guter Stellung. Die Engländer haben hier wie anderswo in China kommerziell das Übergewicht. Engländer und Deutsche stehen in Canton auf gutem Fuß, während die Franzosen sich abseits halten.

Die Stadt Canton mit ihren ca. 800,000 Einwohnern ist auf dem linken Ufer des Perl-Flußes gelegen und lehnt sich im Nord-Osten an eine Hügelkette an. Nur von der Festungsmauer aus oder sonst einem erhöhten Punkte kann man etwas von der Stadt sehen; solange man in den Straßen bleibt, ist man in einem Labyrinth von engen Gassen, in denen kaum zwei Sänften sich ausweichen können. Die meist zweistöckigen, aus großen Ziegelsteinen aufgeführten Häuser der Chinesenstadt gleichen sich wie ein Ei dem andern: gegen die Straße ist das Haus ganz offen, so daß nur die Längsmauern im Querschnitt sichtbar sind; fast jedes enthält einen Laden oder eine Werkstatt; zu ebener Erde ist ein großer, hoher Raum, auf den sich bisweilen das zweite Stockwerk durch eine Ballustrade öffnet. An den Wänden hangen Kakemono, ganz ähnlich den japanischen, meist mit mythologischen Figuren bemalt, sowie Tafeln oder Rollen mit Schriftzeichen. In allen bessern Häusern trifft man die stattlichen Schwarzholzmöbel; gewöhnlich stehen an jeder Seitenwand vier Stühle, zwischen welchen hohe schmale Tischchen, sog. Teapoys aufgestellt sind. Die Leute — es sind fast nur Männer und Rudel von Kindern zu sehen — sind halbnackt, ihre Toilette beschränkt sich meist auf ein Paar Hosen aus Baumwollstoff; wenn sie noch ein übriges tun, tragen sie eine leichte, weiße Jacke. Die Cantonesen scheinen einem schönen Menschenschlag anzugehören, sie sind mittelgroß und meist gut gebaut, von rein mongolischem Typus, aber beinahe weißer Hautfarbe.

Das Leben auf den Straßen ist fast betäubend. Nur in einer Sänfte geht ein Europäer oder Chinese von gesellschaftlicher Stellung aus; so bewegt man sich langsam hindurch zwischen Kaufläden und Boutiquen, in denen fast das ganze Volksleben sich abspielt. Die schmale Öffnung, die dem Himmel zwischen den Häusern gelassen wird, ist zum großen Teil mit Matten gedeckt, was über das ganze Bild eine malerische Dämmerung verbreitet. Hunderte und Hunderte von Schildern in Rot, Schwarz oder Gold und mit Schriftzeichen bedeckt, hangen als Ladenschilder auf der Straße; wo man nur hinblickt, gewahrt man nichts als die großen, bizarren, aber je mehr man sie ansieht, um so schöneren, chinesischen Schriftzeichen. In den belebten Straßen folgt Sänfte hinter Sänfte, die zum Teil mit Beschlägen, Vorhängen und Netzen verzierte, meistens grüne oder schwarze Kasten sind. Die Sänftenträger suchen sich eine Bahn zu machen durch beständiges Rufen und Schreien, und in ihren Lärm mischt sich der monotone Sing-Sang „Heh Heh-Hoh Hoh", mit dem die Lastenträger ihre schwere Arbeit sich zu erleichtern suchen. Zwischen die Sänften und Lastenträger drängt sich ein zahlreiches Publikum und am Boden treiben sich Haufen von Kindern, Hunden, Hühnern und Katzen umher. Die Stadt ist nicht eigentlich schmutzig zu nennen, die Straßen sind überall mit Granitplatten belegt und die Häuser sind ziemlich sauber gehalten; die paar Kanäle allerdings, die man auf steilen Brücken überschreitet, sind schauerliche Kloaken, und unbeschreiblich sind einzelne Winkel. Das Unangenehmste aber sind die Gerüche, die in dem von der Tropensonne erhitzten, von keinem frischen Lufthauch durchwehten Häuserlabyrinth sich angesammelt haben. Nicht wenig tragen dazu die Küchen bei, welche in großer Zahl sich auf der Straße befinden; geröstete Hühner und Spanferkel sehen



Speisenverkäufer auf der Straße in Canton [S. 343 4]

verhältnismäßig am appetitlichsten aus; Übelkeit erzeugen aber beinahe die Fleischklöße, Fische und Gemüse, die in widerwärtig riechendem Fette schmoren. Wenig einladend sind auch die Trinkbuden, in denen rote, grüne, gelbe und braune Getränke, in Gläser abgegossen an der Sonne und im Straßenstaube stehen. Einige Trinkbudenbesitzer suchen durch eine groteske Ausstattung ihrer Schanktische das Publikum anzuziehen; so stand auf einem solchen eine Gipsbüste der Königin Viktoria mit der Inschrift „Mellin's Food", auf dem Kopfe hatte die Königin einen europäischen Knabenstrohhut; ein anderer Trinkstand war durch einen Kupferstich Cromwell's verschönert.

Das Geschäftsleben ist ziemlich übersichtlich organisiert, Läden und Werkstätten gleicher oder ähnlicher Art befinden sich nebeneinander, z. B. die Tuchläden, die Gemüse- und Obstverkäufer u. s. w. Einige Straßen sind dem Luxus, Antiquitäten u. dgl. gewidmet, zahlreich sind dort die Läden mit Gegenständen aus Jade, Speckstein und ähnlichem. Hervorragend sind zum Teil die Stickereien, auch das Porzellan ist gut vertreten. Leider ist ein großer Teil dessen, was für den Export bestimmt ist, europäischem Geschmacke angepaßt und deshalb verballhornt. Manche Magazine sind mit großer Eleganz ausgestattet: schöne Laternen aus Ebenholz, vergoldete Holzschnitzereien an Wänden und Decken und elegante Stühle und Tischchen für die Kunden, denen Tee und Konfekt serviert wird.

Die engen Straßen lassen nirgends eine Orientierung zu. Wer die Stadt nicht ganz genau kennt, kann keine Ahnung haben, wo er sich gerade befindet. Nur bei ein paar Tempeln ist das enge Straßenlabyrinth durch kleine Plätze unterbrochen, auf denen es von müßigem Volk und Krämern wimmelt. Der Tempel Pak-tai ist ein ziemlich niedriges Gebäude von ansehnlicher Tiefe. Die Front, aus grauen Ziegeln aufgeführt, ist fast ohne Gliederung, dagegen sind das Fries unter dem geschweiften Dach und ein Teil der Mauer mit minutiös ausgearbeiteten Hautreliefs dekoriert. Bemerkenswert sind auch die feingeschnitzten mächtigen Ebenholztüren, die entfernt an die des Florentiner Baptisterium erinnern. Das Innere des Tempels ist ziemlich unbedeutend, schmutzig und in schlechter Ordnung. Ein anderer Tempel ist berühmten Ärzten geweiht. Er ist ebenfalls ganz aus Stein und zeigt eine längliche Front, deren Mauer gegen die Mitte in reich verschnörkelten Giebeln aufsteigt. Auch hier begegnet man feinen, polychromierten und vergoldeten Steinschnitzereien. Das Gebäude, sowohl von außen wie von innen, ist ohne architektonische Wirkung. Zuerst betritt man eine Vorhalle mit Altar und Apotheke, in der Heilmittel verkauft werden. Daran schließt sich ein Lichthof, aus dem man

in einen dunkeln, langen Raum gelangt, an dessen Wänden Dutzende von Bildern verstorbener Ärzte aufgestellt sind. Die Figuren sind meist mit roten Tüchern bedeckt und über ihnen sind Tafeln mit den Namen aufgehängt. Auf dem Hauptaltare sind verschiedene Insignien der Heilkunde angebracht. Auch dieser Tempel macht einen durchaus verwahrlosten Eindruck und von ästhetischem Raffinement ist nichts zu bemerken. Interessanter und schöner, aber noch verlotterter ist ein großer buddhistischer Tempel. Dieser entspricht in seiner ganzen Anlage den japanischen Buddhatempeln. Einige von einfachen Säulengängen gebildete Höfe reihen sich aneinander; die Tempelgebäude haben fast alle zweistöckige Ziegeldächer mit aufgestülpten Kanten. Holz ist bei diesen Bauten vorherrschend, aber nicht so ausschließlich wie in Japan; die Sockel und zum Teil auch die Säulen sind aus Granit. Der Hauptraum des Tempels enthält 500 Buddha-Bilder, die, wenn im Ganzen auch stereotyp, doch alle ziemlich merkliche Verschiedenheiten zeigen. Unmittelbar neben dem Altare befindet sich ein Bild, angeblich Marco Polo darstellend; tatsächlich ist es ein Mann in der italienischen Tracht des XIII. Jahrhunderts: ein Barett mit Rand, ein vorn zugeknöpfter Mantel, auch Schnurrbart und Bart sind von europäischem Schnitt.

Eine merkwürdige Baute ist das Examinatorium. Durch einen Portikus betritt man eine gepflasterte Avenue, an deren Ende ein anderes, reich geschmücktes Tor sich erhebt. Zu beiden Seiten des mit Bäumen bepflanzten Weges sind endlose, parallele Reihen kleiner, aneinander gebauter Häuschen, etwa 1 Meter breit, 2 Meter hoch und ebensoviele tief, ähnlich kleinen Ställen; es sind ungefähr 11,000 Zellen. In diesen werden alle Jahre die Provinzialexamen abgehalten, durch deren Absolvierung der erste literarische Grad erreicht werden kann. Nur ein geringer Prozentsatz der Kandidaten wird promoviert, aber die Chinesen sind unermüdlich und selbst Greise melden sich noch zum Examen, ja es soll vorkommen, daß Großvater, Vater und Sohn gleichzeitig im Examen sind. Die Kandidaten werden bei den Prüfungen in die einzelnen Zellen eingeschlossen und sind während ein paar Tagen von allem Verkehr mit andern Menschen abgeschlossen. Betrug ist in vielen Fällen mit dem Tode geahndet worden. Die Aufgaben bestehen meist oder fast ausschließlich in unfruchtbaren, scholastischen Stilübungen auf Grund klassischer Texte. Wer den ersten Grad erlangt, kann sich zum Examen für den zweiten melden; diese höhern Examen werden seltener abgehalten als die Provinzialexamen und nur, wer auch hier erfolgreich ist, wird zum höchsten Examen in Peking zugelassen. Wer einen Grad erlangt

hat, wird auf die Liste der Amtskandidaten gesetzt, muß aber trotzdem oft Jahrzehnte auf eine Staatsstelle warten. Diese durch Examen erlangten Ränge sind fast die einzigen, jedenfalls wichtigsten sozialen Auszeichnungen der Chinesen. Einen erblichen Adel gibt es nur unter den Mongolen und Mandschu, unter den Chinesen ist der fast einzige Adelstitel derjenige des Herzogs Konfutse (Confucius) als Vertreters der Nachkommen des großen Philosophen. Daneben haben die Chinesen allerdings noch wie die Siamesen eine Reihe von in absteigender Rangfolge sich vererbender Titel, welche deshalb nach wenigen Generationen aussterben, sofern die Erben sie nicht von neuem verdienen.



Prüfungszellen [S. 345]

Unweit vom Examinatorium ist ein Gefängnis, in dem in einer dunkeln Spelunke durch ein Gitter Gefangene sichtbar sind, die ihre Köpfe durch große, quadratische Bretter gesteckt halten und Fesseln an den Füßen tragen. Das den Gefangenen von der Verwaltung gelieferte Bischen Essen wird von den Beamten gewöhnlich unterschlagen, so daß es den Verwandten der Gefangenen obliegt, für letztere zu sorgen.

Im Norden der Stadt liegt ein Hügelzug, auf dem sich die krenelierte Stadtmauer hinzieht, die so breit ist, daß ein Fuhrwerk darüber fahren kann. Einige Hügel sind mit größeren Festungswerken versehen, namentlich malerisch ist der fünfstöckige Wachtturm, dessen Außenseite Mauern bilden, während die Innenseite fünf große, offene Balkone zeigt, ähnlich unsern mittelalterlichen Mauertürmen. Von diesem Turm aus genießt man eine prächtige Aussicht auf die Stadt, aus deren schwärz-

lichen oder roten, fast endlos sich ausbreitenden Ziegeldächern nur einige hohe Stangen bei den Yamen (Regierungsgebäuden), sowie hohe Bäume hervorragen; über die Stadt weg sieht man auf dem Fluß einen Wald von Schiffsmasten. Die Staffage des Vordergrundes bildet die Stadtmauer und eine auf einem hohen, von Gärten bedeckten Hügel sich erhebende Citadelle. Gegen Westen und Süden schweift der Blick auf die fruchtbare, grüne Tallandschaft, aus der sich, flußabwärts, drei schlanke Pagoden in der Ferne erheben. Im Nordosten liegt ein ödes, steiniges Gebirge; zwischen diesem und der Mauer liegen Hügel, in welche eine große Zahl von Gräbern eingebaut sind. Ein dumpfer, schwüler Tag brütete über der Stadt und übergoß alles mit einem silbernen, unbestimmten Lichte.

Vom Wachtturm ging es wieder in der Sänfte treppauf, treppab über die Stadtmauer, dann durch ein gewölbtes Tor in die äußere Stadt. Hier liegt nahe dem Eingang an einem stillen, die Mauer spiegelnden Weiher ein großer Komplex von niedrigen Gebäuden, deren Höfe Gärten sind. Es ist die Totenstadt, d. h. eine Art Hotel für reiche und vornehme Tote, die von ihren Erben nach chinesischer Sitte vor dem Begräbnisse einige Monate hier aufbewahrt werden. Zu ebener Erde reiht sich Zimmer an Zimmer, in denen hinter einem Vorhange die Särge, in der Regel je einer, stehen. Die Särge sind aus vier mäßig gewölbten Brettern gefügt und schwarz lackiert. Solche Särge sollen bis auf 1000 Fr. und höher zu stehen kommen. Die Miete eines Raumes in dieser Totenstadt, die mit ihren freundlichen Gärten und zahllosen Topfpflanzen fast eher an Vergnügungslokale erinnert, kostet für sechs Monate 1800 Franken. Vor dem gewöhnlich hinter einem Vorhang aufbewahrten Sarge steht ein Altartisch mit dem üblichen Opfergeräte und Speise und Trank, d. h. Tee, Obst und Reis, an denen der Geist des Toten sich erlaben kann. Die Verwandten kommen etwa zweimal im Monate her, um ihre Gebete am Sarge zu verrichten und Räucherstäbchen zu verbrennen.

Nicht sehr weit von der Totenstadt liegt die Tatarenstadt, d. h. das Quartier der Soldaten. Hier ist die Bauart ganz anders als in der Chinesenstadt. Es sind einstöckige Häuschen, die nach vorn nur eine Tür haben und — eines gleich dem andern — sich endlos lang aneinanderreihen. In dieser Tatarenstadt ist auch das Yamen des Generals, das man durch einen großen Säulenportikus betritt, der zu innern, für das Publikum unzugänglichen Höfen führt und von einem Rudel schmutzigen, faulenzenden Volkes belagert ist. Die Hauptmerkwürdigkeit des Tataren-

viertels ist die neunstöckige Pagode, die 275 Fuß hoch und 1300 Jahre alt sein soll. Das Mauerwerk ist weiß und rot verziert, die Ziegel grün. An den acht Ecken jedes Stockwerkes hangen Glocken. Der Bau wurde in neuerer Zeit vollständig renoviert. Er bildet, aus der Ferne gesehen, eine gefällige Unterbrechung der dunkeln, flachen Stadt, in der Nähe aber wirkt er architektonisch gar nicht, da er sich aus einem engen Hofe erhebt.



Wachtturm und Stadtmauer in Canton [S. 346/7]

Macao, 20./21. Juli 1901.

Die Fahrt von Canton nach Macao, die mit einem kleinen, aber immerhin ganz ordentlichen Dampfer gemacht wird, ist derjenigen von Hongkong nach Canton fast gleich. Zuerst geht es den Perlfluß hinunter, dann wird westwärts abgebogen. Nach achtstündiger Fahrt wird Macao erreicht. Diese portugiesische Kolonie liegt auf einer mit dem Festlande nur wenig zusammenhängenden Halbinsel, welche die Form eines Dreiecks hat. Die Halbinsel schließt eine lange, schmale Bucht gegen das bergige Festland ab. Hier ist der Hafen, den die Portugiesen versanden ließen und in den deshalb nur noch Schiffe mit geringem Tiefgange gelangen können. Immerhin ist der Dschunkenverkehr ziemlich groß. Auf der chinesischen Seite, Macao gegenüber, liegt Lappa, ein Marktflecken mit Zollstation. Ein kleines, portugiesisches Kanonenboot ankert am Eingang der Bucht. Während Macao vom 16. Jahrhundert bis zur Gründung Hongkongs ein Hauptplatz für den Handel mit China gewesen, ist es seither gänzlich heruntergekommen. Es wurde vorübergehend

durch Schmuggel, Opiumhandel, Lotterieverpachtungen und Kulihandel wieder etwas belebt, aber die Kaufleute von Hongkong betrachten Macao jetzt als einen kommerziellen Kadaver. Immerhin ist es für die Hongkongleute, speziell für die Europäer, ein beliebter Ausflugsort wegen seiner schönen Lage, der frischen Brise und des Kasino, das Macao den Namen des „Montecarlo des Ostens" eingetragen hat. Das im Kasino meist von Chinesen und Portugiesen gespielte, blödsinnige chinesische Glücksspiel heißt Fantan.

Jedenfalls ist Macao, das als Entstehungsort der Lusiaden einen eigentümlichen Reiz im fernsten Osten ausübt, einer der schönsten Punkte der Erde. Die etwa eine Stunde lange Insel erhebt sich an den zwei Hauptenden und an einigen Punkten im Innern zu steilen Hügeln, die zum Teil durch altertümliche Festungen und Leuchttürme bekrönt sind. Auf einem Sattel, der zwei dieser Hügel verbindet, liegt die Stadt Macao. Gegen das dem Festland zugekehrte Ufer dehnt sich eine ziemlich schmutzige und unschöne Chinesenstadt aus, gegen das Meer hin liegen die eleganten Quartiere. Die Hauptstraße, die Praya grande, ist eine Allee mit herrlichen, alten Bäumen, welche einer von Fischerkähnen belebten Bucht entlang führt. An diesem Quai liegen die stattlichen Amtsgebäude, das Haus des Gouverneurs, ein großes Hotel u. a. Die zahlreichen großen, weißen Gebäude mit ihren Säulen und Loggien machen in ihrer schönen Umgebung einen imponierenden Eindruck. Auf der Höhe der Einsattelung liegen mehrere Kirchen im spanischen Jesuitenstil; schön ist besonders die hochgelegene Ruine einer Kathedrale, zu der eine große Freitreppe emporführt. Vor etwa 70 Jahren wurde der Bau durch Feuer zerstört und es steht jetzt fast nichts mehr außer der kolossalen Spätrenaissance-Façade, durch deren hohe Bogenfenster man den blauen Himmel sieht, was die Wirkung der Ruine außerordentlich hebt. Unweit davon ragt ein steiler Hügel mit einer Festung, die an die Engelsburg erinnert. Die Quartiere der Stadt sind ein Gewirr enger, gepflasterter Gassen, mit geweißten Häusern, grünen Jalousien, hie und da einigen hübschen Renaissanceverzierungen, alles ganz wie in Italien oder Spanien.

Wenn auch Macao eine stille Stadt ist und wenig Läden hat, namentlich keine europäischen, so macht es doch keinen verkommenen Eindruck, auf alle Fälle ist es ein schöner Überrest vergangener Größe. Die Anlagen und Spazierwege in der Umgebung sind außerordentlich ausgedehnt und in der denkbar besten Ordnung. An den Hügeln längs der Küste ziehen sich wundervolle Promenaden hin; von diesen aus hat man einen Blick bald auf das Meer, das in duftiger Ferne durch einen Gürtel

hoher Felseninseln nahezu abgeschlossen ist, bald auf die Stadt, deren von herrlichen alten Bäumen unterbrochenes Dächergewimmel sich malerisch zwischen die Hügel einschmiegt. Als Hintergrund ragt auf dem chinesischen Festlande ein waldloses, wildes Gebirge empor. Von der steilen Kuppe, welche den äußersten Vorsprung gegen das Meer bildet, bietet sich abends ein unvergleichliches Bild: die Stadt selbst und die Buchten liegen im Schatten, nur eine Burg und der weiße Leuchtturm schimmern noch in der Sonne, und die Gebirge von Canton bis gegen Hongkong leuchten über den weiten Golf in rötlichem Lichte herüber. Nichts erinnert in diesem Bilde an Asien.

Shanghai, 27. Juli bis 5. August 1901.

Die Fahrt mit dem Dampfer von Hongkong nach Shanghai bot, da das Schiff meist außer Sichtweite der Küste war, nichts Bemerkenswertes.

Der Woosung-Fluß, an dem Shanghai gelegen ist, und der in das Delta des Yangtzekiang mündet, hat zwei Barren. Selbst die äußere kann von großen Schiffen nicht zu jeder Zeit passiert werden und die innere bildet ein zweites Hindernis, wegen dessen die Postdampfer auf dem Wege von Hongkong nach Japan nicht nach Shanghai heraufkommen. Von Woosung fährt man mit einem sog. Tender noch etwa $1^1/_2$ Stunden weit flußaufwärts. Shanghai liegt an einem Knie des Woosung-River in völlig flacher Gegend. Längs des Flusses zieht sich der sog. „Bund" hin* — angeblich die schönste Straße in Ostasien. Es ist ein breiter Quai mit Alleen und Anlagen; an diesem liegen fast alle Hauptgebäude, das Zollhaus im Stil des Tower in London, die Banken, Konsulate und Geschäftshäuser vieler großer Firmen. Der nördliche Teil der europäischen Stadt ist das sog. amerikanische Settlement, Hongkew, welches zusammen mit dem mittleren, englischen Teil unter einer repräsentativen Munizipalverwaltung steht. Den südlichen Teil Shanghais nimmt die französische Konzession ein, welche eine eigene, mehr bureaukratische Verwaltung hat. Da die Engländer numerisch weitaus obenanstehen, ist die Munizipalität von ihnen beherrscht. Es gibt eine Gemeindeversammlung der Steuerzahler, welche halbjährlich das Budget bewilligt. Da die Steuern Immobiliarsteuern sind und ein vielfaches

* „Bund" nennt man in den europäischen Settlements in China und Japan einen Quai.

Stimmrecht zugelassen ist, wird das Shanghaierstadtparlament fast ganz von wenigen großen Liegenschaftenbesitzern beherrscht. Die Mitgliedschaft im Stadtrat ist ein Ehrenamt. In mancher Beziehung scheint großer Konservatismus zu herrschen, namentlich in Beleuchtung und Verkehrswesen. Während der „Bund" großartig angelegt ist, sind die übrigen Straßen größtenteils eng und krumm. Die fremden Konzessionen umfassen einen ziemlich großen Teil der Eingebornen-Viertel und auch außerhalb der Stadt liegende Gebiete. Die ältern Häuser der Europäer sind zum großen Teil zweistöckige Loggienbauten mit Gärten, jetzt aber ist der Boden zu teuer für derartige Anlagen und diese hübschen, herrschaftlich aussehenden Häuser machen kolossalen, steinernen Mietkasernen von rein europäischem Typus Platz, nur am „Bund" wird größerer Luxus entfaltet.

Die Eingebornen-Quartiere sind im allgemeinen regelmäßig angelegt und gänzlich verschieden von denjenigen Cantons. Die großenteils aus Holz gebauten Häuser sind denjenigen in Japan recht ähnlich: ein ziemlich hohes Erdgeschoß, Läden oder Werkstätten enthaltend, darüber ein niedriges Stockwerk mit einem wenig geneigten Dache. Charakteristisch chinesisch sind die an manchen Häusern über das Dach hervorragenden Mauern, welche entweder treppenförmig sind mit aufragenden Schnäbeln von Ziegeln oder in einer geschweiften Linie aufsteigen; bemerkenswert sind ferner die an Türen und Balkonen angebrachten Holzgitter, deren Muster aus lauter geraden Linien besteht und oft eine Kombination von Maeandern darstellt. Der Inhalt der Läden ist ungefähr derselbe wie in Canton — nur sieht man hier viel mehr europäische Waren. Die minderwertige Qualität herrscht vor, aber manche Chinesenläden sind doch recht ansehnlich und bedienen auch einen Teil der Europäer. Je weiter man ins Innere der Stadt hineinkommt, um so chinesischer wird es, um so größer auch Schmutz und Gestank. In einem Laden wird gekocht, im nächsten rasiert und frisiert und nicht selten der Rücken massiert, dann folgen wieder Eßwarenläden u. dgl. Auch fast das ganze intimere Familienleben sieht man unter den weit geöffneten Türen der Häuser sich abspielen. In der Nähe des französischen Settlements befindet sich noch ein Teil des alten und entsetzlich schmutzigen, unter chinesischer Verwaltung stehenden Shanghai's, das noch von einer ziemlich niedrigen Stadtmauer umgeben ist. Da aber Shanghai seine Größe hauptsächlich dem Handel mit Europa verdankt, ist es im wesentlichen eine neue Anlage und die alten Viertel bilden nur einen kleinen Teil der ganzen Stadt, die deshalb nicht sehr charakteristisch chinesisch ist. Ganz modern sind die Fabriken, welche größtenteils flußabwärts am Ostausgange der Stadt gelegen sind.

Es gibt in Shanghai etwa acht Baumwollspinnereien, jede von ca. 40,000 Spindeln, eine Papierfabrik, Seidenspinnereien u. s. w.

Das Treiben auf dem Flusse ist sehr lebhaft. Im obern Teil des Flusses, bei den Chinesenquartieren, liegen zahllose Dschunken und vor dem Settlement Kriegsschiffe englischer, deutscher, französischer, japanischer und amerikanischer Flagge, sowie Scharen von kleineren und mittelgroßen Küstendampfern und die großen Salonboote der Yangtze-Linien. Auf den die Stadt durchziehenden Kanälen sind Hunderte von chinesischen Booten, alle Größen, vom kleinen Sampan bis zum Hausschiff, sind vertreten.

Die Quartiere der Europäer hängen nicht alle zusammen, aber die meisten hübschen Häuser liegen am Bubbling-Well-Road, einer nach dem



Europäisches Geschäftshaus [S. 351]

Observatorium der Jesuiten in Zikawei hinausführenden Straße. Es sind sehr hübsche Besitzungen darunter, aber einen besonderen Luxus in den Bauten findet man nicht. Der Umstand, daß fast ausschließlich schwarze und rötliche Ziegelsteine verwendet werden, gibt den Häusern ein ziemlich düsteres Aussehen. Sehr viele Europäer wohnen in ihren Geschäftshäusern, die in ihren oberen Stockwerken gewöhnlich schöne Wohnungen enthalten. Das gesellschaftliche Leben scheint hier großartiger und luxuriöser zu sein als an den meisten andern Plätzen des Ostens; namentlich auf Essen und Trinken scheint viel verwendet zu werden und selbst bei unverheirateten Männern ist die Tafel luxuriös mit Silber und Blumen dekoriert. Auch in den beiden Hauptklub, dem eleganten, hauptsächlich englischen, Internationalen Klub, und dem äußerlich etwas

einfachern deutschen geht es ziemlich hoch her. Das Klub- und Barwesen ist jedenfalls für viele verderblich. Nichts wird bar bezahlt, sondern für alles „Chits" (Gutscheine) unterschrieben. Im übrigen haben die Europäer so gut wie keine Vergnügungslokale, von einem großen Rennplatz abgesehen, wo verschiedene Sporte getrieben werden. Der gesellschaftliche Verkehr in den Privathäusern scheint ein sehr reger zu sein.

* * *

Die Umgebung Shanghais ist vollkommen eben, kein Berg, kein Hügel ist am Horizont sichtbar. Einige von Sampanen befahrene Kanäle durchschneiden die intensiv mit Gemüse, Reis und Obst angebaute Ebene. Die Vegetation ist ungefähr dieselbe wie in Mitteleuropa, nur viel üppiger. Die kleinen Bauernhäuser, teils aus Lehm, teils Stein, meist mit Ziegeln bedeckt, schauen kaum mit ihren Dächern aus dem Grünen hervor. Zahlreiche Gräber sieht man überall auf den Feldern, 1—2 Meter hohe Erdhaufen, nur selten aus Stein gebaut. Auf dem Felde arbeiten Männer und Frauen in gleicher Weise und die zahlreichen Kinder, meist in ziemlich reduzierter Toilette, hocken wie Hasen im Gras. Die allgemeine Farbe der Kleidung ist wie in Japan und Java blau. In den Dörfern sind die Häuser ziemlich eng zusammengebaut und sind nicht viel mehr als schlecht ventilierte, finstere Löcher, da die Chinesen in der Regel keine Fenster anbringen; die Unreinlichkeit ist sehr groß. Die Leute leben deshalb tagsüber größtenteils auf der Straße.

In Zikawei, das etwa 7 km südlich von Shanghai liegt, befindet sich eine große Niederlassung der Jesuiten, welche seit 1867 besteht. Sie umfaßt ein Kollegium, zwei Waisenhäuser, ein Mädchenpensionat und das berühmte meteorologische Observatorium. Letzteres ist jetzt in einem großen, neuen Sondergebäude untergebracht. Der Bau ist ein Muster gediegener Einfachheit. Im Empfangssaal hängen die Portraits der P. P. Ricci und Schaal, sowie noch zwei anderer Jesuiten, welche im XVI. und XVII. Jahrhundert am Hofe in Peking eine Rolle spielten. Einer der Hauptapparate ist von P. Secchi in Rom konstruiert. Das Institut umfaßt eine große Bibliothek und ein Archiv, einen Saal, in dem die chinesischen Angestellten Berechnungen machen und ein zweites Apparatenzimmer, von dem aus um zwölf Uhr mittags der Zeitball am Flaggenstock des französischen Settlements in Shanghai zum Fallen gebracht wird. Die Jesuiten haben nur diese Warte selbst eingerichtet, aber sie erhalten von den Stationen der chinesischen Seezollverwaltung, sowie aus Japan, Ost-

sibirien und den Philippinen, wo die Amerikaner die Jesuiten an die Spitze eines großartig organisierten meteorologischen Dienstes gestellt, regelmäßig die für ihre Wetterprognosen nötigen Nachrichten. Durch ihre hervorragenden Leistungen auf dem Gebiete der ostasiatischen Meteorologie, speziell der Taifunkunde, haben sich die Jesuiten in Zikawei zum Mittelpunkt eines inoffiziellen Organismus gemacht. Aus China, Japan, Korea u. s. w. treffen täglich von Schiffen zahlreiche telegraphische Anfragen ein über die Wahrscheinlichkeit der Entstehung oder den Verlauf von Taifunen. Alle Tage veröffentlicht das Observatorium eine Wetterkarte Ostasiens. Zwei Pater leiten das Institut; die mehr mechanischen und statistischen Arbeiten, die Kalkulationen u. s. w. werden von getauften Chinesen besorgt, die besonders dazu angelernt sind. Nach P. Froc, einem der Leiter der Anstalt, haben die Chinesen keine ausgebildete Mathematik besessen, so daß sie jetzt die europäische übernehmen; ebenso war ihre Astronomie ungenau. Die Jesuiten, welche vom XVI. bis XVIII. Jahrhundert Stellungen am Hofe in Peking bekleideten, haben den chinesischen Kalender vollständig revidiert. Von den Jesuiten stammt auch die erste genaue Karte Chinas, die jetzt noch die Grundlage fast aller Chinakarten bildet; sie zeigt nur in den Längenangaben einen kleinen, konstanten Fehler.

Die ganze Anlage von Zikawei ist äußerst ausgedehnt. Neben dem Observatorium befindet sich eine Kapelle mit einem Säulenvorhof, genau wie bei einem buddhistischen Tempel, ferner das große Kollegium, das ganz an europäische Jesuitenschulen erinnert. Jenseits des Kanals liegt das Mädchenwaisenhaus, eine enorme, freundliche Anlage in üppigen, grünen Feldern. In dieser Anstalt befinden sich ungefähr 300 Insassen, fast alles Mädchen, eine Anzahl ganz kleine Knaben und ein paar Dutzend alte Weiber, Blinde und Krüppel, die lebenslänglich da bleiben. Wenn die Mädchen in das heiratsfähige Alter kommen, werden sie in der Regel mit Jünglingen des benachbarten Knabenwaisenhauses verheiratet und gewöhnlich in dem Dorfe Zikawei, das sich an die Anstalten anschließt, angesiedelt. Die Idee ist, ein katholisches Dorf zu gründen, eine Art Nachahmung des ehemaligen Jesuitenstaates in Paraguay; jedoch besteht hier kein Kommunismus; die Jesuiten geben den Kolonisten Land und Werkzeuge zur Arbeit, deren Ertrag diesen uneingeschränkt zukommt. Auch können die Leute die Ansiedelung zu jeder Zeit wieder verlassen.

Die weiblichen Zöglinge erhalten nur eine elementare Ausbildung, die Knaben aber werden in drei Handwerken unterrichtet und finden in

der Anstalt selbst Verwendung. Es bestehen drei Werkstätten, erstens eine große Druckerei, in der christliche Propagandazeitungen gedruckt werden, auch eine solche für gebildete Chinesen, welche z. B. Abhandlungen über Mathematik u. dgl. enthält und von einem bekehrten Chinesen redigiert wird; denn kein Europäer wäre im stande, ein Blatt so gut chinesisch zu schreiben, daß gebildete Chinesen, denen ein guter Stil Hauptsache ist, dieses lesen würden. Aus der Druckerei gehen auch die Publikationen des Observatoriums und die wissenschaftlichen Variétés sinologiques hervor. — In einer andern Werkstatt werden nach europäischen Vorlagen Altäre, Heiligenbilder, kurz der ganze Schmuck der katholischen Kirchen Chinas fabriziert. Die Chinesen kopieren gut, aber sklavisch. In ähnlicher Weise werden in der dritten Werkstatt religiöse Ölgemälde in Masse kopiert.

Die Jesuiten haben als Missionsgebiet die untern Yangtze-Provinzen mit etwa 50 Millionen Menschen zugewiesen erhalten, während die sog. Missions Etrangères den Süden als Arbeitsfeld haben. Es soll etwa 600,000 Katholiken in China geben, nach andern Angaben sogar 1·000,000. Der Pater behauptet, daß die Mission sehr wenig Apostaten hätte, da man die Leute nur nach einjährigem Noviziat aufnehme. Bischöfe gibt es noch keine in China, nur apostolische Vikare, die z. T. episcopi i. p. i. sind. Man macht für die Chinesen gewisse Ausnahmen von der Kirchendisziplin. Im Jahre 1724 wurden die am chinesischen Hofe damals mächtigen Jesuiten nur deshalb aus Peking vertrieben, weil der Papst auf Betreiben der Dominikaner ein früheres Toleranzedikt betreffend den Ahnenkultus widerrief, wodurch er in Widerspruch mit dem chinesischen Kaiser kam.

Hier wie in Japan haben fast alle niedergelassenen europäischen Kaufleute eine heftige Abneigung gegen die Missionare, namentlich gegen die protestantischen aus England und Amerika. Die Jesuiten läßt man gewähren, da sie sich als Meteorologen nützlich machen. Der Hauptfehler, welcher den Missionaren vorgeworfen wird, ist der, daß sie in einfachen Rechtssachen ihre Schützlinge gegen die ungetauften Chinesen in Schutz nehmen und dafür die Hilfe der fremden Regierungen beanspruchen. Es ist schon vorgekommen, daß ganze Dörfer zum Christentum übertraten, nur um dadurch im Prozesse mit einem andern, nicht christlichen Dorf ausländischen Schutz zu erhalten.

* * *

Noch heftiger als gegen die Missionare ist der Haß der hiesigen Europäer gegen die Japaner. Der Staatsbankrott Japans wird als

selbstverständlich angesehen. Man läßt den Japanern rein nichts gelten, auch die hiesigen deutschen Offiziere geben nur zu, daß die japanischen Truppen gut ausgebildet seien, meinen aber, daß es ihnen an Ausdauer fehle und daß ihr Heeresapparat einer außerordentlichen Inanspruchnahme wie durch einen großen Krieg nicht gewachsen wäre. Allerdings hört man auch günstigere Urteile. Die von den Engländern hieher gebrachten indischen Truppen sollen sehr untüchtig sein, schlechte Disziplin haben und geringe körperliche Widerstandskraft besitzen. Die Kriegsausrüstungen bei den Engländern und namentlich bei den Amerikanern sollen sehr gut sein, im übrigen wird das amerikanische Militär nicht seriös genommen.

2. Im Yangtzekiang-Tal.

Shanghai-Hankow, 6.—9. August 1901.

Der Yangtzekiang, der drittgrößte Strom der Erde, durchfließt die reichsten und bevölkertsten Provinzen von China und ist mit seinen Zuflüssen der Hauptverkehrsweg für das ganze Reich. Da in China so gut wie keine fahrbaren Straßen mehr existieren, sind die Wasserwege von vitaler Bedeutung, daher die Konzentration des Handels auf dem Yangtzekiang. Daß die beiden Generalgouverneure der Yangtze-Provinzen letztes Jahr entgegen den Edikten der Pekinger Regierung Frieden hielten und die europäer-feindliche Bewegung nicht aufkommen ließen, bewahrte den europäischen Chinahandel vor einem vorübergehenden, wenn nicht dauernden Zusammenbruch. Der in Wuchang residierende Generalgouverneur von Hupeh und Hunan, Chang-Chi-Tung, hielt alle fremdenfeindlichen Edikte der Mandschupartei zurück und publizierte ältere, jedoch ebenfalls echte Edikte, welche Aufrechterhaltung des Friedens und Schutz der „Barbaren" anordneten.

Da Hankow schon lange ein Vertragshafen ist, befahren europäische Schiffe seit vielen Jahren den Yangtzekiang. Mit der Eröffnung einer immer größer werdenden Zahl von Plätzen am Fluß gestaltete sich die europäische Yangtze-Schiffahrt zu einer fremden Binnenschiffahrt, die sonst in keinem Lande existiert. Dadurch werden chinesische Interessen, speziell die der Dschunkenbesitzer, wesentlich geschädigt. Gegenwärtig befahren eine Reihe von fremden und chinesischen Dampfergesellschaften den Fluß, vor allem die China Merchants Steam Navigation Co., eine sehr be-

deutende chinesische Reederei, die größtenteils chinesischen Magnaten wie Li-Hung-Chang, Sheng, Chang-Chi-Tung u. s. w. gehört. Daneben laufen Dampfer der größten englischen Chinafirmen Butterfield & Swire und Jardine Matheson & Co., sowie diejenigen der japanischen Nippon Yusen Kaisha, des Norddeutschen Lloyd und der Hamburg-Amerika-Linie. Die Japaner, die von ihrer Regierung eine sehr große Unterstützung erhalten, fahren um etwa einen Drittel billiger als die andern fremden Gesellschaften; zudem geben sie jedem chinesischen Passagier als Geschenk ein Stück Seife samt Handtuch, eine ebenso begehrte als nötige Gabe. Die Yangtze-Schiffe sind ähnlich den Wolga-Dampfern 2—3 stöckige Salondampfer, die meisten mit Doppelschrauben. Zu unterst sind die Laderäume, auf gleicher Höhe mit den die Waren an Bord bringenden Sampanen; im ersten Stock sind die Chinesen untergebracht in großen Räumen, die fast ganz ausgefüllt sind mit Lagerstätten, je zwei übereinander. Wie in Rußland, so reist auch in China jedermann mit seinem Bett, das aus einer Strohmatte und gewöhnlich auch einem Kopfkissen besteht, welch letzteres eher einem hölzernen oder geflochtenen Schemel gleicht als einem Kissen. Die Chinesen wie die Japaner können infolge ihrer starken Nerven in Stellungen schlafen, die einem Europäer ganz unmöglich sind. Dieser Mangel an Empfindlichkeit der Nerven erklärt zum Teil die Grausamkeit der Chinesen, die eben den Schmerz nicht in gleicher Weise wie die Europäer empfinden. Die chinesischen Passagiere werden vom Schiffe aus verpflegt; ihre Mahlzeiten bestehen in Reis, das als pièce de résistance mit allerlei Zutaten wie Pikles, Fleischklößen, Mehlspeisen u. s. w. gegessen wird. Alle Milchprodukte, namentlich Käse, verabscheuen die Chinesen, kondensierte Milch dagegen, aber nur gezuckerte, schätzen sie als süße Speise. Tee ist das allgemeine Getränk. Geraucht wird meistens aus langen, metallenen Wasserpfeifen, doch verbreiten sich auch allmählich Zigaretten und Zigarren. Vom Opiumrauchen ist äußerlich nicht viel zu bemerken, jedenfalls weniger als vom Alkoholismus bei uns. Hie und da sieht man Opfer des Opiums, wahre Mumien, an denen auch die letzte Muskelfaser verschwunden zu sein scheint.

Die Mannschaft auf den Schiffen, mit Ausnahme der Offiziere und Maschinisten, ist chinesisch.

Unser Schiff konnte wegen eines Taifuns erst zwei Tage nach dem festgesetzten Termin von Shanghai abfahren, denn die Flußdampfer sind natürlich nicht seetüchtig und können nicht riskieren, sich bei Woosung im untern Teil des Yangtzedelta dem Seegang auszusetzen. In der Nacht fuhr das Schiff von Shanghai weg, beim Erwachen befanden wir uns

im untersten Teil des Flusses, der dort eine Breite von 7 englischen Meilen hat. Die Ufer sind fast ganz flach und nur, wo Bäume stehen, vom Schiff aus sichtbar. Der Fluß war von dem Taifun, der in den letzten Tagen wütete, noch sehr stark bewegt, so daß unser Dampfer ziemlich heftig stampfte und rollte. Da der diesjährige Frühsommer sehr regnerisch gewesen, hat der Yangtse einen abnorm hohen Wasserstand, angeblich den höchsten seit zehn Jahren. Das jetzige Flußniveau ist ca. 15 m über dem Winterwasserstand. Während man im Winter auf dem Yangtse wie in einem tiefen Graben fährt und meist nichts sieht als die steilen, lehmigen Ufer, glaubt man jetzt auf einem kolossalen See zu fahren. Hunderte von Quadratkilometern längs des Flusses sind total überschwemmt. An manchen Stellen dehnt sich die Wasserfläche unabsehbar aus bis zu den fernen Bergzügen. Kleine Baumgruppen, Dächer, Mauern, von denen viele eingestürzt sind, ragen aus dem Wasser hervor. An den meisten Orten ist aber der Fluß gerade nur so hoch gestiegen, daß die Leute noch in ihren umspülten Häusern ein elendes Dasein fristen können; z. T. wohnen sie auf Kähnen neben ihren halbversunkenen Hütten. An sehr vielen Orten hat die Überschwemmung unermeßlichen Schaden angerichtet, denn die Gegenden am Flusse sind gerade die am meisten angebauten, namentlich sind hier große Reiskulturen. Von Schutzvorrichtungen gegen Überschwemmungen sieht man nichts, sie würden den Chinesen auch kaum etwas nützen. Als man an dem noch viel gefährlicheren Hoang-ho Verbauungen herstellte, wurde von der von dem Flusse bedrohten Bevölkerung vorweg alles Material gestohlen und die Schutzbauten ruiniert.



Tschunke auf dem Yangtsekiang

Im Verlaufe des ersten Tages traten auf dem rechten Ufer Berge und Hügelzüge hervor, die sich mehr und mehr dem Flusse näherten.

Am Nachmittag passierten wir eine Stelle, die stark befestigt ist. Auf den Anhöhen, welche den Fluß beherrschen, sind ausgedehnte Festungswerke, zu denen auf der Rückseite Fahrstraßen emporführen. Jedes Geschütz war mit einem Holzhäuschen überbaut. Auf dem gegenüberliegenden Ufer waren ebenfalls Batterien, doch glichen sie mehr einer provisorischen Feldbefestigung. Die Stellung schien sehr stark zu sein. Bei den Forts ankerten auch noch sieben chinesische Kriegsschiffe, Kreuzer und Kanonenboote. Solche Festungen sind an vielen Stellen längs des Yangtse angelegt, so auch in Nanking. Die meisten sollen jedoch vom Lande aus sehr leicht zu nehmen sein, auch wenn die Geschütze richtig bedient würden, was bei der chinesischen Artillerie immer höchst fraglich ist. Diese Festungen werden von den Gouverneuren auf eigene Faust angelegt und dienen eben so sehr der Unabsetzbarkeit ihrer Erbauer als der Landesverteidigung.

Die Fahrt ist ziemlich monoton; am Ufer wuchert üppiger Schilf, dahinter dehnen sich, wo das Land nicht überschwemmt ist, grüne Felder aus, unterbrochen von mittelhohen, den unsrigen sehr ähnlichen Laubbäumen. Von Zeit zu Zeit sieht man elende Hütten aus Lehm oder Geflecht mit Strohdächern.

Die alte Reichshauptstadt Nanking liegt mehrere Meilen vom Flusse entfernt in einer von mäßigen Anhöhen umschlossenen Ebene. Nur eine Pagode, ein paar Tempeldächer und moderne Fabrikkamine sind zu unterscheiden. Die Hafenstadt, ein ganz kleiner Platz, ist großenteils überschwemmt und stark beschädigt. Unmittelbar dahinter sind die imposanten, dunkeln, krenelierten Stadtmauern mit einem großen Tor. Die Mauer steigt an den steilen, grünen, pyramidenförmigen Hügeln empor und zieht sich weit hin bis zur Stadt, eine in vielem an die Mauern zwischen dem Piraeus und Athen erinnernde Anlage. Sie ist, wenn auch nicht mit den zyklopischen Bauten Japans vergleichbar, doch gut aufgeführt, für chinesische Verhältnisse in tadellosem Zustand und von ganz außerordentlicher Ausdehnung; die Mauer umschließt große, unbewohnte Areale von vielen Quadratkilometern außerhalb der wirklichen Stadt und zieht sich über den Kamm der die Stadt beherrschenden Anhöhen hin. Talaufwärts von Nanking ist die Gegend anmutig, eine konventionelle chinesische Landschaft: flache grüne Ufer, zierlicher Laubwald, an hervorragenden Punkten meist halb verfallene Pagoden. Die eigentliche Physiognomie geben aber der Landschaft die Berge und Hügel. Sie sind im allgemeinen pyramidenförmig, die Sättel zwischen den einzelnen Gipfeln tief eingeschnitten, fast bis zur Talsohle. Die Abhänge, weil seit Jahrhunderten entwaldet, sind tief eingefressen und lassen die Formen des

Berges deutlich erscheinen. Weit und breit ist kein Baum sichtbar, kein Haus, keine Spur von Leben auf den Bergen. So kommt es, daß kleine Hügel wie Berge aussehen und die ganz nahe gelegene Hügellandschaft in weiter Ferne zu sein scheint, eine Wirkung, die durch die nicht täuschende Staffage des unmittelbaren Ufers in eigentümlicher Weise erhöht wird. Diese merkwürdige Wechselwirkung zwischen Vordergrund und Hintergrund gibt der chinesischen Landschaft hier am Yangtse wie auch bei Canton einen eigentümlichen Reiz; die sonst so unnatürlich erscheinenden chinesischen Landschaftsgemälde werden dadurch verständlich und können nur als sehr maßvoll symbolisch oder konventionell bezeichnet werden.

Bei Wuhu erhebt sich eine alte imposante Pagode dicht am Flusse. Die Stadt ist von mehreren Kanälen durchzogen, auf denen ein lebhafter Verkehr von Sampanen herrscht. Ganze Quartiere sind überschwemmt. Eine große, fast herausfordernde Kirche und Missionsgebäude befinden sich hier und als Konsequenz einige fremde Kriegsschiffe.

Ein schönes Städtebild bietet das alte Ngangking, das sich einige Kilometer längs des Flusses hinstreckt. Am untern Ende der Stadt steht eine prachtvolle, gut erhaltene, von Tempeln umgebene Pagode; ungefähr in der Mitte erhebt sich auf befestigtem Hügel das Yamen des Präfekten mit schweren, großen Dächern wie bei einem buddhistischen Tempel und zwei hohen, rotbraun angestrichenen Stangen mit einer Art Körbe in der obern Hälfte; bei jedem Amtsgebäude trifft man diese Wahrzeichen der Landeshoheit. Die Häuser scheinen fast sämtlich aus Stein zu sein und erinnern mit ihren geradlinigen Steingiebeln sehr an unsere Bauart; nur sind den Chinesen die Fenster so gut wie unbekannt, was sich übrigens wie die aufgestülpten Dachkanten dadurch erklärt, daß das chinesische Haus aus dem tatarischen Zelt hervorgegangen ist. Das bemerkenswerteste Bauwerk ist, wie in jeder chinesischen Stadt, auch hier die Stadtmauer, es gibt nach uralter Vorschrift nur befestigte Städte in China. Ein hohes, kahles, zerfressenes Gebirge gibt dem altertümlichen Ngangking einen malerischen Hintergrund.

Die Nächte waren wundervoll rein und verhältnismäßig kühl. Der Taifun, der wenige Tage vorher bis weit ins Land hinein sich bemerkbar gemacht, hatte die Atmosphäre gereinigt, nie sah ich die Sterne schärfer und leuchtender. Am Tage war die Temperatur sehr heiß und drückend, das auf der Sonnenseite des Dampfers, aber im Schatten angebrachte Thermometer zeigte bis 44,5° C., nachts selten weniger als 32°, und diese Temperatur empfand man schon als merklich kühl. Die Hitze war feucht und deshalb beschwerlich.

Der schönste Teil des Flusses ist etwas unterhalb Kinkiang. Die Berge treten hier unmittelbar an den Fluß heran, in den sie am Südufer mit steilen, teils felsigen Wänden abfallen. Das gegenüberliegende Ufer ist flach. Eine steile, etwa 70 m hohe, von Gestrüpp und Bäumen bedeckte Insel steigt hier aus dem Flusse auf, an ihrem westlichen Abhang klebt an der Felswand ein buddhistisches Kloster, aus mehreren weißen und dunkelroten Gebäuden bestehend. Auch an einigen andern Stellen sind ähnliche Bauten zu sehen, gewöhnlich in tiefen Tälern und Schluchten verborgen, wo allein in der ganzen Gegend sich etwas Wald erhalten hat. Alle Anhöhen scheinen ganz unkultiviert zu sein; denn die Wälder sind seit Jahrhunderten verwüstet, da die Chinesen allen jungen Bäumen jährlich die Äste abschlagen und so nur Gestrüpp und keinen Wald aufkommen lassen; daher rühren auch die klimatischen Exzesse. Viehzucht (außer Schweine und Maulesel) kennen die Chinesen nicht und so bleibt ein enormes Areal unbenutzt. Die Ansiedelungen bestehen, von den Städten abgesehen, fast ausschließlich in Dörfern; eine Folge gegenseitigen Mißtrauens. Soweit das Land vom Fluß aus sichtbar ist, macht es nicht den Eindruck, der dichtest bevölkerte Teil des volksreichsten Landes der Erde zu sein. Die Tatsache, daß das Yangtzegebiet so stark bevölkert ist, ist nur erklärlich durch die große Zahl der Städte und die außerordentliche Bevölkerungsdichtigkeit in diesen; ein solch enges Zusammenwohnen ist nur möglich infolge der beispiellosen Anspruchslosigkeit, Zufriedenheit und patriarchalischen Zucht der Chinesen.

Unweit von Kinkiang ist der Einfluß des Poyang-Sees, der sich südlich vom Yangtze befindet. Am Zusammenfluß des Seeablaufes mit dem Strom liegt die Stadt Hukau, weithin am hier seeartigen Fluß ausgedehnt und an grüne Berge angelehnt, über die sich in ganz enormer Ausdehnung die Stadtmauer hinzieht. Ähnlich wie in Ngangking unterbricht ein burgartiges Yamen auf einem Felsen mit seinen weiß schimmernden Mauern das niedrige Häusergewimmel. Es ist kurz vor Sonnenuntergang; der breite Ausfluß des Sees blitzt und blendet; aus dem Wasser erhebt sich eine steile Felseninsel, auf der eine Pagode schlank aufragt. Diese Pagoden, die einzigen hohen Bauten in China, sind äußerst zahlreich längs des Yangtzekiang, große und kleine, die meisten etwas zerfallen, alle malerisch aufgestellt an Punkten, welche die Gegend beherrschen. Ihr Zweck soll sein, gewissermaßen den Segen der himmlischen Götter auf das Land herabzulenken. Die Lage von Gebäuden ist eine Frage, die alle Chinesen außerordentlich beschäftigt, und selbst die gebildetsten Kreise sind ganz in geomantischem Aberglauben befangen.

Westlich vom Einflusse des Poyang-Sees ragt der hohe Kuling auf, wohl der höchste Berg am untern und mittlern Yangtze. Dieses große Massiv ist dem Pilatus auffallend ähnlich, von größerer Ausdehnung, aber ungefähr gleicher Höhe. Auf diesem Berge haben die Europäer von Shanghai und Hankow eine ziemlich große Villenkolonie geschaffen. Eine mächtige, weiße Wolkenbank lagert über dem Gebirge und verhüllt dessen Spitzen. Die imposanten, steilen Wände des Berges steigen in dunkeln Schatten auf und heben sich scharf ab von dem strahlenden Abendhimmel. Die ganze Gegend ist beherrscht von diesem alle Berge der Umgebung weit überragenden Massiv. Die weite Wasserfläche beleben zahllose schimmernde Segel; die waldigen Inseln im Fluß und die nahen Gebirge leuchten in saftigem Grün, und von der Abendsonne vergoldet, breitet sich ein leichtes, zerrissenes Gewölk über den ganzen Himmel aus. Bei der Ankunft in Kinkiang brach die Nacht ein. Der Kuling, der sich von hier als langgezogener Gebirgsstock zeigt, war in der Dunkelheit kaum mehr zu sehen. Unmittelbar am Fluß und auf den nahen Hügeln war die dunkle Stadtmauer mit ihrem weißen, krenelierten Aufbau sichtbar, dunkle Silhouetten von Tempeln und Pagoden zeichneten sich ab; Lichter flimmerten auf den Masten der Dschunken. Im Westen erhob sich ein fernes, zackiges Gebirge von durchsichtig violetter Farbe; der Horizont war eine pfirsichrote Glut, darüber war tief blaurotes, schweres Gewölk heraufgezogen und auf der grünblauen Wölbung des Himmels zeichnete sich ein goldener Strahlenfächer ab. Als fremdartige Elemente zeigen sich in diesem stimmungsvollen Bilde eine auffallende Missionsstation mit Kirche und eine russische Teefabrik mit hohem Schornstein.

Das letzte Stück der Fahrt weist noch manche hübschen und anmutigen Landschaften auf, aber es wiederholt sich immer dasselbe: Städte, an denen die Mauer das bemerkenswerteste ist, grüne Berge von täuschenden Formen, große überschwemmte Gebiete, mächtige Dschunken. — Die Hitze wurde ganz betäubend.

Hankow, 9.—15. August 1901.

Um Mittag des vierten Tages erreichte das Schiff Hankow. Der Yangtsekiang hat hier eine Breite von 2—3 km; unmittelbar oberhalb Hankow, bei Hanyang, nimmt er den Han-Fluß auf. Dem Zusammenfluß der beiden Ströme gegenüber liegt Wuchang, die Residenz des berühmten Chang-Chi-Tung, Generalgouverneurs von Hunan und Hupeh.



Chinesen an Bord eines Yangtze-Dampfers gehend.

Diese drei Städte, Hankow, Hanyang und Wuchang, bilden zusammen tatsächlich ein Ganzes. Die Einwohnerzahl aller drei Städte wird auf $1^1/_2$—2 Millionen angegeben. Wuchang, das z. T. auf einem Hügel gelegen und von einer riesigen Mauer umgeben ist, ist der Sitz der Behörden, die Stadt der Literaten und hat eine Garnison von Truppen der Armee Chang-Chi-Tung's. Der Generalgouverneur hat daselbst auch eine ziemlich große Baumwollspinnerei; ferner besteht dort eine metallurgische Fabrik. Das gegenüberliegende Hanyang ist namentlich bekannt durch seine großen, der Regierung gehörenden Eisenwerke. Die eigentliche Handelsstadt ist Hankow. Die dortigen chinesischen Viertel sind stereotyp; überall die gleichen engen, gepflasterten Straßen mit ein- bis zweistöckigen Häusern, 'alles offen nach der Gasse; grauenhafter Schmutz und unbeschreibliche Gerüche. Außerhalb der Stadt ist fast alles Land überschwemmt, unabsehbare Wasserflächen dehnen sich aus, nur hie und da unterbrochen von herausragenden Bäumen und Dächern. An die Chinesenstadt schließen sich die europäischen Settlements an, zunächst die englische Konzession, in der bis jetzt noch fast alle Geschäfte, Banken, Missionen u. s. w. konzentriert sind. Ähnlich wie in Shanghai zieht sich ein Quai mit hübscher, Allee, der sog. „Bund“, dem Flusse entlang. Die Häuser sind im allgemeinen von derselben Art wie die älteren in Shanghai: zweistöckige, von Gärten umgebene Loggienbauten. An das englische Settlement schließt sich das russische an, das einige große Fabriken zur Herstellung von Ziegeltee einschließt, sowie eine russische Kirche. Dieses Settlement und das anschließende französische sind bedeutend kleiner als das englische. Das französische birgt mehrere Konsulate und das geräumige, ziemlich gute Grand-Hotel. Durch die ehemalige, jetzt großenteils demolierte Stadtmauer ist das deutsche Settlement vom französischen getrennt.

Auf dem deutschen Areal stehen noch sehr wenige Häuser, doch sind die bessern Bauplätze schon alle verkauft und die Preise beginnen zu steigen. Die deutsche Konzession ist über 1 km lang; ihr schließt sich die japanische an. Von da ziehen sich die Anlagen der Hankow-Peking Bahn noch weit längs dem Flusse abwärts bis zu den großen Petroleumreservoirs der Royal Dutch Co., Standard Oil Co. u. a. Alle Settlements haben getrennte Municipalverwaltungen. Kommunikationsverhältnisse und Beleuchtung sind noch sehr im Rückstand; fast das einzige Vehikel ist die Jinrikisha. Am „Bund" befinden sich die zahlreichen Landungsbrücken der Dampferlinien, gewöhnlich sind es alte, in Häuser verwandelte Schiffsrümpfe, sog. Hulks. Von früh bis spät hört man dort die chinesischen Kuli unter monotonem Singsang die Waren ein- und ausladen. Der Verkehr mit dem gegenüberliegenden Ufer geschieht durch Sampane, da die Regierung gegenüber der zahlreichen Gilde der Schiffer es nicht durchsetzen kann, daß eine Dampffähre eingerichtet wird. So ist diese durch zwei Ströme in drei Teile zerschnittene Millionenstadt ohne zeitgemäße Verbindung. Ein derartiger Widerstand der gut organisierten Handwerker gegen die Behörden ist in China nicht selten. Hankow ist geradezu berühmt geworden durch einen Streik, in dem die Gilden gegenüber der Regierung schließlich unterlagen, was aber keineswegs die Regel ist. Die Söhne von Leuten der verachtetsten Berufsarten, wie Schifferknechte, Coiffeure u. s. w., sind von den literarischen Prüfungen* und damit vom Staatsdienst ausgeschlossen. Nun hatte heimlich ein Coiffeurs-Sohn aus Hankow sich unter die Kandidaten eingeschlichen und das beste Examen gemacht. Die Sache wurde entdeckt und dem strebsamen jungen Manne die Promotion versagt. Darauf streikten alle Coiffeure von Hankow, und weil der Ausstand sich schließlich über Hanyang und Wuchang verbreitete, artete er in eine Kalamität aus, da nämlich die Chinesen die ganze vordere Kopfhälfte bis zum Scheitel rasiert haben und nur alte Männer Bärte tragen, so daß die Rasierer den Chinesen ganz unentbehrlich sind. Erst durch den Import von Coiffeuren aus einer andern Provinz konnte das uralte, Barbiersöhne ausschließende Gesetz gerettet werden.

Wuchang bietet sehr wenig Interessantes, obwohl es eine uralte Stadt und Hauptort zweier Provinzen ist. Die Mauer, die sich über die im Osten der Stadt liegenden Hügel hinzieht, ist wohl das bemerkenswerteste Bauwerk; Tempel und Paläste von irgendwie hervorragender

* Vgl. oben S. 345.

Architektur sollen nicht existieren. Das Yamen des Generalgouverneurs sieht von außen höchst verkommen aus und der Vorhof strotzt nicht weniger von Schmutz und Unrat als die benachbarten Proletarierquartiere; die Gebäude sind wie in andern chinesischen Städten nicht in Stand gehalten. Die Straßen erinnern teilweise an die Canton's, sie sind schmal und dunkel. Die unappetitliche Bevölkerung bildet eine entsprechende Staffage zu den verlotterten Häusern. Von einer planmäßigen Stadtanlage ist nichts zu bemerken; augenscheinlich bekümmert sich auch niemand um öffentliche Ordnung. Der jetzige Gouverneur, Chang-Chi-Tung, soll das Beste wollen und viel Geld, zum Teil aus seinen Mitteln, für die Verschönerung und Sanierung Wuchang's ausgeben; aber er wird von seinen Untergebenen immerfort hintergangen. Die Quaibauten längs des Yangtze kosteten ihn ca. 4·000,000 Dollars; aber das Hochwasser, das auch jetzt wieder große Teile der Stadt überschwemmt, hat sie, ehe sie vollendet waren, zerstört; die Bauten waren ganz schlecht ausgeführt worden, weil die Mandarinen den größten Teil des Geldes unterschlugen. Dies ist das Schicksal der meisten Regierungsunternehmungen in China.

Chang-Chi-Tung hat in Wuchang eine Militärschule eingerichtet und hält daselbst seine eigene, stehende Provinzialarmee von ca. 12,000 Mann aller Waffen, ohne die Pioniere. Die Militärschule steht unter der Leitung deutscher und japanischer Offiziere; aus der Soldateninstruktion haben die Japaner die Deutschen bereits verdrängt und wollen jetzt auch noch eine ganz japanische Militärschule ins Leben rufen. Chang-Chi-Tung kommt nicht so gut aus mit den Japanern wie mit den Deutschen, aber er versteht die Bedeutung Japans als Vermittlerin europäischer Kultur sehr zu schätzen. Er schickt deshalb chinesische Studenten an japanische Universitäten, da sie dort den großen Vorteil haben, die europäischen Wissenschaften für sie vorbereitet zu finden, da die geschriebene wissenschaftliche Sprache, weil sie eine Bilder- und Symbolschrift ist, in Japan wie in China dieselbe ist. An der Militärschule von Wuchang werden nur Offiziere ausgebildet; für die Zulassung sind besondere soziale Qualifikationen nicht erforderlich. Die Gebäude der Schule bilden einen großen, symmetrischen Komplex von Höfen und Häusern, fast ganz chinesisch in ihrer Bauart; doch sind die Lehrräume in europäischer Weise eingerichtet. In einer großen Empfangshalle wurden nach Besichtigung des Institutes Erfrischungen gereicht: Pale-Ale in Champagnergläsern, Limonade-gazeuse und entsetzliche europäisch-chinesische Konfiserien; alle Getränke waren lauwarm, da die Temperatur im Freien nahezu 40° C. betrug. Die Mandarinen waren sehr liebenswürdig und zeremoniell, die Unterhaltung

vermittelten ein Dolmetscher und ein Chinese, der, obwohl er nie außerhalb Chinas gewesen, mit ziemlich gutem Akzent deutsch sprach. Die Vorträge der fremden Lehrer werden durch Dolmetscher vermittelt. Der Lehrplan umfaßt theoretische und praktische Fächer. Chang-Chi-Tung wohnt den Examen selber bei und prüft auch selbst; er soll ziemlich gediegene Kenntnisse speziell auf artilleristischem Gebiete besitzen. Die topographischen Arbeiten der Schüler, die ich sah, waren hervorragend gut ausgeführt und viele verrieten selbständiges Denken. Die Studenten sind zur Zeit in den Ferien; jeder von ihnen hat in den Offizienquartieren ein hübsches Zimmer und einen eigenen Diener.

Das eine der Infanterielager ist der Militärschule benachbart. Truppen sah man wenige, da viele Leute abkommandiert waren zu Hülfsarbeiten, welche durch das Hochwasser nötig geworden. Das Lager besteht aus einem großen, von einer Mauer umgebenen Hofe, der als Exerzierplatz dient. Auf der einen Seite des Hofes ist eine Halle für die Offiziere, auf der andern sind Magazine; die eine der Längswände wird durch die Baracken in Anspruch genommen, es sind dies lange, einstöckige Gebäude, in mäßig hohe Kammern eingeteilt. Jeder Soldat hat ein Bett und die Räume sind im Vergleich zu Kuli-Wohnungen ziemlich komfortabel; Ordnung und Reinlichkeit sind wenigstens für eine chinesische Kaserne hervorragend und entschieden besser als im Lager der deutschen Garnison von Shanghai. Die Ausrüstung ist übersichtlich aufgehängt und scheint in gutem Zustande zu sein. Jeder Mann hat drei Garnituren. Die Uniform ist der traditionellen chinesischen sehr ähnlich, die Kopfbedeckung besteht aus einem komischen Hut mit rotem Busch. Die Tornister sind klein und leicht.

Die Offiziere von der Infanterie tragen schwarze Wämse, lange Säbel und enorme Strohhüte, ähnlich den Empire-Damenhüten. Den meisten von ihnen haftet etwas Burschikoses an, wie überhaupt vielen Chinesen, die nicht den höhern Ständen angehören. Alle mit einem Kommando betrauten Offiziere sind Chinesen; diese entlassen die fremden Instruktoren, sobald sie nur etwas von der Truppenführung zu verstehen glauben, denn die Chinesen haben noch viel weniger Ausdauer im Sichbelehrenlassen als die Japaner. Es wird dadurch, daß man den fremden Lehrern die Leitung zu früh aus den Händen nimmt, vieles wieder verpfuscht. Für die niedere Führung bis und mit der Kompagnie sind die chinesischen Offiziere tüchtig; in höheren Chargen soll es aber bedenklich hapern, namentlich, weil es an einer sorgfältigen Ausbildung fehlt. Für das Befestigungswesen haben die Offiziere viel

Verständnis. Die Truppen sollen ganz hervorragend manövrieren und, was formelle Disziplin anbetrifft, hinter keiner europäischen Armee zurückstehen. Die Soldaten werden in Hunan und Hupeh angeworben; eine Dienstpflicht besteht nicht. Die Mannschaft ist leicht zu handhaben, da sie durch gutes Futter zufrieden gestellt ist und, wenigstens für chinesische Verhältnisse, behaglich wohnt und lebt.

In Hanyang sind die Eisenwerke und Waffenfabriken Chang-Chi-Tung's. Das Eisenwerk umfaßt zwei Hochöfen, einen Bessemerofen und einen Martinofen. Das Eisenerz wird auf dem Fluß bis ganz nahe an den Ofen herangebracht; es ist außerordentlich eisenhaltig. Die Produktion ist hauptsächlich für die Waffenfabriken bestimmt. Die Hanyangwerke sind eine rein staatliche Unternehmung und leiden deshalb an den Übeln aller chinesischen Regierungsbetriebe. Als Leiter waren schon Engländer, Amerikaner, Franzosen u. a. angestellt, aber sie alle gaben ihre Stellen meist sehr bald wieder auf, da ein Zusammenarbeiten mit den die Werke nominell leitenden Mandarinen fast unmöglich ist; das sog. Squeeze-System, d. h. die Betrügereien und Erpressungen lassen keinen geschäftsmäßigen Betrieb zu. Jeder Angestellte hat in erster Linie seinen persönlichen Profit im Auge. Zu den Schwindeleien der Chinesen kommt noch hinzu, daß zwischen den europäischen Direktoren verschiedener Nationalität, denen die einzelnen Betriebe unterstellt sind, internationale Eifersüchteleien bestehen. Die Hanyangwerke sind deshalb tatsächlich eine Luxusunternehmung. Die Fabriken sind weit davon entfernt, voll ausgenützt zu werden; gegenwärtig sind — angeblich wegen der Hitze — die Eisenwerke nur halb in Betrieb. In der Gewehr-, Geschütz- und Munitionsfabrik, deren Werkzeugmaschinen fast alle deutsches Fabrikat sind, sind etwa 900 Mann tätig, aber diese Leute machen den Eindruck, wenig intensiv zu arbeiten. Die Löhne betragen für die Handlanger 5 Dollars* im Monat, während sie für Mechaniker und andere gelernte Arbeiter bis auf 30 Dollars steigen. Bis jetzt haben sich keine Schwierigkeiten mit den Leuten wie Streike u. dgl. gezeigt, bei Anstellungen aber sind die Verwandtschaftsbeziehungen und der Lokalgeist der Arbeiter zu berücksichtigen. Die Direktion hat in dieser Beziehung nicht freie Hand. Leute aus verschiedenen Provinzen haben einen Provinzialhaß gegen einander und können nicht nebeneinander beschäftigt werden. Jeder angestellte Arbeiter ist nach chinesischen Begriffen moralisch mehr oder weniger verpflichtet, seine ganze Sippe unterzubringen.

* Sog. mexikanische oder Silberdollars, deren Wert ungefähr dem jeweiligen Silberwert eines Fünffrankenstückes entspricht.

Die in Hanyang fabrizierten Geschütze sind zunächst für die Armee Chang-Chi-Tung's bestimmt, doch wird auch an andere Provinzialarmeen geliefert. Das Fabrikat versieht seinen Zweck mehr oder weniger gut, doch ist die Arbeit nicht sorgfältig und präzis. Es werden jetzt auch Schnellfeuergeschütze nach Krupp'schem Modell hergestellt.

Hankow-Ichang, 16.—20. August 1901.

Von Hankow kann man mit dem Dampfer noch ca. 600 km flußaufwärts fahren und erreicht am dritten Tage den Endpunkt der Dampfschiffahrt, Ichang. Die Gegend, die man durchfährt, ist derjenigen zwischen Nanking und Hankow sehr ähnlich: dieselben kahlen, tiefeingeschnittenen Berge und zwischen diesen und dem Flusse grüne, zum Teil überüberschwemmte Ebenen mit elenden Dörfern. Die Städtebilder sind überall dieselben: ausgedehnte Umfassungsmauern, Pagoden, ein Meer dunkelgrauer Ziegeldächer, aus dem selten ein größeres Gebäude aufragt, als Hintergrund meist ein kahles, sich in gefälligen Linien abzeichnendes Gebirge. Bei Yohchau, einem neu eröffneten Vertragshafen, mündet der Ausfluß des gewaltigen, im Winter aber eintrocknenden Tungting-Sees in den Yangtse.

Bei einem größeren Dorfe hatten — was eine große Ausnahme ist — die Behörden eine gut gebaute Mauer längs des Flusses errichten lassen und so das unter dem Hochwasserniveau liegende Land vor Überschwemmung gerettet. Während hier, so weit man blickte, Reis- und Maisfelder endlos aneinander sich reihend in schönstem Stande waren, machte an fast allen andern Orten die überschwemmte Landschaft einen überaus traurigen Eindruck, um so trauriger, als das Elend großenteils als eine Folge der Gewissenlosigkeit der Mandarine zu betrachten ist. Auch der Umstand, daß fast nirgends ein Tempel, ein Yamen oder eine Mauer in gutem Zustande gehalten ist, erklärt sich nur dadurch, daß weitaus der größte Teil der öffentlichen Einnahmen in die Taschen der Mandarine fließt.

Schöner wird die Gegend erst kurz vor Ichang. Hier sind die Ausläufer des Gebirges, das der Yangtse in den berühmten Schluchten durchbricht. Das Ufer steigt mäßig an, wellige Hügelzüge bildend, die mit kleinen Waldparzellen und vielen einzelnen, zerstreuten Bäumen bedeckt sind. Von Zeit zu Zeit begegnet man ziemlich ordentlich aussehenden Häusern. Aus den grünen Matten erheben sich rote Felswände und in der Ferne ragen über die Vorberge Felsgebirge als steile Pyramiden

hervor. Nach und nach treten die roten Felsen näher an den Fluß und fallen steil, oft nahezu senkrecht ins Wasser ab. Ein schmaler Pfad zieht sich dem Fluß entlang, bald unten am Wasser, bald über hohe Bergvorsprünge hinwegführend oder, wo die Felswände unmittelbar bis ans Wasser herantreten, als eine kaum 2 Fuß breite, in den Felsen eingehauene Passage. Auf diesem Leinpfade gehen die Schifferknechte, welche die Dschunken den Fluß heraufschleppen. Jetzt treten die Felswände wieder zurück und über dem Vorgelände werden nun Gebirge von beträchtlicher Höhe sichtbar, man glaubt einen Teil der Berge der Zentralschweiz vor sich zu haben, allerdings fehlen Eis und Firn gänzlich. Die Einsamkeit der Landschaft, die spärliche Vegetation, die Wiesen und vereinzelten Tannen machen einen alpinen Eindruck. Ein vor einer steilen Bergwand aufragender Felskegel ist bekrönt von einem mit seinen weißen Mauern weit ins Land schimmernden Kloster, das durch eine über eine Waldschlucht sich spannende Bogenbrücke mit dem Berge verbunden ist. Im Westen steht eine ununterbrochene Wand von hohen Bergen, d. h. ein Hochplateau, über das nur vereinzelte, z. T. bizarr geformte Hörner hervorragen. Es scheint undenkbar, daß sich hier der Fluß einen Weg gebahnt hat. Nur gegen Norden sind keine hohen Berge, sondern nur ansehnliche Hügelzüge.



In der Schlucht von Ichang [S. 372/3]

Eine hohe, offenbar neue Pagode kündet die Nähe von Ichang an. Die Stadt liegt auf der nördlichen Seite des Yangtze, lang ausgestreckt auf dem ziemlich hohen Ufer. Außer den Gebäuden der Zollverwaltung, einem deutschen Geschäftshause und ein paar Missionsstationen sind keine europäischen Häuser zu sehen. Was von chinesischen Quartieren sichtbar ist, zeichnet sich durch Schmutz und Verwahrlosung aus. Die Häuser am Ufer sind auf eine hohe Mauer gebaut, über die sie z. T. vorspringen. Der Unrat, dem man auf Schritt und Tritt begegnet, ist unbeschreiblich. Be-

merkenswerte Gebäude hat die Stadt keine, ein paar verwahrloste Tempel, eingekeilt in abscheuliche Quartiere, können keinen künstlerischen Eindruck hervorrufen, selbst wenn sie, weil aus bessern Zeiten stammend, hübsche Partien haben. Ein Teil Ichang's liegt auf einer Insel, die von einem Nebenarm des Yangtze gebildet wird. Die Zahl der kilometerweit dem Ufer entlang liegenden großen Dschunken ist enorm. Ichang hat zwar als Import- und Exportplatz nur eine sehr untergeordnete Bedeutung, dagegen ist es wichtig als Umladehafen, da hier die mit Dampfern transportierten Güter zum Weitertransport durch die Schluchten hinauf nach dem bedeutenden Handelsplatz Chungking in Sz'chuen auf Dschunken umgeladen werden oder vom obern Yangtze kommend in Ichang auf Dampfer verfrachtet werden. Horden von Schiffkuli leben auf diesen Dschunken. Gegenwärtig ist bei der herrschenden Hitze ihr Kostüm auf Null reduziert. Ihr krasser Aberglaube ist erkennbar an den vielen roten Glücksfähnchen, die sie an den Masten der Schiffe befestigen und an dem Knattern des verbrennenden Feuerwerkes.

Ein sehr hübsches Bild bot sich in der Nacht. Es war eine Art Allerseelentag der Chinesen. Oberhalb der Stadt waren Hunderte, vielleicht sogar Tausende roter, auf Holzstückchen befestigter Papierlämpchen auf den Fluß gesetzt worden zur Erinnerung an die Seelen der Verstorbenen. Die Strömung des Flusses zog sie talwärts; auf der mächtigen Wasserfläche des Stromes flimmerte es von diesen unzähligen roten Lichtern, die lautlos wegtrieben, vorbei an der gigantischen Pyramide des Ichang gegenüber liegenden Berges, der in seinen imposanten Linien in den mondlosen, aber sternenklaren Nachthimmel emporstieg. Talabwärts schien der Fluß in ein Feuermeer verwandelt zu sein.

Am schönsten zeigte sich die Landschaft in Ichang an einem Abend, als ein mächtiges Gewitter über den Fluß zog. Schon am Nachmittag hatte sich im Nordosten eine seltsame Lichterscheinung gezeigt, indem vom Horizont aus radienförmig eine Reihe von dunkeln Strahlen über den mattgrauen Himmel gingen. Dann nahte bald das Gewitter, die Gebirge im Süden verschwanden in düsterem Nebel, nur im Westen leuchtete die Sonne durch die regenfeuchte Luft, die Vorberge waren smaragdgrün, die Hochgebirge duftig-violett und von goldenem Gewölk überhöht. Der Fluß, von Regen und Wind etwas bewegt, war tief violett und darüber spielten im Widerschein der Sonne Millionen goldener Lichter. Je tiefer die Sonne sank, um so intensiver wurde die Glut des purpurnen Horizontes, die sich allmählich in der dampfenden Atmosphäre verlor, und je weiter die Dämmerung sich verbreitete, um so mehr schienen die dunkeln Sil-

houetten der Berge am Fluß zu wachsen und glichen in ihren eigentümlichen, fast geometrisch regelmäßigen Formen den Bauwerken eines Riesengeschlechtes.

Das Hochwasser erlaubte nur den Besuch der Schlucht von Ichang; weiter oben, wo die Stromschnellen sind, soll die Szenerie noch viel wilder und großartiger sein, aber zur Zeit ist die Strömung zu stark, um mit einem kleinern Schiffe ohne große Gefahr hinzukommen. Zudem beansprucht eine Reise durch die ganze, ca. 80 km lange Schlucht etwa drei Wochen, da der Fluß eine sehr starke Strömung hat, und mehrere gefährliche Stromschnellen zu überwinden sind. Die Zahl der in den Schluchten, namentlich bei der Talfahrt verloren gehenden Dschunken ist sehr groß. Letztes Jahr wollte eine deutsche Reederei einen schnellgehenden Dampfer nach Chungking laufen lassen. Das Schiff, dessen Maschinen allein 1 Million Franken kosteten, fuhr zwei Stunden nach seiner Abfahrt von Ichang in der Schlucht auf einen Felsen auf und sank samt dem Kapitän auf den 40 m tiefen Grund. Es wurde für eine Bagatelle an ein Konsortium verkauft, ist aber noch nicht gehoben, obwohl eine große Geldsumme mit untergegangen ist, sowie die Leichen von zwei reichen Chinesen, für welche die Erben enorme Preise zahlen würden, falls sie diese in der Nähe der andern Ahnen in heimischer Erde bestatten könnten. Zwei rasch gehende Kanonenboote sind die einzigen Dampfer, die bis jetzt nach Chungking gelangt sind.

Kurz nach Sonnenaufgang fuhr ich mit einem gedeckten Sampan und drei Ruderern, wovon zwei Knaben, von Ichang ab, den Strom aufwärts. Zuerst ging es 2—3 km weit durch einen stillen Seitenarm des Flusses, zu beiden Seiten lagen Dschunken, dahinter rechts die Stadt, links eine Insel. Auf manchen dieser Dschunken wohnen ganze Familien zusammen mit Hühnern, Hunden und anderem Getier in überaus primitiver Weise. Wenn die Stadt hinter einem liegt, gelangt man in eine grüne Hügellandschaft mit üppigen, von schönen Laubbäumen unterbrochenen Wiesen. Bergketten umziehen auf drei Seiten das Tal; auf den Höhen findet sich stellenweise spärlicher Wald. Noch sieht man nicht, wo der Fluß sich durch das ausgedehnte Massiv Bahn gebrochen hat. Auf einmal macht der Strom eine scharfe Biegung und die Schlucht öffnet sich. An diesem Punkt mündet ein ziemlich tiefes Bergtal in das Haupttal ein; ein smaragdgrünes Flüßchen ergießt sein Wasser in den mächtigen, trüben Yangtse; zu beiden Seiten liegen an den steilen Abhängen, in herrlichen, alten Nußbäumen halbversteckt, kleine Dörfer und eine Brücke überspannt den engen Ausgang des Tälchens. Leider verliert

das Bild alle Poesie, sobald man an Land die unqualifizierbaren Gerüche, die schmutzige Bevölkerung und die verwahrlosten, kläffenden Hunde in nächster Nähe hat. Auf einer Anhöhe liegt ein kleiner Tempel, von welchem aus man in eine große Höhle gelangt, die ebenfalls als Tempel eingerichtet ist: eine mächtige Steinsäule trägt die Wölbung. Ein Altar ist in den Berg eingebaut, davor steht ein uraltes Weihrauchgefäß. Zahllose Inschriften sind in den Felsen eingehauen. Auf einem Steintische wird den Besuchern Tee nach chinesischer Art geboten. Hübsch ist der Blick aus der Höhe, hinaus auf das Bergtälchen mit seinem grünen Flüßchen und den waldigen Abhängen, aus denen Felswände aufsteigen. In der Tiefe ist ein Teehaus mit rotbemalten Säulen, das stark an Japan erinnert; bis jetzt ist dies das anmutigste Landschaftsbild, das ich in China gesehen. Leider beeinträchtigt auch hier die beispiellose Unreinlichkeit, die in und um den Tempel herrscht, den Genuß in hohem Grade.

Nach einer Siesta in einem der Zollverwaltung gehörenden, unter dem Schatten alter Bäume am Ufer ankernden Hausboote wurde die Fahrt stromaufwärts fortgesetzt. Die Schlucht von Ichang erinnert etwa an die schweizerischen Alpenseen oder noch eher an die Salzkammergut-Seen: ein schmales, bis zur nächsten, etwa 12—15 km entfernten Biegung gerades Tal, eingerahmt von steilen, mit Fels, Wald und Wiesen bedeckten Bergen, die talaufwärts ansteigen, während eine noch höhere Bergkette den Abschluß des Tales bildet. Aber immerhin sind alle Dimensionen klein im Vergleich z. B. zum Walensee. Die Bergabhänge sind im allgemeinen sehr steil, 40—60 Grad, viele Felswände stürzen senkrecht ab und in den obern Schluchten sollen sie sogar stellenweise überhängend sein. Die Felsen zeigen mancherorts starke Verkrümmungen der übereinanderliegenden Schichten. Die Farbe des Gesteins ist vorherrschend dunkelgrau. Einige tief eingeschnittene Täler, die teilweise von turmartigen Felsen gebildet sind, münden, senkrecht zum Haupttal, in dieses ein. In den engen Tälchen und Winkeln, die zwischen den gegen den Fluß vortretenden Bergvorsprüngen liegen, ist der Boden z. T. intensiv angebaut mit Mais, Zitronen- und Orangenbäumen und neben der Kiefer gedeiht die Palme. An vielen Stellen rieselt eiskaltes, klares Wasser aus den Felsen hervor oder ein kleiner Wasserfall rauscht zwischen üppigem Gestrüpp. Die Berge sind spärlich bewaldet, aber der Abstand gegen die kahlen Berge des untern Yangtse ist immerhin sehr groß. Einige Tagereisen landeinwärts sollen ausgedehnte Wälder liegen, die z. T. beinahe Urwälder sind. Dort wie in der Yangtseschlucht werden gelegentlich Tiger

und Leoparden getroffen und auch Affen sind nicht selten, trotzdem der Winter in diesen Gegenden äußerst kalt ist.

Nahe am obern Ende der untersten Schlucht ist die Zollstation Pingshan-Pah. Außer dem Haus des Zollkommissärs und dem kleinen Yamen des Likin-Mandarins (Inlandzoll-Beamten) sind nur ein paar elende Hütten und Teehäuser, d. h. offene Schuppen, für die Dschunkenknechte da. Die Kuli, welche die schweren Schiffe in zwei Monaten nach Chungking (800 km weit) hinaufschleppen gegen den reißenden Strom und über die Stromschnellen hinweg, erhalten für die ganze Arbeit acht Silber-Dollars. Die Arbeit ist äußerst anstrengend und dauert vom Morgengrauen bis zum Einbruch der Nacht. Ungefähr je 50 zusammen sieht man sie an einem langen Seil ein Schiff schleppen. Dem ganzen



Tschunke in der Schlucht von Ichang [S. 373]

Fluß entlang läuft ein kleiner, z. T. in den Felsen gesprengter Leinpfad. Oft haben die Kuli auf hohe Vorsprünge hinauf, dann wieder tief herunter zu klettern und so geht es etwa 80 km weit durch die Schlucht. Jetzt bei der größten Hitze ist ihr einziges Kleidungsstück ein riesiger Strohhut. Die Arbeit wird, wie fast alle von vielen gemeinsam getane Arbeit, unter dem beständigen Singsang „He-he Ho-ho" verrichtet.

Auf der Rückfahrt zog ein Gewitter herauf und ließ die Landschaft in einem düsteren Lichte erscheinen. Die Schlucht ist entschieden schön und großartig, aber kann doch kaum einen Vergleich mit den Alpenseen aushalten. Auch der stets trübe Fluß hält den Vergleich mit unsern grünen Seen nicht aus. Seine Breite mag hier etwa 600 m betragen.

Hankow-Shanghai, 23.—26. August 1901.

Die Rückfahrt von Hankow nach Shanghai brachte nur dadurch etwas Neues, daß das Schiff diesmal Gegenden bei Tag durchfuhr, die bei der Hinreise Nachts passiert wurden, so u. a. Chinkiang, das die am hübschesten gelegene von allen Yangtzestädten zu sein scheint. Am obern Ende der Stadt erhebt sich eine äußerst graziöse Pagode auf einem ummauerten, von Bäumen bedeckten Hügel nahe am Flusse, Tempel und Amtsgebäude mit hochragenden Dächern reihen sich daran. Die Stadt selbst lehnt sich teilweise an Hügel an; so auch das in schöne Bäume halb versteckte fremde Settlement. Den Hintergrund bilden mäßig hohe, waldlose, aber grüne Berge. Die innern Stadtteile mit ihren stereotypen, engen Gassen und schmutzigen, einstöckigen Häusern sind nicht interessant. In Chinkiang mündet auch der Kaiserkanal in den Yangtze, d. h. er kreuzt diesen Fluß in der Stadt. Der Kanal ist eines der größten Ingenieurwerke aller Zeiten und Völker; er beginnt bei Hangchau im südöstlichen China und mündet im Norden in Tientsin in den Pei-ho. Er ist, wie alle andern öffentlichen Bauten, der chinesischen Beamtenkorruption zum Opfer gefallen und deshalb verwahrlost und nicht mehr auf der ganzen Strecke fahrbar. Trotzdem ist der Kanal immer noch die wichtigste künstliche Verkehrsstraße Chinas. Sein Hauptzweck war, dem Reistransport zu dienen, d. h. der Beförderung des Tributreises aus den mittleren Provinzen nach Peking, wo die Staats-Reis-Speicher außerhalb der Stadtmauer an einem mit dem Pei-ho zusammenhängenden Kanale liegen.

Gleich unterhalb von Chinkiang treten Felsen, auf denen sich ein Kloster erhebt, nahe an den Fluß und gegenüber ragt eine felsige Waldinsel aus dem Strom empor, so daß nur ein verhältnismäßig schmaler Durchpaß gelassen ist. Die Sonne sank gerade unter den Horizont, als durch diese Felsenpassage über dem golden leuchtenden Fluß die Silhouette von Chinkiang mit der wundervollen Pagode am Abendhimmel noch sichtbar war.

Das Yangtze-Delta, das der Dampfer passiert, um aus dem Yangtzekiang in den Woosung-Fluß zu kommen, besteht aus riesigen, seeartigen Wasserflächen und flachen, grünen, teils etwas bewaldeten Inseln. Bei Woosung liegen jetzt Kriegsschiffe fast aller Nationen, große Postdampfer, Legionen von karpfenäugigen Dschunken und Sampanen. Der Flußeingang ist von starken chinesischen Batterien völlig beherrscht. Das Gelände zu beiden Seiten des Flusses ist intensiv angebaut, namentlich mit Gemüse. Eine Eisenbahn verbindet Woosung mit Shanghai; diese Bahn existierte

schon früher einmal, wurde aber von den Mandarinen zurückgekauft, damit das Ärgernis, welches die Geister der in der Nähe Begrabenen störte, wieder entfernt werden konnte.

Die Einfahrt nach Shanghai bietet einen seltsamen Kontrast zum übrigen China. Auf der rechten Seite des Woosung-Flusses reiht sich Fabrik an Fabrik, größtenteils Baumwollspinnereien, kolossale Backsteingebäude von modernstem Typus, links sind Docks, Schiffswerften und Maschinenwerkstätten. Der Fluß ist so mit Schiffen bedeckt, daß nur eine schmale freie Durchfahrt gelassen ist. Lange Reihen schneeweißer, grauer und schwarzer Kriegsschiffe, z. T. große Panzerkreuzer, namentlich japanische, deutsche, französische, sodann englische, amerikanische, russische und chinesische nehmen einen großen Teil des Flusses ein. Längs der Quais, hinter denen sich enorme Warenhäuser erheben, reiht sich ein Frachtdampfer an den andern. Dazwischen wimmelt es von Dschunken und Sampanen, deren Ruderer den oft Unglücksfälle verursachenden Aberglauben haben, daß es Glück bringe, hart vor einem sich bewegenden Dampfschiffe noch durchzufahren. Über dem Fluß lagert eine Rauchwolke, wie auf der Themse. Endlich wird durch den Qualm das internationale Settlement sichtbar: eine ganz und gar europäische Stadt.

3. Nordchina.

Shanghai-Tientsin, 30. August bis 4. September 1901.

Fahrt nach Tientsin auf dem kleinen deutschen Reichspostdampfer „Mathilde", einem überfüllten, unreinlichen Schiff mit skandalösen Cabinen.

Ankunft in Tsingtau in der Morgenfrühe des 1. September. Die europäische Stadt zieht sich ungefähr einen Kilometer am Ufer hin, das z. T. felsig ist und sich einige Meter über das Meeresniveau erhebt. Den Hintergrund bilden mäßig hohe, kahle Hügel; auf einem dieser ist ein Flaggenstock errichtet; hinter den Hügeln sieht man einen verwitterten Felskamm aufragen. Im Westen der Stadt befindet sich der Eingang in die Kiautschou-Bucht, welche eine flache Landzunge mit Leuchtturm vom Meere trennt. Jenseits der Bucht zieht sich ein seltsam zerrissenes Felsengebirge hin; ähnliche sieht man noch weiter im Westen, welche die im Morgenglanz leuchtende blaue Bucht umrahmen und im Duft der Ferne verschwinden. Tsingtau vorgelagert sind ein paar Felseninseln.

Die Stadt verblüfft durch ihr rasches Wachstum und ihr sichtbares Aufblühen. Dem Quai entlang stehen eine Reihe stattlicher Häuser, ebenso in den neuen Quartieren, die vom Strand aufwärts an den sanft ansteigenden Hügeln angelehnt sind. Die Gebäude tragen zum größten Teil einen ausgesprochen deutschen Charakter an sich. Nichts ist chinesisch außer den Sampanen, und die Renaissancetürmchen und Giebel der Häuser bilden keinen Kontrast in dem Stadtbild. Im Westen befindet sich der Bahnhof mit hohem Turm. Die Bahn, eine Vollbahn, ist jetzt bis Kaumi, etwa 100 km landeinwärts, in Betrieb. Der Güterbahnhof ist neben dem noch im Bau begriffenen Hafen gelegen. Weiter östlich liegen die Post, das Hotel Prinz Heinrich, die deutsch-asiatische



Neubauten in Tsingtau [S. 376]

Bank und viele Geschäftshäuser. Alles ist in großem Stil angelegt, Straßen, Beleuchtung, Kanalisation sind auf eine große Entwicklung berechnet. An allen Ecken und Enden wird gebaut und meist mit einem gewissen Luxus. In den etwas höher gelegenen Stadtteilen sieht man mehrere hübsche Häuser der hier garnisonierenden Offiziere sowie solche von Privaten. Selbstredend stehen die Häuser noch etwas vereinzelt und ihre Umgebung ist fast vegetationslos wie weit und breit die ganze Gegend um Tsingtau, doch werden energische Versuche gemacht, die Hügel aufzuforsten. Im Osten sind noch Quartiere aus der ersten Zeit der Niederlassung stehen geblieben, die aber auch bald bessern Häusern werden weichen müssen. Daselbst ist auch ein neuer chinesischer Tempel und oberhalb dieses die protestantische Kapelle in halbchinesischem Stil, eines

der mesquinsten Bauwerke Tsingtaus. Am Strande ist eine Schiffswerft, Werkstätten u. a.

Nach Osten wird die eigentliche Stadt durch einen Hügelrücken abgeschlossen, hinter welchem sich die sog. Clarabucht befindet. Von dieser Bucht bietet sich ein schöner Ausblick auf das Meer und die zerfressenen Küstengebirge von Shantung. Hier liegen die Häuser des Gouverneurs und des chinesischen Zollinspektors, sowie eine großartige Kasernenanlage. In diesem Stadtteil soll sich ein Villenquartier entwickeln und eine Badekolonie, da man hofft, Tsingtau werde das Scheveningen Ostasiens werden.

Auf der Westseite von Tsingtau gegen die Kiautschou-Bucht sind die im Bau begriffenen Hafenanlagen. Bereits liegen am Ufer zahlreiche Dschunken. Ein langer Molo ragt schon aus dem Wasser heraus. In der Nähe befindet sich eine Dampfziegelei und andere Fabriken, ferner die saubere chinesische Stadt Tapatau. Das alte schmutzige Dorf gleichen Namens, das früher hier stand, wurde abgerissen und weit weg verlegt, und dafür eine neue Chinesenstadt, fast ganz in europäischem Stil, gebaut, die auffallend reinlich ist. Die Firmenschilder sind fast alle deutsch. Auch hier sieht man überall im Bau begriffene Häuser. Läden gibt es aber noch wenige, von den Chinesenbuden und den Lebensmittelmagazinen abgesehen.

Es fällt nichts besonders Bureaukratisches auf, die ganze Anlage der Kolonie ist großzügig und man gewahrt überall pulsierendes Leben. Obwohl schon eine größere Menge von China-Firmen in Tsingtau etabliert sind, ist noch sehr wenig Handel, da vorerst die Eröffnung der ganzen Bahnlinie und der Kohlenminen im Innern Shantungs abgewartet werden muß.

Östlich von Tsingtau wird die Küste von Shantung sehr gebirgig; zunächst passiert das Schiff auf der Fahrt von Tsingtau nach Chifu die Prinz-Heinrich-Berge und den Kaiserstuhl; etwas weiter in der Ferne sieht man den langen Rücken des Luangshan, der im Widerschein eines purpurnen Sonnenunterganges seinen phantastisch in Säulen und Zacken zerfressenen Kamm in den duftigen Abendhimmel erhebt. Bis nach Chifu, das man in 24 Stunden von Tsingtau aus erreicht, bot die Küste von Shantung fast immer das gleiche Bild: vegetationslose, rötliche Felsengebirge und Sandwüsten, die wundervolle Färbungen aufweisen; namentlich Abends waren warme, blauviolette Töne in den feinsten Abstufungen über die zerrissenen Gebirge ausgegossen. Weit landeinwärts sieht man nichts als dieselben trostlosen, öden Gebirge, deren

Zackensilhouetten oft ausgestreckten Fingern gleichen. Es scheint, als sei dieser Teil Shantungs gänzlich unbewohnt. Auch die sich der Küste nach ziehenden Inseln sind ebenso einsam und starr und gewähren mit ihren rötlichen, aus dem Meere aufragenden Granitwänden einen Anblick wie die Westküste Schottlands. Von Wei-hai-wei waren nur in der Ferne einige Festungsanlagen und ein paar große ankernde Kriegsschiffe sichtbar; der Ort selbst ist durch eine Insel verdeckt.

Malerisch ist die Einfahrt nach Chifu. Eine Kette von Inseln schließt eine große Bucht nahezu gegen das Meer ab, aufsteigend bis zu einer mächtigen, bergartigen Felseninsel, die nur durch eine flache, sich wenig über das Meer erhebende Landzunge mit dem Festland zusammenhängt. Die See ist tiefblau und bewegt und von segelnden Dschunken belebt; die Berge und das Meer leuchten in südlichem Sonnenglanz. Die Küstengebirge, welche Chifu amphitheatralisch umziehen, sind ganz öde, nichts als Felswände, Geröllhalden und Sandhügel. Eine mäßig geneigte Ebene, welche ziemlich stark angebaut ist, senkt sich gegen das Meer ab. Missionare haben die europäische Obstkultur hier eingeführt und zu einer blühenden Lokalproduktion Chifu's gemacht; Äpfel, Birnen, Trauben werden einem hier feilgeboten, tadellose Früchte, abgesehen von dem bedenklichen Umstand, daß sie durch die Hände schmutziger Chinesen gegangen sind.

Vor der Stadt erhebt sich aus dem Meer ein Felsenvorsprung, auf dem in Gärten versteckt sich der größere Teil der europäischen Häuser zusammendrängt. Dieser Vorsprung bildet rechts und links eine Bucht; in der einen, der westlichen, ist der äußerst belebte Hafen. Auf der äußern Reede liegen japanische, deutsche, englische und österreichische Kriegsschiffe, in der innern wimmelt es von einer großen Zahl von Küstendampfern und von Hunderten von Dschunken mit roten Glückswimpeln. Kaum hat der Dampfer Anker geworfen, so drängen sich Sampane heran, auf denen Obstverkäufer und andere Händler an Bord kommen. Das europäische Settlement ist klein und äußerst einfach. Mehrere Kapellen und Kirchen sind hier, da die Missionare in Chifu schon längere Zeit tätig sind. Die sich hinter dem Settlement und am Hafen ausdehnende, sehr regelmäßige Chinesenstadt ist unbedeutend und langweilig im höchsten Grade. Die Häuser sind einstöckig, aus grauen Ziegelsteinen und fensterlos. Soweit nicht Läden und Werkstätten nach der Straße hin liegen, zeigen die Wände nur Türen, durch die man in kleine Höfe gelangt, auf welche die Wohngemächer sich öffnen. Die einen Quartiere sind erträglich schmutzig, diejenigen am Hafen dagegen spotten jeder Beschreibung. Die Straßen

sind von Kloaken kaum zu unterscheiden; noch ärger sind die Menschen und Tiere, die sich in ihnen umhertreiben. Das Waschen scheint gänzlich unbekannt zu sein, zahllose Leute mit ekelhaften Geschwüren und Schäden, Einäugige, Bettler in schmutzstarrenden Lumpen, räudige Hunde versperren den Weg und drängen sich an die Passanten heran. Und dazu wird in dem Gewimmel dieser engen Straßen noch gekocht und Obst verkauft. Der Verkehr am Quai ist äußerst lebhaft; enorme Quantitäten von Bohnenkuchen sind hier aufgestappelt, die einen Hauptartikel des



Am Peiho-Quai in Tientsin

Handels von Chifu bilden. Eigentümlich sind die aus Blech verfertigten, teekannenförmigen Samoware, welche die Chinesen hier gebrauchen; nur in der äußern Form zeigen sie eine geringe Abweichung gegenüber der russischen Kopie.

Aus dem Schmutz der Chinesenstadt flüchtet man sich gern auf den Hügel in die freundlichen europäischen Gärten, von denen aus man eine schöne Aussicht genießt: auf drei Seiten Meer und nach Süden überschaut man die Stadt mit ihrer düstern Umrahmung von Bergen, auf deren einsamem Grat die Stadtmauer sich hinzieht. An der östlichen Bucht liegen zwei Hotel an dem schönen Strand; Chifu wird von den Europäern Ostasiens im Sommer als Badeort viel besucht. Das Klima gilt als sehr gut und verhältnismäßig kühl. Aus diesem Grunde bestehen hier auch zwei große Institute mit 200—300 Zöglingen, welche als Schulen für Kinder im Osten lebender Europäer dienen.

Die Überfahrt von Chifu nach Taku dauert nicht ganz 20 Stunden. Noch einige Zeit ist die gebirgige Küste von Shantung sichtbar, dann versinkt sie im Meer. Bei Tagesanbruch erreichten wir die auf der äußersten Reede von Taku liegenden großen Kriegsschiffe. Von da fuhr man noch viele Meilen bis zur Barre des Pei-ho, die nur bei höchster Flut passierbar ist, bei Ebbe sogar nicht einmal für kleine Schleppdampfer. Das Schiff kratzte mühsam über den Schlamm und stand mehr als einmal in Gefahr stecken zu bleiben. Als sich der Dampfer der Küste näherte, fing es an während mehrerer Stunden wolkenbruchartig zu regnen; ein düsterer, trübseliger Morgen, der gut zu der traurigen Landschaft paßte. Das Meer war vom Fluß weit hinaus schmutzig braun gefärbt und der Strand bildete eine braune Schlammmasse. Die berühmten Forts von Taku*, in braunen Lehmmassen bestehend, schienen nur sehr wenig demoliert zu sein; mesquine japanische Fähnlein wehten darauf. Der Fluß war eine braungelbe Brühe, das Land zu beiden Seiten sumpfig oder gänzlich überschwemmt, und das Dorf Taku, ein Bild des Elendes, besteht aus einem Gewirr armseliger Lehmhütten in einem schmutzigen Lehmsumpf. Wie Pilze wachsen die selbst für Tiere fast zu schlechten Hütten aus dem nassen Boden heraus. In den Straßen, in denen wie vielerorts in China ganz ungeniert aller Unrat abgelagert wird, ist der lehmige Boden fußtief aufgeweicht. Eine armselige Bevölkerung und abgemagerte Hunde bilden die passende Staffage. Dazu strömender Regen und Wind.

Der Fluß macht zwischen Taku und Tongku, der Station der Shanhaikwan-Peking-Bahn, verschiedene Windungen. In Tongku sind eine Menge Militärbaracken errichtet, deutsche, japanische, russische, französische. Leichterschiffe der verschiedenen Armeen ankern im Fluß. Die europäischen Soldaten, die man sieht, sind schmutzig und auch die Barackenlager sind großenteils in arg verlottertem Zustande, die Wege grundlos.

Der Dampfer hält 2 km vom Bahnhof flußaufwärts. Auf Sampanen fährt man zur Station. Die Kuli, auf deren Dienste man hier angewiesen ist, sind seit dem Boxeraufstand eine gefährliche Diebsbande. Der Bahnbetrieb steht jetzt unter Leitung der englischen Genietruppen, ist aber etwas primitiv, da letztes Jahr viele Wagen bei der Eroberung Tientsin's verbrannt und jetzt provisorisch durch Gepäckwagen ersetzt sind. Die I. Klasse ist genau wie bei uns die III. Überall treibt sich

* Die Forts waren während des Boxeraufstandes im Sommer 1900 von den Truppen der Alliierten erstürmt worden.

Militär umher, englisches, indisches, deutsches, russisches und französisches. Die Bahn, von Engländern gebaut, hat fast ausschließlich englisches Material.

Endlich kommt der Zug von Shanhaikwan, um seine Fahrt nach Tientsin und Peking fortzusetzen. Diese dauert etwa 1¹/₄ Stunden (40 km) und ist ohne jedes Interesse: eine unabsehbare, großenteils überschwemmte Ebene, stellenweise Felder von hochaufgeschossenem Kaulian, einem schilfartigen Gewächs, das in Pechili Menschen und Vieh als Nahrung dient.

Tientsin, 5.—8. September 1901.

Bei der Einfahrt nach Tientsin bemerkt man die Trümmer einer großen Fabrikanlage, es sind die Ruinen des im Boxeraufstande niedergebrannten Ostarsenals. Der Bahnhof ist ein höchst anspruchloses Gebäude für eine Millionenstadt; er ist ein Provisorium, da in der Belagerung der frühere zusammengeschossen wurde. Auch hier herrscht ein buntes Militärleben. Neben dem Bahnhofe liegen russische Baracken und Magazine, überall flattern russische Fähnchen. Die Straßen haben russische Namen und sind in noch ärgerem Zustande als in den sibirischen Städten. Der Pei-ho enttäuscht sehr: ein kleiner Fluß, schmal wie ein Kanal, fast ganz bedeckt mit Dschunken. Über eine Ponton-Brücke gelangt man zum europäischen Settlement, zunächst zur französischen Konzession. Dieser Teil hat im Jahr 1900 bei der Belagerung durch die Boxer am meisten gelitten. Die Häuser sehen sehr verlottert aus und zeigen teilweise noch Spuren der Beschießung. Das dem Settlement gegenüberliegende chinesische Quartier, ursprünglich meist aus elenden Lehmhütten bestehend, ist jetzt ein Trümmerhaufen. Die fremden Settlements dehnen sich weit flußabwärts aus, an das französische schließt sich das englische an, noch weiter unten liegt die eben erst im Bau begriffene deutsche Konzession. Diese Settlements vergleichen sich nicht vorteilhaft mit denen von Shanghai, Hankow und andern Plätzen. Auch die Klub sind hier nicht elegant. Die Gordon-Hall, das Stadthaus der britischen Munizipalität, ist ein monströser, festungsartiger Bau mit Türmen; davor liegt ein Garten, in dem abends konzertiert wird. Trotz der großen Ausdehnung der europäischen Niederlassungen bilden die Jinrikisha das einzige Verkehrsmittel. Die Straßen gleichen einem Kasernenhof; überall wimmelt es von Militär, Russen in weißen, Franzosen in blauen und Deutsche in Kaki-Uniformen, bei allen Armeen gleichmäßig durch eine gewisse Verbummelung und Unreinlichkeit abgetönt. Überall sieht man Wachtposten und

Aufschriften wie: Remonten, Kriegsmaterialverwaltung ꝛc. in allen möglichen Sprachen, russisch, englisch, deutsch, französisch, italienisch, japanisch. In den Hotel und Klub wimmelt es von Offizieren. Flußaufwärts an das französische Settlement schließt sich das japanische an, jetzt noch ein enormer, fast ganz leerer Landkomplex, nur ein paar Ruinen sind sichtbar. Hier waren ausgedehnte chinesische Quartiere, welche letztes Jahr bei der Belagerung untergegangen sind. Über die Ebene hin sieht man am Horizont die großen Ruinen des sog. Westarsenals.

In der flußaufwärts gelegenen chinesischen Stadt macht der Pei-ho eine rechtwinklige Biegung, um sich dann in einer Schlangenwindung zur Stadt hinauszuziehen. An dieser Stelle mündet auch der Kaiserkanal* rechtwinklig in den Pei-ho. Da, wo Fluß und Kanal sich vereinigen, stehen die Ruinen der katholischen Kathedrale, eines unglaublich anmaßenden Baues; nur der mittlere Frontgiebel und zwei turmartige Seitenflügel sind noch zu sehen. Links daneben liegt die Stadtfestung von Tientsin mit hohen, krenelierten, schwarz bemalten Zementwällen, aus denen die Ruine eines sechseckigen Wachtturmes hervorragt. Rechts davon, auch am Kanal gelegen, befindet sich das Yamen des Generalgouverneurs, erkenntlich an den beiden hohen Stangen, ein ausgedehnter Komplex einstöckiger, zum Teil durch Brand zerstörter Gebäude. Über eine Festungsmauer hinweg erblickt man eine schlanke Steinpagode und das runde Dach eines Tempels. Im allgemeinen ist Tientsin ebenso langweilig und architektonisch unbedeutend wie die andern chinesischen Städte, die ich gesehen: ein planloser, schmutziger Haufen kleiner Häuser ohne irgend welche imponierenden öffentlichen Gebäude. Die Stadtmauer ist von den Europäern demoliert worden und schöne Boulevards sind an ihrer Stelle angelegt.

Die Straßen der Chinesenstadt sind im Vergleich zu Canton ziemlich breit (3—4 Meter), verhältnismäßig sauber und ordentlich beleuchtet; von Zeit zu Zeit trifft man einen Polizisten des Tientsin-Provisional-Government, der vor den Europäern salutiert. Wie überall hangen vor den Häusern zahllose schwarze, weiße und goldene Annoncenschilder; an vielen Orten sind wie in Canton Matten über die Straße gespannt, so daß diese einen dunkeln Tunnel bilden, durch den sich unter Geschrei Wasserträger, Sänften, Jinrikisha und eine Menge Volk drängen. Vor den Amtsgebäuden stehen schmucke japanische Wachtposten, da die Japaner in der Chinesenstadt den Wachtdienst haben. Die Häuser zeigen gegen

---

* Vgl. S. 374.

die Straße hin entweder nur eine graue Ziegelsteinmauer mit einer bisweilen durch Skulpturen etwas verzierten Türe, oder sie gleichen denjenigen in Canton und Shanghai, indem der Raum zwischen den beiden seitlichen Brandmauern mit einer hohen Wand von Türen und Fenstern ausgefüllt ist; die Fronten von Häusern der letztern Art bestehen aus Holzwerk, das meist ein geradliniges, mit einigen Schnörkeln verziertes Muster aufweist. Die Fenster sind mit Ölpapier beklebt. In einigen Läden wird ein gewisser Luxus entwickelt; in denjenigen der Hauptstraße scheinen europäische Waren vorzuherrschen. Eine unschöne Spezialität von Tientsin sind die aus Straßenschmutz verfertigten, bemalten Götzenbilder. Im Innern der Stadt findet man ein hübsches Tor mit verandaartigem Vorbau und einen Tempelhof mit hübschen Skulpturen; aber auch diese Bauten sind total verlottert und der Schmutz in dem von Trödlern, Bettlern und Faulenzern wimmelnden Tempelhof ist unbeschreiblich.



Geschäftsstraße im Innern von Tientsin [S. 383]

Fast von allen Seiten hört man, daß ein großer Teil der europäischen und amerikanischen Truppen, welche Tientsin entsetzten und die Boxer zurückschlugen, bei ihrem Einzug in die Stadt dort wie Vandalen hausten und zwar nicht nur in den chinesischen Quartieren, sondern auch in den europäischen Settlements. Daselbst haben sie größern Schaden angerichtet als die Chinesen durch die Belagerung. Das Privateigentum der Europäer, zu deren Schutz diese Truppen geschickt worden waren, wurde nicht respektiert; die Häuser wurden großenteils demoliert. Alles, was beweglich war, sogar die Fensterladen, wurde gestohlen oder verauktioniert und zwar ganz öffentlich. Sogar Geschäftsbücher, Warenmuster u. dgl., die in den Bureaux gefunden wurden, fielen mutwilliger Zerstörung zum Opfer. Verletzungen von Personen sollen allerdings nicht vorgekommen sein.

Die ärgsten Diebstähle während der Belagerung und auch nachher wurden von den Russen begangen; sie waren es namentlich, die das europäische Settlement ausplünderten; auch stahlen sie den Deutschen ganze Waggons Proviant auf der Eisenbahn weg, als die Linie unter ihrer Verwaltung stand; das Reisegepäck war vogelfrei. Doch verzeiht man ihnen alles, da es namentlich die Kosaken waren, die Tientsin vor dem Äußersten, der Erstürmung durch die Boxer retteten.

Am zivilisiertesten haben sich nach dem Urteil vieler die Japaner benommen. Sie sind auch die bestgekleideten unter den hiesigen Soldaten. Die Japaner stahlen planmäßig für ihre Regierung, aber nicht einzeln. In Peking hielten sie sich an den Staatsschatz und die reichen Privaten, während die Europäer im Kleinen plünderten und marandierten. Die Japaner sollen 75'000,000 Fr. Silber in China erbeutet haben. In den Dörfern des Okkupationsgebietes pflegten sie Geld in der Weise zu erheben, daß sie den Leuten versprachen, gegen eine Geldentschädigung die japanische Flagge aufzuhissen. Nachdem sie so und so viel Tausende von Franken von den Ortsbehörden erhalten hatten, gaben sie diesen eine japanische Flagge, welche die europäischen und amerikanischen Truppen respektierten, und welche das Dorf vor Plünderung durch diese schützte. Die Japaner kostete die ganze Sache nichts, da sie keine Soldaten in den Dörfern zurückließen, die Fahne allein schon bot genügenden Schutz.

Tientsin steht seit der Eroberung durch die verbündeten europäisch-amerikanisch-japanischen Truppen unter einer von den fremden Mächten eingesetzten provisorischen Regierung. Das Tientsin-Provisional-Government wird gebildet aus Vertretern der Nationen, welche in Tientsin garnisonierende Truppen haben, es sind dies die Deutschen, Japaner, Franzosen, Engländer, Russen und Italiener. Die Regierung hat sechs Departemente: öffentliche Arbeiten, allgemeines Sekretariat, Sekretariat für Angelegenheiten der Chinesen, Sanitätswesen, Gerichtswesen und Schatzamt. Jedem Departement steht ein Gouverneur vor. Die Gerichte, unter fremden Laienrichtern, urteilen nach Billigkeit, halb nach chinesischem, halb nach europäischem Recht, und zwar erst- und letztinstanzlich; nur Todesurteile müssen vom Komitee der Gouverneure ratifiziert werden. Diese provisorische Regierung mußte nach der Belagerung eingeführt werden, da absolute Anarchie herrschte. Am Anfang waren die Chinesen etwas widerspenstig gegen die fremde Verwaltung; jetzt sind sie aber viel zufriedener mit dieser, als sie es je mit den einheimischen Regenten waren. Sie zahlen die Steuern lieber als früher, da sie jetzt sehen, was

mit dem Geld gemacht wird, während ehedem das meiste Geld in die Taschen der Mandarine floß. Vermögens- und Einkommensteuer gibt es nicht, dagegen eine Haussteuer und vielerlei Lizenzen und Gebühren für Sampane, Jinrikisha ꝛc. Alle Kuli, welche Schiffe, Wagen u. dgl. bedienen, haben jetzt Karten und Nummern, so daß eine gute Kontrolle besteht. Die provisorische Verwaltung hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens schon mehr geleistet als die Mandarine in Jahrzehnten. Straßen sind in bedeutendem Umfange angelegt, die sanitären Verhältnisse erheblich verbessert und verpestete Quartiere niedergerissen worden. Die öffentlichen Wege haben eine ordentliche Beleuchtung erhalten, auch eine Straßenpolizei ist eingeführt worden. Jetzt sollen auch noch etwa 800,000 Fr. für die Schiffbarmachung des Pei-ho verwendet werden. Ein chinesisches Konsortium will eine Wasserleitung bauen, ein europäisches eine Straßenbahn. Kurz überall entfaltet sich Initiative, seitdem die Schandwirtschaft der Mandarine beseitigt ist.

Die europäischen Angestellten der provisorischen Verwaltung sind sehr gut bezahlt; viele besorgen ihr Amt als eine Nebenbeschäftigung neben ihren sonstigen Geschäften; dennoch arbeitet die fremde Verwaltung unendlich billiger als die chinesische, bei der nur der Generalgouverneur die Besoldung eines jetzigen Abteilungschefs erreichte, dafür sich aber anderswie schadlos hielt und Millionen in seine Tasche fließen ließ.

Die Gesandten, speziell diejenigen Rußlands und Amerikas, legten dem Tientsin Provisional Government immer Schwierigkeiten in den Weg und wollten, um ihren Sonderzwecken zu dienen, Tientsin den Chinesen wieder ausliefern. Im letztern Falle wäre zu erwarten, daß die Chinesen viele der jetzigen Verbesserungen vernichteten und alles wieder in Verfall käme. Die europäischen Offiziere sind empört über den Mangel an Energie und Schneid der Diplomatie gegenüber den Chinesen, während die Diplomaten ihrerseits sich beklagen, daß das Militär für die politischen Unterströmungen in Europa und Amerika und die Schwierigkeiten der Lage in Ostasien verständnislos sei.

Peking, 9.—12. September 1901.

Die Eisenbahnfahrt von Tientsin nach Peking dauert etwa 6 Stunden; die Strecke beträgt ca. 130 km. Da man hier noch halb im Kriegszustande lebt, ist der Betrieb sehr primitiv, Verspätungen von mehreren Stunden sind an der Tagesordnung. In der sog. I. Klasse sind relativ sehr wenige Passagiere, in der II. europäische Soldaten und wohlhabende Chinesen,

die gewöhnlichen Söhne des Himmels sitzen ohne Hüte in offenen Güterwagen in der brennenden Sonne.

Die Gegend ist zuerst stundenlang vollkommen eben; endlose, überschwemmte Felder, meist mit Kaulian bestellt; hie und da elende Lehmdörfer, manche zerstört, manche wieder aufgebaut. Zahlreiche Bäche und Kanäle durchziehen die Ebene; über die Felder weg sieht man in der Ferne die Segel langsam ziehender Dschunken. Die Stationen sind ziem-



Sog. Peking-Karren [S. 387]

lich zahlreich; überall trifft man Wachtposten verschiedener Nationen; die Bahn selber ist durch englisches und britisch-indisches Militär besetzt.

Bei den endlos langdauernden Aufenthalten an den Stationen drängt sich das Volk aus den benachbarten Dörfern zusammen, Verkäufer, Bettler, Blinde, Musikanten, Gassenjungen. Da verkauft einer einzelne Flaschen japanisches Bier, dort ein Junge eine einzelne unreife Chifutraube, ein dritter Birnen, andere chinesischen Konfekt in roten Papieren, ferner Eier, Kuchen oder japanisches Mineralwasser, wobei mit Sumpfwasser gefüllte Petroleumblechbüchsen als Kühler dienen. Wieder andere verkaufen Blaumeischen oder Falken, welche mit Schnüren an Stecklein befestigt sind; solche Vögel pflegen die Chinesen statt Hunden zum Spazieren mitzunehmen. An einer Station spielte ein alter Blinder auf einem Instrument, das einer Mandoline sehr ähnlich war; ein Knabe schlug dazu die Begleitung auf zwei Hölzchen.

Nach und nach verschwinden die überschwemmten Gebiete; hie und da sind kleine Waldparzellen sichtbar, neben dem Kaulian finden sich auch

Gemüsefelder und statt der Lehmhütten trifft man Häuser aus grauen Ziegelsteinen, mit Ziegeln statt mit Schilf bedeckt. Schließlich tauchen in bläulichem Duft die zackigen Berge auf, die, bei Shanhaikwan am Golf von Pechili beginnend, Peking umgeben und gegen die Gebirge von Shansi verlaufen. Endlich erreicht der Zug die Station Peking. Die Bahn durchbricht die hohe Mauer der Chinesenstadt. Gerade an der Durchbruchstelle ragt ein halbverfallener Wachtturm auf: verwitterte Holzwände von reicher Architektur, überragt von schweren, gedrungenen Dächern. An die Stadtmauer schließt sich eine weniger hohe, erdbeerrot angestrichene Mauer an, die von hohen, dreitürigen Pforten an einigen Stellen durchbrochen ist. Über die Mauer ragen die düstern Wipfel eines Nadelwaldes; es ist der Hain des Himmeltempels. Auf der gegenüberliegenden Seite befindet sich eine ähnliche Anlage: der Hain des Ackerbautempels. Der Bahnhof ist im Kriege untergegangen, einige elende Notbauten versehen jetzt den Dienst, das „Restaurant" ist in einem Torbogen der Mauer des Himmeltempels untergebracht. Horden von Kuli, von Jinrikishas und Karrentreibern umlagern den Bahnhof. Der sog. Pekingkarren ist ein Wagen mit zwei klotzigen, schwer beschlagenen Rädern, einem gewölbten Verdecke, vor welchem zum Schutz des Kutschers noch ein leinenes, von zwei Bambusstangen getragenes Vordach angebracht ist. Gezogen wird das Fuhrwerk von kleinen, gedrungenen, meist mißhandelten mongolischen Ponies. Fast alles Volk ist in Blau gekleidet. Ein Rufen und Schreien, ein Durcheinander von Karren und halbzerfallenen Wagen, von Reitern auf Mauleseln und Pferden; da manöveriert ein Eisenbahnzug, dort zieht eine mongolische Kamel-Karawane vorbei. Das ganze Bild wird umrahmt von uralten, barocken Mauern und über das kontrastreiche Bild spannt sich in herbstlichem Sonnenglanze ein lichter, duftigblauer Himmel.

Eine schnurgerade Straße führt vom Bahnhof durch die Chinesenstadt zur Tatarenstadt. In der Mitte befindet sich ein gepflasterter Damm, der aber ganz verwahrlost und fast gefährlich zu passieren ist wegen der tiefen Löcher zwischen den Steinen; gleichwohl geht ein enormer Verkehr darüber hin. Zu beiden Seiten des Dammes ziehen sich tiefer liegende, ungepflasterte Straßen: ein grundloser, schwarzer Morast. Fußgänger und Jinrikisha eilen über Stock und Stein auf schmalen, noch nicht ganz ausgefahrenen Wegen längs der Häuserreihen, welche die Straße einfassen. Diese Häuser sind meist einstöckig, manche haben einen kleinen, aufgebauten niedern Halbstock. In fast allen sind Läden. Hohe, bunte, senkrechte Annoncenstangen sind vor den Häusern aufgerichtet; über der

offenen Frontseite sind manchmal reich geschnitzte, z. T. vergoldete Holzbordüren angebracht. Viele dieser Läden enthalten Antiquitäten, die meisten aber einen unglaublichen Trödel wie alte Blechsachen, abgenutzte Kleider, kurz Dinge, die anderswo schon längst auf den Kehrichthaufen geworfen worden wären.

Endlich kommt das große Südtor in Sicht, durch welches man von der Chinesenstadt her die Tatarenstadt betritt. Ein gegen die Mitte ansteigender Portikus mit fünf Durchgängen und reichen, in Grün, Blau und Gold bemalten Skulpturen ist quer über die Straße gebaut. Dahinter ragt das gewaltige Südtor auf, so imposant, daß es begreiflich ist, daß einheimische Reisende aus Hochachtung und Bewunderung davor von ihren Pferden absteigen. Ein einziges, hohes, gewaltiges Tor durchbricht hier die gigantische Mauer der Tatarenstadt, die sich nach rechts und links unabsehbar verlängert. Über dem Tor erhebt sich ein breiter Turm von ebenso imposanten Dimensionen wie die Mauer; letztes Jahr brannte sein Dachstuhl ab und die hohen, mehrere Stockwerke bildenden, von großen Fenstern durchbrochenen Mauern ragen als Ruinen zum Himmel; das Innere des Baues ist mit Schutt und den Trümmern des zusammengestürzten Daches ausgefüllt. In dem langen, düstern Torweg staut sich der Verkehr, das Schreien der Pferdetreiber und das Knarren der Wagen widerhallt in dem hochgewölbten Raum, der den Eindruck des Verfalles macht. Die Straße ist so schlecht, daß vor mir ein Karren mit dem Rad bis zur Nabe in einem Loch des Pflasters einsank. Das riesige, mit verrosteten Eisenplatten beschlagene Tor ist in seinem untern Teil eingedrückt; die Wände und die Wölbung des Tores sind von Granatsplittern und Infanteriegeschossen völlig zerhackt. Durch das erste Tor hindurch gelangt man auf einen kreisförmigen, rings von hohen Mauern umgebenen Platz. Nach rechts und links führen Seitentore wieder hinaus, über denen niedere Türme sich erheben. Dem Haupttor gegenüber ragt wieder ein hoher, purpurroter Turm empor; dieser wird jetzt abgetragen, da er bei der Erstürmung Pekings im letzten Jahr stark gelitten; doch selbst im Untergang ist dieses Bauwerk noch imposant. Hat man die Festungsanlage durchschritten, deren Mauern nur noch durch die von Osaka übertroffen werden, so befindet man sich in der Tatarenstadt, welche ein nahezu quadratisches Rechteck ist und sich symmetrisch mit ihrer Schmalseite an die Breitseite der ebenfalls rechtwinkligen Chinesenstadt anschließt. Nun sieht man die roten Mauern und goldenen Dächer der Verbotenen-, Purpurnen-Stadt emporragen, die den innersten, in sich geschlossenen Teil der Kaiserstadt bildet, welche ihrerseits wieder ein um-

mauertes Quartier der Tatarenstadt ist. Letztere besteht also aus drei konzentrischen Teilen. Nach rechts und links führen breite, gepflasterte Straßen, die ganze Anlage ist vollkommen symmetrisch und kann am ehesten mit der Place de la Concorde in Paris verglichen werden. Nach rechts gelangt man zum Gesandtschaftsviertel; daselbst sieht es noch traurig aus, denn hier hat der Kampf am stärksten getobt. Die benachbarten Chinesenquartiere sind abgerissen, um die Schaffung eines zur Verteidigung der fremden Gesandtschaften sich eignenden Glacis zu ermöglichen. Einige der Gesandtschaftsgebäude und viele dazwischen befindliche Häuser von Europäern und Chinesen liegen in Trümmern. Überall wird gearbeitet, sei es um das Gelände zu säubern, sei es um die Wohnungen der fremden Diplomaten wieder aufzubauen. Die Engländer errichten eine große Kaserne für ihre hier garnisonierenden Truppen, die Deutschen haben eine solche bereits bezogen; den Mannschaftsquartieren gegenüber liegen das Offizierskasino und die Offizierswohnungen, geschmacklose, europäische Gebäude. Die unversehrten Gesandtschaften zeigen von außen nichts als lange Mauern mit einem einzigen Tor, davor zwei sitzende Löwen auf Postamenten, wie solche sich vor allen chinesischen fürstlichen Gebäuden befinden; die meisten Gesandtschaften sind in ehemaligen Palästen chinesischer Großer untergebracht. Im Innern sind Höfe und Gärten, um welche die einzelnen Gebäude liegen. Am stattlichsten ist die englische Gesandtschaft, die durch einen die Stadt durchziehenden Kanal von den übrigen Legationen getrennt ist. Der von alten, hohen Bäumen beschattete Hof ist umgeben von chinesischen, für europäischen Gebrauch hergerichteten Häusern von ansehnlichen Dimensionen. In der Mitte steht eine offene Säulenhalle, ähnlich den Vorhallen buddhistischer Tempel in Japan.

Am östlichen Ende des Gesandtschaftsviertels liegt die breite und verkehrsreiche „Kettelerstraße", welche durch das Hattamön-Tor in die Chinesenstadt hinausführt. Die Straße ist benannt nach dem dort ermordeten deutschen Gesandten v. Ketteler. Daselbst sind einige europäische Läden und zwei in chinesischen Häusern eingerichtete Hotel. Das eine liegt ziemlich weit im Innern der Tatarenstadt und ist auf für Fußgänger und Jinrikisha beinahe lebensgefährlichen, aufgeweichten Wegen zu erreichen; Nachts sind diese Quartiere ein Labyrinth enger Gassen, in ägyptische Finsternis gehüllt. Doch sollen auch Europäer vollkommen sicher in diesen Stadtteilen verkehren können. Die Kettelerstraße hat einige Petroleumlaternen und deutsche Straßennamen, da sie zu dem den Deutschen zur Verteidigung zugewiesenen Abschnitt Pekings gehört, im übrigen ist sie womöglich noch ärger als die Nebenstraßen und völlig

asiatisch. Die Mitte der Straße nimmt ein hoher Damm ein, der nicht an allen Stellen leicht zu erklettern ist, die tiefer liegenden Straßenteile daneben sind unbeschreiblich und fast unpassierbar; denn wo keine Wasserlache ist — es gibt Tümpel von mehr als einem Meter Tiefe —, hat gewiß ein Trödler oder Koch, Zauberer oder Briefschreiber oder sonst ein Gewerbetreibender sich niedergelassen. Man schlängelt sich — sei es zu Fuß oder in der Jinrikisha — so gut wie möglich den Häusern nach, deren Baulinie auch schon beinahe der Sage angehört. Die auf die Hauptstraße gehenden Häuser sind ähnlich denjenigen in der Chinesenstadt, d. h. nach vorn geöffnet; in den Gassen dagegen sieht man meistens nur etwa zwei Meter hohe Mauern, alle Fenster gehen auf die Höfe;



Thronhalle im Sommerpalast [S. 400/1]

viele Gebäude umschließen Gärten. Das Hotel, in dem ich abgestiegen, befindet sich in einem Hause, das offenbar früher einem reichen Chinesen gehörte. Durch eine Pforte gelangt man in einen Vorhof, von diesem in einen großen, quadratischen Hof, auf den von drei Seiten Zimmer sich öffnen, die durch hohe Papierfenstertüren abgeschlossen werden. Alles ist reinlich, die Möblierung etwas primitiv, aber in Anbetracht des Krieges doch befriedigend. Schon bei Tagesanbruch wird man geweckt durch das Geschrei zahlloser Maulesel und den montonen Singsang von Ausrufern und Trödlern. Die Gerüche sind im Vergleich zu andern chinesischen Städten unerheblich.

Fast jeden Morgen und Abend besteige ich die Stadtmauer, auf welche bei den Toren Rampen emporführen. Das Hattamön-Tor ist

eine ähnliche Anlage wie das Südtor, aber nicht ganz so groß. Die Tor-Bastion mit ihren drei großen Durchgängen ist jetzt großenteils abgebrochen, was für die englischen Genietruppen eine lange und sehr harte Arbeit gewesen war. Auf der Außenseite der Mauer wird eine Eisenbahn gebaut und Materialzüge rasseln dort vorbei, während um die altersgrauen, verfallenen Tortürme in der Abendluft Adler und Habichte kreisen. Der Turm über dem Hattamön-Tor ist zweistöckig; die Türfüllungen zwischen den Säulen des obern Stockwerkes machen den Eindruck reicher Dekoration, obwohl nur gerade Linien an ihnen vorkommen. Das Holz hat durch die Verwitterung eine ins Bronzegrüne spielende Farbe bekommen, Kapitäle und Friese sind grün, blau und golden bemalt und die Dächer mit grün glasierten Ziegeln bedeckt, welche wunderbar mit dem Ton der Holzkonstruktion übereinstimmen. Überall zeigt sich Verfall und Verwitterung, aber in einer Weise, die den ästhetischen Eindruck nur erhöht; aus den Dächern quellen ganze Büsche von Unkraut, sogar ganze Sträucher hervor. Das Innere des Turmes ist eine hohe, schmucklose Halle, deren Dach von hohen, roten Säulen getragen wird. Ähnlich diesem Turm sind die Ecktürme. Die Mauer selbst ist etwa 25 Meter hoch und tadellos aus außerordentlich großen Ziegelsteinen gebaut. Auf der Außenseite sind in regelmäßigen Abständen Ausbauten von quadratischer Grundform. Die äußere Brüstung ist kreneliert. Die ganze Mauer ist oben gepflastert, aber manchmal hat man fast Mühe durch das hohe Gestrüpp durchzukommen, welches neben Unmassen von Unkraut auf dem verfallenen Steinwege aufgeschossen ist. Nach Süden öffnet sich ein Blick auf die Chinesenstadt, welche ganz unähnlich andern chinesischen, aber ähnlich tropischen Städten, in einen Wald versunken zu sein scheint. Nur das flach-konische, blaue Dach mit goldenem Knopf des Himmeltempels ragt über die Wipfel zierlicher Laubbäume hervor.

Ähnlich ist der Blick auf die Tatarenstadt, jedes Haus scheint von ein paar Bäumen umgeben zu sein. Ein Bach und ein mit hübschen Baumgruppen umgebener Weiher ziehen sich an einer Stelle der Mauer entlang und von dem Schmutz, dem Staub und den Gerüchen der Stadt ist hier oben nichts zu bemerken. Nur das benachbarte Gesandtschaftsviertel mit den brutalen europäischen Kasernenbauten verletzt das landschaftliche Bild. Über die Bäume der Tatarenstadt sieht man in deren Mitte die gelben Dächer der Kaiserstadt aufragen, die meisten mit orangegelb glasierten Ziegeln gedeckt, welche im Morgen- und Abendsonnenschein golden über das Baummeer hinweg schimmern. Palast reiht sich an Palast, eine ganze Stadt von Palästen, nicht völlig symmetrisch angelegt,

aber deutlich einem einheitlichen architektonischen Gedanken untergeordnet. Hinter der Purpurnen Stadt erhebt sich der sog. Kohlenhügel, auf dessen elegant geschweifter Silhouette sich zwei Tempel abzeichnen. Weiter nach Westen ragt auf einem Hügel die bizarre Pagode des kaiserlichen Parkes auf.

Besonders imposant wirkt die ganze Anlage durch die Stadtmauer, deren Türme in völlig symmetrischer Anordnung die wahrhaft gigantischen Dimensionen des Ganzen markieren. Am fernsten Horizont erblickt man wieder dieselben Tor- und Ecktürme wie auf der Mauerseite, auf der man sich befindet, und es zwingt sich einem die Erkenntnis auf, daß diese ganze Riesenstadt durch einen beispiellosen Caesarenwillen geschaffen worden, daß die Tatarenstadt und die vorgelagerte Chinesenstadt nur da sind, um als untergeordnete Elemente der Verherrlichung der Verbotenen Stadt zu dienen, von der für gewöhnliche Sterbliche nur ein Paar goldene Dächer über eine hohe Purpurmauer weg sichtbar sind. Alles ist aus einem Guß, alles gruppiert sich um die Verbotene Stadt, man vergißt beinahe, daß man in einer Millionenstadt ist, und die Bewohner sinken neben dieser grandiosen Architektur zu bloßer Staffage herab. Wohl nie hat die monarchische Idee in der Architektur einen so klassischen Ausdruck gefunden. Die jetzige Anlage Pekings stammt in ihren Grundlinien von Kublai-Chan her, der in ihr das mongolische Heerlager nachbilden wollte: rückwärts auf der Mittelstraße gelegen befindet sich das Zelt des Chan, umgeben von seiner Garde und umstellt von einem starken Cordon von Wachen, während in der Front der große Heerhaufe lagert; hier dasselbe: Kaiser, Mandschuren und Chinesen. Es ist dies der monumentale architektonische Ausdruck der chinesischen Reichsverfassung.

Aber erst der landschaftliche Hintergrund macht Peking zu dem unerreicht Großartigen. Über die Mauer weg dehnt sich ringsum eine grüne Ebene aus: Reisfelder, Obstgärten, Wäldchen, ein leuchtender, frisch grüner Teppich. Da und dort ragt eine alte Pagode und dahinter im Westen, Norden und Osten eine Gebirgskette empor, die bis fünf Wegstunden sich Peking nähert und gegen Südwesten ihre höchste Höhe erreicht. Es sind Berge mit wenig Vegetation, zum Teil nackte Felsen, langgezogene Bergrücken, die schließlich in steile Hörner auslaufen. In der Ferne reiht sich Kette hinter Kette, in allen Abstufungen duftigen Blaus. Am imposantesten erscheinen die Gebirge abends, wenn hinter den fernsten, zackigen Bergen, gegen die Grenze von Shansi hin, die Sonne verglüht und die Vorberge in dunkeln Umrissen mit den wachsenden Schatten sich vergrößern. Wenn die Nacht schon fast ganz herein gebrochen, sieht man

durch die Dämmerung immer noch das grandiose Ganze: das Inhaltsvollste, Rätselhafteste, das ich gesehen.

Je mehr man von Peking sieht, um so mehr vertieft sich der Eindruck. Die Verbotene Stadt ist, seit die Alliierten sie den Chinesen zurückgegeben, wieder den Fremden verschlossen wie vorher, aber die Vorhöfe der äußern Kaiserstadt sind schon so imponierend und zeigen den architektonischen Grundgedanken der Anlage so deutlich, daß man leicht auf das Ganze schließen kann. Trotz der heutigen Verwüstung durch die fremden Eroberer ist der Gesamteindruck kaum gestört. An den Platz, zu dem man durch das Südtor gelangt, schließen sich drei Höfe an, deren Gebäude an Pracht und Dimension zunehmen, je näher man der Verbotenen Stadt kommt. Durch drei fünftorige Portikus betritt man die Höfe, die abgeschlossen werden von hohen Mauern, deren purpurrote Bemalung einen Stich ins Erdbeerrote zeigt. Schwere Dächer ragen darüber empor. Die Höfe sind weiß gepflastert und sehr weit, aber nicht so groß, daß die umgebenden Gebäude verzwergt erscheinen. Die einen Tore sind, in Anlehnung an den indischen Stil, geschweift und gekerbt und die Torbogen von einer weißen Marmorbordüre umgeben, in die ein Ornament-Basrelief gemeißelt ist. Unter den dekorativen Skulpturen aus weißem, etwas ins Gelbliche spielendem Marmor fallen namentlich hohe Säulen auf, welche mit ihren durchgesteckten, schnabelförmigen Transversalen ein fast genaues Gegenstück zu den römischen Rostren sind. Die Basrelief-Drachen auf den Säulen sind von klassischer Vollendung wie überhaupt alles, was in Marmor ausgeführt ist, Ballustraden, Geländer und Brücken. Letztere haben, entsprechend dem fünftorigen Portikus, fünf Fahrwege nebeneinander; der mittlere, breiteste ist für den Kaiser bestimmt, der überall, hier wie in den Tempeln und Palastaufgängen, über einen marmornen Drachenteppich schreiten muß.

Der Zugang aus der äußern Kaiserstadt in die innere, Verbotene oder Purpurne Stadt ist ein Bau mit zwei rechtwinklig vorspringenden Flügeln. Auf der hohen Purpurmauer erhebt sich ein einstöckiger Holzbau, ähnlich wie bei den Türmen der Tatarenmauer, nur reicher, aber durch dieselbe Patina abgetönt. Die Flügel endigen in eine Art Kioske, an welche die innere Purpurmauer sich anschließt. Auch hier zeigt sich überall der Verfall. Auf den goldschimmernden Dächern wächst Moos, unter den Dachrampen rankt sich ein Strauch hervor, von dem roten Mauerbewurf sind große Stücke herabgefallen. Auf einer Seite ist ein gänzlich verwilderter Lustgarten. Der Eindruck des Ganzen ist imposant, fast geheimnisvoll. Die hohen Mauern, über denen der Aufbau fast ver-

schwindet, machen den Eindruck des Unnahbaren. Das düstere Rot der Steinbauten und das matte Grau des Holzwerkes, beide eingefaßt von dem schneeweißen Marmorhofe und den goldenen Dächern, bilden eine Farbenharmonie von unvergleichlicher Schönheit — namentlich abends, wenn ein lichtrotes Gewölk den Purpur des Palastes wiederzuspiegeln scheint. Durch eine schmale Öffnung des Tores hat man einen Blick auf das zunächst liegende Gebäude des Palastes; eine hohe, einstöckige Halle, mit grün, blau und golden bemalter, reicher Skulptur erhebt sich aus einem leuchtend weißen Marmorhofe, in dem zwischen den Steinen hohes Unkraut wuchert. Morgens, wenn die Sonne darauf scheint, ist der Blick in diesen Hof ein feenhafter. Von diesem Tor geht es noch etwa $^1/_2$ km



Im Sommerpalast [S. 401]

tiefer in die Purpurne Stadt hinein. Das Tor am Bahnhof, die große Straße in der Chinesenstadt, das Südtor, die drei Vorhöfe, der Palast mit dem großen Thronsaal, die kaiserlichen Privatgemächer, die Spitze des Kohlenhügels und das Nordtor der Stadt liegen alle auf der Hauptaxe dieser wahrhaft gigantischen Anlage. Die Perspektive, die sich vom Kohlenhügel aus über das symmetrische System von Städten und Palästen bietet, ist unbeschreiblich, überwältigend, erdrückend.

In der Verbotenen, Purpurnen Stadt hat der kaiserliche Hof schon seit etwa 30 Jahren nicht mehr gewohnt; die Paläste sollen deshalb sehr verwahrlost sein, zudem sind sie jetzt noch von Europäern und Chinesen total ausgeplündert worden. Der Kaiser und die Kaiserin-Witwe bewohnen die Paläste, welche außerhalb der Purpurnen Stadt, aber noch

innerhalb der Kaiserstadt, in einem Park gelegen sind, der den berühmten Lotos-See umgibt und wieder durch hohe, rote, mit gelben Ziegeln gedeckte Mauern nach außen abgeschlossen ist. Dieser Park erstreckt sich etwa 2 km weit, z. T. parallel zur Westseite der Verbotenen Stadt. Wohl über die Hälfte des Areals ist vom Lotos-See eingenommen, der aber eher einer Wiese gleicht, da das Wasser von den großen Lotosblättern fast gänzlich verdeckt ist. Eine lange, weiße Marmorbrücke verbindet die innere Kaiserstadt mit Pehtang, einem Viertel, in dem die französischen Missionäre ihre großen Kirchen und Anstalten haben, und wo die meisten Bekehrten leben. Es sind daselbst zwei Kathedralen, deren eine nicht mehr benutzt werden darf, da sie den kaiserlichen Park überhöht und somit auf den Kaiser hinabsieht. Pehtang und seine Einwohner sehen ordentlich und sauber aus. Als die verbündeten Truppen die relativ wenig bedrängten Gesandtschaften entsetzt hatten, überließ man die hart bedrängten Katholiken, welche in Pehtang den Boxern erbitterten Widerstand leisteten, ihrem Schicksal; selbst Nonnen sollen tapfer neben den Männern gekämpft haben. Drei Tage blieben die Christen von Pehtang von den Europäern vergessen, obwohl man im befreiten Gesandtschaftsviertel immer aus dem Westen der Stadt schießen hörte. Endlich befreiten die heidnischen Japaner die chinesischen Christen, während die christlichen Soldaten die Stadt plünderten.

Die Marmorbrücke teilt den Lotos-See in einen nördlichen und einen südlichen Teil; die südliche, schönere Seehälfte, welche die kaiserlichen Paläste in sich birgt, ist von den Chinesen schon wieder abgeschlossen. Man sieht nur eine Reihe lauschiger Waldbuchten des Lotos-Sees, weiße Marmorbrücken und Terrassen, hohe, goldene, aus Bäumen hervorragende Dächer. Auch der nördliche, noch zugängliche Teil des Parkes ist wie aus „Tausend und eine Nacht" hergezaubert. Die längliche Wasserfläche ist auf der einen Seite von einem Hügel begrenzt, auf dem sich eine hohe Granitpagode erhebt, sonst bilden schattige Alleen den Ufersaum. Durch diese Allee führt eine Miniatureisenbahn, auf welcher der Kaiser in Prunkwaggons von Dienern, nicht von Lokomotiven, sich ziehen läßt. An dem wundervollen Herbstmorgen, an dem ich einen mehrstündigen Ritt durch den Park machte, war ein seltsames Licht und ein magischer Farbenglanz darüber ausgegossen. Das dunkle Grün der in der Sonne leuchtenden Lotosblätter, die düstern Erlen am Ufer, die hellen Wäldchen ringsum, dazwischen allerlei Tempel und Pavillons, am See eine große Terrasse mit dem kaiserlichen Lustkasino und am Eingang zum Park auf hoher Mauer grell bemalte, phantastische Kioske, welche das

matte Schwarzgrün silberstämmiger Fichten beleben: alles verband sich zu einer wundervollen Harmonie der Farben und Formen.

Ein Wäldchen am Nordende des Sees birgt eine ganze Reihe von Tempeln, welche, von europäischen Vandalen viehisch zerstört und beraubt, in ihrem jetzigen verfallenen Zustande und im Schmuck einer üppig wuchernden Vegetation einen märchenhaften Reiz haben. Nichts erinnert in dieser Parkeinsamkeit daran, daß man in einer großen Stadt sich befindet, tiefste Ruhe liegt über dem traumhaften See und nur am fernen Horizonte ist die blaue Linie der Gebirge sichtbar. Ein Tempel liegt auf der Insel eines marmorummauerten Teiches, vier Marmorbrücken führen hinüber, Schilf und Lotos wuchern üppig empor, wilde Rosen und Weinreben umranken die weißen Geländer der Brücken und Terrassen, die unerreichte Kunstwerke dekorativer Skulptur sind. Die Geländerpfosten auf den hochgewölbten Brücken laufen in allerlei Drachenköpfe aus, deren feine Linien in dem elfenbeinfarbenen Marmor in wunderbarer Weise zur Geltung kommen. Tempelhöfe reihen sich hintereinander; alle sind versunken in die Wildnis eines Waldes, in dem Birken, Ahorne und andere zierliche Laubbäume abwechseln mit weißstämmigem Nadelholz. Man wandert wie durch ein verwunschenes Schloß, wenn man sich den Weg bahnt durch das Gestrüpp; immer neue, entzückende, überraschende Ausblicke bieten sich dar. Da erhebt sich ein dreitoriger Portikus aus Terracotta von kaiserlichem Gelb mit glänzenden, grünen Querbändern aus glasierten Ziegeln. Die Einfassung der Tore bilden Marmorskulpturen, die den besten der Frührennaissance ähnlich sind. Die grellen Farben der Bauten sind abgetönt durch den umgebenden Wald.

Ein achteckiger Säulentempel enthält einen hohen, kristallartigen Berg, auf dem Götterbilder standen, jetzt liegen sie zerschlagen im Schutt. Auch die Decken, aus deren Kassetten goldene Drachen hervorschimmern, sind beschädigt, nur das Dach aus blaugrünen Ziegeln glitzert noch unversehrt in der Sonne. Nicht weit davon steht ein hoher, massiver zweistöckiger Tempel, dessen Holzwände, von schweren Ziegeldächern bekrönt, der stolzesten Steinarchitektur nichts nachgeben. Hier rührt der Verfall schon von lange her, Spinngewebe hangen im Innern, die wundervoll geschnitzten Altäre und der bronzene Buddha liegen im Staub. Eine Kapelle beherbergt ein hohes Marmorprisma, auf dem Bilder und Sprüche chinesischer Weiser eingegraben sind. Der Stein ist aufgesprengt, als ob man einen Schatz dahinter gesucht.

Wohl über ein Dutzend großer und kleiner Tempel sind in dem Walde verborgen. Überall bezaubern die herrliche Farbenharmonie und

die unvergleichlichen, dekorativen Skulpturen der den Tempel umgebenden Ballustraden. Vor einem der Tempel stehen hohe Marmorsäulen mit Inschriften in verschiedenen asiatischen Sprachen. Das Holzwerk der Tempel war meist pompeijanisch rot lackiert wie in Nikko, aber fast überall ist der Lack ganz verschwunden oder existiert nur noch als eine verschrumpfte, graue Kruste. In einem Tempel befanden sich zahllose Buddha, die z. T. auf Gestellen den Wänden nach wie Bücher zu Hunderten aufgestellt waren; fast alle wegtragbaren Statuen sind gestohlen, die schwereren umgestürzt und zerschlagen worden. Enorme Bronzepagoden von kolossalem Werte sind bübisch verhunzt. Hier hatten italienische Horden gehaust.



Mittlerer Teil des Sommerpalastes (Großer Pavillon) [S. 400]

Ein Tempel birgt einen Riesenbuddha, der als Zeichen seiner Allmacht alle Nationen, die durch Menschen aller Farben dargestellt sind, unter seinen Fuß tritt, in lebensvoller, schreitender Stellung.

Der Park schließt auch eine prinzliche Wohnung in sich, die von einem chinesischen Garten umgeben ist. Ein tief liegender Teich ist mit Steinen von ausgezackter, z. T. sehr barocker Form eingefaßt; halbhohe Bäume, Pinien und Sephi, stehen am Uferbord, niedrige Gesträucher dagegen fehlen ganz. Die Anlage gleicht den japanischen Teegärten nur in wenigen Äußerlichkeiten: hier ist alles barock und schwer und die realistische Nachahmung einer wirklichen Landschaft wie in Japan kann kaum beabsichtigt sein. Der Garten hat eher Ähnlichkeit mit einem europäischen aus dem Anfang des XVIII. Jahrhunderts. Eine gedeckte Galerie führt zum Wohnhaus empor, einem zweistöckigen, leichten Bau.

Das Äußere und Innere des Gebäudes entspricht ziemlich genau einer japanischen Villa. Die Wände bestehen aus hellem, mit dunkeln Ornamenten belegtem Holz. Mit einem ähnlichen Ornament aus Schwarzholz sind die mit Papier überzogenen Fenster ausgefüllt. Alles liegt jetzt von den Fremden verwüstet und zerstört da.

Von dem Lotosteich führt der Weg durch einen ausgedehnten, am See sich hinziehenden Wald zu einem Hügel, auf welchem eine die Gegend weithin beherrschende Pagode steht. Diese selbst ist etwa 20 Meter hoch und hat ziemlich genau die Form einer Chartreuse-Flasche. Sie ist aus behauenen Granitstücken tadellos aufgeführt. Auf der Ostseite befindet sich eine zierliche Buddhakapelle aus äußerst farbenreicher Chamotte, deren Dekoration und Bronzebild im Innern in obscöner Weise verdorben sind. Unfern vom Pagodenhügel liegt der Kohlenhügel; auf diesen beiden hochgelegenen Punkten genießt man die großartigste Rundsicht; der Kohlenhügel schaut direkt nieder in das goldene Dächermeer der Purpurnen Stadt.

* * *

Der kaiserliche Sommerpalast Wan-shou-shan liegt 17 km von Peking entfernt, nahe den Bergen, welche die Ebene im Westen begrenzen. Endlos weit geht es zuerst durch die Tatarenstadt, um die Verbotene Stadt und den Lotos-See herum, dann durch ein hohes Tor hinaus in die herrlich grüne Ebene. Der Weg führt meist einem von Erlen beschatteten Kanal entlang, der sich in vielen Windungen vom See des Sommerpalastes zur Stadt hinschlängelt, um den Lotos-See zu speisen. Die Ebene ist überall angebaut mit Gemüse und Kaulian; dazwischen liegen zahlreiche kleine Waldparzellen und Baumgruppen, einige halbverfallene Schlösser und Tempel. Ein anderer, kürzerer Weg ist die Kaiserstraße, ein etwa 5 Meter breiter, gepflasterter Damm, der für chinesische Verhältnisse ziemlich gut im Stand gehalten ist. Die an der Straße liegenden Dörfer sind gleich wie die Chinesenquartiere in Peking.

Je mehr man sich dem Sommerpalaste nähert, um so höher und schöner zeigen sich auch die Berge, die fast ganz unvermittelt aus der Ebene aufsteigen. Der Eingang zum Palast führt durch einen weitläufigen Komplex von Dienstgebäuden und bietet wenig Interessantes, von den wundervollen, bronzenen Riesenlöwen abgesehen, die zu beiden Seiten des Tores stehen: solche Löwen sind vor allen Palästen aufgestellt als Symbole der ruhenden Macht, was dadurch dargestellt wird,

daß die grimmigen, streng stilisierten Tiere wie Katzen mit einer Seidengarnkugel spielen.

Der alte Sommerpalast, den die Engländer und die Franzosen im Jahr 1860 in Brand gesteckt haben, ist jetzt eine totale Ruine und noch etwa 6 km weiter gegen die Berge gelegen. Er war im XVII. Jahrhundert von den französischen Jesuiten nach dem Vorbild von Versailles in halb europäischem Stil erbaut worden. Der jetzige Sommerpalast ist fast rein chinesisch; seine Anlage ist großartig und kann am ehesten mit der Villa d'Este in Tivoli verglichen werden. Einige Kilometer vom Fuß der Berge entfernt erhebt sich aus der Ebene ein etwa 100 Meter hoher, rundlicher Hügel, der nach Osten, Süden und Westen ziemlich steil ab-



Marmorschiff im Sommerpalast [S. 401]

fällt. Auf dem breiten Ostabhang liegt der Palast oder vielmehr eine Reihe von Palästen. Die Axe der ganzen Anlage läuft über die Spitze des Hügels und steht senkrecht zum Ufer eines Sees, welcher sich etwa in der Größe eines Quadratkilometers von dem Fuße des Hügels in die Ebene ausbreitet. Auf dem höchsten Punkte der ganzen Anlage steht eine Buddhakapelle von mäßigen Dimensionen, ihre Wände sind aus gelber und blaugrüner Terracotta, die Einfassungen aus weißem Marmor. Das Innere des Baues hat fast genau dieselbe Form wie die Sixtinische Kapelle; die Innendekoration besteht oder vielmehr bestand aus weißem Marmor und reichem Terracotta-Relief. Ein Bronze-Buddhabild stand da, denn jeden Morgen pflegte bei Tagesanbruch der Kaiser hier — weil dem Himmel am nächsten — einsam seine Gebete zu verrichten. Jetzt

liegt alles in Schutt und Trümmern, denn hier haben italienische Truppen, die im Sommerpalast untergebracht sind, schlimmer als Vandalen gehaust. Da sie nicht im stande waren, die Marmormonolithen der Kapelle zu zerschlagen, machten sie ein Feuer im Innern, damit in der Glut die Steine sprangen und die keramischen Kunstwerke, die auf den Säulen ruhten, herunterstürzten und zerschellten.

Verläßt man diesen ganz von Bäumen umgebenen Tempel, so gelangt man über eine steile Treppe zu einer großen Terrasse, auf der sich eines der größten Gebäude des Palastes, ein zweistöckiger, achteckiger Pavillon von kolossalen Dimensionen erhebt. Er ist mit rotem Lack bemalt, die Skulpturen und einzelne Wandflächen sind grell polychromiert. Das erste Stockwerk enthält eine etwa 15 m hohe Halle, während eine Galerie auf der Außenseite das zweite Stockwerk umgibt. Von hier aus überblickt man den ganzen Park, eine Anlage von wohl noch größeren Dimensionen als Versailles. Tief unten zu Füßen des großen Pavillons breiten sich die goldenen Dächer der Kaiserpaläste aus, die in ihrer symmetrischen Anordnung als eine Kopie Peking's erscheinen. Rechts und links liegen Dutzende von kleinern und größern Gebäuden, deren dunkle Dächer zeigen, daß sie nur dem Hofstaate dienen. Über den ganzen Abhang dehnt sich der Park aus, der etwas konventionell und steif ist. Richtige Schattenbäume fehlen, die vorherrschenden graziösen Nadelbäume haben einen grau-bläulichen Ton, der die Farbenglut der Gebäude, Gold und Rot, wirksam dämpft. An den steilen Abhängen liegen im Grünen versteckt kunstvolle Kapellen und Kioske, die in ihren Details wunderbar ausgearbeitet sind. Vor dem Hügel glitzert die weite Fläche des Sees, den flache Waldufer und weiße Marmorterrassen umsäumen. Darüber hinaus, nach Süden, sind am Horizonte die Türme der Tatarenstadt, die Pagode beim Lotos-See und der Kohlenhügel sichtbar. Selbst auf die große Entfernung von 17 km wirkt die Mauer noch imposant. Im Westen ragen die Berge auf mit kahlen Grashängen, Geröllhalden und Felsbändern. Auf einem Vorsprung steht einsam eine weiße Pagode, an der Berglehne liegen Ruinen von Palästen und Klöstern und über die Berge zieht sich eine Mauer hin.

Die Terrasse des großen Pavillons wird von einer hohen Granitmauer getragen, an der eine trapezförmig angelegte Doppeltreppe wie bei der Villa d'Este zu den kaiserlichen Palästen hinunterführt. Letztere stehen auf verschiedenen Marmorterrassen, die, alle in der Hauptaxe der ganzen Anlage gelegen, sich bis zum Ufer des Sees hinunterziehen. Ihre Architektur ist ungefähr die gleiche wie diejenige der Paläste in der Purpurnen

Stadt: gelbe Dächer, rote Lacksäulen, hohe Fenster mit einem mit Schnörkeln verzierten, geradlinigen Stabornament als Füllung. Die Kapitäle der Säulen, die Friese und die Kassetten der Decken sind mit blaugrünem Gold bemalt. Die Gemächer sind hoch und luftig und von diskreter Eleganz, die Wände teils mit bemalten Seidentapeten bedeckt, teils aus hellem Holz und mit Ebenholzschnitzereien belegt. Viele Wände zwischen den Hauptsälen und den anliegenden Boudoirs werden gebildet durch große Ebenholzetagèren, auf denen Vasen und andere Kunstsachen aufgestellt waren. Alle Räume sind jetzt total ausgeraubt, die Seidentapeten herausgerissen, die Schnitzereien mutwillig abgesprengt, die enormen, die Papierfenster ersetzenden Glasscheiben liegen eingetreten am Boden; ein venezianischer, elektrischer Kronleuchter hängt an den Leitungsdrähten herunter. Es sieht aus, als ob eine Horde betrunkener Gassenjungen tagelang in dem Schlosse gewütet hätte. Es wurde nicht allein geraubt und zerstört, sondern hier wie in Peking bübisch verwüstet.

Die schneeweißen, zwischen den einzelnen Gebäuden liegenden Marmorhöfe und Terrassen sind überreich an herrlichen Skulpturen. Auf dem Platz vor dem Hauptempfangssaal sind große Amphoren, Weihrauchgefässe, Greifen und Löwen aus Bronze aufgestellt. Fast alles Wegtragbare ist geraubt worden, aber die zurückgebliebenen Marmorsockel wetteifern an Schönheit mit den besten dekorativen Skulpturen des griechischen Altertums, mit denen viele übrigens eine ganz auffallende Ähnlichkeit haben. Durch eine die kaiserlichen Gebäude abschließende Pforte gelangt man hinaus in die Allee, welche dem See entlang führt. Ein fünfteiliger Triumphbogen und eine in die blaugrüne Flut hinabführende Treppe stellen den einen Pol der symmetrischen Anlage dar, deren Gegenpol der Buddhatempel auf dem Hügel bildet. Das Ufer des Sees ist auf einer langen Strecke von einer weißen Marmormauer eingefaßt, aus der von Zeit zu Zeit eine Terrasse mit Pavillon hervortritt. Dem Ufer entlang zieht sich ein Wald von zierlichem Nadelgehölz, durch welchen, parallel zum Wasser, eine gedeckte Kolonnade führt mit Marmorunterbau, roten Säulen und äußerst buntbemalten Decken. Dieser Teil des Parkes erinnert stark an Peterhof. Am einen Ende dieser Promenade befindet sich das berühmte Marmorschiff, ein in der Form eines Schiffes in den See hinaus gebauter Pavillon. Seltsamerweise hat das Schiff zwei Marmorräder wie ein Dampfschiff. Der ganzen Architektur nach könnte der Bau ebensogut in einem italienischen Garten des Cinquecento stehen. Man könnte stundenlang in diesem Park herumstreifen und immer

wieder neue Tempel, Pavillons, Teegärten und Teiche finden. Überall wirkt die Harmonie von Bauten und Natur in der wohltuendsten Weise.

* * *

In der Nordostecke von Peking liegen der Lamatempel und der Confuciustempel. Der Lamatempel ist ein Kloster thibetanischer Mönche, Seine Ausdehnung ist enorm. Zuerst gelangt man in einen Hof, in welchem hinter alten Bäumen ein halbzerfallener Vortempel steht. Ein paar schmutzige, in braun-violette Kutten gehüllte Mönche zeigen sich; diejenigen, welche mich begleiten, haben es lediglich auf schamlose Bettelei abgesehen. Die Gebäude sind samt und sonders verlottert und verwahrlost, aber ihre ursprüngliche Pracht ist noch erkennbar. Alle Verhälnisse sind groß. Der rote Lack ist an allen Bauten in eine graue, gesprungene Kruste verschrumpft; die Bronzebeschläge der Türen fehlen zum Teil; aus dem Marmorpflaster wuchert überall Unkraut.



Pavillon der Uferkolonnade im Sommerpalast
[S. 401]

Die Altäre sind mit meist kunstvollem Geräte geschmückt, worunter hohe Leuchter aus gelbem Cloisonné mit Blumenornamenten in den Farben des Meißner Porzellans. Hinter einem Altare hängt eine etwa 5 m hohe, prächtige Stickerei auf schwarzem Atlas, drei Buddha darstellend. Die gestrickten Bodenteppiche sind Peking-Arbeit und ähnlich den persischen, in Blau und Weiß gehalten, als Muster sind Drachen und symbolische Zeichen verwendet. Namentlich bemerkenswert sind die zahlreichen Rollgemälde, mit denen in den Tempeln, fast alle Wände bedeckt sind; die Dunkelheit in den Gebäuden beeinträchtigt die Besichtigung sehr, aber die wundervolle, feine Zeichnung und Farben-

harmonie kommt dennoch zur Geltung. Es sind alles religiöse Bilder meist mit einer großen Mittelfigur, die von einer prachtvollen Ideallandschaft in bläulich-grünen Tönen umgeben ist. Vieles erinnert lebhaft an die Praerafaeliten.

Ein Tempel enthält die etwa 12 m hohe, augenscheinlich aus einem Stück Holz bestehende Riesenstatue Buddhas. Die Tempelhalle, in der sie sich befindet, ist von außerordentlicher Höhe und ähnlich derjenigen des Daibutsu von Nara; drei Galerien übereinander führen im Innern ringsherum, die Decke ist kassettiert, in den Füllungen goldene Drachen auf Blau. An den Wänden hangen nebeneinander zahllose Buddhabilder auf blauem Grunde. Vieles erinnert in diesem Kloster an den Gusinoœrskij Dazan, namentlich a... d.. große Gebetshalle mit den langen, einander zugekehrten Bankreihe... Doch überall zeigt sich hier ältere, feinere, ästhetischere Kultur, aber auch größere Verwahrlosung.

Unweit vom Lamakloster befindet sich der Confuciustempel, der in seiner vornehmen Einfachheit die rationalistische Philosophie des Confutse zum Ausdruck bringt, im Gegensatz zu dem durch den luxuriösen Lamatempel vertretenen phantastischen Buddhismus. Zuerst betritt man einen länglichen Vorhof, den vier Reihen von Sephibäumen beschatten und den eine rote, hohe Mauer umschließt. In seinen vier Ecken sind Hallen mit Inschriften tragenden Marmorsäulen. Auf einer der Längsseiten führen drei gelblich-weiße Marmortreppen empor zu einem großen Portikus in buddhistischem Stil. Durch diesen gelangt man in einen noch größern, quadratischen Hof, der ebenfalls von düstern Bäumen beschattet und von einer roten Mauer umgeben ist. Am Ende des Hofes erhebt sich auf einer Marmorterrasse der große Tempel in dunkel-rotem Lack. Seine Architektur ist die eines buddhistischen Tempels, nur etwas einfacher, die Dimensionen sind sehr groß. Namentlich das Innere wirkt durch die gewaltigen Verhältnisse und die beispiellose Einfachheit. Säulen und Wände sind schmucklos und dunkelrot lackiert. In der Mitte des Hintergrundes steht ein einfacher Altar ähnlich den Familienaltären, wie jedes chinesische und japanische Haus sie besitzt, und darauf ist die Ahnentafel des Philosophen aufgestellt, die nichts als den Namen des Konfutse in Goldzeichen enthält. Aber auch hier macht sich die Verlotterung und der Verfall geltend, Staub liegt auf dem Altar, im Hofe wächst Unkraut; doch die tiefe Ruhe des Tempelhofes, die düstere Farbenkombination des Marmors, der matt bläulichroten Mauern und der dunkelgrünen Bäume wirkt stimmungsvoll. Der Confuciustempel ist absolut verschieden in seiner Auffassung von allem, was ich in China gesehen; eine strenge Einfachheit,

welche sich derjenigen des japanischen Stils nähert, ihr an Ernst wohl überlegen ist, aber sie bei weitem nicht an Eleganz erreicht.

Von dem Confuciustempel reitet man in etwa $^1/_2$ Stunde durch die Tatarenstadt bis zum Hattamön-Tor, dessen Turm in der Perspektive fast verschwindet und kaum erkennbar ist durch den Staub der Straße hindurch. Die Kettelerstraße ist eine der belebtesten in Peking, hier drängen sich Karren, Karawanen und Reiter, Mandarinen in Sänften mit Vorreitern und einem Troß von Untermandarinen und Amtsdienern zu Pferd und zu Fuß; europäische und japanische Ordonnanzen reiten, ohne viel Rücksicht auf das chinesische Publikum zu nehmen, in scharfem Trab durch die Stadt. Die kleinen Gassenjungen nehmen, wenn ein europäischer Offizier daherkommt, Achtungsstellung an und salutieren so stramm, daß sie vor Elan beinahe überschlagen. Die Kinder scheinen die größte Freude an dem fremden Militär zu haben. Zahlreiche Querstraßen schneiden die von Süd- nach Nord laufenden Längsstraßen unter rechten Winkeln und zeigen überall enorme Perspektiven auf die Stadttore. Eine Ehren- und Sühnpforte für den ermordeten Gesandten v. Ketteler ist bereits im Bau, und zwar im Stil der chinesischen Ehrenbogen für nationale Heroen.

Der Tempel des Himmels liegt in der Südostecke der Chinesenstadt, östlich von der zum Südtor hinausführenden Straße. Er ist von einem großen Hain düsterer Sephibäume umgeben, den auf drei Seiten eine rote, mit gelben Ziegeln gedeckte Mauer und auf der vierten die äußere Stadtmauer umschließt. Eine gepflasterte, gerade Straße führt durch den einsamen Hain auf eine lange Terrasse hinauf, an deren einem Ende der Himmelstempel, an dem andern der Tempel des Mondes und der Himmelsaltar liegen. Eine rote Pforte bildet den Eingang des von einer niedern Mauer umgebenen Marmorhofes, in dessen Mitte sich drei kreisförmige, konzentrische, blendend weiße Marmorterrassen befinden, auf deren oberster der Himmelstempel steht. Acht Treppen, nach den Himmelsrichtungen orientiert, führen zu diesem empor. Der Tempel ist ebenfalls von kreisförmiger Grundfläche; zwölf äußere Säulen, zwischen welchen hohe Türen und als Fenster dienende, durchbrochene Wände liegen, und vier innere Säulen tragen das Dach, das in drei konzentrische Teile aufgelöst ist. Ultramarinblaue, glänzend glasierte Ziegel sind hier statt der goldenen Kaiserziegel verwendet und den Abschluß des obersten Daches bildet ein länglicher, vergoldeter Knopf. Die Holzteile des Tempels, innen und außen, sind dunkelrot lackiert, die Kapitäle und Friese und die untern Teile der Tempeldecke in Blaugrün und Gold gemalt, während

der oberste Teil der Decke eine ununterbrochene Goldfläche ist. Sonst ist das Innere völlig kahl, nur ein Podium für den kaiserlichen Thron steht da.

Von dem Himmelstempel führt ein gepflasterter Damm, den die Wipfel der Bäume ein wenig überragen, zu dem etwa 300 Meter entfernten Mondtempel, der im allgemeinen eine verkleinerte Kopie des Himmelstempels ist. An dem äußersten Ende der Anlage, welches dem Himmelstempel entgegengesetzt ist, befindet sich der Altar des Himmels, der aus drei konzentrischen Marmorterrassen besteht, zu denen Treppen von Ost, Nord, West und Süd heraufführen. Dieser Altar ist nach chinesischer Anschauung der Mittelpunkt des Weltalls. Die Marmorskulpturen des Altars und der Tempelterrassen können an soberem Reichtum und Schönheit der Arbeit nicht übertroffen werden. Diese aus dem einsamen Hain sich erhebenden Bauten sind von vollendeter Einfachheit, aber sie machen einen noch größern Eindruck von Majestät als die Kaiserstadt selbst. Der Himmelstempel ist vielleicht das Höchste, was die Architektur in Farben geleistet hat. Aus dem düstern, grünen Wald erhebt sich der massive, schneeweiße Sockel des Tempels, dessen dunkelrote Wände den Übergang bilden zu dem tiefblauen, glänzenden Dach, das wie die Konzentration des sich darüber spannenden Himmels erscheint, mit dem es sich in der leuchtenden Goldkugel der Tempelbekrönung vereinigt. Kein Laut weit und breit außer dem Wispern der Tannenwipfel, kein Haus soweit das Auge reicht, Peking ist wie in der Erde verschwunden, nur am Horizont die edeln Linien der Gebirge. Zu diesem unvergleichlichen, ästhetischen Eindruck gesellt sich der Gedanke, daß hier seit Jahrtausenden der Herrscher des größten Reiches am Tage der Winter- und Sommerwende beim Morgengrauen den Segen des Himmels in einsamem Gebete herabfleht.



Tempel des Himmels [S. 405]

4. Korea.

Seoul, 15.—25. September 1901.

Japanische und russische Dampfer kursieren zwischen Tientsin, Chifu und Nagasaki, bezw. Wladiwostock und berühren dabei auch koreanische Häfen. In etwa 48 Stunden erreicht man von Tientsin aus Chemulpo, den Hafen der koreanischen Hauptstadt, Seoul.

Schon einige Stunden bevor der Dampfer in Chemulpo anlangt, fährt man durch den Inselarchipel durch, der sich längs der Westküste von Korea erstreckt. Die Inseln sind meistens kahl, höchstens von spärlichem Gras und Gestrüpp bedeckt. Keine Spur von menschlichen Wohnungen ist sichtbar, kein Fischerschiffchen belebt die ruhige Wasserfläche, welche sich zwischen den Inseln, Inselchen und zahllosen Felsen und Riffen ausbreitet.

Chemulpo liegt in der Nähe der Mündung des Han-Flusses. Das fremde Settlement, welches aber namentlich chinesische und japanische Häuser und Bewohner und wenig Europäer in sich schließt, liegt an dem ziemlich steilen Abhang eines Hügels. Längs des Ufers zieht sich ein Quai hin. Die einzigen einigermaßen bemerkenswerten europäischen Häuser sind das englische Konsulat, die Agentur der Nippon Yusen Kaisha* und der Klub. An dieses Settlement schließt sich das japanische Dorf an, an dessen Ausgang ein buddhistisch-japanischer Tempel liegt. Das spezifisch koreanische Quartier, meist aus armseligen Lehmhütten bestehend, liegt weiter landeinwärts. Die Gegend ist hügelig, sandig, und fast vegetationslos, aber die Landschaft hat doch ihre Schönheiten. Von dem Quai aus bietet sich ein weiter Blick auf die Bucht, die von einem Inselkranz ganz umschlossen ist.

Eine von einer amerikanischen Gesellschaft begonnene, dann von Japanern übernommene und jetzt betriebene Eisenbahn führt nach dem etwa 50 km entfernten Hanyang oder Seoul, der Hauptstadt Koreas. Die Bahn ist mit amerikanischem Material gebaut und betrieben und abgesehen von der Langsamkeit der Züge nicht übel; sie wird stark benutzt. In der ersten Klasse fahren höchstens die Europäer, in der zweiten die Japaner und reichen Koreaner und in der dritten wimmelt es von Eingeborenen. Alle sind in Weiß gekleidet, Hoch und Niedrig, Jung und Alt, Mann, Weib und Kind. Die ärmern Leute tragen meist weiße Baum-

---

* Firma der größten japanischen Schiffahrtsgesellschaft.

wolle, die Wohlhabenderen überdies über den weißen Unterkleidern einen Mantel von weißer Ramie-Gaze. Die Frauentracht hat eine gewisse Ähnlichkeit mit derjenigen unserer Bäuerinnen, die Männertracht dagegen ist sehr eigenartig und besteht in einem langen, bis fast zu den Knöcheln reichenden, weißen Mantel, der vorn übereinander gelegt wird und Revers hat. Die Frauen tragen keine Kopfbedeckung, sie legen höchstens ihren grünen Überwurf zusammengefaltet auf das Haupt, was stark an die Kopftücher der Neapolitanerinnen erinnert. Während ärmere Männer oft einfach ein weißes Tuch in Art einer Zipfelmütze um den Kopf binden, ist die eigentliche nationale Kopfbedeckung der aus schwarzer Bambusfaser gewobene Hut, mit einem breiten Rand und einem wenig konischen Aufsatz. Das Gewebe ist vollkommen durchsichtig, obwohl äußerst fein und eng. Der Hut wird aber nicht auf den Kopf direkt aufgesetzt, sondern auf einen ebenfalls aus Bambusfaser verfertigten Ring, der den Kopf über der Stirne umgibt. Die Koreanerinnen tragen die Haare in der Mitte gescheitelt, in Zöpfe geflochten und in einem Knäuel zusammengebunden. Auch die Knaben haben die Haare in einen langen Zopf geflochten und gleichen deshalb den Mädchen. Bärte tragen die Männer nur, wenn sie älter werden und dann, wie die Chinesen und Japaner, nur am Kinn, ihr Haupthaar ist aufgekämmt und auf dem Scheitel zusammengeknüpft.

Wie die Chinesen tragen auch die Koreaner der höheren Stände, sobald sie ein Amt bekleiden, Brillen, um ihre Würde zu bekunden und zwar ungeheuerliche Brillen mit Horn- oder Agat-Ringen und Fensterglaseinsätzen. Auch an ihre Hüte hängen sie bisweilen lange Ketten aus Glasperlen oder Jade. Die Schuhe ziehen sie beim Betreten ihrer Häuser aus, wie die Japaner, da sie gleich diesen auf Matten sitzen und keine Stühle haben. Eine Eigentümlichkeit der Koreaner sind die kleinen Schirme, die sie auf dem Kopfe tragen zum Schutz ihrer Hüte gegen den Regen. Ein koreanischer Herrenhut kostet nämlich 6—20 Dollars, und Leute, die Hüte von guter Qualität kaufen, kommen mit drei Stück fürs Leben aus, so sorgfältig gehen die Koreaner mit ihrer Kopfbedeckung um. Da ein einziger Regen das wertvolle Gewebe vernichten kann, setzen sie, sobald es anfängt zu regnen, dem Hut einen konischen Schirm aus Ölpapier auf. Ein solcher Schirm entspricht ziemlich genau unsern Schirmen, nur ist er viel kleiner und hat keinen Stecken, da er von dem Hute selbst getragen wird, dessen Größe er angepaßt ist.

Die Physiognomie der Koreaner ist typisch mongolisch, doch sieht man mehr längliche Gesichter als in China. Wie bei den Burjäten beobachtet man auch bei den Koreanern viel Ähnlichkeit mit den Rot-

häuten Amerikas. Die Koreaner haben oft einen weichen, fast träumerischen Ausdruck; die Männer, besonders der höheren Stände, machen nichts weniger als einen männlichen Eindruck. Die Sprache tönt im Gegensatz zum Chinesischen nicht häßlich.

Zuerst führt die Bahn einigen Meerbuchten entlang und gelangt dann auf eine große Ebene, die rings von Bergen und Hügelzügen umgeben ist. Viele der Gebirge sind zerfressen und zerklüftet wie diejenigen von Shantung. Das fast überall zu Tage tretende Erdreich ist rot wie der oberrheinische Sandstein. Da jetzt eine außerordentliche



Straßenszene beim Stadttor in Seoul

Trockenheit herrscht, sieht das Land sehr öde und fast vegetationslos aus. Wo Kulturen bestehen sind sie ausschließlich in den Ebenen und Tiefen zu finden. Die Hügel selbst, geschweige die Berge, sind kahl und gänzlich unbebaut. Während im Innern des Landes noch herrliche Wälder existieren sollen, sind die Höhen hier überall völlig entwaldet, von vereinzelten Zwergkiefern abgesehen. Der Humus ist weggeschwemmt und das Gestein in körnigen Sand aufgelöst; daher zeigt sich überall eine außerordentlich starke Erosion. In den Tälchen zwischen den Hügeln findet man wie in Japan terrassenförmig angelegte Reisfelder, aber die koreanischen Kulturen reichen lange nicht an die japanischen heran, was geschickte und sorgfältige Ausnützung des Bodens anbelangt. In der Ebene wird Getreide gebaut. Vereinzelte Höfe sieht man keine, die Leute wohnen in meist höchst armseligen Dörfchen beisammen. Die Häuser sind aus Lehm, klein und einstöckig; die Dächer mit Rohr bedeckt. Eine Mauer aus Bambus oder

ähnlichem Holz bildet gewöhnlich einen kleinen Hof vor dem Haus; sonst aber drängen sich die Häuser dicht aneinander.

Wenige Meilen vor Seoul wird auf zwei langen Brücken das nur teilweise mit Wasser gefüllte, etwa 1 km breite Bett des Han-Flusses überschritten. Es war ein prächtiger Abend, als ich in Seoul eintraf. Die Sonne war bereits untergegangen, aber der Himmel war noch mit leuchtenden, roten Wolken überzogen. Der Fluß lag in mattem Silberglanz da, über dem, malerisch auf einer Hügelterrasse gelegen, eine Vorstadt von Seoul sich erhebt. Die Ebene außer dem schimmerden Band des Han war schon in tiefer Dämmerung versunken, aber die höchsten Berggipfel glühten noch in leuchtendem Blaurot, in welchem die tiefen Klüfte der zerfressenen Abhänge sich als schwarze, scharfe Schatten abzeichneten.

* * *

Seoul liegt in einem Bergkessel, der nur je eine schmale Öffnung nach Süden und nach Osten hat. Eine Mauer von etwa 20 km Umfang umschließt die Stadt, indem sie den Kämmen der hohen, Seoul umgebenden Berge folgt. Im Norden ist die Maueranlage teilweise doppelt, es besteht eine äußere und eine innere Verteidigungslinie; drei große und einige kleine Tore dienen als Ausgänge aus der Stadt. Die Stadtmauer ist eine verkleinerte Kopie derjenigen von Peking, wie überhaupt Seoul, als fürstliche Vasallen-Residenz, die Nachbildung der Hauptstadt des kaiserlichen Lehensherrn ist. Oft geht die Kopie bis in kleine Details, so namentlich in den Palästen.

Die Stadt ist von einigen sehr breiten, meist in neuerer Zeit angelegten Straßen durchschnitten. Diese Hauptverkehrswege sind selbst für europäische Begriffe in befriedigendem Zustande und muten einen, wenn man aus China kommt, ganz eigentümlich an, aber die Gassen sind eng und schmutzig, noch schlimmer sind die jetzt wasserlosen Kanäle, die tatsächlich nichts als Kehrichtgruben sind. Die Gerüche sind fast ärger als in den chinesischen Städten, da alle Aborte auf die Straßen oder in kleine, den Häusern entlang laufende Gräben münden. Ratten sieht man hier am hellen Tag massenhaft umherspazieren. Alle Häuser sind einstöckig, in der innern Stadt meist aus Ziegelsteinen gebaut und mit Ziegeln gedeckt, in den äußern Quartieren bestehen sie aus Lehm und haben Schilfdächer. Das koreanische Haus hat entweder wie das chinesische nur eine Türe nach außen und keine Fenster, oder seine Wände sind von Holz und können größtenteils entfernt werden, so namentlich bei den Läden.

Einige Hauptstraßen sind von den Linien der, von einer amerikanischen Gesellschaft erbauten, elektrischen Straßenbahn durchzogen, die im Osten und Süden weit über die Stadt hinaus verlängert ist. Das ganze Netz mißt etwa 26 km. Die nicht sehr häufig zirkulierenden Wagen sind meist voll besetzt. Der Verkehr auf den Straßen ist ziemlich groß, die breite Hauptstraße dient als Getreidemarkt. Trödler sieht man hier viel weniger als in China. Als Transportmittel für Waren dienen winzige Ponies und Stiere von außerordentlicher Größe und Kraft. Alle diese Tiere, auch das Hornvieh, haben Sättel, an denen rechts und links die Kisten und Bündel angebracht sind. Durch diese in die Breite gehende Ladung versperren die Tiere viel Platz auf den Wegen und die Begegnung mit solchen Stieren ist nicht besonders angenehm in einer schmalen, von schmutzigen Gräben eingefaßten Gasse, besonders wenn sie, was häufig der Fall ist, mit zwei großen Netzen voll Dünger daherkommen. Die Koreaner, wie die Chinesen, gehen mit diesem Artikel sehr ökonomisch um und verwerten ihn für ihre intensiven Garten- und Gemüsekulturen. Im Gegensatz zu andern asiatischen Ländern werden die Lasttiere hier gut gehalten und scheinen sorgfältig gepflegt und gefüttert zu werden. Unter den zur Befestigung der Lasten dienenden Sattel wird oft noch eine Decke gelegt, um Verletzungen zu verhindern, und in der Tat sieht man selten einen zerschundenen Stier oder ein koroniertes Pferd. Die koreanischen Pferde und Stiere fressen — wie die Menschen — nur gekochte und warme Speisen, Bohnensuppe, Kleie, Hafergrütze u. dgl., Wasser, Gras, Heu u. s. w. bekommen sie gar nicht. Auch die koreanischen Hunde, obwohl unschön, sind sauber und gut gefüttert, aber ein gemeines, feiges Pack von Kläffern.

Die Läden sind auf einige Hauptstraßen beschränkt und weder zahlreich noch reichhaltig. Kuriositäten oder Kunstsachen gibt es keine zu kaufen; der Hausrat ist meist ordinär und wohl die Hälfte dieser Läden haben nur alten Plunder aus zweiter und dritter und zehnter Hand. Die koreanische Kunst ist so gut wie untergegangen, seit die Japaner im XVI. Jahrhundert das ganze Land verwüsteten und die Künstler nach Japan entführten. Die nicht leicht erhältlichen, koreanischen Kunstgegenstände sind deshalb regelmäßig älteren Datums. Eine ganze, große, lange Straße besteht fast ausschließlich aus Läden von Möbeln, d. h. sog. Kabineten, Kasten, Truhen, Kommoden und Etagèren. Diese sind meist aus minderwertigem Holz und gering in der innern Ausführung, aber die Form und die Messingbeschläge haben einen ganz besondern Chic, der das Gute der chinesischen und der japanischen Möbel vereinigt und

doch ganz originell ist. Das Feilschen in diesen Läden war das ärgste, was ich in dieser Beziehung in Asien erlebte.

Die Tracht der Koreaner ist in Seoul dieselbe wie an der Küste, merkwürdig sind nur die grünen Ramie-Gaze- und Seidenmäntel mit roten und violetten Bordüren, welche die Frauen tragen. Zieht die Frau den Mantel an, so hängt sie ihn über den Kopf und hält ihn vor dem Mund zusammen, so daß — ähnlich wie bei den mohammedanischen Weibern — nur der obere Teil des Gesichtes sichtbar ist; trägt sie aber den Mantel nicht, so legt sie ihn wie ein Taschentuch zusammengefaltet auf den Kopf. Überhaupt tragen die Frauen und Mädchen alles auf dem Kopf, die Männer und Knaben aber alle Lasten am Rücken auf Gestellen, ähnlich wie sie von den Schweizer Sennen benutzt werden. Die Kleidung



Koreanerinnen [S. 407, 411]

aller Erwachsenen ist vorwiegend weiß, nur etwa Kinder und besonders die Beamten haben bunte Kleider, ebenfalls aus Ramie-Gaze bestehend, und zwar je nach ihrem Range von verschiedener Farbe, blau, grün, rot. Die koreanischen Beamten tragen wie die chinesischen Mandarine auf der Brust quadratische Tierstickereien als Abzeichen der neun Ränge der Amtshierarchie. Die höheren Beamten werden in Sänften getragen, welche kleine, würfelförmige Kasten mit Bambusjalousien sind, in denen man, wie in den Zimmern, auf den Füßen sitzt. Auch hier ist wie in China jede Sänfte, vorn und hinten, von einem Troß von Dienern zu Fuß umgeben.

Seoul wimmelt von Militär, mehr als irgend eine Residenz der Welt. Überall trifft man Wachen, Posten und Patrouillen. Die Soldaten sehen aus wie schlecht genährte Japaner; sie tragen dunkelblaue Uniformen mit roten Aufschlägen, weiße Gamaschen und Käppi ähnlich denjenigen der französischen Soldaten. Unter dem Käppi haben sie wie die Zivilisten einen geflochtenen Ring um das hoch aufgekämmte und geknüpfte Haar, so daß die ganze Coiffure höchst unmilitärisch, ja geradezu grotesk aussieht. Am lächerlichsten sind die Offiziere mit ihren winzigen, dahertrippelnden Ponies, auf denen sie wie Schneider hocken; nebenher traben zu Fuß atemlos Unteroffiziere und Diener, als ob sie den Reiter beim stets zu erwartenden Umkippen aufzufangen hätten. Die Schildwachen stehen so nachlässig als möglich da, schwatzen miteinander und sehen aus wie Leute, die schon stundenlang im Wartezimmer eines Zahnarztes harren. Auch ist ihnen der Unterschied zwischen einem Schilderhaus und einer Bedürfnisanstalt nicht klar, selbst die Hauptpforte des Palastes wird profaniert. Schon von $4^1/_2$ Uhr früh rücken die Kompagnien aus ihren Quartieren aus und durchziehen unter blödsinnigem Getrommel und monotonem Getute die Stadt. Jetzt hat der Mikado dem Kaiser von Korea seinen deutschen Kapellmeister auf einige Zeit geliehen, welcher nun eine Militärmusik zu schaffen beauftragt ist. Kürzlich, am Geburtstag des Kaisers, fand die erste Vorstellung der Gardekapelle statt und der Monarch war so kindlich erfreut, daß die Kapelle drei Tage ohne Unterbruch ihr sehr kleines Repertoir, insbesondere „Alle Vögel sind schon da“, durchspielen mußte.

In Seoul stehen ca. 9000 Mann Truppen, namentlich Infanterie. Die koreanische Armee wurde anfänglich durch russische Offiziere ausgebildet, jetzt fuhrwerken die Koreaner auf eigene Faust; einzelne Offiziere sind neulich nach Japan zur Ausbildung geschickt worden. Die hier bestehende Militärschule soll nicht schlecht sein und sich namentlich in der letzten Zeit verbessert haben. Die Offiziere, die man sieht, machen allerdings keinen günstigen Eindruck. Die gemeinen Soldaten erhalten 5 Yen koreanischen Nickels als Monatssold (also ca. 8 Fr.), nebst persönlicher Verpflegung und Unterkunft. Die meisten von ihnen sind verheiratet und haben Familien, welche aber außerhalb der Kaserne wohnen.

Außer den Palästen und der Stadtmauer besitzt Seoul wenig Bemerkenswertes. An einer Ecke, an der zwei große Straßen zusammenkommen, befindet sich unter einem Pavillon eine uralte, buddhistische Glocke von einigen Metern Höhe, welche zur Verkündigung der Zeit dient. Nicht weit davon ist eine kleine Marmorpagode, welche eine

chinesische Prinzessin aus der mongolischen Dynastie im XIII. Jahrhundert als Hochzeitsgeschenk mitbrachte. Bis vor kurzem war sie ganz in Häuser verbaut gewesen und zur Zeit der japanischen Eroberung stark beschädigt worden. Die hervorragende Skulpturarbeit verrät einen sehr starken indischen Einfluß; der ganze Aufbau, namentlich der Sockel hat sehr große Ähnlichkeit mit der Architektur des Brambanan und Boroboedoer. Auch die Basreliefs — religiösen Inhalts — sind indisch. Das chinesische Element zeigt sich nur in schmalen, aufgestülpten Dachborden, welche aber ganz und gar nicht zu der Steinarchitektur dieser indischen Miniaturpagode passen. Im Süden der Stadt liegt der Himmelstempel und Himmelsaltar, eine groteske Travestie des Originals in Peking. Der Rundbau des Tempels ist noch erträglicher als der Himmelsaltar, der, mit einem Wellblechdach überdeckt, dem Musikpodium in einem Biergarten gleicht. Zudem ist die Anlage noch von den schmutzigsten Quartieren umgeben.

Der europäische Einfluß zeigt sich in Seoul in der Eisenbahn, dem Tramway, dem Telegraphennetz und einigen sporadischen Bogenlampen, in der katholischen Kathedrale und den protestantischen Kirchen, den Missionsanstalten, in den ziemlich pretentiösen Bauten der französischen und der russischen Ministerresidenzschaft, in der Kraftstation der Straßenbahn und in der Münze. Außer den Diplomaten, den europäischen Beamten der Zollverwaltung und der sonstigen Departemente der koreanischen Regierung, sowie den Missionaren gibt es fast keine Europäer in Seoul; viele von ihnen wohnen in etwas umgebauten koreanischen Häusern. Außer der amerikanischen Elektrizitätsgesellschaft, einer deutschen Firma, einem französischen Eßwarenladen und zwei Hotel gibt es hier wohl keine europäischen, kommerziellen Unternehmungen; der Handel konzentriert sich in Chemulpo. Zahlreich sind dagegen die Japaner, welche im südlichen Teil von Seoul ein eigenes Settlement haben, das tatsächlich japanisches Territorium ist; sie haben dort ihre eigene Post, eine Bank und viele Geschäftshäuser. Das Quartier ist eine ziemlich getreue Kopie eines japanischen Städtchens. Da die Koreaner schon hie und da gegen ihre Erbfeinde, die Japaner, revoltierten, sind in Seoul etwa 300 Mann japanischer Truppen garnisoniert. Die Japaner haben jetzt auch den Bau einer Bahn von Seoul nach Fusan begonnen.

Seoul besitzt drei Paläste. Der Sommerpalast im Osten ist seit etwa 40 Jahren nicht mehr bewohnt und wird bald zur Ruine. Der Alte Stadtpalast ist ebenfalls unbewohnt, da der Kaiser seit der Ermordung seiner Frau sehr ängstlich geworden ist und einen neuen Palast bezogen hat in

der Nähe der russischen Gesandtschaft, in die er nach dem Attentat gegen die Kaiserin geflohen war. Dieser sog. Neue Palast besteht aus einer Reihe kleiner, unbedeutender Gebäude, meistens Kasernen, welche wie ein Zuchthaus von einer hohen Mauer umgeben sind. Es wird jetzt dort ein kleines Palais in europäischem Stil aus Granit gebaut.

Der verlassene Alte Palast liegt im Nordosten der Stadt am Fuße eines pyramidenförmigen, bewaldeten Hügels. Eine breite Straße führt zu dem dreitorigen Haupteingang. Die Palastmauer ist eine kleine Nachahmung der Mauer von Peking. Diese breite Zufahrtsstraße wird gebildet durch lange Reihen niederer Gebäude mit bedachten Toren, durch die man in Höfe gelangt, in denen die verschiedenen Ministerien und eine Kaserne sich befinden. Die Anlage gleicht den Yashiki,



Festhalle im Alten Stadtpalast [S. 415/6]

d. h. Stadtpalästen japanischer Magnaten, nur ist hier alles unkünstlerisch und ärmlich. Hat man das Haupttor durchschritten, so passiert man zwei von hölzernen Kolonnaden umgebene Höfe. Ein dritter Hof wird nach rückwärts abgeschlossen durch die große Thronhalle, die sich auf einer doppelten Terrasse erhebt. Zu beiden Seiten des Mittelganges im Hofe stehen zwölf Steine mit Zahlen, gleich wie in Peking. Wenn die Würdenträger sich vor dem Kaiser versammeln, so stellen sie sich in Reihen auf nach diesen Steinen, entsprechend den zwölf verschiedenen Rängen. Außen um den Hof herum läuft eine Säulenkolonnade.

Die Thronhalle ist von ansehnlichen Dimensionen und von demselben Stil wie diejenige im Sommerpalast in Peking; in Material und De-

koration ist sie jedoch viel einfacher und in vielen Beziehungen fast etwas schäbig. Zwölf rote Säulen tragen das hohe Dach, dessen Decke kassettiert ist. Der Grundton aller Dekoration ist Graugrün mit Rot, Weiß und Blau. Die Wände verjüngen sich allmählich nach oben und die Balken werden von gabelförmigen, äußerst verschnörkelten Kapitälen getragen. An der hintern Mittelwand steht ein hohes Podium mit Thron, dahinter ein großer Wandschirm aus roter, kunstvoll lackierter, Drachen darstellender Flachschnitzerei von hervorragender Arbeit. Die Rückwand des von einem Baldachin überragten Thrones bildet eine freskoartige, fast groteske Malerei: fünf steile Bergkegel, ein weißer Wasserfall, am ultramarinblauen Himmel zwei goldene Sonnen, davor rote Pinien; eine ganz eigenartige, interessante, derbe Malerei. Die Decken des [illegible]ins und des Thronsaales zeigen wie in den Prunkräumen in Peking große Cartouchen mit, das kaiserliche Drachenpaar darstellenden Schnitzereien. Neben den Drachen kommt in den kaiserlichen Palästen von Seoul auch noch der Phönix als heraldisches Motiv vor.

Hinter dem Palast liegen mehrere Gebäude, welche dem Kaiser und der Kaiserin als Wohnung dienten. Es sind regelmäßige Anlagen ziemlich hoher, aber einstöckiger Gebäude, die verschiedene Höfe bilden. Die Grundfarbe der Bemalung ist rot, und die Wände zwischen den Säulen sind durch in Angeln gehende Holzgitterfenster gebildet. Die Gebäude stehen auf Granitsockeln, in denen Öffnungen wie Kellerfenster angebracht sind, die zur Heizung der Räume von unten her dienen. Die Kamine dieser Souterrainfeuerung eines Gebäudes münden in bunt verzierten Chamottekaminen, die in den Gesträuchern eines äußerst steifen, an barocken Steinen reichen, chinesischen Gartens halb versteckt sind. Während das Äußere der Gebäude den chinesischen Stil getreu zum Ausdruck bringt, ist das Innere mehr japanisch; auch hier ist der Boden mit feinen Strohmatten belegt, die einzelnen Räume sind durch Schiebtüren untereinander verbunden und in die, jetzt durch scheußliche europäische Tapeten verunstalteten Wände sind Etagèren von verschiedener Größe eingelassen — alles wie in Japan.

Das ganze Palastareal ist etwa $^1/_2$ km² groß und umschließt wohl an hundert Gebäude verschiedener Größe nebst Höfen und Gärten.

Westlich vom Hauptpalaste liegen Amtsgebäude, so das Haus des Geheimen Rates und dasjenige für Verhandlungen mit dem ehemaligen chinesischen Residenten. Viele dieser Bauten sind höchst mesquin und geschmacklos europäisiert. Das Hübscheste am ganzen Palast ist die große Lusthalle: ein hoher, zweistöckiger, tempelartiger Bau auf einer Insel-

terrasse eines Lotosteiches, über den drei Brücken führen. 48 kolossale Granitmonolithen tragen das obere Stockwerk, in dem sich zwei hohe, luftige, von weiten Galerien umgebene Säle befinden. Die Wände bestehen aus feinem, mit Papier überzogenem Holzgitter. Alles ist total verwahrlost. Die Grundfarbe des Holzwerkes ist rot, die Dekoration helles Grüngrau mit Rot, Blau und Weiß.

In einer Wiese des Parkes findet man die verrosteten Überreste eines Dynamos, einer Dampfmaschine und eines Dampfkessels, unmittelbar daneben liegt ein äußerst malerischer, von uralten herrlichen Pinien umgebener Lotosteich, in dessen Mitte eine Insel mit verfallenem, chinesischem Pavillon sich befindet. Die benachbarte Wohnung der Kaiserin ist sehr einfach und auch äußerlich einem japanischen Haus ähnlich, nur etwas massiver.

Der verlassene Sommerpalast (Chan Duk), ist sehenswert wegen seines enormen Waldparkes, einer märchenhaften Wildnis, die, was ihm an Grandiosität des Pekinger Vorbildes abgeht, an natürlicher Waldromantik reichlich ersetzt. Die Höfe und Hallen entsprechen teilweise genau denjenigen des Stadtpalastes, so namentlich die nur etwas kleinere Thronhalle, deren kassettierte Decke mit Phönixen und einer vergoldeten Hochrelief-Schnitzerei geschmückt ist. Die Gabelung der Kapitäle ist besonders stark und fast extravagant. Der Thronbaldachin erinnert an maurischen Stil. Der herrliche Waldpark erstreckt sich über einen Hügel, der gegen den nordöstlichen Teil der Stadtmauer abfällt. Die Hauptbaumarten sind Pinien, Ahorne, Eichen, Eiben, zahme Kastanien u. a., an den Mauern wuchern blutrote Weinreben. Tiefe Waldesstille, Verfall und Verwilderung herrscht überall: ein verwunschenes Schloß. In einer tiefen Mulde eines Nadelwaldes liegt ein Lotosteich mit einem halb eingefallenen, ins Wasser hinausgebauten Pavillon, und von einem hohen Abhang schaut ein äußerst malerischer Teepavillon herab mit seinem phantastischen, mit grün-blau glänzenden Ziegeln bedeckten Dache. Wohl über eine Stunde geht es so durch den Wald. Im innersten Teil des Parks sind zwei künstliche Teiche, der eine von Pinien umgeben, der andere in einer tiefen Mulde versunken, an deren steilen Abhängen üppiges Brombeergebüsch wuchert. Ins Wasser treten elegante, sechs- und achteckige Pavillons vor. Oberhalb des einen Teiches ist eine Lichtung in dem düstern Pinienwald, dessen phantastische Bäume sich samt dem leuchtenden Herbsthimmel in dem stillen Wasser spiegeln. Durch den ganzen Park sind hübsche Tempelchen verteilt. Schöne, freie Ausblicke auf die ferne sonnige Landschaft und lauschige Tälchen mit Bächen und Brücken wechseln miteinander ab: eine

Gartenanlage, die ebenso entfernt ist von dem pompösen, chinesischen Barock wie vom Raffinement der Japaner, ein echt heimatlicher Wald, aber erfüllt mit den Reizen ostasiatischer Kunst.

* * *

Die Umgebung von Seoul bietet eine fast unerschöpfliche Auswahl von Spaziergängen der verschiedensten Art. Folgt man der Stadtmauer vom Westtor aus in nördlicher Richtung, so hat man einen felsigen Berg zu besteigen, der sich von der Stadt aus imposant präsentiert. Es ist eine gewaltige Granitmasse mit rötlich-grauen Felswänden und helleren Schutthalden an den unteren Teilen des Berges. Man glaubt, der Gipfel



Szenerie im Park des Sommerpalastes [S. 416]

liege Stunden weit weg und überrage Seoul um etwa 2000 m, aber der Berg ist wenige Kilometer entfernt und seine Spitze liegt nur einige hundert Meter über der Talsohle. Diese optische Täuschung ist namentlich stark am Morgen und am Abend, wenn eine Dunstschicht über der Stadt lagert. Die Mauer folgt immer dem Kamm des Berges und scheut keine Umwege und keine Felswand, um stets auf der Crête zu bleiben. Nach außen ist sie 5—10 m hoch, nach innen nur etwa 1 ½. Die Außenseite ist kreneliert und jede Brüstung mit drei Schießscharten versehen. Den Gipfel des sich aus der Ferne so groß darbietenden Berges erreicht man, selbst wenn man immer der Mauer folgt, in etwa 1 ½ Stunden, aber auch in der Nähe ist der Anblick noch imposant durch die kühnen, z. T.

überragenden Felsvorsprünge, auf denen immer wieder die altertümliche Mauer sichtbar wird. An den meisten Stellen ist der Fels verwittert, in dünne Schichten aufgelöst oder in fast weißen, grobkörnigen Sand zerfallen. Außer einigen Flecken Gras, wie sie auf den höchsten Alpen gefunden werden, und einigen dürftigen Zwergföhren ist kaum eine Spur von Vegetation zu beobachten. Man glaubte sich nahe an einem Gletscher, wenn nicht die im Herbstpurpur glühende, sog. englische Weinrebe, die da und dort an der Mauer emporklettert, an das südliche Klima erinnerte.

Je höher man steigt, um so großartiger wird die Aussicht. Nach Norden werden andere und höhere Bergketten mit grau-rötlichen Sandflächen und violetten Felsen sichtbar. Über dem pinienbewaldeten Berge, der hinter dem alten Stadtschlosse ansteigt, türmt sich ein wilder, zerklüfteter Gebirgsstock empor, auf dessen nördlichem Gipfel wieder die zackige Stadtmauer sichtbar ist. Alle Vegetation ist wie ausgetilgt auf diesen Bergen und keine Spur von Leben ist zu sehen außer den zahlreichen Habichten und Adlern, die hier nisten.

Eigentümlich ist der Blick von dem höchsten Punkte des Berges in die Tiefe nach Westen gegen das Meer hin: die unten sich ausbreitende Ebene ist ein grüner Teppich, auf dem als dunkle und helle Punkte kleine Pinienwäldchen und Dörfchen sich abzeichnen. Die zahlreichen niedern, von den größern Gebirgen auslaufenden Berge und Hügelketten, welche die Ebene umrahmen, sind kahl und zeigen nichts als Abhänge von weißem und rotem Sand; namentlich an den zahlreichen Rippen der ausgewaschenen Gebirge treten diese Färbungen deutlich hervor, während die Mulden noch einen grünen Anflug von Vegetation haben. So macht die Landschaft in der Vogelschau den Eindruck eines bemalten Reliefs. Der Horizont selbst wird durch langgestreckte Gebirge gebildet, über denen an einigen Stellen die See undeutlich sichtbar ist.

Zu Füßen des steil abfallenden Berges liegt Seoul, in einen ziemlich engen Talkessel eingebettet. Die großen Straßenzüge zeichnen sich deutlich als helle Streifen ab, zwischen ihnen ist ein ununterscheidbares Gewimmel von Dächern, im Innern der Stadt dunkle Ziegel, in den äußern, halb ländlichen Quartieren grau-grüner Schilf. Die grau-schwarze, monotone Fläche wird durch das tiefe Grün einiger Tempel- und Palastgärten unterbrochen. Das Alte Stadtschloß zeigt sich als eine enorme, rechtwinklige Anlage mit zahlreichen ineinander geschachtelten Höfen, Tempeln und Hallen.

Im Süden der Stadt steigt der waldige Nanshan (Südberg) empor und darüber hinaus zieht sich das glitzernde Silberband des Han durch

eine fruchtbare, von kahlen Hügeln umgebene Ebene, während das ganze Bild durch wild zerklüftete Felsengebirge umrahmt wird.

Der Nanshan, im Süden von Seoul, ist eine ziemlich regelmäßige Pyramide, die gegen die Stadt in z. T. zerklüfteten Felsen abstürzt. Sonst aber ist der ganze Berg mit einem herrlichen Pinienwald bedeckt, der mit den japanischen Bergwäldern an Schönheit wetteifert. Mächtige Pinien mit wie durch die Kunst des Gärtners gezogenem, bizarrem Geäst und üppigen, dunkelkupfergrünen Nadelbüscheln überragen die halb zerfallene, hohe Stadtmauer, die sich auch hier über den ganzen Bergkamm hinzieht. Harzluft, Waldesschatten und Waldesrauschen wie in der Heimat. Auf dem Gipfel befindet sich eine kleine Lichtung, in der sich vier mächtige, uralte Linden erheben. Die Aussicht auf Seoul ist von hier aus besonders schön, da die rotgrauen, imposanten Felsengebirge den Hintergrund bilden. Die Gegend zwischen dem Nanshan und dem Han wird eingenommen durch eine Gruppe hoher Hügel, an deren Abhängen zwischen dem lichten Föhrenwald überall der weiße, in Sand zerfallene Granit hervorschimmert. In den Tälern dagegen ist der Wald sehr dicht und von seltener Schönheit. Die Aussicht von der Höhe des Nanshan beherrscht die weite, grüne, wohlgebaute Ebene des Han, der von einigen Segeldschunken belebt ist. Den Südabhang des Berges bedecken zahllose Gräber; diese sind halbkreisförmig und bestehen aus teilweise gemauerten Einschnitten in dem Bergabhang, in deren Mitte ein etwa 1 m hoher Erdtumulus sich erhebt.

Die Dörfer in der Umgebung von Seoul sind ärmlich, die Häuser dicht ineinandergebaut und fast ausschließlich aus Lehm; der Unterbau besteht bisweilen aus unbehauenen Bollensteinen, welche mit Stricken ausgefugt sind. Die Hauswände werden aus einem mit Lehm überstrichenen Holzgeflecht gebildet.

Die Straßen sind auch auf dem Lande, wenigstens in der Nähe der Hauptstadt, ziemlich gut und die Unreinlichkeit ist bedeutend geringer als in China, fast nur die Nase wird unangenehm berührt. Ebenso sind die Koreaner, auch die Kinder, vollständiger und besser angezogen als die Chinesen, und es ist erstaunlich, daß ein so verwahrlostes Volk, das sich darauf versteift, nur Weiß zu tragen, noch so viel Weiß wirklich zeigt. Das Waschen der weißen Röcke ihrer Gatten ist eine wichtige Pflicht der Koreanerinnen. Bei Spaziergängen bemerkt man nichts von Feindseligkeit oder von aufdringlicher Neugier der Eingebornen gegenüber den Fremden. Der Europäer soll überall vollkommen sicher sein. Ähnliches berichten Reisende, welche im Innern des Landes gewesen sind.

Auf dem Hügel zwischen der westlichen Stadtmauer und dem Han befinden sich Hunderte von Gräbern, die fast alle gegen Süden gerichtet sind. Daselbst ist auch das Grab des Regenten (Kwang-Wen-Kung); es liegt in einer völlig einsamen Mulde inmitten eines niedern Kiefernwaldes. Den Eingang bildet ein Tor aus zwei hohen Stangen und einem Querbalken, ähnlich einem Torii. Das Innere besteht in einer symmetrischen, ziemlich verlotterten Anlage, einem Tempel und zwei Seitengebäuden; dahinter liegt auf einem steilen Grashügelchen das Grab selbst, das auf der Rückseite von einer Mauer in der Form eines halben Achteckes eingefaßt ist. Der Tumulus ist ebenso schmucklos wie bei den



Markt in Seoul

andern Gräbern. Vor dem Grab steht eine japanische Laterne, rechts und links Steinbilder, je ein betender Priester und ein Pferd, eine kleinliche Kopie der berühmten Kaisergräber in Nanking und Peking.

Einer der schönsten Spaziergänge in der Umgebung von Seoul führt zum Weißen Buddha. Wenn man die Stadt durch das Westtor verläßt, gelangt man auf die Peking- oder Nordstraße. Unmittelbar am Ausgang der Vorstadt steht ein kleiner Palast, in dem früher der Fürst von Korea den chinesischen Residenten zu empfangen pflegte. An dieser Straße sieht man noch Steinpfeiler als Überreste eines chinesischen Torbogens, der das Lehensverhältnis zwischen China und Korea repräsentieren sollte; dieses Monument ist jetzt abgerissen und dafür in der Nähe zur Erinnerung an die 1895 erlangte Unabhängigkeit des Landes ein geschmackloses europäisches Steintor gebaut worden.

Die Straße führt durch einen tiefen Einschnitt zwischen zwei felsigen Bergen hindurch, dann öffnet sich auf einmal der Blick auf eine ganz italienische Landschaft. Ein sich rasch verbreitendes Tälchen mündet in eine weite Ebene, überall grünen Klee-, Gemüse- und Reisfelder. Bei einer malerischen Brücke liegt ein kleines Häuflein von Häusern, daneben ragen graziöse, dunkle Pinien, die sich scharf auf den duftigen, rotgrauen Bergen der Ferne abzeichnen. Helle, sandige Anhöhen umgeben auf allen Seiten die Ebene und lassen die grünen Felder umso freundlicher und lachender erscheinen, je starrer die Berge sind. Ein wundervoller Abend hat alles mit den wärmsten Tönen übergossen. Die weißgekleideten Bäuerinnen mit ihren bunten Mänteln auf dem Kopf, die schweren, gravitätisch marschierenden Stiere bilden eine Staffage, welche die Ähnlichkeit mit einer Szenerie in der römischen Campagna vollendet.

Nach Norden läuft die Ebene in einen einsamen, jetzt fast ganz vegetationslosen Talkessel aus. Links zieht sich eine sandige Hügelkette hin, rechts ragt ein Felsstock, über dessen hoher, dunkler Wand die helle Stadtmauer hervorleuchtet; den Abschluß des Tales bildet der Buchan, dessen zackige Felsenkette in der Abendsonne purpurn glüht. Hoch oben auf diesem höchsten Berg der Umgebung ist ein Teil der äußern Stadtmauer sichtbar und oben an einem steilen Couloir zwischen zwei Gipfeln steht ein großer Festungsturm, durch dessen Tor der Himmel hindurchscheint. Der Buchan hat auf seiner Höhe einige buddhistische Klöster und eine Festung, die dem Kaiserhaus in Zeiten der Revolution als Zufluchtsstätte dienen soll. Der Talkessel scheint ganz geschlossen; da öffnet sich unvermittelt ein kleines Tal zwischen den sandigen, von mächtigen Granitblöcken wie Gletschermoränen überschütteten Ausläufern der Berge. Alle Vegetation ist ausgetilgt; das Tal wird zur tiefen Schlucht; die hohen Felswände scheinen zu wachsen in dem gespenstigen Zwielichte der Dämmerung. Auf einmal wird der Buddha sichtbar. Auf einem großen Granitblock ist ein etwa 3 m hohes Buddha-Basrelif eingehauen; die Figur ist weiß bemalt, nur Augen, Lippen und Schmuck sind bunt. Der Ausdruck des Heiligen ist ebenso starr wie seine Umgebung. Der Felsblock ist mit einem bunt bemalten, chinesischen Dach überdeckt, an dessen Ecken Glocken hangen. Unweit von dem Bild liegt an der Bergwand eine armselige Priesterwohnung auf einer hohen, von Weinreben üppig überwucherten Mauerterrasse. Da, wo diese Schlucht am engsten ist, wird sie von einem Teil der äußern Stadtmauer gekreuzt. Der das Tal durchfließende, smaragdgrüne Bach wird auf einer fünfbogigen Brücke überschritten. Unmittelbar daneben ist das äußere Nordtor; diese malerische Mauer- und

Brückenanlage inmitten dieser tatsächlich ganz alpinen Gegend ist von geheimnisvollem Reiz. Sobald man innerhalb der Mauer ist, befindet man sich in einem grünen Tälchen mit Feldern, Dörfchen und kleinen Wäldchen. Nach kurzer Wanderung erreicht man das hochgelegene innere Nordtor. Großartig ist von hier der Ausblick auf die in der Ebene sich ausbreitende Stadt. Schon ist es Nacht, die Mondsichel leuchtet scharf. Über der Stadt brodet ein weißer Nebel, der nur ein vages Lichterflimmern durchläßt. Die dunkle Pyramide des Nanshan ist halb in Dunst gehüllt. Mächtige, phantastisch geformte Pinien mit massigem, breitem Geäst rahmen das Bild ein.

* * *

Der regierende Kaiser ist ein unbedeutender, aber normaler Mann; der Kronprinz sieht wie ein Idiot aus, ist aber nicht ganz so dumm, wie er scheint. Der zweite Sohn, der intelligent sein soll, studiert im Ausland, in Japan und Amerika, führt aber lediglich ein wildes Leben. Der wahrscheinliche Nachfolger ist der dritte Sohn, jetzt noch ein Kind. Der Kaiser hat weder über seine Kinder noch über seine Minister Autorität. Vor einigen Monaten erließ er ein Edikt, daß alle Fremden aus dem Lande zu verjagen seien. Die fremden Gesandten erfuhren davon und machten dem Kaiser Vorstellungen. Dieser leugnete alles ab. Solche Anfälle von asiatischem Despotismus sind häufig. Reiche Minister und sonstige hervorragende Persönlichkeiten werden, zwecks Konfiskation ihres Vermögens, bisweilen ohne weiteres gestürzt und gehängt.

Das Volk ist in eine Art Patrizier* und Plebejer eingeteilt; erstere haben tatsächlich seit Jahrhunderten das Land beherrscht. Die Ämter werden alle gekauft; Examen wie in China gibt es nicht und Squeeze und Korruption sind hier noch ärger als im übrigen Asien. Die Staatsverfassung ist der chinesischen sehr ähnlich; Korea ist formell eine reine Despotie, aber der Monarch ist durch die Aristokratie tatsächlich in seiner Macht gelähmt. Die Aristokratie hat ihren Einfluß nur in egoistischem Interesse ausgeübt; das Volk ist zu Boden getreten und ausgebeutet. Sicherheit des Lebens ist keinem Koreaner garantiert; Justizmorde der schlimmsten Art sind nicht selten. Der Staat ist noch asiatisch in des Wortes schlimmster Bedeutung. Ein Umschwung ist innerhalb der nächsten 10 Jahre zu erwarten, da Korea seine Unabhängigkeit selber nicht auf-

* Die herrschende Klasse in Korea, nyangpan, umfaßt außer dem Adel dessen ganzen Anhang und hat alle staatlichen Ämter, hohe wie niedrige, monopolisiert.

recht erhalten kann. Die „Armee“ von etwa 10,000 Mann ist zum weitaus größten Teil in Seoul stationiert und dient zum Schutz des Kaisers. 1896 nahm der bisherige Fürst von Korea unter Anerkennung der Mächte den Kaisertitel an, nachdem durch den chinesisch-japanischen Krieg die Oberherrlichkeit Chinas untergegangen war.

Korea hat höchstens 10·000,000 Einwohner; es kann indessen auch nicht viel mehr Menschen ernähren. Es ist deshalb unmöglich, daß ein fremdes Volk, z. B. die Japaner, so zahlreich in Korea kolonisiert, daß es nicht von den Einheimischen absorbiert würde. Der Handel ist noch unbedeutend. Der Import beträgt etwa 20·000,000 mexikanische Dollars, es besteht fast kein direkter Handel mit Europa, alles geht über Shanghai. Japan ist im Import und Export sehr stark vertreten; auch einige größere



Koreanische Kinder

chinesische Händler sind da. Die Europäer machen kein Geschäft mit den Koreanern selbst, sondern nur mit den Chinesen und Japanern, welche den Zwischenhandel völlig beherrschen. Die Produktion des Landes besteht lediglich in Reis und anderen Cerealien. Industrie gibt es noch nicht. Die Goldminen im Norden des Landes sollen reich sein; doch ist mit dem Abbau durch eine amerikanische und eine deutsche Gesellschaft kaum begonnen. Am angesehensten von den Fremden sind die Amerikaner; doch üben sie keinen politischen Einfluß aus. Russischer und japanischer Druck wechseln beständig ab. Die Koreaner fürchten beides gleich und mißtrauen beiden Staaten. Von Fremdenhaß kann kaum gesprochen werden; auch fehlt der Nationaldünkel, der in China so stark ist. Die Missionen sind jetzt ungefährdet.

Die Finanzverhältnisse Koreas sind nicht schlecht. Trotz der Mißwirtschaft hat das Land wenig Schulden. Wie in China ist auch hier die einzig sichere Einnahmequelle der Seezoll, der nach europäischem System organisiert, von Europäern verwaltet wird. England hat in der Zollverwaltung einen vorherrschenden Einfluß. Mc. Leavy Brown, der derzeitige Oberzolldirektor, ist unbestreitbar der mächtigste Mann im Lande, denn er hat die unbedingte Kontrolle über die größte und allein zuverlässige Einnahme des Staates. Ohne seine Zustimmung können der Kaiser und seine Minister nichts ausgeben, er beherrscht deshalb indirekt die Regierung und hat schon wiederholt verhindert, daß der Kaiser für Feste, Paläste, Grabmonumente u. dgl. unsinnige Summen verschleuderte. Diese weise Spar- und Schuldentilgungspolitik des Oberzolldirektors ist umso angebrachter, als das zur Verfügung des Kaisers und der Mandarine stehende Geld rasch verbraucht und der Kaiser in unglaublicher Weise von Prinzen und Beamten bestohlen wird. Der Besuch des Prinzen Heinrich von Preußen hat ein großes Vermögen verschlungen; für Kaffee allein sollen 20,000 Fr. dem Kaiser von seinen Hofbeamten verrechnet worden sein. Für die Empfänge der europäischen Gesandten, überhaupt für Diners und Anlässe, an denen Fremde teilnehmen, hat der Kaiser eine Deutsche und eine Schweizerin als Haushälterinnen angestellt.

Die einzige koreanische Münze sind Nickelstücke im Nominalwert von 5 japanischen Sen, aber sie haben ein Disagio, das zwischen 25 und 40 % schwankt, jetzt beträgt es 38 %. Das zirkulierende Geld ist fast ausschließlich japanisches, Noten und Silber, die auf Gold basiert sind und kein erhebliches Disagio haben. Der Versuch, koreanische Silberdollars in Umlauf zu setzen, scheiterte an der Abneigung des Publikums. Das Nickelgeld, das indessen fast nur in Seoul benutzt wird, wird ausgegeben von einer amerikanischen Gesellschaft, die als Lockspeise den Tramway billig gebaut hatte, sich aber dafür das Privilegium geben ließ, Nickelgeld im Wert von ca. 4 Millionen Franken ausgeben zu dürfen, während die Herstellung dieses Geldes kaum 25 % des Nominalwertes beträgt. Die Koreaner nehmen das Nickelgeld ungern und ziehen die Kupfermünze vor, da diese immerhin einen dem Nominalwert ungefähr gleichen Kupferwert hat. Die Amerikaner haben noch lange nicht ihr Privilegium ausgenutzt, so daß eine weitere Kursverschlechterung der einheimischen Nickelmünze zu erwarten ist.

VI.

Heimreise
durch die Vereinigten Staaten.

Seoul-Vancouver, 26. September bis 17. Oktober 1901.

Von Chemulpo fährt der Dampfer in etwa 40 Stunden nach Nagasaki. Während langer Zeit ist die inselreiche Küste Koreas sichtbar.

Die Bahnfahrt Nagasaki-Yokohama führte mich, mit Ausnahme des südlichen Teils der Kiushiu-Bahn, auf alten Wegen. Die tief eingreifenden Meerarme zwischen Nagasaki und Hakato erinnern in manchem an den Vierwaldstätter- und Zugersee: überall herrliche, frische Vegetation, grüne Berge und malerische Dörfer. Japan machte mir wieder den ganz gleichen Eindruck, erweckte die gleiche Sympathie und erzeugte die gleiche harmonische, ästhetische Seelenstimmung; auch die japanische Kunst wirkt nach der chinesischen unvermindert. Peinlich wirkt der fanatische Haß vieler in Japan lebender Europäer gegen die Japaner. Wenn man aus China und Korea kommt, läßt einen die Reinlichkeit, der große Komfort, die schlichte Eleganz, die Höflichkeit und Anständigkeit der Leute in Japan sich wie in einem Paradies fühlen. Den Paß von Gotemba überschritt der Zug in der Frühe eines glanzvollen Morgens. Der Fujiyama, gerade mit der klassischen Schneekuppe bedeckt, ragte in den Himmel, eine Farben- und Formensymphonie.

Die Fahrt über den nördlichen Stillen Ozean mit der schönen „Empress of Japan“ dauerte 13 Tage. Die erste Hälfte der Fahrt war kalt, trübe und ziemlich unruhig, die zweite sonnig und schön; erst in der Nähe der amerikanischen Küste zeigte sich Nebel, der die Fahrt sehr verzögerte. Schließlich mußte das Schiff etwa eine Stunde vor Vancouver einen ganzen Tag im Nebel still liegen. Bei der Einfahrt in die Straße von Juan de Fuca hoben sich die Nebel und die waldigen, bergigen Ufer von Vancouver-Island wurden sichtbar. Je mehr es aufhellte, um so schöner wurde das Landschaftsbild. Auf der südlichen Seite der Meerenge leuchteten die Schneespitzen der Olympic Mountains über den Nebeln und im Osten ragte einsam die Schneepyramide des Mount Baker empor. Auf einer einsamen Landzunge einige Meilen von Victoria entfernt liegt

die Quarantänestation, in der unsere 600 chinesischen Passagiere samt ihren 15 Tonnen Gepäck einer sog. Desinfektion unterworfen wurden. Von diesen 600 waren an ganz warmen Nachmittagen etwa 40 Mann auf Deck gekommen, die andern vegetierten immer unten im Zwischendeck, von Honkong oder Shanghai bis Vancouver, unter Rauchen, Glücksspielen und endlosem Geschwätz. Vor einigen Jahren revolutionierten hier einmal die Chinesen und wollten das Schiff an der Quarantänestation nur verlassen, sofern auch die andern asiatischen Passagiere an Bord, d. h. die in der ersten Klasse reisenden Japaner, unter denen Marquis Ito sich befand, derselben Prozedur sich unterwerfen würden. Man mußte die chinesischen Auswanderungsagenten aus Vancouver kommen lassen, welche erst nach stundenlangen Verhandlungen die Leute zur Vernunft brachten. Die Quarantänestation ist sehr hübsch auf einer felsigen Halbinsel gelegen, die mit schönen Tannen und jetzt herbstlich gefärbten, goldbraunen Eichen bedeckt ist. Längs der Ufer hangen weiße Nebelstreifen, aus denen die Wipfel der hohen, fast schwarzen Tannen herausragen. Weit und breit keine Spur von Menschen, nur Schwärme von Wildenten flattern von Zeit zu Zeit über die stillen Buchten.

Vancouver-San Francisco, 17.—19. Oktober 1901.

Die Bahn von Vancouver nach San Francisco führt zunächst dem malerischen Frazer-River entlang. Bald wird die Grenze der Vereinigten Staaten erreicht. Von der Grenze bis Portland ist die Gegend meist waldig: Tannen von riesiger Höhe, aber ohne starke Entwicklung der Äste. Die Bevölkerung scheint sehr dünn gesät zu sein; die Szenerie ist fast identisch mit der von Sibirien zwischen Jenissei und Baikal; aber jene Gegenden sind, soweit sie wenigstens von der Bahn aus beurteilt werden können, landwirtschaftlich mehr entwickelt und die kleinen Ortschaften in Sibirien machen einen weniger primitiven Eindruck als hier, dagegen sieht man viel mehr industrielle Unternehmungen, namentlich viele Sägewerke.

In Portland, wo der Zug nach 22 Stunden Fahrt Abends anlangte, war fünf Stunden Aufenthalt. Der Bahnhof ist primitiv und schmutzig bis zum Exceß; die Stadt dagegen hat drei groß angelegte, parallele Avenuen mit kolossalen Häusern, eleganten Läden, elektrischer Beleuchtung, elektrischen und Kabel-Bahnen. Auf einem Platze war gerade eine Heilsarmee-Versammlung mit Windlichtern, Mandolinen und Trompeten. Man trifft hier viele deutsche Namen.

In Portland beginnt die Southern Pacific-Bahn. Der Charakter der Gegend bleibt sich ziemlich gleich, neben den Tannen zeigt sich jetzt auch schöner Laubwald. Die Häuser, selbst in größern Ortschaften, sind fast ausschließlich aus Holz erbaut und zwar nicht nur kleinere, sondern große öffentliche Bauten, wie z. B. das Parlament in Salem, ahmen in Holz die Steinarchitektur genau nach.

Am Morgen des dritten Tages befindet man sich in der Nähe des Mount Shasta. Die Bahn überschreitet einen Bergpaß und führt durch Täler mit wundervollem Tannenwald und rauschenden Bächen. Bei den Shasta-Bädern zeigt sich für kurze Zeit die Schneekuppe des Mount Shasta, eines isolierten, dem Fujiyama ähnlichen Berges. Die Bergtäler zeigen wie in Sibirien Spuren großer Brände, stellenweise auch Waldverwüstungen durch Abschlagung. Je tiefer man in das Tal des Sacramento hinunter kommt, um so kahler werden die Höhen. Schließlich wird das Tal eine fast unabsehbare Ebene, aus der sich nur selten eine Hügelwelle erhebt. Die Landschaft hat auffallende Ähnlichkeit mit der australischen. Gegenwärtig herrscht große Dürre. Der Eucalyptus kommt zwar auch hier vor, aber andere Laubbäume, namentlich Eichen, geben der Landschaft das Gepräge. Wie in Australien sieht man kolossale Felder mit endlosen Stacheldrahtzäunen, prosaische Bauernhöfe, die aber den Eindruck der Wohlhabenheit und eines rationellen, fast industrieartigen Betriebes machen. Das Land ist relativ dünn bevölkert. Die Bergtäler sind ganz einsam. Die Ortschaften in der Ebene sind weitläufig angelegt. Das Holzhaus, in allen Größen und Arten, hat eine fast absolute Vorherrschaft; die Straßen zeigen ein merkwürdiges Gemisch von prätentiösen Bauten und urwäldlichen Baracken. — Der Endpunkt der Bahn ist Oakland, eine Vorstadt von San Francisco am Ostufer der Bay von San Francisco.

San Francisco, 20.—25. Oktober 1901.

San Francisco liegt auf der Spitze einer Halbinsel zwischen dem Meer und der Bay von San Francisco. Im Südwesten und Norden erheben sich großenteils überbaute Hügel. Die Marketstreet trennt die Stadt in zwei Teile, von welchen jeder ein fast ganz regelmäßiges System sich rechtwinklig schneidender Straßen bildet. In der Marketstreet und dem ihr benachbarten Geschäftsquartier, einer Art City, sind eine Reihe von Kolossal-Bauten, meist Geschäftshäuser und Hotel. Das auffallendste Gebäude ist das Claus Spreckels oder Callbuilding, in dem die Redaktion des „Call", einer der größten hiesigen Zeitungen, sich befindet. Das

Haus ist tatsächlich ein Turm von 300 Fuß Höhe, quadratischer, relativ geringer Grundfläche und von einer hohen Kuppel bekrönt. Der Stil ist Renaissance und die Ornamente sind sparsam und mit Geschmack angebracht, die Proportionen durchaus edel. Auch andere von den Riesengebäuden zeigen guten Geschmack und viel Originalität. Das gewöhnliche Wohn- oder Geschäftshaus in den bessern, geschlossen gebauten Stadtquartieren hat die Dimensionen der entsprechenden Gebäude in Europa und teilt mit diesen meist den banalen, modernen Renaissancestil. Viele Straßen haben eine auffallende Ähnlichkeit mit solchen in Berlin, nichts erinnert an England. Auffallend ist namentlich die große Zahl einzelstehender, hübscher, größerer und kleinerer Privathäuser. Fast alle sind aus Holz ausgeführt, aber meistens in Steinarchitektur. Es fehlt hier glücklicherweise die geistlose Monotonie australischer und selbst englischer Städte. Fast jedes Haus — viele sind winzige Chalets — hat etwas Eigenartiges, namentlich geschickt sind die hiesigen Architekten in der Dekoration mit Skulpturen, ebenso in dem Anstrich der Häuser. An den kleinsten Holzhäuschen ist Eleganz zu finden. Der Stil spottet der herkömmlichen Klassifikation, ohne aber in Verschrobenheiten wie der sog. Jugendstil bei uns zu verfallen. Die Gärten sind meist sehr einfach. Bemerkenswert sind auch verschiedene Monumentalbauten in hellgelbem Ziegelstein; eine romanische Kirche, die juristische und medizinische Fakultät und einige große Geschäftshäuser sind namentlich hervorragend in dieser Art. Auffallende Geschmacklosigkeit ist sehr selten, störend ist mehr das Gemisch von Alt und Neu; so stehen in der Marketstreet moderne Paläste neben alten ein- und zweistöckigen Holzhäusern.

Der Verkehr auf den Straßen ist sehr bedeutend; die Zahl der elektrischen und Kabel-Bahnen ist außerordentlich groß. Der Menschenschlag bietet nichts Auffälliges, die Leute sind eher weniger groß als in Australien. Auffallend zahlreich scheinen die Deutschen zu sein, Geschäftsfirmen mit deutschen Namen sind sehr häufig; es gibt auch zwei spezifisch deutsche Banken hier. Ebenfalls stark vertreten sind die Israeliten, welche ganze Straßen des Geschäftsviertels besetzt haben; viele der reichsten San Franciscaner sind Juden. Eine große Kolonie bilden auch die Italiener; in der Straße der Obst- und Gemüsehändler hört man hauptsächlich italienisch sprechen. Das Chinesenviertel hat sehr wenig Chinesisches an sich. Die Häuser sind ganz amerikanisch, denn hier lagen früher zum Teil die besten Quartiere. Die hiesigen Chinesen, etwa 14,000 an Zahl, sind wie die in Australien verkommene, kleine Repräsentanten ihrer Rasse.

San Francisco-Denver, 26.—29. Oktober 1901.

Die Bahn zwischen der Sierra Nevada und dem Großen Salzsee führt durch die sog. große amerikanische Wüste, eine Steppe, viel öder und toter als die transbaikalische oder die westsibirische: nichts als grau-gelber Sand, dünn überwachsen mit „Sage-Brush“, einem grau-grünlichen, niedern Gewächs; in den Ebenen liegen Wassertümpel und sumpfiger Boden. Von der Sierra Nevada aus verlaufen zahlreiche Höhenzüge nach Osten und verlieren sich in der Steppe. Die Höhen sind noch öder und wilder als die Ebene selbst: nackte Sandhänge, teilweise von Felsbändern durchzogen. Es war ein düsterer Tag. Die schwarzen Wolken hingen schwer herab bis auf die Kämme der Berge und überschatteten die Ebene, auf die hie und da ein Sonnenblick blendende Lichter warf.

36 Stunden nach San Francisco erreicht man den Großen Salzsee, der in einer weiten Ebene liegt, die von mäßig hohen, nur auf den Gipfeln beschneiten, kahlen Bergen umgeben ist. Das Nordufer des Sees ist flach und sumpfig. Die Salt Lake City liegt etwa 20 km vom See entfernt, unmittelbar am Fuße der öden, gelb-grauen Berge. Die Stadt ist weitläufig und groß angelegt: sehr breite, sich rechtwinklig schneidende Straßen, in den äußern Quartieren durch mächtige Pappelalleen eingerahmt und in mehr oder weniger schlechtem Zustande befindlich. Viele Straßen sind von Eisenbahnen durchschnitten, so daß der Verkehr oft sehr lange durch rangierende Züge unterbunden ist. Die Stadt besitzt ein ausgedehntes Straßenbahnnetz. Die Sehenswürdigkeit von Salt Lake City ist der „Tempel Block“, ein quadratischer Komplex von Gärten und Gebäuden, unmittelbar neben den Geschäftsquartieren. Eine einfache, hohe Mauer mit vier Toren umschließt eine kleinere, neue, uninteressante Kapelle, die enorme Assembly Hall und das Tabernakel. Die Assembly Hall ist ein riesiger Granitbau in modernisierter Gotik und darf nur von Mormonen betreten werden. Das Tabernakel ist von außen direkt häßlich und wird von der Assembly Hall völlig erdrückt; es ist ein ziemlich niedriger Bau von elliptischer Grundform. Schmucklose, rote Steinpfeiler tragen das der Platte einer Schildkröte ähnliche Blechdach: eines der abstrusesten Gebäude, die man sich denken kann. Das Innere jedoch ist imposant, die 12,000 Menschen fassende Halle ist von elliptischer Grundfläche, von einer Säulengalerie auf drei Seiten umgeben, während sich an der vierten eine große Tribüne für den Prediger und den Chor, sowie eine Riesenorgel befinden. Das Dach ist schwach gewölbt und nicht unterstützt. Alles ist von puritanischer Einfachheit und im Stil

einer Kirche aus der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts. Die Akustik ist außerordentlich gut; spezifisch christlich ist nichts.

Die Stadt ist eine Oase; so weit sie reicht, begegnet man überall freundlichen Häusern mit Gärten, Alleen, Pappeln und Buchen; weiter draußen aber ist nichts als eine dürre Steppe und im Umkreis starre Gebirge. In den Straßen ist ziemlich viel Leben und Wohlstand scheint vorzuherrschen, aber Salt Lake City ist immerhin eine typische Kleinstadt.

Die Rio Grande Western und Denver & Rio Grande Bahn führt durch einige der wichtigsten Minendistrikte Colorados und überschreitet die Wasserscheide zwischen dem Stillen und dem Atlantischen Ozean. Die ganze Gegend hat wegen des geringen Regenfalls einen ausgesprochenen Steppencharakter: kurzes Gras, sehr wenig Baumvegetation, meist nur dunkelgraugrünes Gestrüpp. Die Berge, obwohl bis über 14,000 Fuß hoch, sind unbedeutende, meist kuppenförmige Erhebungen auf einem über 10,000 Fuß hohen Plateau. In den höheren Lagen trifft man etwas Föhrenwald; verschneit ist fast noch nichts. Nur die dünne Luft läßt merken, daß man in den hohen Bergen ist. Der Tenesseepaß (10,440 Fuß), der die Wasserscheide zwischen beiden Ozeanen bildet, ist ein flach verlaufender Bergsattel zwischen zwei wenig eingeschnittenen Hochtälern. Die Schönheit der Gegend konzentriert sich auf die Cañons, welche in das Hochplateau eingeschnitten sind und von der Bahn an verschiedenen Orten als Passage benutzt werden; die schönsten auf der Linie sind die des Rio Grande und des Arkansas. An einigen Stellen sind die Schluchten 300 und mehr Meter tief, in der Regel sehr schmal und von gewundenem Lauf. Das Gestein ist meist rötlicher Granit, doch kommen auch an vielen Stellen Schichten von verschiedenster Farbe zum Vorschein. Die Wände der Schluchten sind meist hohe, fast senkrechte Felswände mit Vorsprüngen, Türmem und Klippen von den groteskesten Formen, oft, ähnlich wie in den Blauen Bergen, eine Aufeinanderfolge von senkrechten Felsbändern und steilen Böschungen von Geröll und Sand. Vegetation fehlt fast ganz; dafür kontrastiert die Farbenglut der purpurnen und gelben Abhänge und Felsen um so intensiver mit den schwarzen Schatten in den Tiefen der Schlucht.

Denver, 29.—30. Oktober 1901.

Denver, die Hauptstadt von Colorado, gilt als eines der merkwürdigsten Beispiele amerikanischen Städtewachstums im Westen. Vor 40 Jahren war hier eine von den Indianern bewohnte Steppe, das

jetzige Denver mit 166,000 Einwohnern ist eine ziemlich elegante Stadt mit imposanten Geschäftshäusern, hübschen Villenquartieren und freundlichen Vororten und bildet mit seinen Bäumen, Gärten und Alleen eine Oase in einer Steppe, in der ohne künstliche Bewässerung kaum etwas wächst. Vom Bahnhof, einem unprätentiösen Granitbau, geht die 17. Straße, die Hauptgeschäftsstraße aus, an die sich die andern Geschäftsquartiere unmittelbar anschließen. Neben alten häßlichen Häusern sind hier die Riesenbauten der Equitable, der First National Bank, Brown's Hotel u. s. w., von meist tadelloser, den Dimensionen des Baues angemessener Architektur. Roter Ziegelstein, roter Sandstein, Granit und weiße, glasierte Ziegel herrschen vor. Ein kolossales Netz von elektrischen Leitungen spannt sich über die Straße. Das ganze, sich nur wenig in die kaum bewohnte Landschaft hinaus verlängernde Netz der städtischen, elektrischen Straßenbahn mißt 248 Kilometer. Die bedeutendste Baute Denvers ist das Staatskapitol von Colorado, ein imposanter Granitbau nach dem Muster des Kapitols in Washington. Die Höhe der Kuppelgalerie beherrscht eine schöne Aussicht auf Denver und Umgebung. Im Süden liegt die lange Kette der Rocky Mountains: leuchtende Schneefelder über braunen Vorbergen, keine kühnen Gipfel, nur ein ruhiges Aufsteigen und Abfallen der Horizontlinie. Sonst ist der Horizont durch die völlig flache, baumlose Ebene begrenzt, die an schönen Abenden mit den tiefvioletten Färbungen am Horizont ihre südliche Natur offenbart.

Chicago, 2.—12. November 1901.

Die Fahrt von Denver nach Chicago bietet wenig Interessantes: riesige Ebenen, in der Nähe von Denver großenteils Steppe; je näher dem Missouri, um so mehr ist das Land angebaut. Auch die Ortschaften weiter östlich zeigen schon viel weniger Spuren von ganz neuer Besiedelung. Der Missouri und Mississippi sind da, wo sie von der Burlington Linie überschritten werden, sehr unbedeutende, trübe, 300—400 m breite Flüsse, zwischen wenig ansteigenden, mit lichtem Wald bedeckten Ufern.

Chicago ist abgesehen von der Regelmäßigkeit der Straßenzüge eine der planlosesten Städte. Elegante und proletarische Quartiere, Geschäfts-, Wohn- und Fabrikquartiere sind durcheinander gewürfelt. Das geschäftliche Zentrum liegt nahe dem Ufer des Michigan-Sees und zeichnet sich aus durch eine große Zahl von Riesenbauten, wovon der 19-stöckige Masonictempel die höchste ist. Von der Dachzinne dieses Baues bietet sich eine ganz eigentümliche Aussicht. Es war ein sonniger, kalter Tag,

die Luft voll Dunst, der meerartige Michigan See undeutlich sichtbar, die Stadt wie in einen Schleier gehüllt, durch den die dunkeln, grotesken Silhouetten von Dutzenden zwölf- und mehrstöckiger Häuser sichtbar waren. Die gewöhnlichen Häuser, d. h. die 3—6 stöckigen, verschwinden völlig und helfen den Eindruck der Skyscrapers zu vermehren. Die Gegensätze sind enorm, neben den titanischen Prachtbauten stehen noch alte, einstöckige Holzbaracken, und die in reinem, korinthischem Stil erbaute Gemäldegalerie hat als Hintergrund Getreideelevatoren. Kirchtürme und Fabrikkamine sind von meist lächerlicher Kleinheit neben den hohen Häusern. Aus hunderten und tausenden von Röhren strömt der weiße Rauch von Dampfheizungen und schwarzer Qualm und Rauch von Fabriken und Bahnhöfen, um von dem tosenden Winde über die Stadt weggewirbelt zu werden. In den Straßen wälzt sich ein endloser Verkehr ameisenkleiner Menschen. Es ist alles ein Bild schrankenloser Energie, Rastlosigkeit und anarchistischer Individualität. Die Architektur des Skyscrapers ist bemerkenswert, die untern Stockwerke zeigen meist einen reichen, architektonischen Schmuck, dann folgt die Hauptmasse der Stockwerke, alle total kahl, eine glatte Wand mit zahllosen, quadratischen Fenstern und zu oberst wieder eine massive und groß angelegte Verwendung dekorativer Elemente. Die Häuser machen nur in wenigen mißglückten Spezimina den Eindruck des Monströsen und geistloser Multiplizierung eines kleinen Hauses, in der Regel zeichnen sie sich durch eine außerordentliche, vornehme Einfachheit und Harmonie der Verhältnisse aus. Auch das Innere der Gebäude ist meistens sehr geschmackvoll; Treppen sind fast ganz obsolet und haben keine architektonische Bedeutung mehr. Die Aufzüge, die mit großer Geschwindigkeit fahren, sind so zahlreich, daß niemand an das Treppensteigen denkt. Die Innendekoration ist meist luxuriös, Marmor verbunden mit poliertem Messing u. dgl. findet man am häufigsten.

Der Straßenverkehr wird fast ganz durch die Straßenbahnen bewältigt: ein System von elektrischen Hochbahnen über den Straßen selbst und auf diesen zahllose Linien von Kabel-Bahnen, Trolley-Bahnen und einige wenige Pferdebahnen. Der Fußgängerverkehr ist nie so stark wie in London oder Paris und das Droschkenwesen ist ganz unentwickelt, auch die Privatequipagen sind in Anbetracht des Reichtums der Stadt meist sehr „westlich". Zahlreich sind die Privatfuhrwerke, welche die Besitzer selbst führen, sei es zum Vergnügen oder zu geschäftlichen Zwecken. Oft sieht man hier wie in Australien einen Arzt oder sonst jemanden sein Wägelchen und Rößlein an den Pfosten einer Bogen-

lampe anbinden. Die Straßen sind nachts durch darüber gespannte Glühlampen-Annoncen stellenweise fast festlich beleuchtet.

Niagara, 13. November 1901.

Großartigkeit der Natur und Ekelhaftigkeit der Menschen erreichen hier ihren Höhepunkt wie im Berner Oberland und in Colombo. Der breite, gewaltige St. Lawrence Strom eilt zwischen flachen, waldigen Ufern dahin in mächtigen Wirbeln und Schnellen, die weiße Gischt in der Wintersonne glitzernd, alles eine blendende Fläche. Dann teilt sich der Fluß, indem oberhalb des Absturzes eine ziemlich große, von einem hübschen Waldpark bedeckte Insel hervortritt. Eine Steinbrücke verbindet das amerikanische Ufer mit der Insel. Fels und Baum, Weg und Steg sind mit glashellem Eis überzogen, das sich aus dem aufwirbelnden und vom Wind flußaufwärts getriebenen Wasserstaube gebildet hat: ein Glitzern und Flimmern überall. Weithin ist das dumpfe Tosen der Fälle vernehmbar. Am großartigsten ist der kanadische Fall, über den etwa neun Zehntel des Wassers hinunterstürzen und der die Form eines Hufeisens hat, so daß ein wahres Amphitheater von Wasserwänden gebildet wird, aus dessen Tiefe unaufhörliches Donnern und Wolken von Wasserstaub aufsteigen. Weniger malerisch wird es unterhalb des Falles: Eisenbrücken, Fabriken, geschmacklose Häuser, Lifts am felsigen Talabhang u. dgl. Weiter flußabwärts wird es wieder einsam; dort sind die Rapids, eine tiefe Schlucht, durch welche das Wasser mit gewaltiger Schnelligkeit schießt, von Zeit zu Zeit eine schäumende Gischt emporschleudernd. Der Genuß wird aber ganz verdorben durch die raffinierte Fremdenausbeutung, überall wird man angesprochen, angebettelt, Ciceroni aller Sorten bieten sich an, Prellpreise sind die Regel, überall sind Billete zu nehmen, überall lauert ein Photograph. Man wird bei jeder nur denklichen Gelegenheit, namentlich wo Eintritte zu bezahlen sind, gepreßt, den landesüblichen Krimskrams von Photographien, Pelzen, Steinen 2c. zu kaufen.

Boston, 14./15. November 1901.

Im Quäkerstaate Massachusetts, besonders in Boston, glaubt man sich in ein anderes Land versetzt. Boston macht durchaus den Eindruck einer alten Stadt, der englische Typus herrscht hier vor. Enge, krumme Straßen, kleine Seitengassen wie in alten Quartieren europäischer Städte, daneben aber ausgezeichnete Hochbahn- und Straßenbahnanlagen. Ungefähr

in der Mitte der Stadt liegt der Common, ein ziemlich großer Park, an dessen einer Seite sich das alte Stadthaus erhebt. Boston ist reich an schönen Gebäuden, unter denen die öffentliche Bibliothek, welche dem „amerikanischen Athen" zum Ruhme gereicht, vor allem zu nennen ist. Abgesehen von ihrer Reichhaltigkeit und den großen Diensten, die sie dem Publikum als Leihbibliothek und Lesesaal (wobei auch ein eigener Lesesaal für Kinder) leistet, ist diese Bibliothek ein architektonisches Meisterwerk: nach außen einfache, monumentale Renaissance, inwendig aber außerordentlicher Luxus. Das Treppenhaus ist ausgeführt in gelblichem Marmor, die großen Felder sind ausgefüllt mit den geistvollen Gemälden von Puvis de Chavannes, welche die verschiedenen Arten des menschlichen Geistes in antiken Formen symbolisch darstellen. Neben der Bibliothek ist das äußerlich unschöne, aber reichhaltige Kunstmuseum, in dem Ribera, Snyders, Spagnoletto und Donatello vertreten sind. Auch sind gute amerikanische Porträts, namentlich aus der Zeit der Befreiungskriege, zahlreich vorhanden. Die japanische Sammlung sucht ihresgleichen, namentlich in Bezug auf Kunstgewerbe, aber auch die große Kunst ist hier besser vertreten als in anderen japanischen Sammlungen. In der Nähe des Museums steht die berühmte Trinity Church, welche das schönste Bauwerk Amerikas sein soll und als der beste Vertreter des Richardson'schen neuromanischen Stiles gilt. Die vornehmen Quartiere Bostons lassen trotz der Nüchternheit des Äußeren auf großen Reichtum schließen.

Philadelphia, 16.—20. November 1901.

Die Fahrt von Boston nach Philadelphia geht zunächst meist parallel zur atlantischen Küste und nicht weit von dieser entfernt durch die Staaten Massachusetts, Rhode Island und Connecticut nach New-York: eine unbedeutende, meist hügelige, waldige Gegend. Von New-York, bezw. New-Jersey führt die vierspurige Linie der Pennsylvania Bahn durch eine von ganz unbedeutenden Terrainwellen durchzogene Ebene nach Philadelphia. Die Bevölkerung ist hier sehr dicht, fast endlos weit hinaus erstrecken sich die Ortschaften, die in gewissem Sinne noch zu New-York gehören und nur etwa 50 km weniger bewohnten Landes trennt die Zone von New-York von der Vorstadtzone von Philadelphia. Die Kultur ist ziemlich intensiv. Lange bevor man die Station Philadelphia erreicht, ist der riesige Turm des Stadthauses sichtbar, bekrönt von der Bronzestatue Penn's. Die Vorstädte sind denen Londons ähnlich: fast alles kleine Häuschen, unabsehbare Reihen von absolut gleichen Gebäuden; viele Fabriken.

Der Bahnhof der Pennsylvania Bahn ist der schönste und größte, den ich in Amerika gesehen: eine lange Halle mit mächtiger Spannung, eine riesige, gotische Front in rotem Ziegelstein. Der Bahnhof liegt unmittelbar dem Stadthaus gegenüber, welches das Zentrum der fast ganz symmetrischen, schachbrettartigen Anlage der Stadt ist. Hier kreuzen sich die Hauptstraßen, die Marketstreet und die Broadstreet. Das Stadthaus ist ein gewaltiger Bau mit großem Innenhof; über der vordern Längsfront erhebt sich der hohe Turm; das Ganze ist ein ziemlich unglückliches Specimen französischer Renaissance. Um das Stadthaus herum ragen einige Skyscrapers, die einzigen der Stadt; im übrigen sieht man fast nur zweistöckige Häuser. Die Hauptgeschäftsstraßen, welche von der Broadstreet an den Delaware führen, machen keinen besonders großstädtischen, alle andern sogar einen typisch kleinstädtischen Eindruck. Das Pflaster ist in einem schrecklichen Zustande in fast allen Straßen und auch die Häuser sehen vielfach ziemlich verkommen aus; die meisten sind nach englischer Art gebaut, schmal und nur eine Wohnung enthaltend, sämtlich in dem Stil der Mitte des XIX. Jahrhunderts. Es ist alles durch und durch altmodisch und auch die Neubauten haben großenteils diesen Charakter. Modern und amerikanisch sind fast nur die sehr zahlreichen elektrischen Straßenbahnen; da fast alle Straßen sehr eng sind, läuft in der einen die Bahn nur in dieser, in der nächsten Straße nur in jener Richtung. Das ausgedehnte Trammaynetz hat eine außerordentliche Zentralisierung des Kleinhandels und die Dezentralisierung der Wohnungen herbeigeführt. Angeblich hat Philadelphia den größten Prozentsatz von in eigenen Häusern lebenden Einwohnern. Außer zu den Hauptgeschäftsstunden und Morgens und Abends, wenn die Leute kommen und gehen, ist der Straßenverkehr sehr klein. Nachts ist die Stadt wie ausgestorben und nach Mitternacht fahren nur noch wenige Tramwagen.

Die Universität Princeton liegt halbwegs zwischen Philadelphia und New-York, nur einige Meilen von der Hauptlinie entfernt, in einer fast ebenen, fruchtbaren und ziemlich waldigen, etwa an die Normandie erinnernden Gegend. Die Universität hat durch ihre Lage auf einer mäßigen Erdwelle einen freien Ausblick in die Ebene. Sie besteht aus einer großen Anzahl in einem Park verstreuter Gebäude. Die meisten sind im Tudor-Stil und von großer Eleganz, namentlich die Gebäude, in denen die Studenten wohnen. Was außer der Universität vorhanden, ist kaum ein Dorf zu nennen, ein paar Häuser und daran anschließend in einem prächtigen Parke die Villen der Professoren. Die alten Bäume, die weiten Wiesenpläne, der Ausblick auf die anmutige ländliche

Gegend, das Fehlen von Hecken u. dgl. geben der ganzen Anlage das Aussehen eines vornehmen Landsitzes.

Washington, 21. November bis 1. Dezember 1901.

Washington enttäuscht in vielen Beziehungen; es steht baulich und landschaftlich nicht auf der Höhe seiner politischen Größe. Die Gegend ist ziemlich langweilig und das wellige Hügelgelände, durch welches sich zwischen teilweise sumpfigen Ufern der Potomac hinzieht, läßt die großartig entworfene Anlage der Stadt nicht zur vollen Geltung kommen. Die Straßen bilden ein System von sich rechtwinklig schneidenden Linien, über welche ein Maschennetz diagonaler Hauptstraßen gelegt ist. An den Hauptpunkten dieses Straßensystems sind schöne öffentliche Anlagen mit Standbildern, die Hauptstraßen sind endlose Alleen. Die öffentlichen Gebäude sind größtenteils monumentale Prachtbauten, der antike Geschmack wiegt vor und gibt der Stadt einen vornehmen Anstrich. Aber zu diesem pompösen Rahmen paßt der Inhalt wenig. Die Quartiere, welche durch die vom Weißen Hause aus radiär verlaufenden Straßen gebildet werden, sind bewohnt von der politischen und zum Teil auch finanziellen Aristokratie Amerikas. Aber gerade hier zeigt sich eine Mesquinität und Geschmacklosigkeit, die wenig übereinstimmt mit den politischen Prätensionen und finanziellen Mitteln dieser Leute. Die Häuser, meistens aus rotem Ziegelstein, zweistöckig, von ganz kleinen Gärten umgeben, und alle nach einigen wenigen stereotypen Mustern errichtet, lassen an Trivialität nichts zu wünschen übrig. Auch das größte und luxuriöseste dieser Häuser, das Palais des Getreidehändlers Leiter aus Chicago ist ebenso künstlerisch unbedeutend als pauvre in seiner ganzen Anlage. Der feine Geschmack, den die Villenquartiere der westlichen Städte aufweisen, wird hier vermißt. Dieses ganze „Faubourg Saint Germain“ Washingtons sieht aus, als ob es aus Häuschen bestände, die von Kindern aufgestellt worden sind. Noch unschöner sind die Geschäfts- und Arbeiter-Quartiere, welche, im Vergleich zu New-York und Chicago, durchaus kleinstädtisch sind und ein Konglomerat der verschiedensten Arten von Häusern darstellen: alles in möglichster Disharmonie mit dem diese Viertel überragenden Kapitol. Namentlich häßlich sind die von den Negern bewohnten Quartiere, deren scheußliche Holzbaracken einen Grad der Verlotterung und Unreinlichkeit aufweisen, wie er kaum in den südlichen Ländern Europas getroffen wird. Das Gewollte, Forcierte sieht man Washington überall an. Es will Hauptstadt sein, aber es ist bloß eine Regierungsstadt, welcher die wirt-

schaftliche Grundlage für ihre politische Stellung fehlt. Obwohl gerade jetzt der Kongreß sich vereinigt, fehlt es gänzlich an elegantem Leben auf den Straßen, und, nach den Magazinen zu schließen, herrscht hier kein großer Luxus.

Einen wohltuenden Gegensatz zu diesen meist unschönen Privatbauten bilden die öffentlichen Gebäude, vor allem das Weiße Haus, welches, in einem mäßig großen, an alten Bäumen sehr reichen Parke gelegen, in seiner Schlichtheit einen außerordentlich vornehmen und großartigen Eindruck macht. Unweit davon ist das Staats-Ministerium, ein riesiger, antiker Bau, in der Art des britischen Museums; auf der gegenüberliegenden Seite die Ministerien des Auswärtigen, des Krieges und der Marine, welche in einem modernen, trivialen Monstre-Gebäude untergebracht sind. Von dem Weißen Haus schweift der Blick in die Talniederung des Potomac, aus welcher sich der hohe Obelisk erhebt, der namentlich Abends am rötlichen Himmel eine schöne Silhouette bildet und sich in dem stillen Arme des Flußes scharf abspiegelt.

Die bedeutendste Sehenswürdigkeit Washingtons ist das Kapitol. Es liegt auf einer Anhöhe im Nordosten der Stadt. Von dieser herkommend durchschreitet man zuerst weitläufige Anlagen, aus welchen man über eine grandiose Terrassen- und Treppenanlage unmittelbar zu dem Gebäude hinauf gelangt. Von hier macht der Bau einen wirklich imposanten Eindruck, außerordentlich massig, aber nicht schwerfällig, indem die Kuppel sehr gut proportioniert ist. Der Mittelteil ist am ältesten und am wenigsten reich ausgeführt, auf Distanz aber sind die einzelnen Bauperioden nicht wahrnehmbar. Die Hauptfassade ist nicht der Stadt zugewendet, indem deren Anlage ursprünglich in der gerade entgegengesetzten Richtung geplant war, aber infolge von Landspekulationen auf ihre jetzige Stelle verlegt werden mußte. Der Ausblick vom Kapitol auf die Stadt, den Potomac und die bewaldeten Anhöhen ist sehr schön. Von dieser Höhe aus ist die großartige Anlage der Stadt erkennbar. Die häßlichen Gebäude verschwinden und aus dem vielen Grün ragen nur die öffentlichen Paläste hervor.

Das Innere des Kapitols läßt den Mangel an Einheitlichkeit der Anlage weit mehr erkennen als das Äußere. Der Mittelbau mit der Rotunde, deren Wände durch, auf die amerikanische Geschichte bezügliche Kolossal-Gemälde geschmückt sind, weist in seinem korinthischen Stile alle Geschmacklosigkeiten der ersten Hälfte des XIX. Jahrhunderts auf. Die beiden Sitzungssäle für Senat und Repräsentantenhaus liegen in den neuen Flügeln und gehören zum Langweiligsten, was in dieser Beziehung

geleistet werden kann: stillose, unkünstlerische Wartesäle irgend eines beliebigen, großen Bahnhofes. Gerade jetzt ist Eröffnung des Kongresses. Die Vertreter des Repräsentantenhauses sind sehr zahlreich erschienen und bilden eine ziemlich gemischte Gesellschaft, ein großer Prozentsatz der Leute sind noch in jüngeren Jahren. Im Senate dagegen sind nicht sehr viele anwesend, unter diesen aber fast alle bedeutenden Politiker, meistens Leute über den Fünfzig, unter ihnen manche markanten Köpfe. Auf den Pulten aller einflußreichen Senatoren sind Blumensträuße, große Blumen-Arrangements ꝛc. wie für Primadonnen aufgetürmt, Geschenke von Aspiranten auf Pensionen, Ämter und Sinekuren. Neben den Sitzungssälen sind die Zimmer für die Präsidenten, Kommissionen ꝛc., alle im überladensten Stil des III^me Empire.

Unweit des Kapitols ist die Bibliothek des Kongresses, ein luxuriöser, moderner Bau, der jedoch zu sehr an ein Ausstellungsgebäude erinnert. Die Bibliothek, eine der reichhaltigsten der Welt, ist technisch aufs denkbar Vollkommenste eingerichtet, so daß z. B. ein Kongreßmitglied irgend eines von den ca. 4 Millionen Büchern etwa vier Minuten nach der Bestellung im Sitzungssaale haben kann, indem Kapitol und Bibliothek durch einen etwa 400 Meter langen Tunnel miteinander verbunden sind. Neben der Bibliothek enthält das Gebäude noch ausgedehnte Sammlungen alter Drucke und Karten, namentlich soweit die Vereinigten Staaten in Betracht kommen. Das Innere des Bibliothekgebäudes ist verschwenderisch ausgestattet in Hochrenaissance. Die Säulen, Geländer, Friese ꝛc. des Vestibüls sind aus grauem Marmor, alle Wände, Decken und Zwickel mit Malereien dekoriert. Diese Gemälde, an welchen einige Dutzend amerikanische Künstler gearbeitet haben, scheinen eine verunglückte Kopie der Gemälde zu sein, welche Puvis de Chavannes in der Bibliothek zu Boston angebracht hat. Die meist allegorischen Vorwürfe sind in duftigen, nebelhaften Farben und zum Teil in barock modernen Linien ausgeführt. Viele der Gemälde sind von hohem künstlerischem Wert, manche aber direkt geschmacklose, moderne Übertreibungen. Namentlich ungünstig wirkt aber der Umstand, daß diese äußerst zart gemalten, mehr Pastellbildern ähnelnden Gemälde in massiven Steinumrahmungen sich befinden, wodurch sie gänzlich erdrückt werden. Diese Verschwendung von intimer Malerei in einem Monumentalgebäude wirkt gerade so abstoßend wie der Mißbrauch der Skulpturen am Dome in Mailand.

Die Umgebung von Washington ist sehr hübsch; von den umliegenden, mit Laubwald bedeckten Hügeln, bieten sich manche herrliche Aussichten auf die Stadt. Den schönsten Ausblick auf Washington hat man von

Arlington, dem ehemaligen Landsitz des Generalissimus der Konföderierten. Jetzt enthält das alte Herrenhaus, das mit seinem großen Säulenportikus ein einfaches, aber würdiges Specimen des sog. Kolonialstils ist, eine Art Museum und in dem ausgedehnten Parke sind zahllose Gräber von im Secessionskriege Gefallenen. Der Blick auf die Stadt ist hier großartig, indem bei der ziemlich großen Distanz die unschönen Einzelheiten verschwinden, während das Kapitol und der Obelisk deutlich erkennbar sind und der Stadt eine an Rom erinnernde Silhouette geben, um so mehr als auch die Färbungen italienische Wärme aufweisen.

Der schönste Ausflug von Washington aus führt nach Mount Vernon, dem früheren Landgute der Familie Washington, welches jetzt Nationaleigentum geworden. Das Gut liegt auf einer ansehnlichen Anhöhe unmittelbar über dem Potomac, der hier als stattlicher Fluß sich in mäßigen Windungen durch ein tiefes, waldiges Tal zieht. Das Haus ist zweistöckig, länglich, aus Holz, in antikisierendem Stil, und bildet mit den zahlreichen, einst für die Negersklaven bestimmten Wirtschaftsgebäuden ein großes Viereck, dessen Zugänge und Umgebung sich auszeichnen durch wundervolle, alte Bäume. Daneben liegen charakteristische altmodische Blumen- und Gemüsegärten im Geschmack des XVIII. Jahrhunderts, an die sich ein herrlicher englischer Park anschließt. Das Haus ist inwendig möglichst intakt gelassen, die Zimmer haben die alte Einrichtung behalten und erinnern durchaus in Reichtum und Geschmack an die Einrichtung eines eleganteren schweizerischen Patrizierhauses aus der zweiten Hälfte des XVIII. Jahrhunderts. Alles ist ziemlich einfach, aber das Ganze macht einen außerordentlich aristokratischen Eindruck. Äußerst schlicht und anspruchslos ist das Grab Washingtons, das unweit vom Hause im Garten gelegen ist.

New-York, 2.—12. Dezember 1901.

Der Eindruck, den New-York macht, ist ein sehr verschiedenartiger und ruft entgegengesetzten Empfindungen. Während z. B. die obern Teile der Stadt ein stark kontinentales oder englisches Gepräge haben und geradezu anheimeln, ist die untere Stadt ein Bild fast befremdenden, aber imponierenden Amerikanertums.

Dieser untere Teil von New-York, d. h. die südliche Spitze der Halbinsel, auf der die Stadt liegt, ist das Zentrum des Geschäfts- und Hafenverkehrs. Dieser Teil der Stadt gehört nebst Moskau, Rom und Peking zu den merkwürdigsten und großartigsten Städtebildern. An der

Spitze dieser Halbinsel vereinigen sich der Hudson und der East-River. Gegen das Meer öffnet sich die weite, von ganz entfernten Ufern eingeschlossene New-York-Bay. Auf dem Ufer von Long-Island, das wenig ansteigt, breitet sich fast unabsehbar Brooklyn aus, auf dem jenseitigen Ufer des Hudson dagegen New-Jersey. Diesem vorgelagert ist eine kleine Insel, auf welcher sich die Riesenstatue der Freiheit erhebt. Überall längs der Küsten sind Dockanlagen, Lagerhäuser, Piers und die Quais sind dicht besäumt von Dampfern der verschiedensten Größen. Auf dem Fluß wimmelt es von Dampfbarkassen, Fährboten, Dampfern und Seglern, durch welche von Zeit zu Zeit ein großer Ozeandampfer langsam durchgleitet. Das schönste Bild bietet sich von der Brooklyn Brücke, welche ein ästhetisches Meisterwerk der Eisenkonstruktion ist, indem die mäßig geschweifte Linie der mittleren Spannung ebenso graziös durch ihren Verlauf als monumental durch ihre Dimensionen ist. Eine ähnliche Brücke befindet sich etwa 1 km flußaufwärts im Bau. Ein außerordentliches Leben pulsiert über die Brücke, in jeder Richtung laufen elektrische Bahnen und endlose Kolonnen von Wagen. Der untere Teil New-Yorks macht von dieser Brücke aus einen faszinierenden Eindruck. Aus dem Gewimmel des Schiffsverkehrs und den rußigen und häßlichen Quartieren längs des Ufers steigt die titanenhafte Stadt von Riesengebäuden empor. Die niedrigsten unter ihnen überschreiten schon das gewöhnliche Maß großer Häuser, aber aus ihnen heraus ragen die sog. Himmelskratzer, welche, zwar vereinzelt dastehend, aber doch in sehr großer Zahl vorhanden, der Stadt das Aussehen einer riesigen Festung geben und zum Teil an die Riesenbauten Karthagos erinnern oder noch vielmehr an die Tortürme der Tatarenmauer von Peking. Mit diesen letztern haben sie eine auffallende Ähnlichkeit, indem durch die gleiche äußere Gliederung das Problem der Massenverteilung glänzend gelöst ist. Wie in Peking ist der Sockel des Gebäudes, d. h. etwa die drei untersten Etagen, äußerst massiv und schwer gehalten, dann folgen ca. 10 Stockwerke, welche aller äußeren Dekoration entbehren, indem wie in Peking die schmucklosen Fenster als annähernd quadratische Rechtecke in die weiße, glatte Mauer geschnitten sind. Erst die obersten Stockwerke sind wieder in einen einheitlichen, kolossalen Fries gegliedert. Der Bau macht so den Eindruck großer Einheitlichkeit, er ist nicht ein bloß vergrößertes, gewöhnliches Haus, sondern der ganze Bau ist als Einheit konzipiert. Die einzelnen Stockwerke treten vollständig zurück, der gesamte Aufbau des Gebäudes ist architektonisch von ihnen unabhängig. Das Material ist gewöhnlich von verschwenderischem Reichtum: heller Granit oder Marmor. Ebenso

glänzend ist das Innere. Wenn schon manche dieser Riesenhäuser ästhetisch nicht einwandfrei, z. T. sogar geschmacklos sind, gibt es unter ihnen solche, welche unzweifelhaft zu den bedeutendsten architektonischen Leistungen des Jahrhunderts gehören und mehr als irgend etwas anderes den von keiner Tradition beengten Grundgedanken der westeuropäischen Menschheit zu Beginn des XX. Jahrhunderts darstellen. Der außerordentliche Eindruck, den New-York macht, beruht darauf, daß diese Stadt den charakteristischen Ausdruck einer wichtigen Phase der Weltgeschichte darstellt.

Das Innere der Stadt in dem unteren Teile ist ebenfalls von höchstem Interesse, indem die nur mäßig breiten Straßen gleich tiefen Cañons erscheinen und Kanälen gleichen, durch welche sich unaufhörlich eine endlose Flut von Menschen und Fahrzeugen ergießt. Die öffentlichen Gebäude wie die Post, das Stadthaus u. a. machen neben den privaten Riesenbauten einen fast mesquinen Eindruck. Der obere Teil der Stadt besteht großenteils aus Wohnquartieren und zwar sind die innern, parallel der fashionabeln 5. Avenue gelegenen die besten, aber von der stereotypen, langweiligen englischen Art der schmalen, hohen Einfamilien-Häuser, während die äußern Quartiere von den weniger bemittelten und z. T. von den allerärmsten Schichten der Bevölkerung bewohnt werden und in ihrer Bauart am meisten an deutsche Großstädte erinnern. Hier herrscht unbedingt das kontinentale Miethaus vor. In der Mitte des obersten Stadtteils liegt der enorme Zentralpark, eine Anlage in der Art des Hyde-Parkes. Auffallend ist die Spärlichkeit des Corsos trotz der jetzigen Saison. Das denkbar anspruchsloseste aber ist der kleine Zoologische Garten. Im Zentralpark liegt auch das Metropolitan-Museum, welches eine Gemäldesammlung und kunstgewerbliche Altertümer enthält. Obwohl die Galerie mehrere berühmte alte Meister enthält, ist diese Sammlung nicht sehr hervorragend, namentlich aber ist es erstaunlich, daß die modernen Maler nicht in einer Weise vertreten sind, die im Verhältnis zu den Prätensionen und Mitteln New-Yorks steht; auch die Sammlung von Gipsabgüssen und kunsthistorischen Facsimiles würde eher in eine mittelgroße Stadt passen. Großartiger angelegt ist das auf der andern Seite des Parkes gelegene Naturwissenschaftliche Museum, welches ähnlich dem South-Kensington-Museum eine gemeinverständliche Anordnung des Materials aufweist. Längs des Zentralparkes und von da in die untere Stadt hinunter führt die berühmte 5. Avenue. Diese Straße enttäuscht indessen sehr, da neben einigen schönen Gebäuden Trivialität und Mesquinität vorherrschen. Das schönste Gebäude ist der Militärklub, eine stereotype Nachahmung

eines florentinischen Palastes. Das Vanderbilt'sche Haus in französischer Gotik ist ein gedrückter, großer, protziger Kasten. In unmittelbarer Nähe der elegantesten Häuser finden sich Läden untergeordneter Art, und die mehr villenartigen, dem Park gegenüberliegenden Häuser reichen an Originalität und Geschmack lange nicht an das heran, was die Städte des Westens bieten. Der untere Teil der 5. Avenue zeigt schöne Läden, namentlich das Kunsthandwerk ist hervorragend. Auch einige der größten und elegantesten Hotel finden sich dort.

Einer der schönsten Aussichtspunkte New-Yorks ist die Anhöhe beim Grabmal des Generals Grant; dort ist das Ufer des Hudson bereits ziemlich hoch, sowohl auf dem rechten wie auf dem linken Ufer, und von dem Rand des gegen den Fluß abfallenden Plateaus bietet sich ein wunderbarer Blick auf das breite, bewaldete, ziemlich einsame Flußtal. Das Grabmal selbst ist ein klotziger Bau nach dem Muster römischer Mausoleen, das Innere ist einfach und gediegen. Unweit des Denkmals ist die Columbia Universität, ein ausgedehnter Komplex von Gebäuden, unter welchen namentlich die Bibliothek hervorragt. Die Anlage ist z. T. sehr großartig, allerdings noch nicht völlig ausgebaut. Die Universität enthält neben den eigentlichen wissenschaftlichen Colleges Fachschulen, wie z. B. die Rechtsschule, die medizinische Schule u. s. w.

New-Haven, 5. Dezember 1901.

Ganz heimatlich berührte mich der Besuch der von New-York leicht zu erreichenden alten Universität Yale in New-Haven. Die Stadt selbst ist nicht hübsch, aber die altertümliche Universität gibt ihr ganz den Charakter einer alten, englischen Universitätsstadt. Ein großer Platz mit mächtigen, alten Ulmen und zwei altmodischen Kirchen aus dem XVII. oder XVIII. Jahrhundert bilden den Mittelpunkt des Städtchens. Auf drei Seiten dieser Anlage erheben sich die zahlreichen Universitätsgebäude, z. T. prachtvolle Neubauten im Tudorstil und anderen Bauarten; daneben alte, bescheidene, in die früheren Jahrhunderte zurückreichende Gebäude, welche mit der größten Pietät behandelt werden. Namentlich der Klub der Dozenten, welcher in einem dieser alten, unscheinbaren Häuser untergebracht ist und dessen kleine, altmodische Zimmer angefüllt sind mit lokalen, an die Geschichte der Universität erinnernden Antiquitäten, hat ein durchaus alteuropäisches Cachet. Man glaubt in Oxford oder Cambridge zu sein, und diese Illusion, plötzlich der neuen Welt entrückt zu sein, wird noch beträchtlich erhöht durch den Verkehr mit den Universitäts-

professoren, welche die Repräsentanten des alten, vornehmen Amerikanertums sind. Die Dozenten wohnen großenteils in einfachen, aber geschmackvollen Villen, die sich an den Universitätskomplex anschließen.

New-York-Cherbourg, 12.—17. Dezember 1901.

Stürmische Fahrt über den Atlantischen Ozean mit dem Dampfer „Deutschland". Am Morgen des 6. Tages kamen die hellen Klippen der englischen Küste in Sicht, und nach wenigen Stunden tauchte, matt von der bleichen Wintersonne beleuchtet, das europäische Festland auf, dessen heimatlichen Boden ich mit freudigem Stolz wieder begrüßte.

Anhang.

I. Die kommerziellen Verhältnisse Sibiriens mit Rücksicht auf die Entwicklung des sibirischen Importes.

(Geschrieben im Jahre 1900.)

Übersicht: I. Zonen und Zentren des russisch-sibirischen Handels. a) Die pazifische Zone (Ostsibirien). b) Moskau mit Europäisch-Rußland, West- und Mittelsibirien. II. Geschäftsmethoden nach Zonen und Geschäftszweigen. a) Rußland, West- und Mittelsibirien. aa) Manufakturwaren, Gebrauchsartikel, Lebensmittelgeschäft. bb) Maschinengeschäft. b) Pazifische Zone. c) Regierungsgeschäft und Geschäft mit Eisenbahngesellschaften. III. Größe, Aufnahmefähigkeit und Bedürfnisse der einzelnen Absatzgebiete. a) Die russisch-sibirische Land- und Arbeiterbevölkerung, Chinesen und Koreaner. b) Die Mandschurei. c) Die sibirische Stadtbevölkerung. d) Staatliche und private Bahnen. e) Städtische Gemeinden. f) Bergbau, Metall- und andere Industrien. IV. Kreditverhältnisse. V. Die Produktion in Rußland.

I. In Bezug auf die Möglichkeit schweizerischen, überhaupt westeuropäischen Exports nach Rußland, ist das Gebiet des Russischen Reiches in zwei Zonen einzuteilen:

1. das Europäische Rußland mit West- und Mittel-Sibirien;
2. das Amur-Bassin bis Strjetensk.

a) Letztere Zone erstreckte sich vor Eröffnung der transbaikalischen Bahn von der Küste des Stillen Ozeans bis zum Westufer des Baikal-Sees. Nach Eröffnung dieser Bahn wurde die Zollinie bis zum Terminus der Bahn (Strjetensk an der Schilka) vorgeschoben. Nunmehr ist die Zollfreiheit ganz aufgehoben worden, und zwar soll der russische Zolltarif mit Anfang des Jahres 1901 für das ganze östliche Sibirien (Amurisches Generalgouvernement) in Anwendung kommen. Indessen wird durch die Einverleibung Ostsibiriens in den russischen Zollverband keineswegs eine völlige wirtschaftliche Assimilation dieses Gebiets mit dem übrigen Rußland und Sibirien stattfinden, da Ostsibirien seine besonderen Bedürfnisse hat, seine Handelsbeziehungen bisher hauptsächlich mit dem Auslande hatte, sein Import größtenteils mit nichtrussischen Krediten finanziert wurde, und da sich auch sein Geschmack der fremden Ware angepaßt hat.

Was die Transportverhältnisse betrifft, so wird der größte Teil Ostsibiriens auf die Zufuhr über Meer angewiesen sein, da die sibirische Bahn in ihrem jetzigen Zustand nicht fähig ist, neben West- und Mittelsibirien auch die ostasiatischen Provinzen zu versorgen. Zudem ist die Schiffahrt auf der Schilka und dem Amur

(als Bindeglied zwischen der transbaikalischen und der ussurischen Bahn) zeitlich sehr begrenzt und wegen der Beschaffenheit der Flüsse nicht hinreichend zuverlässig und sicher. Auch nach Einführung des Zolltarifs soll vorläufig noch die Zollfreiheit für Eisen und für Maschinen aufrecht erhalten bleiben. In gleicher Weise ist, wie jetzt für Ostsibirien, seit Eröffnung der west- und mittelsibirischen Bahn die zollfreie Einfuhr auf den Flüssen des Eismeers, auf welchem Wege die Engländer ein ansehnliches Geschäft gemacht hatten, aufgehoben worden.

Diese ehemals zollfreie Zone Rußlands, d. h. sein pazifisches Gebiet, gehört und wird in vielen Beziehungen noch ziemlich lange kommerziell zu Ostasien gehören und unter wesentlich anderen Bedingungen als das übrige Rußland stehen. Hauptpunkte für Einfuhr, Verteilung und Konsum sind Wladiwostok, Chabarowsk, Blagowjeschtschensk und Nikolajewsk.

Indirekt gehört zur kommerziellen Zone das Amur-Bassins noch die nördliche Mandschurei (chinesische Provinzen Chei-Lun-Tsian und Kirin), welche auf der transmandschurischen Bahn von Wladiwostok und Port Arthur, und vom Amur aus auf den Flüssen Ussuri, Sungari, Argun und der Handelsstraße Blagowjeschtschensk-Aigun-Mergen-Tsitsikar erreicht wird. Die südliche Mandschurei importiert namentlich über den chinesischen Vertragshafen Niuchwang und gehört in den Bereich des chinesischen See-Importhandels.[1]

b) Die erstgenannte Zone, das übrige Rußland umfassend, besitzt als wichtigste kommerzielle Zentren Moskau, Petersburg, Warschau, Odessa. Moskau und Warschau (mit Lodz) sind die wichtigsten Produktions- und Verteilungszentren. Petersburg und Odessa dienen namentlich dem Import und Export als Durchgangspunkte. Die wirtschaftliche Stellung Moskaus in Rußland ist so dominierend, daß es zur Zeit als wichtigster Stütz- und Ausgangspunkt für den Absatz russischer wie fremder Waren betrachtet werden muß. Im Mittelpunkt eines ausgedehnten Eisenbahnnetzes liegend, hat es direkten Zusammenhang mit den an Bedeutung immer mehr zunehmenden, zum Teil eisfreien Häfen der Ostsee: Riga, Libau, Windau, sodann mit dem Weißen Meer (Archangelsk), mit den Eisenproduktionszentren des Donez-Bassins und des Ural, ferner über die nahe Wolga mit dem Kaspischen Meer (Naphta). Und endlich ist Moskau der Ausgangspunkt der sibirischen Bahn. Eine natürliche Grundlage hat die Vorherrschaft Moskaus ferner noch in dem Umstand, daß in und um Moskau die mächtigste, kapitalkräftigste und entwickeltste Industrie Rußlands, die Baumwoll-Industrie, sowie eine bedeutende mechanische und Seiden-Industrie konzentriert sind.

Die Methoden des russischen Handels und die Entwicklung der Verkehrsverhältnisse haben weiter die Konzentration des Handels befördert. Da der Russe in der Regel das, was er kauft, in natura sehen will, da trotz der außerordentlichen Entwicklung vieler russischen Industrien der Handel vielfach noch seine frühere Eigenart behalten hat, für welche persönliche Beziehungen und persönliche Abmachungen charakteristisch sind, kurz, da der russische Handel noch nicht jene formale Durchbildung besitzt wie der westeuropäische oder amerikanische, und da ferner wegen der Größe der Distanzen, der Mangelhaftigkeit und zeitlich beschränkten Benutzbarkeit der Verkehrswege (Flüsse und Straßen) der Warentransport auf relativ wenige Linien angewiesen war und zum Teil noch ist: aus allen diesen Gründen hatte sich der

[1] Die kriegerischen Ereignisse in den Jahren 1904 und 1905 lassen die kommerziellen Verhältnisse der Mandschurei und der benachbarten Gebiete für die Zukunft noch ganz ungewiß erscheinen.

russische Handel notwendigerweise auf einige Hauptpunkte konzentriert. Bis vor kurzem war einer der wichtigsten dieser Nishny-Nowgorod mit seiner Messe, welche maßgebend war für das ganze Wolgabecken und die östlich von diesem gelegenen Gebiete. Sibirien besaß noch einen besondern Markt in Irbit. Die Bedeutung dieser Märkte ist — außer für schwere Waren, wie Eisen, für welche die Vorteile des Flußtransports maßgebend sind — in starkem Rückgang begriffen. Durch das ausgedehnte, auf Moskau konvergierende Eisenbahnsystem hat diese Stadt den größten Teil dieses Geschäfts an sich gezogen und wird immer noch mehr an sich ziehen. So ist Moskau namentlich der Hauptpunkt für den Export nach Sibirien geworden.

II. a) Während diese Hauptzonen für den gesamten Handel maßgebend sind, gestaltet sich das Geschäft für verschiedene Gattungen von Waren in den einzelnen Zonen verschieden.

aa) Die absolute Vorherrschaft Moskaus bezieht sich namentlich auf Artikel der Manufakturbranche, Uhren, Lebensmittel, während das große Maschinengeschäft weniger konzentriert ist. Für das in Moskau konzentrierte Geschäft kommen speziell für den Ural und Sibirien Sub-Zonen in Betracht, deren Zentren Jekaterinburg, Tomsk, Irkutsk, in zweiter Linie Omsk, Krasnojarsk u. a. sind. Hauptandelsplatz ist Irkutsk. Die bedeutenden Detaillisten dieser Plätze, welche zugleich auch Grossisten sind, kaufen durch ihre Agenten oder Kommissionäre ihren Bedarf aus erster Hand in Moskau, Warschau, Lodz, Odessa u. s. w. Sie versehen damit ihre eigenen Detailgeschäfte, deren sie in der Regel an mehreren Plätzen halten, sowie diejenigen ihrer Klienten in der Provinz. Ehe die sibirische Bahn eröffnet war, welche das Reisen in Sibirien in ganz außerordentlicher Weise verbilligt hat, waren diese kleinen Händler gänzlich abhängig von den Grossisten in Irkutsk, Jekaterinburg u. s. w. Heute fangen sie an, selber nach Moskau zu fahren, um dort einzukaufen. Auf diese Weise versorgt Moskau direkt und indirekt die Provinz.

Die größten Detail-Engros-Geschäfte in Irkutsk, welche ihre eigenen Filialen zum Teil über ganz Sibirien bis Strjetensk ausgedehnt haben, sind Fforof, Stachejef, Kalmejer. Ihre Detailgeschäfte sind Warenhäuser großen Stils, in denen beinahe alle Artikel des täglichen Bedarfs zu haben sind. Die Hauptartikel sind russischer Herkunft, da die Gegenstände des russischen Massenbedarfs (Baumwoll- und Wollgewebe, Lederwaren, Geschirr, Samoware, Pelzwaren, auch Seidengewebe) im Lande selbst hergestellt werden und durch Zölle geschützt sind. Indessen finden sich in diesen Geschäften eine Menge ausländischer Artikel (Luxusgegenstände, Passementerie-Waren, Konfektions-Artikel, Konserven, Delikatessen, Spirituosen). Die Qualität desselben Artikels in den Magazinen der gleichen Firma an verschiedenen Plätzen ist wesentlich verschieden. Während z. B. in Irkutsk und andern Zentren der Gold-Industrie, wo genügend reiche Konsumenten sich befinden, Waren von sehr guter Qualität und von Geschmack zu haben sind, ist deren Niveau z. B. in Strjetensk ein ziemlich tiefes, entsprechend den Ansprüchen der dortigen Kosaken- und Minenarbeiter-Bevölkerung.

Während der Hauptabsatz sowohl in den größern Städten als auch — und zwar in noch höherem Maße — in den kleinern Orten durch allgemeine Warenhäuser geschieht, besteht für einige Warengattungen teilweise eine Spezialisierung, so namentlich für Uhren, Eisenwaren und kurrente technische Artikel. Das Engros-Uhrengeschäft ist wesentlich in Moskau konzentriert, wo auf diesem Gebiete u. a. auch Schweizerhäuser eine bedeutende Rolle spielen. Das Metallwarengeschäft (Werkzeuge,

Installationsgegenstände, kleine Maschinen, teilweise auch landwirtschaftliche Maschinen) steht im allgemeinen unter denselben Bedingungen wie das Manufakturwarengeschäft, mit der Ausnahme, daß die Verteilung in der Regel nicht über die Zentren zweiten Ranges, wie Jekaterinburg, Irkutsk, Tomsk, hinausgeht.

Für alle derartigen Geschäfte ist es somit wesentlich, in Moskau selbst auf dem Platze oder vertreten zu sein. Handelsreisende sind selten, und wie in Rußland, so auch in Sibirien nicht gerade gern gesehen. Russische Manufakturwaren-Produzenten, welche in Irkutsk eigene Vertretungen errichteten, haben mit denselben sehr schlechte Geschäfte gemacht und sie zum Teil zurückgezogen. Vertretungen ohne Lager taugen in Sibirien wenig; doch ist allerdings für Lager im allgemeinen der Absatz zu klein. Andererseits aber werden für sofortige Lieferung sehr hohe Preise bezahlt.

Der Absatz in Europäisch-Rußland ist demjenigen in Sibirien nicht unähnlich; doch bestehen — abgesehen von den von einander sehr unabhängigen Zentren Moskau, Petersburg, Warschau — noch mehrere Konzentrationspunkte zweiten Ranges, wie Odessa, Reval, Riga, Kiew, Jekaterinoslaw, Rostow am Don, Tiflis u. s. w.

Manche der größten Produzenten der Textil- und Metallbranche des Moskauer Industriebezirks haben in den letzten Jahren eigene Filialen oder Vertretungen an diesen Plätzen errichtet, während früher der ganze Absatz durch Moskauer Häuser vermittelt wurde. Indessen ist diese Entwicklung erst im Beginnen. Die direkten Handelsbeziehungen dieser Plätze zum Ausland im Vergleich zu denen Moskaus sind noch gering. Zudem haben die Moskauer Häuser, welche als Vermittler schweizerischer Produkte wirken könnten, meist eine dieser neuen Entwicklung angepaßte Organisation.

bb) Das große Maschinengeschäft, d. h. der Absatz von mechanischen Produkten, die in der Regel nicht vom Lager gekauft werden, sondern wo das Produkt den individuellen Verhältnissen ganz oder teilweise angepaßt wird, steht unter wesentlich andern Bedingungen als das oben beschriebene Geschäft. Die Konzentration ist hier geringer, wenn gleich Moskau als Mittelpunkt des wichtigsten Industriegebiets und kommerzielles Zentrum des Landes unbedingt den ersten Rang einnimmt. Von Bedeutung sind ferner noch Warschau, Kiew, Jekaterinoslaw (Zentrum der Kohlen- und Eisenproduktion des Donez-Bassins), Baku (Naphta), Jekaterinburg (Zentrum der Ural-Montanindustrie). Von diesen Plätzen aus sind die zu ihnen gehörenden Punkte zu bearbeiten durch Anknüpfung direkter Beziehungen mit den Konsumenten. Eine große Zahl von Fabriken, Bergbauunternehmungen haben jedoch eine Direktion oder Vertretung oder sonst ein Organ in Moskau, weshalb vor allem dort schweizerische Exporteure vertreten sein müßten. Moskau ist auch von großer Bedeutung als Zentrum des russischen Kapitals, welches die russische Produktion ins Leben ruft. Die sibirische Industrie ist noch so wenig entwickelt, und die Montan- und Gold-Industrie arbeitet großenteils noch so extensiv mit primitiven Hülfsmitteln, daß der Import von Maschinen nach Sibirien noch sehr beschränkt ist. In Tomsk besteht ein „Technisches Bureau", welches verschiedene Firmen vertritt, u. a. das Krupp-Grusonwerk. In Irkutsk ist nur eine Moskauer Dampfmaschinen- und Pumpen-Fabrik, sowie eine solche für Feldbahnen, Werkzeuge u. dgl. und eine für elektrische Apparate vertreten durch Agenten, welche sich jedoch zum Teil mit verschiedenartigen Artikeln befassen. Einzelne Maschinen werden direkt in Moskau bestellt. Da in Sibirien und schon im Ural Haupthindernisse des Handels die großen Distanzen bezw. die durch sie bedingten langen Liefertermine sind, so ist es von der größten Bedeutung

für die Erlangung von Absatz, dem Vertreter ein hinreichend großes Lager zu geben, sowohl bei Vertretungen in Rußland, wie bei solchen in Sibirien. Die Preise kommen hiebei weniger in Betracht als die Möglichkeit, rasch liefern zu können.

Einen bedeutenden Einfluß auf den Import fremder Maschinen in Rußland muß die rasche Entwicklung der russischen Maschinen-Industrie haben, welche, wenn einmal dem inländischen Bedarf einigermaßen entsprechend, voraussichtlich durch Schutzzoll gedeckt werden wird.

Jedenfalls wird der russische Maschinenkonsument sich immer weniger direkt ans Ausland wenden und so bewirken, daß, wer nach Rußland exportieren will, dort auch vertreten sein muß. Einen großen Vorteil haben natürlich die ausländischen Firmen, welche auch in Rußland fabrizieren und je nachdem die einen Produkte in Rußland herstellen, die andern von dem ausländischen Hauptgeschäft kommen lassen.

b) Was den Export nach Ostsibirien betrifft, so hat dieser noch einen kolonialen Charakter. Das Land ist noch sehr dünn bevölkert, die Bevölkerung zu einem großen Teil eine nicht-europäische (Chinesen und Koreaner; die Ureinwohner kommen kommerziell wenig in Betracht). Die Industrie hat kaum angefangen, sich in diesem Lande zu entwickeln. Der Hauptimport geschieht durch einige große Firmen, welche ihre Waren in eigenen Detailgeschäften absetzen. Das größte dieser Geschäfte ist das von Kunst & Albers in Wladiwostok, zugleich auch Bankier und Reeder. Diese Firma hat ihre eigenen Filialen an allen größern Plätzen Ostsibiriens, sowie an zahlreichen kleinern Orten des Ussuri-Gebiets, an der Küste und auf Sachalin. Die Firma kauft das meiste in Hamburg ein durch ein Kommissionshaus, welches nur ihren Zwecken dient. Sie arbeitet auch fast ausschließlich mit deutschen Krediten.

Eine zweite große Firma ist Tschurin & Co., ein russisches Haus, das viel russische Waren absetzt, aber auch im Ausland durch eigene Kommissäre einkauft. In letzter Zeit haben Firmen in Lodz (Russisch-Polen) mit Erfolg Reisende nach Ostsibirien geschickt. Neben den erwähnten beiden großen, in ganz Ostsibirien vertretenen Firmen, gibt es in Wladiwostok noch eine Reihe kleinerer Häuser, welche in der Regel auch fast alle Artikel führen. Ein großes Geschäft mit kurrenten Maschinen, namentlich mit amerikanischen landwirtschaftlichen Maschinen für die Amurgegend, sowie mit Instrumenten, Apparaten, Eisenwaren u. s. w. macht die amerikanische Firma Emery, ferner die deutsche Firma Arthur Koppel.

Die großen Warenhäuser machen ihr Geschäft durch die große Auswahl, die sie bieten. Was an den großen Plätzen übrig bleibt, geht an die kleinern, der Rest wird von Unternehmern aufgekauft, welche die Waren an ihre Arbeiter, die gezwungen sind, bei ihren Arbeitgebern zu kaufen, weiter veräußern.

Bisher haben diese großen Firmen, speziell Kunst & Albers, den Markt von Wladiwostok und seinem Hinterlande absolut beherrscht; auch das Geschäft mit der Krone geht großenteils durch ihre Hände. Jetzt sind namentlich die Russisch-Chinesische Bank und die Sibirische Handelsbank bestrebt, durch Vermittlung von russischen und ausländischen Krediten andere Firmen konkurrenzfähig zu machen. Auch beginnt in Wladiwostok allmählich das Spezialgeschäft aufzukommen; in der Eisenwaren- und Maschinenbranche ist von der Bochumer Firma Arthur Koppel eine eigene Filiale eröffnet worden. Die großen, äußerst kapitalkräftigen Firmen, welche bisher den Markt fast unumschränkt beherrscht haben, suchen das Aufkommen der Spezialisten dadurch lahm zu legen, daß sie ebenfalls Spezialabteilungen anlegen und Vertretungen leistungsfähiger Firmen übernehmen.

Der Hauptabsatz geschieht hier namentlich durch die Detailgeschäfte, welche zum großen Teil durch ihre eigenen Organe in Europa einkaufen. Ein direktes Geschäft wird wenig gemacht. Was nicht durch die großen Importfirmen direkt geht, muß durch Vertreter vermittelt werden. Auf der mandschurischen und ussurischen Bahn finden sich Maschinen aus einer Reihe von auswärtigen Staaten; schweizerische wurden keine bezogen, einfach „weil keine Vertreter da waren".

Die Vertretungen werden zum Teil von den großen Detailgeschäften, zum Teil von den Spezialfirmen übernommen.

Trotzdem die Einführung des Zolltarifs die Einfuhr vieler bisher in großen Mengen in Ostsibirien importierter ausländischer Artikel geradezu verhindern wird, ist doch anzunehmen, daß Wladiwostok nach wie vor ein wichtiges Eingangstor für fremden Import sein wird: erstens weil die Artikel, welche auch Europäisch-Rußland einführen muß, einen sehr großen Teil des ostsibirischen Imports ausmachen; sodann weil die Gewinn-Marge in Ostsibirien genügend groß ist, um den Zoll ertragen zu helfen (man kann im allgemeinen annehmen, daß in Wladiwostok dieselbe Ware für ebensoviele Rubel verkauft wird wie in der Schweiz für Franken); und endlich weil Wladiwostok für die mittlere und nördliche Mandschurei (die ganze Mandschurei hat rund 20 Millionen Einwohner) ein Handelsplatz ersten Ranges werden wird. Zu diesem Zweck soll in Wladiwostok ein Transit-Freihafen errichtet werden. Die Mineralreichtümer jeder Art sind in der Mandschurei außerordentlich groß, und wird erst die schon der Vollendung nahe ostchinesische Eisenbahn dem Betriebe übergeben sein, so dürfte die mandschurische Montan-Industrie einen sehr raschen Aufschwung nehmen und mit technisch vollkommeneren Mitteln betrieben werden als die alte im Ural und in Sibirien. Sollte die Mandschurei formell als russische Interessensphäre erklärt oder geradezu annektiert werden, so ist es doch nach der Ansicht von mit den Intentionen der Regierung vertrauten Persönlichkeiten vorläufig ausgeschlossen, daß die Mandschurei in das russische Zollsystem einbezogen würde.

Wladiwostok ist auch jetzt schon das Zentrum für die Geschäfte mit den nordost- und ostsibirischen Minen. Auch auf diesem Gebiete ist ein Geschäftsaufschwung zu erwarten, und zwar gerade in Maschinen, einem Artikel, welcher noch auf längere Zeit fremdem Import offen stehen dürfte.

c) Einige Besonderheiten bietet das Geschäft mit der Krone, sowohl in Rußland als auch in ganz Sibirien. Im allgemeinen kauft die Regierung nur von russischen Firmen. Ein direktes Geschäft ist deshalb für Ausländer in der Regel nicht möglich. Doch beziehen die Russen, welche mit der Regierung Kontrakte haben, sehr viel aus dem Ausland. Für das Regierungs- und private Eisenbahngeschäft sind persönliche Konnexionen von entscheidender Bedeutung. Die Gewährung von Prozenten an die die Bestellungen vergebenden Ingenieure ist sozusagen allgemein und durch die erzielten Preise leicht möglich gemacht. Diese Praxis setzt aber genaue Kenntnis der besonderen Verhältnisse voraus.

III. Nach dieser allgemeinen Betrachtung der russischen Hauptmärkte sind diese in Bezug auf ihre Größe und Aufnahmefähigkeit und auf ihre Bedürfnisse zu untersuchen.

a) Im Vergleich zu dem europäischen Rußland mit seinen 106 Millionen Einwohnern (1897) ist das gesamte Sibirien mit seinen 5·727,000 Einwohnern nur ein sehr kleiner Markt. Die ziemlich starke Übersiedelung aus Rußland vermindert natürlich um ebensoviel den russischen Markt als sie den sibirischen erweitert. Die Ureinwohner

Sibiriens sind zu einem großen Teile als für den Importhandel absolut irrelevant zu betrachten. Das Gros der sibirischen Bevölkerung ist in drei Hauptgruppen einzuteilen: 1. die russischen Kolonisten; 2. die Stadtbevölkerung; 3. die Minenarbeiter.

Die erste Gruppe, die Hauptmasse bildend, hat die nämlichen Bedürfnisse wie die russischen Bauern, ist aber diesen in ihrer Kaufkraft wohl ziemlich überlegen. Ihre Kaufbedürfnisse sind Baumwollgewebe, Lederwaren, Werkzeuge, Hausgeräte. Alle diese Artikel werden in Rußland speziell für den russischen Geschmack massenhaft hergestellt und bieten für den Import, speziell für den schweizerischen, keine Aussicht. Auch für fremde Lebens- und Genußmittel dürfte der sibirische wie der russische Bauer kein Abnehmer sein. Eine wichtige Ausnahme bildet nur der Tee.

Was allenfalls in großem Maße Absatz finden könnte, wären Uhren; doch bildet die allgemeine Armut der russischen Bauern ein großes Hindernis für den Import besserer Uhrenqualitäten. Die billigen amerikanischen Uhren machen den schweizerischen eine empfindliche Konkurrenz; in Ostsibirien sind japanische Uhrenmacher und japanische Uhren stark vertreten. Eine Sorte „Wanduhren", in Moskau fabriziert, wird von einem Jekaterinburger Händler für Rubel 1.40 verkauft (!). Das Verständnis für die Vorteilhaftigkeit einer teuren, aber dauerhaften Ware fehlt eben dem ungebildeten Russen. Ein Hauptthemmnis für die Entwicklung des russischen Imports, wie auch der russischen Produktion, ist die Bedürfnislosigkeit des Volkes. Der Mangel an Bedürfnissen hindert den Russen, aus seiner meist elenden Lage als Bauer herauszukommen und als Fabrikarbeiter mehr zu verdienen. Die Einführung neuer Artikel in den russischen Massenkonsum dürfte deshalb vorläufig wenig Aussicht bieten.

Die dritte Gruppe, die Minenarbeiter, haben, sofern es Russen sind, ähnliche, eher noch geringere Bedürfnisse als die Bauern. Die in Ostsibirien zahlreichen chinesischen und koreanischen Arbeiter haben ebenfalls äußerst geringe Bedürfnisse; ihr Verbrauch per Kopf und Monat erreicht den Wert von 4—5 Rubel. Was für sie hauptsächlich — und zwar aus China — importiert wird, ist Reis und Baumwollstoff. Ein Teil dieser Artikel soll nicht chinesischer Herkunft sein, sondern englischer, und erst von Shanghai aus als chinesische Ware gehen.

b) Die Bedürfnisse der Mandschurei sind noch nicht genügend bekannt. Es werden gegenwärtig versuchsweise Artikel verschiedenster Art, namentlich Baumwollstoffe, hingeschickt.

Die südliche Mandschurei wird hauptsächlich von dem chinesischen Vertragshafen Niuchwang aus bedient, in Zukunft, wenn die ostchinesische Bahn dem Betrieb übergeben ist, vielleicht auch von Port Arthur und Talienwan.

c) Was nun die städtische Bevölkerung anbetrifft, so sind die wichtigsten sibirischen Städte (inklusive das zum Ural gehörende Jekaterinburg) folgende: Tomsk 52,000, Irkutsk 51,000, Jekaterinburg 43,000, Omsk 37,000, Blagowjeschtschensk 33,000, Tjümen 30,000, Barnaul 29,000, Wladiwostock 29,000, Krasnojarsk 27,000, Semipalatinsk 26,000, Chabarowsk 15,000 Einwohner. Wichtig sind außer Wladiwostok namentlich Irkutsk, Jekaterinburg und Blagowjeschtschensk als Zentren der Goldindustrie u. s. w. Es ist daselbst eine sehr kaufkräftige Bevölkerung; Luxuswaren der verschiedensten Art finden hier zu hohen Preisen Absatz.

d) Das Regierungsgeschäft ist aus den oben angegebenen Gründen ein indirektes. Bis jetzt ist fast das ganze Geschäft mit Maschinen und verwandten Produkten in Sibirien Krongeschäft gewesen, und zwar speziell für den Eisenbahnbau. Nach der Vollendung der mandschurischen Bahn wird zunächst ein gewisser Stillstand

im Bahnbau eintreten; aber der regelmäßige Bedarf an Ergänzungsmaterial wird einen konstanten, bedeutenden Absatz an Eisenbahnausrüstungsmaterial bedingen. Außer auf der Ussuri-Bahn und der (nominell einer Privatgesellschaft gehörenden) ostchinesischen (transmandschurischen) Bahn sind das Rollmaterial und die Schienen fast ausschließlich russischer Herkunft. Dagegen ist eine große Menge Ausrüstungsmaterial (Apparate, Werkzeuge u. s. w.) durch Vermittlung russischer Firmen aus dem Ausland bezogen worden.

e) Die russischen und sibirischen Stadtgemeinden können in Betracht kommen als Abnehmer von elektrischen Beleuchtungsanlagen, Straßenbahnen u. dgl. Die Verhältnisse sind durch bestehende Anlagen in keiner Weise präjudiziert. Eine große Zukunft müssen in ganz Rußland die Straßenbahnen haben wegen der selbst in kleinern Städten verhältnismäßig kolossalen Distanzen, welche das ziemlich teure Fahren mit Iswoschtschiki (Droschken) zu einer Notwendigkeit für alle Klassen machen. Bis jetzt haben die sibirischen Städte in Bezug auf technische Anlagen so gut wie nichts getan, abgesehen von Erstellung von Wasserleitungen u. dgl., welche jedoch aus Rußland bezogen wurden. Die Bedeutung der Städte als Abnehmer ist gegenwärtig noch etwas beeinträchtigt, teils wegen ihrer meist ungünstigen finanziellen Verhältnisse — eine Folge des Umstandes, daß der Staat in Rußland Lasten auf die Kommunen abgewälzt hat, die anderwärts der Zentralgewalt obliegen — teils wegen Mangels an kommunalem Sinn der Einwohner. Doch wird dieser Umstand kein dauerndes Hindernis sein.

f) Der wichtigste Abnehmer von Maschinen in Sibirien ist erst im Entstehen begriffen; es ist die sibirische Metall-Industrie, welche in dem mit mineralischen Reichtümern außerordentlich gesegneten Lande notwendigerweise entstehen muß. Dasselbe ist von der Mandschurei zu sagen. Die Notwendigkeit, die meisten Produkte der sibirischen Industrie über große Strecken auf der Achse zu transportieren, bedingt eine möglichst weitgehende Verarbeitung der gewonnenen Rohprodukte. Aus diesem Grunde kann mit Sicherheit angenommen werden, daß Sibirien mit der Zeit einen großen Maschinenbedarf haben wird. Gegenwärtig ist der Konsum von Maschinen durch die Montan-Industrie noch sehr gering. Die Goldwäschereien und Goldminen im Ural und in Sibirien werden fast durchweg mit sehr primitiven Mitteln von sehr geringem Nutzeffekt betrieben. Die Amerikaner fangen jetzt an, die in Kalifornien und Montana mit Erfolg verwendeten Maschinen auch in Sibirien einzuführen.

Die alte Montan-Industrie des Ural arbeitet großenteils auch mit veralteten Mitteln. In Sibirien besteht, abgesehen von der Gold-Industrie, nur eine noch ganz unbedeutende Industrie: einige Kohlen-, Eisen- und Graphitminen, einige Streichhölzer-, Bier-, Zement-, Porzellanfabriken u. a.

Die sibirische Bahn wird indessen eine rasche Entwicklung herbeiführen. Das Haupthindernis bilden gegenwärtig noch die Arbeiterverhältnisse; aber gerade dieses dürfte durch die Transportverbilligung in weitem Umfange beseitigt werden.

Es ist schon oben darauf hingewiesen worden, daß die Produzenten von Maschinen erst in sehr geringem Maße in Sibirien vertreten sind. Ein frühzeitiges Erscheinen auf dem Markte wird aber wohl von großer Bedeutung sein, da die russischen Industrieen sich bisher mit einer außerordentlichen Geschwindigkeit, geradezu sprunghaft, entwickelt haben.

Eine Maschinensorte, welche jetzt schon einen sehr großen Absatz in Sibirien findet, sind die landwirtschaftlichen Maschinen. Ihre Einführung wird von der Re-

gierung sehr begünstigt. Das Geschäft mit diesen Maschinen bietet den Vorteil, daß es zu einem großen Teile nicht mit den einzelnen Konsumenten zu machen ist, sondern mit öffentlichen oder halböffentlichen Verbänden, deren Kreditwürdigkeit kaum in Zweifel zu ziehen ist, und die zudem nicht die sonst üblichen langen Kredite beanspruchen.

IV. Was nun die Kreditverhältnisse betrifft, so sind sie im allgemeinen nicht besonders günstig, einerseits wegen der allgemein langen Dauer der in Rußland gewährten Kredite, andererseits wegen der Schwierigkeit, oft fast Unmöglichkeit, Forderungen gegen böswillige Schuldner geltend zu machen. Zudem befindet sich gegenwärtig die russische Industrie in der schwersten finanziellen Krisis, die sie je durchgemacht hat. Durch ihre sprunghafte Entwicklung sind die wichtigsten russischen Industrien zu einer Produktion gelangt, welche den inländischen Bedarf deckt; dagegen ist aus weiter unten angeführten Gründen in der Regel ein Export nicht möglich. Der inländische Markt aber kann infolge der allgemeinen Armut der Landbevölkerung durch eine schlechte Ernte so wesentlich verengert werden, daß eine vorübergehende starke Stauung eintreten muß, ein Zustand, der in Rußland für die Kreditverhältnisse um so gefährlicher ist, als ein sehr großer Teil der industriellen Unternehmungen mit einem unverhältnismäßig kleinen Kapital arbeitet. Die langen Kredite, vielfach über ein Jahr, früher bis zu drei Jahren, machen notwendigerweise die Kreditwürdigkeit einer Firma ungewiß. Diese Unsicherheit ist es, welche besonders lähmend wirkt in schwierigen Zeiten, und die auch die gegenwärtige Krisis stark verschärft.

Neben diesen außerordentlichen Mißständen kommen als ständige Übel des russischen Kredits vor allem in Betracht die etwas laxe Geschäftsmoral des Russen, sowie die ungenügende Sicherung der Zwangsvollstreckung. In Bezug auf erstern Punkt ist namentlich zu betonen, daß der Russe sehr geneigt ist, von Geschäften, von denen er sich überzeugt, daß sie ihm nicht den erwarteten Gewinn bringen, einfach abzustehen, indem er sich darauf verläßt, daß der andere Kontrahent auf Einklagung, weil aussichtslos, verzichtet. Die gewöhnlichen Zivilprozesse dauern wegen Überlastung der Gerichte sehr lang; fünf Jahre zum Beispiel sind keine selten vorkommende Prozeßdauer, selbst bei einfachen Fällen. Der Wechselprozeß arbeitet bedeutend rascher; aber seine Resultate sind im allgemeinen ebenfalls unbefriedigend. Mit der Übertragung des Eigentums des Betriebenen an dessen Frau wird zum Schaden der Gläubiger in Rußland ein Unfug getrieben, der anderwärts seinesgleichen nicht finden dürfte. Die gewöhnliche Zwangsvollstreckung (ohne Wechselstrenge) ist derart, daß in Rußland Accommodements mit geradezu lächerlichen Bedingungen keine Seltenheit sind. Unter diesen Verhältnissen dürfte ein direkter Verkehr ohne genaue vorgängige Informationen nicht anzuraten sein.

Die russischen, speziell die sibirischen Kreditverhältnisse erfahren gegenwärtig eine tiefgehende Änderung. Die oben erwähnte Konzentration der Geschäfte in Moskau, die Abnahme der Bedeutung der Jahrmärkte und damit der Marktwechsel, die Herstellung eines gleichmäßig weiterlaufenden Geschäfts durch die Überwindung der Distanzen und Jahreszeiten infolge der Eröffnung des sibirischen Schienenwegs: alle diese Umstände wirken auf eine Verkürzung der Wechselziele sowie auf eine Verbilligung des Geldes hin. Als Wechselziele mögen hier folgende erwähnt werden:

In Rußland: Maschinen- und Metallbranche 6—9 Monate, ausnahmsweise bis 24 Monate; Baumwollspinnerei 4—9 Monate, Baumwollweberei, -Färberei, -Druckerei 6—9, Wollweberei 2c. bis 12, Maximum in der Textilbranche 15—18 Monate. Nor-

maldiskont 6—8 % p. a. Die sehr langen Wechsel werden beim Nahen von Krisen in großem Umfange mit 60 % diskontiert.

Die west- und mittelsibirischen Kredite für Geschäfte mit entlegenern Plätzen betragen fast durchweg 12 Monate.

Am Amur (pazifische Zone) ist der Kredit entwickelter: in Blagoweschtschensk normal 6 Monate; 9 bis höchstens 12 Monate laufen die Kredite sehr selten. Das Geschäft mit Ostsibirien, speziell Wladiwostok, hat im allgemeinen die Eigenschaften des ostasiatischen Geschäfts. Die von Europa auf Wladiwostok gezogenen Tratten tragen die Zinsklausel, zur Zeit 8—9 % (für Shanghai und Indien nur 6 %). Das auf Auslieferung der Verschiffungsdokumente hin bei der Bank eingehende Geld wird telegraphisch nach Moskau bezw. Petersburg oder nach einem andern europäischen Platz angewiesen.

Beim Maschinengeschäft zwischen Europa und Wladiwostok ist Regel: ein Drittel Anzahlung, zwei Drittel gegen Auslieferung der Verschiffungsdokumente. Beim Geschäft zwischen Wladiwostok und seinem Hinterland: ein Drittel bis die Hälfte werden bei Bestellung angezahlt, für den Rest wird selten mehr als drei Monate Kredit gewährt.

Für die Finanzierung des Geschäfts mit Sibirien kommt in erster Linie die Russisch-Chinesische Bank in Betracht, in zweiter Linie die Sibirische Handelsbank.

Die Russisch-Chinesische Bank hat an wichtigen Plätzen von Irkutsk an östlich (Mandschurei, Nordchina und Japan inbegriffen) Filialen oder Agenturen, ebenso in Zentralasien. Eine Filiale der Bank ist ferner in Paris. Diese Bank, sowie die Sibirische Handelsbank haben durch Vermittlung russischer und ausländischer Kredite viel beigetragen zur Hebung des sibirischen Handels. Mit Bezug auf das Importgeschäft in Sibirien dürfte auf Entgegenkommen seitens der Bank zu rechnen sein.

V. Eine für die Zukunft des westeuropäischen Exports nach Rußland entscheidende Frage ist die der russischen Produktion. Wenn es auch nicht angeht, über die Zukunft der russischen Produktion zu prognostizieren, so können doch folgende Punkte im Auge gehalten werden.

Mit wenigen, auf den Verhältnissen der Urproduktion beruhenden Ausnahmen ist die russische Industrie zur Zeit noch nicht exportfähig, und zwar hauptsächlich wegen des zu hohen Preises ihrer Produkte. Dieser Umstand rührt her von dem hohen Geldpreise, den hohen Anlagekosten (Zoll auf importierten Bestandteilen, hohe Baukosten, in vielen Fällen Einrichtungen zur Unterbringung der Arbeiter), ferner von dem spezifisch hohen Preise der menschlichen Arbeitskraft und der geringen Arbeitszeit. Während die Kosten der höheren Organe (Leiter, Konstrukteure u. s. w.) in Rußland viel größer sind als in England und Deutschland, ist im Moskauer Industriebezirk der Lohn des gewöhnlichen, ungelernten Arbeiters (und dies ist die gewaltig überwiegende Mehrzahl) bedeutend geringer als in den genannten Staaten, kaum die Hälfte. Andererseits ist aber der Arbeitseffekt eines gewöhnlichen russischen Arbeiters nur etwa ein Drittel desjenigen eines westeuropäischen, was, abgesehen von der Erschwerung des Betriebes, die höheren Produktionskosten erklärt. Der russische Arbeiter ist zwar etwas phlegmatisch, aber doch gelehrig. Das Hauptübel der russischen Arbeitsverhältnisse ist der fast völlige Mangel eines eigentlichen Arbeiterstandes. Der russische Arbeiter ist ein Bauer; durch die agrarkommunistische Gemeindeverfassung ist er an seine Scholle geknüpft, fast wie früher als Leibeigener.

Der armselige Rückhalt, den er an seinem Anteil im Mir (Dorf) hat, sowie seine Bedürfnislosigkeit hindern ihn, in seiner Eigenschaft als Arbeiter weiter zu kommen. An sehr vielen Orten ist es Regel, daß die meisten Arbeiter zur Heuernte nach Hause fahren. Ebenso wird zu Weihnachten und in der Osterzeit die Arbeit 10—14 Tage, hie und da noch länger unterbrochen. Die Arbeiter wohnen mit einem Minium von Habseligkeiten meistens in von der Fabrik unentgeltlich zur Verfügung gestellten Kasernen, die Frauen bleiben oft, die Kinder fast immer auf dem Dorf. Eine beständige Fluktuation des Arbeiterpersonals ist die unausbleibliche Folge solcher Zustände. Es soll hier jedoch beigefügt werden, daß Ansätze zur Bildung eines Arbeiterstandes da sind, und daß namentlich die polnische Industrie sich mehr deutschen Verhältnissen nähert und deshalb der moskauischen empfindliche Konkurrenz macht.

Ein fernerer Übelstand für die russische Industrie sind die vielen Fest- und Feiertage; man rechnet nur 260—280 Arbeitstage.

Solang die erwähnten, die Produktion verteuernden Umstände vorliegen, bleibt die russische Industrie im wesentlichen auf den Inlandsmarkt angewiesen, und dieser ist zur Zeit noch — abgesehen von den größten Artikeln des russischen Massenbedarfs, wie gefärbten und bedruckten Baumwollstoffen — ein beschränkter. Die russische Maschinen-Industrie leidet an Zersplitterung; der Markt ist zu klein, um sich zu spezialisieren, abgesehen von der Eisenbahnmaterial- und elektrotechnischen Branche. Selbst in der höchst entwickelten Industrie Rußlands, der Baumwoll-Branche, ist eine Spezialisierung in der Spinnerei auf hohe Nummern (über 40) nicht wohl möglich. Diese Verhältnisse zwingen Rußland noch sehr lange, ein Käufer spezialisierter Artikel zu sein, Artikel, auf welche die schweizerische Industrie durch die handelspolitischen Verhältnisse immer mehr angewiesen sein wird.

Die russische Industrie ist auch noch nicht fähig, auf allen Gebieten, die sie bereits betreten hat, sehr hohen Anforderungen zu genügen. Dies namentlich da, wo das höhere Kunsthandwerk mit in Frage kommt, und sodann im Maschinenbau. Die russischen Maschinen werden als äußerst schwerfällig bezeichnet. Andererseits haben die ausländischen Maschinen in vielen Fällen für den russischen Käufer den Nachteil, daß es schwer ist, zur Bedienung geeignete Russen zu finden, und daß oft viel teurere ausländische Arbeiter angestellt werden müssen. Bei den Regierungs- und ähnlichen Geschäften ferner ist z. B. eine teure und gute Maschine im Nachteil, nicht so sehr wegen ihres Preises, als deshalb, weil der die Bestellung vergebende Ingenieur ein Interesse hat, die Bestellung oft wieder vergeben zu können. Der Bau der sibirischen Bahn lehrt, daß solche Faktoren nicht zu unterschätzen sind.

Über die russische Zollpolitik Konjekturen zu machen, ist ziemlich unnütz, da die interessierten Kreise selber im Ungewissen sind; doch herrscht in der Moskauer Industrie die Idee vor, daß die nächsten Handelsverträge keine weitern Schutzzölle für die Industrie bringen werden, sondern daß das Hauptziel die Offenhaltung und Erweiterung des Auslandmarkts für das russische Getreide ist. Die innerrussische Landwirtschaft treibt infolge sozialer Verhältnisse einer schweren Krisis entgegen, die durch das Erscheinen des sibirischen Getreides auf den Wolgamärkten noch verschärft wird. Unverrückbar aber bleiben jedenfalls die Schutzzölle für die bestehenden Industrien, für die sie aus den oben auseinandergesetzten Gründen von vitaler Bedeutung sind.

II. Die Aussichten des Exportes nach China.

(Geschrieben Ende 1901.)

---

1. Statistische Skizze der chinesischen Einfuhr.[1]

1. In Betracht kommt hier von vornherein nur der äußere Handel Chinas. Der innere Handel dieses volksreichsten Landes der Erde ist zwar überhaupt kaum zu übersehen; die allgemeine Ansicht geht jedoch dahin, daß dem gegenüber die Gesamtheit des Außenhandels eine geradezu verschwindende Größe ist. Der auswärtige Handel wurde China von den Europäern seit den ersten Expeditionen der Portugiesen im 16. Jahrhundert aufgezwungen. Bis zu den Kriegen von 1842 und 1860, die zu den Verträgen von Nanking und von Tientsin und damit zur Eröffnung einer größeren Zahl neuer Vertragshäfen führten, war der Handel der Europäer auf die zwei Plätze Canton und Macao beschränkt und infolge des Übelwollens der chinesischen Regierung beständig Wechselfällen ausgesetzt. Auch heute noch ist der Europäer für den Handelsbetrieb auf bestimmte Plätze angewiesen; das Reisen außerhalb dieser Orte ist sehr erschwert. So kommt es, daß der auswärtige Handel Chinas als etwas gewaltsam Angefügtes gelten muß, das die konservative chinesische Regierung lieber heute als morgen wieder entfernen würde, und für das die chinesische Bevölkerung mit Ausnahme der Kaufleute in den Vertragshäfen kein Verständnis und kein Interesse hat. Trotzdem nun schon seit langer Zeit europäische Waren nach China importiert werden, ist es doch nur bei einer geringen Anzahl von Artikeln gelungen, sie wirklich in den chinesischen Konsum einzuführen und ihnen auch geographisch ein weites Absatzgebiet zu verschaffen.

Die Importe nach China betrugen in Millionen Haikwan-Taels[2]:

---

[1] Eine Weiterführung der statistischen Angaben bis auf den gegenwärtigen Zeitpunkt unterbleibt hier, da dem Verfasser nicht mehr die gleichen Statistiken wie Abfassung der folgenden Darstellung zur Verfügung stehen.

[2] Der Haikwan-Tael, den die Zollverwaltung als Währungseinheit angenommen hat, ist nicht eine Münze, sondern, gleich den zahlreichen andern Tael-Arten in China, eine Quantität Silber von bestimmtem Gewicht und Feingehalt. China besitzt nur Kupfermünzen (Cash); bei Zahlungen in Silber wird nicht in Münzen, sondern nach Gewicht und Feinheitsgrad gerechnet. In den Hafenstädten sind der Mexikanische Dollar und der britische Trade-Dollar in Gebrauch; aber trotz der Versuche verschiedener Provinzial-Regierungen, chinesische Dollars in Umlauf zu setzen, haben dieselben keine große Verbreitung gefunden, und die Verhältnisse sind nach wie vor dieselben. — In den letzten 10 Jahren war der Kurs des Tael in Shillings und Pence folgender: 1891 4 s 11 d, 1892 4 s $4^{1}/_{4}$ d, 1893 3 s $4^{1}/_{4}$ d, 1894 3 s $2^{3}/_{8}$ d, 1895 3 s $3^{1}/_{4}$ d, 1896 3 s 4 d, 1897 2 s $11^{3}/_{4}$ d, 1898 2 s $10^{5}/_{8}$ d, 1899 3 s $^{1}/_{8}$ d, 1900 3 s $1^{1}/_{4}$ d, [1903 2 s $7^{2}/_{3}$ d].

Jahr	Wert in Millionen Haikwan-Taels	Wert in Millionen Pfund Sterling zum Durchschnittskurs des Jahres
1890	134,6	34,9
1891	139,7	34,3
1892	140,3	30,5
1893	149,9	29,5
1894	163,9	26,1
1895	172,9	28,3
1896	209,1	34,6
1897	204,6	30,5
1898	217,8	31,1
1899	280,9	42,3
1900	223,3	34,7
[1903	310,5	40,9]

Für ein Reich von gegen 400 Millionen Einwohnern ist also die Einfuhr — für deren Beurteilung der Goldwert als Maßstab zu dienen hat — nichts weniger als bedeutend. Auch geht aus den in Pfund Sterling ausgedrückten Einfuhrzahlen hervor, daß die Entwicklung des chinesischen Imports äußerst langsam und dabei starken Schwankungen ausgesetzt ist. Wenn man außerdem noch berücksichtigt, daß ein beträchtlicher Teil der Einfuhr, derjenige nämlich, welcher aus andern Silberländern, namentlich aus Indien, gekommen ist, im Laufe der 11 Jahre effektiv angewachsen ist, so kann man die Einfuhr aus den Goldwährungsländern im besten Fall stationär nennen.

Man würde in Anbetracht der Geringfügigkeit dieses chinesischen Imports die außerordentlichen politischen und kommerziellen Anstrengungen der führenden Handelsstaaten zur Gewinnung wirtschaftlichen Einflusses in China gar nicht verstehen, wenn man nicht wüßte, daß allgemein die Wahrscheinlichkeit einer gewaltigen wirtschaftlichen Entwicklung Chinas ins Auge gefaßt wird. Diese Wahrscheinlichkeit macht es aber für jeden auf Export angewiesenen Staat zu einer Frage ersten Ranges, auf dem chinesischen Markt Fuß zu fassen, um an der vorauszusehenden enormen Vermehrung des Außenhandels Chinas sich einen möglichst großen Anteil zu sichern. Über die mehr oder weniger große Wahrscheinlichkeit dieser Entwicklung und den voraussichtlichen Zeitpunkt ihres Beginns soll weiter unten die Rede sein. An dieser Stelle soll eine ganz kurze Skizzierung der handelsgeographischen Verhältnisse Chinas versucht werden, namentlich soweit Importe aus Europa, Amerika und Japan in Betracht kommen.

2. Die beiden Haupteingangstore Chinas für fremde Waren sind Shanghai und Hongkong. Hongkong hat als Hinterland die beiden Kwang-Provinzen mit der Hauptstadt Canton, der größten Stadt Chinas, auf etwa 2½ Millionen Einwohner geschätzt, dem Zentrum des südchinesischen Handels; ferner die Küstenprovinzen von Tongking bis Fukien mit den Hauptandelsplätzen Swatau, Amoy und Fuhchau.

Die Import-Ziffern für die genannten vier Plätze, sowie für die mit Hongkong und Macao zusammenhängenden Zollstationen Kowloon und Lappa waren während der letzten drei Jahre folgende:

	1898	1899	1900
		Millionen Pfund Sterling	
Canton	1,7	2,1	2,1
Lappa und Kowloon	3,0	4,2	3,8
Swatan	1,8	2,1	2,0
Amoy	1,1	1,5	1,1
Fuhchau	0,4	1,0	0,9

Da jedoch die südlichen Provinzen weder zu den dichtest bevölkerten noch zu den reichsten Chinas gehören, so ist der von Hongkong aus nach China gehende Import nicht so bedeutend, wohl auch nicht so entwicklungsfähig wie der von Shanghai ausgehende.

Shanghai, am Delta des Yangtsekiang gelegen, ist der eigentliche Stützpunkt des europäischen und amerikanischen Handels mit China. Der Yangtsekiang, der drittgrößte Strom der Erde, durchschneidet mehrere der reichsten und meistbevölkerten Provinzen Chinas; er ist bis Ichang (ca. 1500 km oberhalb der Mündung) für Flußdampfer fahrbar und bis Hankaw (ca. 1000 km) zur Hochwasserzeit für große Ozean-Dampfer zugänglich. Oberhalb Ichang sind die großen Schluchten und Stromschnellen des Yangtse, welche bisher für die Dampfschiffahrt (von kleinen, sehr schnell fahrenden Dampf-Jachten und Kanonenbooten abgesehen), sich als ein nur schwer überwindbares Hindernis erwiesen haben. Die Waren werden in Dschunken durch die Schluchten hinaufgeschleppt, ein viele Wochen erfordernder und mit großem Risiko verbundener Transport. Etwa 800 km oberhalb Ichang befindet sich in der an Einwohnerzahl alle andern bei weitem übertreffenden Provinz Sz'chuen (auf gegen 70 Millionen Einwohner geschätzt) der Vertragshafen Chungking, dessen Bedeutung als Import- und Exportplatz für den Handel der Fremden in bedeutender Zunahme ist.

Die Import-Ziffern (in Millionen Pfund Sterling) waren in den letzten fünf Jahren für die Hauptplätze des Yangtse-Bassin folgende:

	1896	1897	1898	1899	1900
Shanghai	7,2	4,7	4,2	5,8	6,0
Chinkiang	2,1	2,0	1,8	2,2	1,0
Wuhu	0,7	0,6	0,6	1,0	0,9
Kiukiang	1,0	1,0	1,0	1,2	2,1
Hankaw	2,4	2,6	2,3	3,3	3,1
Chungking	1,2	1,3	1,1	2,0	2,0

Es ist hier zu bemerken, daß diese Ziffern, welche den Import fremder Waren wiedergeben, sich nur zum Teil auch auf das von Fremden vermittelte Geschäft beziehen. Der Import an den mittleren und kleineren Plätzen liegt größtenteils in den Händen der Chinesen, selbst in Hankaw und Tientsin. Ein direkter Import mit Überspringung Shanghais oder Hongkongs ist an jenen Orten dem Europäer in der Regel nicht möglich, und wenn er wie der Chinese seine Waren von einem der großen Märkte beziehen muß, so ist er gewöhnlich nicht konkurrenzfähig gegenüber dem chinesischen Grossisten, welcher viel geringere Geschäftsspesen hat als der Fremde und sich überhaupt mit einem kleinern Gewinn begnügt. In Hankaw, das mit den sich unmittelbar daran anschließenden, am Zusammenfluß des Han mit dem Yangtse gelegenen Städten Wuchang und Hanyang gegen 2·000,000 Einwohner hat, und wo fast alle wichtigeren Shanghai-Firmen Niederlassungen haben, liegt das Importgeschäft

größtenteils in chinesischen Händen. Nur für den Petroleum-Import haben die Europäer einen Vorsprung gewonnen, da die einzelnen Firmen das Öl in Tank-Booten einführen und in Hankaw in großen Reservoirs lagern, aus welchen dann die Flüssigkeit für den Vertrieb in an Ort und Stelle fabrizierte Blechgefässe abgezogen wird. Gleichwohl ist auch in diesem Artikel der chinesische Import nicht aus dem Felde geschlagen. Man hofft, durch eine Korrektion des Yangtsekiang Hankaw zu jeder Jahreszeit größeren Seeschiffen zugänglich zu machen und diesen Zentralpunkt eines gewaltigen Netzes von Verkehrswegen in Bezug auf die Preise ungefähr auf dieselbe Stufe wie Shanghai zu stellen. Damit würde den europäischen Waren eine viel größere Absatzzone erobert. Wie aber jetzt die Verhältnisse liegen, kann die Verbreitung der fremden Waren am billigsten durch Chinesen erfolgen, und die Erschließung neuer Vertragshäfen hat für die Europäer vorerst mehr Bedeutung von der Seite des Exports. Abgesehen von dem Vorteil, möglichst nahe am Produktions-Ort zu kaufen, kommt noch in Betracht, daß Waren im chinesischen Inlandshandel beim Übergang von einer Provinz in eine andere durch die Inlandzölle fortwährend verteuert werden. Eine weitere Belebung des Handels des Yangtse-Tals wird wahrscheinlich durch die Eröffnung der von einem belgisch-französischen Syndikat in Angriff genommenen Bahn Hankau-Peking eintreten. Von der Bahn ist im Norden bereits die Anfangs-Strecke Peking-Pauting seit einiger Zeit im Betrieb; im Süden sind von Hankau aus von der im ganzen rund 1000 km betragenden Linie etwa 200 km nahezu vollendet.[1]

Die Konzentrierung des unmittelbaren europäischen Handels auf einige große Küstenplätze gilt auch für den Handel des nördlichen China, d. h. der Provinzen Schantung und Tschili, der Mandschurei und des Hinterlands der Häfen Nord-Chinas (Provinzen Schensi, Kansu, Mongolei). Sogar der Handel mit Korea, dessen Import sich in den letzten Jahren um 10 Millionen Yen (ca. 25 Millionen Franken) bewegte, kann — vom Geschäft der Japaner abgesehen — als eine Dependenz des Shanghai-Markts angesehen werden.

Die Importe der wichtigsten Plätze des nördlichen China waren in den letzten fünf Jahren in Millionen Pfund Sterling:

	1896	1897	1898	1899	1900
Tientsin	4,9	4,5	4,7	5,9	2,3
Chifu	1,6	1,6	2,1	1,8	1,7
Niuchwang	1,4	1,3	1,5	3,3	1,2
Kiautschou	—	—	—	0,03	0,1

Bei diesen Ziffern ist zu berücksichtigen, daß im Norden Chinas der lähmende Einfluß der Boxer-Unruhen sich viel stärker geltend machte als am Yangtse und im Süden. Kiautschou ist das Eingangstor zum Hinterland des deutschen Kiautschou-Gebiets. So lang die dortige Eisenbahn ins Innere Shantungs (bis jetzt sind etwa 100 km in Betrieb) nicht vollendet und die Ausbeutung der großen Kohlenlager nicht in Angriff genommen ist, ist ein bedeutender Handel an jenem Platz nicht zu erwarten. Es ist übrigens die Ansicht der Shanghaier Kaufleute, daß selbst wenn die Ausbeutung der Provinz Shantung ein großer Erfolg sein sollte, der Importhandel Kiautschous doch für absehbare Zeit einfach ein Anhängsel Shanghais bleiben wird.

[1] Diese Linie ist nun vollendet. Das Zustandekommen der Linie Hankaw-Canton ist vorderhand fraglich.

Aus den gegebenen Zahlen ergibt sich, daß der Schwerpunkt des chinesischen Außenhandels, insbesondere des Imports fremder Waren, im Yangtse-Tal, und zwar besonders in Shanghai liegt. Welches Mittel auch ergriffen werden sollte, um den schweizerischen Import nach China zu fördern, so ist jedenfalls als Stützpunkt Shanghai zu betrachten. In ähnlicher Weise war früher Singapore auch lang das ausschließliche Zentrum des Handels mit Siam, Cochinchina u. s. w., bis infolge der Verschlechterung der Marktverhältnisse eine Dezentralisation sich anbahnte, gegen die übrigens die chinesischen Händler vielfach noch ankämpfen. Eine rasche Umwandlung in Bezug auf Shanghai und Hongkong ist indessen nicht zu erwarten, da die Verkehrsverhältnisse und die politischen Zustände Chinas einer Dezentralisation des europäischen Handels in China nicht günstig sind. Zudem sind die Marktverhältnisse, speziell die Zahlungsbedingungen, in Shanghai viel besser als z. B. in Singapore.

3. Genaue Angaben darüber, welchen Anteil die einzelnen Länder am Außenhandel Chinas haben, können nicht gegeben werden; man muß sich vielmehr mit Schätzungen behelfen. Die Einteilung der Waren nach dem Ursprungs- oder Bestimmungsland beruht auf dem Ausgangs- bzw. Bestimmungs-Hafen, soweit es sich nicht um den Überlandhandel mit Rußland u. s. w. handelt. So kommt es, daß z. B. die Schweiz in den Statistiken gar nicht erscheint. Aber auch in Bezug auf die übrigen Länder entsprechen die Angaben nicht den tatsächlichen Verhältnissen, da auf den wirklichen Ursprung der Waren keine Rücksicht genommen wird. Ein weiterer störender Faktor ist die Einfuhr aus Hongkong. Da Hongkong nur Zwischenhandelsplatz ist, in der chinesischen Statistik aber als Ausland figuriert, so bleiben von den 265 Millionen Haikwan-Taels des chinesischen Gesamt-Imports (1899) die 118 Millionen, die aus Hongkong eingeführt worden sind, in Bezug auf ihre tatsächliche Herkunft zweifelhaft.

Für das Jahr 1899 verteilten sich nach der chinesischen Statistik der Import und der Gesamt-Außenhandel in folgender Weise (Millionen Haikwan-Taels):

	Import	Gesamthandel
Großbritannien	40,1	54,1
Hongkong	118,1	189,9
Indien	31,9	33,6
Vereinigte Staaten von Amerika	22,3	44,0
Continent von Europa, außer Rußland	10,1	46,9
Japan	35,9	53,1
Rußland (europäisches und asiatisches)	3,5	22,1

Aus den Zahlen für den europäischen Continent ist ersichtlich, daß das von der chinesischen Zollverwaltung für ihre im übrigen ausgezeichnete Statistik angenommene Einteilungs-System zu geradezu absurden Resultaten führt. Nach den Berechnungen der Mission Lyonnaise, die vor einigen Jahren den chinesischen Markt studierte, beträgt die Seidenausfuhr aus China nach Frankreich allein ungefähr ebensoviel wie der durch die Statistik ausgewiesene Gesamthandel des Continents. Offensichtlich ist es auch, daß dabei der deutsche Handel zu kurz kommt. Auch die Vereinigten Staaten sollen tatsächlich einen um etwa 30 % größeren Export nach China haben, als die Statistik ausweist. Daß kein zweckmäßigeres System eingeführt wird, hat seinen Grund in politischen Rücksichten. Als während der Taiping-Rebellion die Zollverwaltung

provisorisch an die Europäer überging, war England im fast ausschließlichen Besitz des chinesischen Außenhandels, und so war es natürlich, daß die Engländer die Oberhand in dieser Verwaltung bekamen und sie auch behielten, als aus dem Provisorium eine bleibende Organisation geschaffen wurde, die unter der glänzenden Leitung Sir Robert Hart's eine Muster-Institution geworden ist — die einzige ehrliche Verwaltung in China, und die alleinige ganz zuverlässige Finanzquelle des Reichs. Daß Großbritannien ein Interesse daran hat, einen seiner Angehörigen an der Spitze dieses wichtigen Verwaltungszweiges zu sehen, ist klar, und es hat sich in einem im Februar 1898 mit China getroffenen Übereinkommen zusichern lassen, daß der General-Inspektor der Zölle der Nation zu entnehmen sei, die den größten Anteil am Handel habe. Solang ein Engländer an der Spitze der Zollverwaltung steht, wird das jetzige System, obwohl unrichtig, beibehalten werden, da es dem britischen Reich einen Anteil von etwa 60 % am chinesischen Handel zuweist.

Unstreitig hat der englische Handel noch die erste Stelle inne; in den letzten 10 Jahren aber haben sich die Vereinigten Staaten, Japan und Deutschland als sehr große Konkurrenten auf dem Markt festgesetzt.

4. Es muß übrigens scharf unterschieden werden zwischen dem Ursprung der eingeführten Waren und der Nationalität der importierenden Firmen. Ebensowenig wie sich die wahren Ursprungsländer der Waren ermitteln lassen, ist es möglich, sich zuverlässige Angaben über den Umfang der von jeder Nationalität gemachten Geschäfte zu verschaffen. Es ist jedoch sicher, daß, wenn der Handel von diesem Gesichtspunkt aus betrachtet wird, die Deutschen die größten Fortschritte gemacht haben. Obenan stehen entschieden noch einige alte englische Häuser, die namentlich als Reeder einen gewaltigen Einfluß haben. Ihre Zahl ist nicht groß, und einige von ihnen sollen mit etwas veralteten Geschäftsgebräuchen arbeiten. Die bedeutendsten britischen Firmen sind: Jardine, Matheson & Co. (die der englischen Regierung nahe stehen sollen), Butterfield & Swire (Reederei), Reiß & Co. (ursprünglich deutsch, Import und Export), Hollidan Wise (Manchester-Artikel), Sassoon & Co. (Opium-Import und Bank). Gleich nach den größten englischen Häusern kommt eine Reihe deutscher Firmen, die als entschieden unternehmender gelten als ihre englischen Konkurrenten; die bedeutendsten sind: Melchers & Co., Carlowitz & Co., Arnhold, Karberg & Co. und andere. Die amerikanischen Firmen — obwohl der Import aus Amerika sehr bedeutend ist — sind nicht so hervorragend, und auch ihr Kredit steht zum Teil nicht auf der Höhe desjenigen der englischen und deutschen Häuser. Der französische Importhandel — abgesehen von Provisionen und Weinen — ist nicht sehr groß; die größte Firma ist Olivier & Co. Die schweizerischen Firmen sind nicht zahlreich; soweit dem Berichterstatter bekannt, gibt es solche nur in Shanghai und Hankaw. Der Seiden-Export liegt vorwiegend in schweizerischen Händen. Die hiebei in Betracht kommenden Schweizerhäuser sind die folgenden: Nabholz & Co., Sulzer, Rudolph & Co., Bavier & Co. (Lyon), Sieber & Co., vertreten durch die französische Firma Chauvin & Co. Ferner befinden sich mehrere Schweizer in den Seiden-Departementen nichtschweizerischer Firmen. Diese schweizerischen Seiden-Exporteure beschränken sich auf den Seidenhandel. Schweizerische Importfirmen sind Bovet & Co. und Brard & Co. (Shanghai und Hankaw). Diese Häuser beschäftigen sich hauptsächlich mit dem Import von Uhren, Musikdosen u. s. w. Daneben gibt es noch einige Firmen, an denen Schweizer beteiligt sind. Schweizerfirmen aber im juristischen Sinn gibt es in China überhaupt nicht, da die Schweiz keine Konsuln in China hat, und

deshalb die Schweizer sowohl individuell wie für ihre Firmen entweder beim französischen oder beim deutschen Konsulat als Schutzgenossen eingetragen sind und so entweder als Franzosen oder als Deutsche gelten. Die meisten Schweizerfirmen sind beim französischen Konsulat eingetragen.

Nach einer kürzlich vom Ostasiatischen Lloyd veröffentlichten Statistik verteilten sich die China-Firmen der verschiedenen Vertragshäfen auf folgende Nationalitäten:

	1898	1899
Englische	398	401
Japanische	113	195
Deutsche	107	115
Französische	37	76
Amerikanische	43	70
Belgische	9	9
Italienische	9	9
Holländische	8	9
Österreichisch-Ungarische . .	5	5
Dänische	3	4

In Bezug auf die sehr großen Zahlen für Großbritannien, Japan und die Vereinigten Staaten ist zu bemerken, daß sich darunter eine ganze Menge kleiner Detail-Geschäfte befinden, die natürlich gegenüber den großen, mit vielen Millionen Kapital arbeitenden, oben erwähnten Firmen gar nicht ins Gewicht fallen.

Das Verhältnis zwischen dem Geschäftsumsatz der englischen und der deutschen Firmen wird verschieden geschätzt, zwischen 1 : 1 und 3 : 1.

5. Von besonderer Wichtigkeit ist die Verteilung der chinesischen Einfuhr nach Warengattungen. Von der Gesamteinfuhr von 264,7 Millionen Haikwan-Taels (1899) entfiel auf folgende Hauptartikel des chinesischen Imports:

	Millionen Haikwan-Taels
Opium	35,8
Baumwollwaren	103,5
Rohbaumwolle	3,5
Wollwaren	4,2
Metallwaren	9,2
Kohle	6,1
Petroleum	13,0
Meeresprodukte	5,0

2. Die Organe des Absatzes.

6. Fast das ganze Importgeschäft — soweit es europäische Artikel betrifft — wird durch Firmen gemacht, welche den Import und Export ausschließlich betreiben. Sie haben ihren Hauptsitz meistens in Europa, namentlich in London, Hamburg und andern Orten. Fast jede Importfirma im Osten, die von etwelcher Bedeutung ist und nicht ein spezielles, sich auf einen bestimmten Platz konzentrierendes Geschäft betreibt, hat Filialen an verschiedenen Plätzen. Die größern China-Firmen haben ihr Hauptbureau gewöhnlich in Shanghai oder Hongkong und Neben-Filialen in Tientsin, Hankau, Canton; einige ganz große, namentlich solche, die mit Schiffahrt zu tun haben, auch in den kleinern Vertragshäfen. Einige Häuser bearbeiten China und

Japan gleichzeitig, einige beziehen auch Formosa, Korea und Ostsibirien in ihr System ein. Was südlich und westlich von Tongking liegt, gehört zur kommerziellen Sphäre von Singapore. Die Filialen am Yangtsekiang, in Nordchina und in Korea sind gewöhnlich Dependenzen derjenigen von Shanghai: diese finanziert das Geschäft auch für die andern Plätze. So beschränken sich die von Shanghai abhängigen Banken in Hankau fast ausschließlich auf das Negotiieren von Tee-Wechseln, indem in Hankau nur der — fast ganz russische — Teehandel sein eigentliches Zentrum hat.

Alle bedeutenden China-Firmen — ebenso wie die in Japan und in den Straits-Settlements niedergelassenen — sind rein kaufmännische Unternehmungen, d. h. nicht die Organe industrieller Betriebe. Der Importer — der in der Mehrzahl der Fälle auch Exporter ist — kauft auf dem europäischen, amerikanischen und jetzt bisweilen auch auf dem japanischen Markte ein, wo es ihm beliebt. Wohl hat jede Firma ihre regelmäßigen Verbindungen; aber es ist eine Ausnahme, wenn sie hinsichtlich einer Bezugsquelle gebunden ist. Die Stärke dieser Firmen gegenüber Syndikaten von Industriellen, welche eine Verkaufs-Agentur einrichten, liegt eben darin, daß die ausschließlich kaufmännischen, von der Produktion losgelösten Firmen einen viel größern Spielraum haben. Diese Firmen sind, soweit dem Berichterstatter bekannt, sämtlich Einzelfirmen oder gewöhnliche Handelsgesellschaften, nicht aber Aktiengesellschaften. Sie haben in der Regel eine größere Zahl von Teilhabern, welche aus dem Personal der europäischen Angestellten genommen werden. Es ist nichts Ungewöhnliches, wenn diese Partner in die Firma eintreten, ohne Geld einzuschießen. Die ältern Teilhaber ziehen sich, wenn sie fünfzehn bis zwanzig Jahre im Osten gewesen sind, nach Europa zurück, um von dort aus die Geschäfte zu leiten. Die Aussicht, Partner zu werden, ist für jüngere kapitallose Angestellte ein wirksamer Ansporn. Die Stabilität und Wirksamkeit eines solchen geschäftlichen Organismus ist offenbar; ebenso seine Beweglichkeit und seine Freiheit im Handeln. Die Filialen sind keineswegs straff zentralisiert; sehr oft verkehren die Nebenfilialen direkt mit dem Stammhaus in Europa, selbst mit den Fabrikanten.

Im Verhältnis zum Umfang der Transaktionen haben nach europäischen geschäftlichen Begriffen diese Überseefirmen ein kleines Kapital. Dies ist ermöglicht teilweise durch die liberalen Kreditverhältnisse im Osten, teilweise durch die Ausgleichung zwischen Import und Export. Ein mittelgroßes Geschäft in Shanghai verfügt vielleicht über ein Kapital von einer Million Franken; solche mit drei Millionen gehören schon zu den großen, selbst in der Seiden-Branche. Firmen mit einem Kapital von zehn Millionen sind sehr selten. Eine Organisation mit vielen Filialen bedarf nicht notwendigerweise eines viel größern Kapitals als eine einfache, da in vielen Fällen die Finanzierung auf einem einzigen Platz geschieht. Eine Association zwischen Europäern und Chinesen ist sehr selten.

Die Importfirmen in China haben zum Teil Agenturen von industriellen Unternehmungen übernommen. Diese Agenturen befassen sich fast ausschließlich mit solchen Artikeln, welche außerhalb des regelmäßig laufenden Geschäfts sind; so namentlich mit Maschinen, Gewehren, Geschützen. Eine große deutsche Firma vertritt z. B. die Gesellschaft für Anilin-Fabrikation in Berlin. Im allgemeinen aber vertreten die Agenturen Fabriken der mechanischen Branche. Auf diese Weise sind namentlich die großen deutschen Elektrizitäts-Firmen durch die ersten deutschen Häuser in China und in Korea vertreten.

7. Während bis auf wenige, meist unbedeutende Geschäfte die oben geschilderten Importhäuser Einzelfirmen sind, und zwar größtenteils englische und deutsche, haben namentlich die Amerikaner versucht, den Markt durch Export-Syndikate oder Export-Kompagnien zu bearbeiten. Es gibt wohl einige Aktien-Gesellschaften oder Gesellschaften mit beschränkter Haftung, die unabhängig von bestimmten Fabrikanten importieren, oder doch nur in einem losen Zusammenhang mit solchen stehen. Allein die Mehrzahl der Firmen dieser Kategorie ist von industriellen Unternehmungen ins Leben gerufen worden und vertreibt ausschließlich oder vorzugsweise deren Fabrikate. Das Verhältnis zwischen Fabrikanten und Importfirma variiert natürlich in jedem einzelnen Fall. Wohl die bedeutendste Firma dieser Art ist die American Trading Co., mit Filialen in Shanghai, Tientsin, Niuchwang, Port Arthur u. a. O. Sie vertritt etwa dreißig amerikanische Firmen der Stahl-, Eisen- und Maschinen-Industrie, Lokomotiv-Fabriken, ferner solche der Leder-, Konserven-, Papier-, Uhren-Industrie u. s. w. Die Central Trading Co. vertritt englische und amerikanische Firmen. Ferner gibt es eine China and Japan Trading Co, mit Hauptsitz in New-York und Filialen in China, Japan und London.

In Tientsin besteht ein Comptoir Commercial et Industriel Franco-Chinois, das einer dortigen Importfirma attachiert ist. Es vertritt französische Fabrikanten und Produzenten von Glas, Farben, kondensierter Milch, Kerzen, Fahrrädern, Pasteur-Filtern, photographischen Utensilien, elektrischen Maschinen, Weinen u. s. w. Die Electric Engineering & Fitting Co. vertritt einige englische Fabriken. Ferner besteht ein holländisches China-Syndikat in Tientsin. In Shanghai und Tientsin existiert eine italienische Import-Gesellschaft, welche italienische Weine, Marmor u. s. w. einführt.

Diese Beispiele ließen sich noch beträchtlich vermehren; aber, wie gesagt, diese Syndikate und Import-Gesellschaften nehmen neben den Einzelfirmen einen sehr bescheidenen Rang ein.

8. Europäische Detail-Geschäfte bestehen in China nur für den Konsum der Fremden, wobei hauptsächlich Engländer, Deutsche und Franzosen in Betracht kommen. Wohl die wichtigsten dieser Firmen sind diejenigen, welche sich mit dem Import von Weinen, Spirituosen, Konserven u. s. w. befassen. Einige davon haben eine große Zahl von Filialen über den ganzen Osten hin; die größern Häuser sind auch Grossisten. Größere Artikel dieser Branche werden auch von großen Importhäusern eingeführt.

Unbedeutender sind die Firmen, welche sich mit dem Import von Konfektions-Artikeln und Haushaltungsgegenständen befassen. Sie können nur in Shanghai und Hongkong existieren. Es ist eine große Ausnahme, wenn Chinesen in diesen Ladengeschäften europäische Artikel kaufen; die Detail-Geschäfte sind fast ganz auf die Fremden angewiesen. Sie kaufen direkt in Europa ein, meist bei Grossisten, zum Teil auch bei Fabrikanten. Eine nennenswerte Erweiterung des Imports ist von dieser Art von Geschäften nicht zu erwarten.

9. Was nun das direkte, d. h. das zwischen dem europäischen Fabrikanten und dem chinesischen Grossisten abgewickelte Geschäft betrifft, so kann gesagt werden, daß dieses nicht existiert, bezw. sich auf einige ganz wenige Firmen beschränkt. Es ist auch nicht wahrscheinlich, daß sich in absehbarer Zeit die Verhältnisse anders gestalten werden. Der chinesische Kaufmann ist in seinen Geschäfts-Methoden äußerst

konservativ; er verkehrt am liebsten, oft ausschließlich, durch den Comprador der europäischen Firma mit dieser. Der zeitraubende schriftliche Verkehr, der Umstand, daß der chinesische Kaufmann in der Regel nicht englisch korrespondieren kann, die Schwierigkeit, gegenseitig Informationen über einander zu bekommen, lassen einen direkten Verkehr untunlich erscheinen. Wenn schon der chinesische Kaufmann von den in China lebenden europäischen Kaufleuten als ein Muster von Zuverlässigkeit und Ehrlichkeit gepriesen wird, so gilt dies doch hauptsächlich von den großen Kaufleuten, welche speziell mit den Europäern zu tun haben. Wenn auch nicht so häufig wie der wohl allzu sehr verrufene Japaner, so doch immerhin nicht selten, macht der chinesische Kaufmann Schwierigkeiten bei der Abnahme der vom europäischen Importer gelieferten Waren, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß der Chinese, wenn er nicht zu der besten Klasse gehört, gegenüber einem in Europa lebenden Lieferanten mehr Schwierigkeiten machen würde als gegenüber einem auf dem Platz selbst niedergelassenen. Der Umstand, daß, mit Ausnahme eines einzigen Instituts, die europäischen Banken weder in China noch in Japan den Eingebornen Kredite gewähren, dürfte immerhin ein Wink zur Vorsicht sein. Er beweist jedenfalls, daß der Chinese, wenn er mit Europa direkt arbeiten wollte, mit viel ungünstigern Kreditverhältnissen rechnen müßte als jetzt, wo er nur mit seinen Kunden und seiner chinesischen Bank arbeitet. Es darf auch nicht außer Acht gelassen werden, daß der Chinese dem Europäer noch weniger traut als der Eurpäer dem Chinesen, welch letzterer kaum auf ein Geschäft einginge, wenn er schon bei Empfang der bloßen Lieferungs-Dokumente eines Fabrikanten in Europa die betreffenden Wechsel zu acceptieren oder gar zu bezahlen hätte.

Während die Japaner, mehr aus nationalem Ehrgeiz als aus rein kommerziellen Gründen, direkte Beziehungen suchen, welche jedoch für die europäischen Fabrikanten nicht gerade wünschbar sind, ist bei den Chinesen im allgemeinen keine Neigung vorhanden, von der bisherigen Methode des Zwischenhandels abzugehen.

Geschäftsreisende sind in China selten und können außer Betracht fallen.

3. Der Geschäftsbetrieb.

10. Da ein direkter Handel zwischen europäischen Fabrikanten und chinesischen Händlern auf absehbare Zeit ausgeschlossen ist, bietet die Art des Geschäftsbetriebs in China nur insofern Interesse, als es sich um die Beziehungen zwischen Importer und Fabrikant handelt.

Im allgemeinen wird der Fabrikant, welcher Verbindung mit einem Überseehaus sucht, darauf angewiesen sein, Konsignations-Sendungen zu machen. Die Importer im Osten betonen, daß diese nicht zu groß sein sollten. Eine conditio sine qua non für die Entwicklung einer geschäftlichen Verbindung ist Aufrichtigkeit in Bezug auf die Preise. Die Konkurrenz ist zu scharf, als daß der Fabrikant einen Druck auf den Importer ausüben könnte. Der schriftliche Verkehr ist zu zeitraubend und das Telegraphieren zu teuer, als daß ein Markten möglich wäre, wie es zwischen europäischen Plätzen geschieht. Der Importer muß wissen, woran er ist. Das Geschäft mit den überseeischen Ländern kann nicht in derselben schleppenden Weise betrieben werden wie das kontinentale. Die verhängnisvollen Wirkungen der Unfähigkeit vieler unserer Fabrikanten zur Anpassung auf diesem Gebiet haben namentlich

unsern Handel mit Singapore empfindlich geschädigt. Die Vorschläge und Wünsche des im Osten arbeitenden Hauses sind als maßgebend zu behandeln, oder die Verbindungen sind abzubrechen.

Wenn ein Artikel kurrent ist, so kann das Geschäft auf Rechnung des Importers gemacht werden; aber wenn es sich bei einem Artikel darum handelt, ihm in China erst einen Markt zu schaffen, so darf auf eine solche Entwicklung nicht zu früh gehofft werden. Der Chinese ist, obwohl vielleicht der geriebenste und gewandteste Kaufmann, auch als solcher stark konservativ. Hat sich eine Marke einmal auf dem Markt eingebürgert, so ist es schwer, gegen sie anzukommen. Der chinesische Grossist, der die Waren, mit denen er handelt, von Grund aus kennt, erkennt rasch, ob etwas Neues in Bezug auf Preis und Qualität Vorzüge bietet. Aber der kleinere Händler, der von ihm kauft, ist durch seine Unkenntnis gezwungen, die fremden Waren schablonengemäß zu taxieren. Er wird an der Marke festhalten. Noch mehr der Kunde aus dem Publikum.

Um gegen die alt-eingeführten, meist englischen Marken, z. B. in der Baumwoll-Branche, aufzukommen, haben neuere Fabrikanten — deutsche, belgische u. s. w. — die früheren Marken, Verpackungen, Etiketten u. s. w. nachgeahmt, in einer Weise, die zwar dem europäischen Richter noch nicht als illegale Handlung gälte, die aber geeignet ist, dem Durchschnitts-Chinesen als identisch mit der alten Marke zu erscheinen. Denn wie für den Europäer die chinesischen Idiogramme unverständliche Schnörkel sind, so sind es ebenso unsere Buchstaben für den Chinesen. Dies soll hier nur erwähnt sein, um zu zeigen, wie scharf man sich in China Konkurrenz macht in Artikeln, die einen großen Absatz haben.

Ein Faktor, der im ostasiatischen Handel immer mehr Bedeutung gewinnt, ist der telegraphische Verkehr. In den großen, kurrenten Artikeln erfolgen fast alle Bestellungen auf diesem Weg. Aber auch bei kleineren Geschäften ist der Draht oft unentbehrlich. Es wird viel darüber geklagt, daß die kontinentalen Fabrikanten, selbst bedeutende Firmen, eine kleinliche Sparsamkeit an den Tag legen, die im höchsten Grad nachteilig ist. Die Engländer, aber auch die Deutschen, nicht zu reden von den Amerikanern, dürften in dieser Beziehung den Schweizern voraus sein.

Ähnliches ist von den Zahlungsbedingungen zu sagen. Der schweizerische Fabrikant hat eben einfach den status quo zu acceptieren. Bei Konsignations-Sendungen wird in der Regel nach Eingang des Geldes für die verkaufte Ware der Betrag durch einen sogenannten Telegraphic transfer dem Fabrikanten remittiert. Kauft der Importer auf eigene Rechnung, also namentlich bei Artikeln, die er auf Lager halten kann — wie z. B. die großen Baumwollartikel — oder solchen, mit denen er spekuliert, so sind zwei Wege möglich. Die großen, kapitalkräftigen Firmen lieben es in der Regel nicht, daß auf sie gezogen werde; der Fabrikant erhält den Kaufpreis von der europäischen Zentrale oder Filiale des Überseehauses bei Absendung der Ware. Zieht aber der Fabrikant auf das ostasiatische Importhaus, so wird ein Wechsel mit Zinsklausel ausgestellt. Der Zinsfuß auf chinesischen Plätzen schwankte in den letzten Jahren zwischen 5 und 6 Prozent. Es sind meist Wechsel, die gegen Auslieferung der Verschiffungs-Dokumente zu acceptieren sind. Wohl der größte Teil dieser Wechsel wird von Banken aufgekauft; in diesem Fall erhält der Fabrikant sein Geld sofort.

11. Im folgenden sollen einige wenige auf das Geschäft zwischen europäischen Importern in China und chinesischen Grossisten bezügliche Punkte berührt werden.

Das Comprador-System ist in China in allgemeinem Gebrauch und von größerer Bedeutung als in andern asiatischen Ländern, in denen es nachgeahmt worden ist. Der Comprador ist ein eingeborner Kaufmann, der das Geschäft zwischen dem Europäer und der chinesischen Kundschaft vermittelt. Bei seiner Anstellung kommt nicht nur seine persönliche Tüchtigkeit in Betracht, sondern auch seine finanziellen Verhältnisse, seine Familien-Konnexionen. Er hat Bürgschaft zu stellen, haftet er doch in der Regel subsidiär seinem Geschäftsherrn in allen durch ihn vermittelten Transaktionen. Er hat, ähnlich wie der chinesische Mandarin, seine Angestellten aus seinem Gehalt zu bezahlen; die europäische Firma steht also, vom Comprador abgesehen, mit ihrem chinesischen Personal nur in einem indirekten Verhältnis. Der Comprador wirkt sowohl im Import- wie im Export-Geschäft; seine Stellung variiert in den einzelnen Firmen und auf den einzelnen Plätzen beträchtlich. Bisweilen ist der Comprador der einzige oder Hauptklient der Firma, so daß er selber mit den Importen und Exporten spekuliert; manchmal — und dies dürfte die Regel sein — bezieht er lediglich eine Provision auf den Transaktionen; oft ist er nur ein Angestellter ohne selbstständige Funktionen. Das Comprador-System gibt dem Geschäft in China eine gewisse Stabilität und Sicherheit; der Umstand, daß es sich eingewurzelt hat, dürfte ein hinreichender Grund sein, um die Anbahnung direkter Geschäftsbeziehungen als für absehbare Zeit wenig wahrscheinlich zu machen.

12. Firmen, die besonders das Geschäft mit der Regierung betreiben, haben in der Regel einen Regierungs-Comprador, dessen Aufgabe es ist, mit den maßgebenden Beamten Fühlung zu haben, wie der gewöhnliche Comprador mit der chinesischen Kaufmannschaft. Das Regierungsgeschäft in China ist selbstredend von dem Regierungsgeschäft in Europa oder auch in Japan total verschieden. Die Bedürfnisse des chinesischen Staats an europäischen Industrieprodukten sind nicht sehr mannigfaltig. Der Hauptartikel, die Kriegsmaterialien, kommt vorläufig nicht in Betracht; er ist auch für die Schweiz nicht von Bedeutung. Die Ausrüstung von Arsenalen dürfte vorderhand auch ihren Abschluß gefunden haben. Bestellungen anderer Art sind entweder unbedeutend oder nur ganz gelegentlicher Art. So gibt es z. B. im Innern Chinas einige elektrische Stadtbeleuchtungen, ohne daß dieser Umstand einen regelmäßigen Absatz an elektrischen Maschinen zur Folge hätte.

Wichtiger sind die industriellen Unternehmungen, welche einzelne hohe Mandarine, meist in offizieller Eigenschaft, bisweilen aber auch in einer Weise, in der das Private vom Öffentlichen nicht deutlich geschieden ist, ins Leben gerufen haben. Hieher gehören die Eisenwerke von Hanyang, die Textil-Fabriken in Wuchang, Kohlen- und Eisenbahn-Unternehmungen in Nordchina, und andere. Bei solchen Gelegenheiten haben europäische Import-Firmen sehr bedeutende Abschlüsse gemacht, aber nur dank ihren persönlichen Beziehungen, ihrer geschickten Beeinflussung wichtiger Personen, und nicht selten dank dem oft sehr starken Druck, den Konsuln und selbst Gesandte ausgeübt haben. Von einem ehrlichen Handel im offenen Markt kann in solchen Fällen gar keine Rede sein. Nur wer auf dem Platz selbst ist und keine Anstrengungen und Geldopfer scheut, kann zur Zeit noch in dieser Art von Geschäften etwas erreichen.

Von den ganz großen Unternehmungen, die jetzt zum Teil in Angriff genommen, zum Teil noch in Vorbereitung sind, wird weiter unten die Rede sein.

13. Ein Faktor, der in den letzten Jahren für das China-Geschäft von eminenter Bedeutung war, der Silber-Kurs, hat, wie es scheint, zunächst aufgehört,

durch rapide Schwankungen von größerem Umfang das Import-Geschäft in China zu lähmen und selbst den Kredit vieler China-Firmen zu bedrohen. Wenn der Silber-Kurs mehr oder weniger stabil ist, dann hat er für den nach China exportierenden Fabrikanten wenig Bedeutung. Denn selbstverständlich erfolgen alle Transaktionen der China-Firmen mit den exportierenden Goldwährungsländern in Goldwerten.

Die oben gegebenen Tabellen, in denen die Importe Chinas für den Zeitraum von 1890 bis 1900 in Gold- und Silberwerten angegeben sind, zeigen, daß der Fall des Silbers im allgemeinen keine Beschränkung der Importe, in Goldwerten ausgedrückt, zur Folge hatte. Die durch den Silbersturz erfolgte Differenz der Warenpreise wurde teils durch einen Rückgang der Goldpreise der importierten Waren, teils durch eine Erhöhung der Silberpreise ausgeglichen. Wären die Export- und Produktions-Verhältnisse Chinas nicht in einem so zurückgebliebenen Zustand, so hätte die Silber-Baisse stimulierend auf den Export einwirken können. Denn da die Chinesen für die wichtigsten Artikel ihres Konsums nicht oder nur teilweise vom Ausland abhängig sind, und da sich ein großer Teil ihres Handels mit den benachbarten Silberländern abwickelt, folgten die Preisverhältnisse in China nur langsam der Silberentwertung, in den für europäische Waren wenig zugänglichen Gegenden sogar fast gar nicht. Eine ungefähr gleichzeitige Erscheinung, die auf die Preisbewegung sowohl einerseits des Silbers wie andererseits des Kupfers zurückzuführen sein dürfte, ist die Entwertung des Silber-Tael im Vergleich zum Cash, der chinesischen Kupfermünze, welche die alleinige Währung des Reiches ist. Die Kupfermünzen haben in China, wie auch in Korea, ihren Wert auf Grund ihres Metallgehalts. Die Ansichten über Ursache und Wirkung dieser Kursverhältnisse sind übrigens sehr geteilt. Es mag an dieser Stelle genügen, zu sagen, daß die Lage für längere Zeit eine stabile zu sein scheint, und daß die Erweiterung des Handels mit China zu suchen ist zunächst in der territorialen Ausdehnung, d. h. in intensiverer Penetration des Landes, sodann in höherer Kauffähigkeit der chinesischen Bevölkerung, welche jedoch nicht von der Wertsteigerung ihres Geldes zu erwarten ist, sondern von der Erhöhung ihres Exports.

14. Von den europäischen **Banken** ist die bei weitem bedeutendste die Hongkong and Shanghai Banking Corporation. Sie hat an allen wichtigen Plätzen des Ostens und Südens von Asien eigene Filialen. Der Hauptsitz ist in Hongkong.

Einbezahltes Kapital	Mexikan. $	10000,000
Reservefonds	„ „	13750,000
Haftpflicht der Eigentümer	„ „	10000,000

Dann die Chartered Bank of India, Australia, and China; Hauptsitz London.

Einbezahltes Aktien-Kapital	£ 800,000
Weitere Haftpflicht der Aktionäre	„ 800,000
Reservefonds	„ 575,000

Ein bedeutendes japanisches Institut ist die Yokohama Specie Bank; es arbeiten auch europäische Firmen viel mit ihr. Filialen hat sie in London und in Lyon.

Einbezahltes Aktienkapital	Yen	18000,000
Noch nicht einbezahltes Aktien-Kapital	„	6000,000
Reservefonds	„	8310,000

Die Russisch-Chinesische Bank hat etwa 30 Filialen in Rußland, Sibirien, Zentral- und namentlich Ost-Asien. Die russische und chinesische Regierung, sowie ein bedeutendes französisches Finanz-Konsortium sind bei ihr beteiligt.

Volleinbezahltes Aktien-Kapital . . . Goldrubel 7'500,000

Deutsch-Asiatische Bank, in Berlin, Shanghai, Hongkong, Tientsin, Hankau, Tsingtau (Kiauchau) und Kalkutta

Volleinbezahltes Aktien-Kapital . Shanghai-Taels 5'000,000.

Die Bank ist die Schöpfung eines Konsortiums der bedeutendsten Banken Deutschlands.

Neben diesen Haupt-Instituten bestehen noch, von einigen Privatfirmen und ganz kleinen Instituten abgesehen, die Imperial Bank of China, eine unter europäischer Leitung stehende, von hohen chinesischen Mandarinen gegründete Bank, die National Bank of China Ltd., und die Bank of China and Japan.

15. Die Kredit-Verhältnisse im Geschäft zwischen Europäern und Chinesen in China sind günstig. Lange Kredite sind nicht üblich. Von kleinern und zweifelhaften Firmen abgesehen, welche auf der Stelle zu bezahlen haben, zahlt der chinesische Käufer für die Importwaren „cash“, d. h. in Checks auf eine chinesische Bank, welche in 10 Tagen fällig sind.

Artikel, die nicht zu den „stapples“ gehören, kauft der Chinese auf Bestellung nach Mustern. Verweigerung der Abnahme von bestellten Waren kommt trotz der dem Chinesen nachgerühmten geschäftlichen Zuverlässigkeit auch vor, ungleich seltener jedoch als in Japan, und wohl auch seltener als in Europa. Tatsache ist, daß auch in kritischen Zeiten die großen chinesischen Firmen samt und sonders Waren lieferten oder abnahmen, zu für sie geradezu ruinösen Preisen, nur um durch absolut strikte Vertragseinhaltung ihr geschäftliches Ansehen intakt zu erhalten. Jedenfalls läuft der europäische Fabrikant, der durch ein Importhaus in China einem chinesischen Händler auf eigene Gefahr liefert, eher weniger Risiko als bei einem analogen Geschäft mit irgend einem andern Land.

4. Wirtschaftliche Verhältnisse und politische Lage Chinas.

16. Bei der Beurteilung der Aufnahmefähigkeit des chinesischen Marktes für die europäische und insbesondere für die schweizerische Industrie kommen zwei Faktoren in Betracht: die Chinesen und die fremden Mächte; die Chinesen mit Bezug auf ihre Kauffähigkeit jetzt und in Zukunft und ihre Chancen als Konkurrenten der Weißen, die fremden Mächte mit Bezug auf ihre nationale Handels- und Expansions-Politik

Die Bedürfnislosigkeit und Armut der Chinesen ist eine unbestreitbare Tatsache. Die Bedürfnislosigkeit ist eine bei den Chinesen vielleicht noch mehr als bei andern Asiaten ausgebildete nationale Eigentümlichkeit; ohne sie wäre es überhaupt nicht möglich, daß bei den herrschenden primitiven Verkehrs- und Produktions-Mitteln diese vielen Millionen Chinesen so dicht zusammengedrängt lebten. Obschon das Existenz-Minimum für den Chinesen unvergleichbar tiefer liegt als für den Europäer, lebt nach dem Urteil von Autoritäten vielleicht der größere Teil nur mit diesem Minimum, und der Rest hat wenig darüber. Wohl gibt es sehr reiche Leute in China; aber die kolossalen Vermögen von Chinesen, von denen man außerhalb Chinas spricht, existieren dort nicht und können nicht existieren, da die Geldwirtschaft in China sich gar

nicht dazu eignet. Die Klasse reicher Kaufleute und Beamten ist klein, und der Reichtum wird in China aus Furcht vor Erpressungen weniger frei gebraucht als in Europa. Zudem liegen die Luxusbedürfnisse des Chinesen größtenteils nicht auf den Gebieten, die für die europäische Industrie in Betracht kommen.

Der Luxus, den die reichen Chinesen in Singapore, Java u. s. w. entfalten, und eine gewisse weitverbreitete Wohlhabenheit in den Chinesen-Kolonien, die unter europäischem Regiment leben, zeigen indessen doch, daß der Chinese unter bessern sozialen Verhältnissen auch ein besserer Kunde wird. Er wird aber in seiner Armut festgehalten durch die primitive und beschränkte Produktion des Landes und mindestens ebenso sehr, wenn nicht noch mehr, durch das total korrumpierte Regierungs-System.

Dieses ist nicht nur die Quelle unausgesetzter Erpressungen, unter denen das ganze Volk leidet, sondern es hat geradezu die staatliche Tätigkeit größtenteils illusorisch gemacht. Es ist schuld an dem Verfall aller künstlichen Verkehrswege, und es ist wohl auch das alleinige Hindernis der industriellen Erschließung Chinas, die Quelle des reaktionären Fanatismus, der jederzeit zu Ausbrüchen führen kann, die dann, wie der letztjährige, die kommerzielle Existenz der Fremden in China in Frage stellen können.

Dieser Faktor muß sehr in Betracht gezogen werden. Allerdings haben die Ereignisse von 1900 den Europäern die Augen geöffnet, und die jetzt in Shanghai und Tientsin stationierten Truppen der Kontinentalmächte, Englands und Japans sind hinreichend, um Überraschungen zu verhüten. Es ist freilich zu befürchten, daß die diplomatischen Intriguen, welche die Campagne in China zu einem fast gänzlichen Mißerfolg für die Alliierten haben werden lassen, die jetzige militärische Stellung der Europäer unterminieren werden, und in diesem Fall ist ein Wiederausbruch der Feindseligkeiten fast unvermeidlich. Dies ist die Ansicht fast aller Europäer in China.

Der friedfertige, nichts weniger als fanatische Charakter der Chinesen kommt deutlich zum Vorschein dort, wo diese unter europäischer Herrschaft leben, vor allem in den britischen Kolonien, in den fremden Settlements in Shanghai, und jetzt neuerdings wieder in Tientsin, unter der provisorischen Regierung der dort Garnisonen haltenden Mächte. Zahllos sind die Fälle, in denen die bis dahin notorisch fremdenfeindliche Bevölkerung einer Stadt oder einer Gegend durch Bestechung der dortigen Beamten oder durch eine drastische Behandlung der letzteren in kürzester Zeit durchaus friedlich wurde. In Shantung z. B. haben die Arbeiten an der Eisenbahn erst einen ruhigen Fortgang genommen, seitdem die maßgebenden Ortsbehörden mit Aktien der Bahngesellschaft bedacht worden sind. Im allgemeinen aber sind die chinesischen Beamten, welche die allmächtige Bureaukratie des Reiches bilden, die unversöhnlichen Feinde der Fremden und aller Reformen nach europäischem Muster. Jede Verbesserung muß mit einem Stück des jetzigen, auf Erpressung und Diebstahl beruhenden Systems aufräumen, an dem fast jeder Beamte interessiert ist. Vielleicht die ärgsten Übelstände weisen die Justiz- und die Finanz-Verwaltung Chinas auf. Das Kapital hat keine genügende Sicherheit gegen die Erpressungen der Beamten — ein Grund, weshalb sich so viele chinesische Kapitalisten nach Shanghai unter europäischen Schutz begeben. Die Inland-Zölle, die zum Teil ganz willkürlich erhoben werden, und deren Erträge zudem noch größtenteils unterschlagen werden, lähmen den Handel auf Schritt und Tritt. In vielen Gegenden ist die öffentliche Sicherheit völlig im Argen. Der Veruntreuung öffentlicher Gelder ist es zuzuschreiben, daß das einst großartige Straßen-

System Chinas fast ganz verfallen und der große Kaiserkanal, welcher die Yangtze-Provinzen mit dem Norden verbindet, nur noch teilweise schiffbar ist. Wohl gibt es auch ehrliche Beamte, und das Volk ehrt sie als etwas ganz Besonderes, Seltenes; ihre besten Absichten werden indessen meist durch andere Beamte vereitelt.

Solange das chinesische Beamtentum nur mit den chinesischen Verhältnissen, aus denen es erwachsen ist, zu tun hat, ist es nicht untauglich. Denn es findet in den ausgezeichneten Charaktereigenschaften der Nation eine Korrektur und ist erträglich für ein Volk, das so fatalistisch Übel erträgt, wie die Chinesen. Sobald aber das chinesische Staatswesen den durch das Erscheinen der westlichen Nationen in China entstandenen neuen Verhältnissen gerecht werden soll, versagt es vollkommen und muß die Ursache beständiger Verwicklungen sein.

Die Erschließung Chinas im großen Stil für den europäischen Handel und die europäische Industrie ist nur möglich, wenn eine politische Regeneration sie begleitet oder ihr vorangeht. Die Regeneration kann nicht ausschließlich von außen kommen; das Land ist zu groß, seine Kultur zu alt und moralisch zu stark, als daß Reformen rasch und gewaltsam durchgeführt werden könnten. Die chinesische Nation hat in ihrer viertausendjährigen Geschichte wiederholt bewiesen, daß sie eine schlechte Dynastie und Regierung langmütig erträgt, aber schließlich doch mit jedem verrotteten System aufgeräumt und daher alle Verhältnisse stets überlebt hat. Eine ähnliche Bewegung scheint sich auch jetzt vorzubereiten. Die Reformpartei hat bis jetzt nichts erreicht; aber sie existiert, und diese Tatsache ist von Bedeutung. Die Mächte haben sie nicht nur nicht gefördert, sondern es vorgezogen, mit der bisherigen Korruption zu paktieren.

Mögen innere oder äußere Faktoren die Regeneration Chinas bewirken, auf alle Fälle kann eine rapide friedliche Entwicklung, wie in Japan, nicht erwartet werden, da zu allen Zeiten nur langsames Wachstum und andererseits erschütternde Revolutionen das Werden Chinas bewirkt haben.

17. Ein wichtiger Faktor in der Gestaltung des europäischen Exports nach China dürfte die chinesische Industrie werden, sofern sie die Methoden und Hülfsmittel der Industrie der westlichen Nationen annehmen sollte. Vor dem Frieden von Shimonoseki (1895) war nämlich der Import von Maschinen in China verboten, außer für Regierungszwecke. Die Japaner erlangten dann für sich und die übrigen Vertrags-Nationen das Recht, in den Vertragshäfen industrielle Unternehmungen zu betreiben. Man glaubte damals, dieses neue Privileg sei von der größten Bedeutung, indem die wichtigsten Stapel-Artikel des chinesischen Marktes, die aus Europa und Amerika eingeführt werden, nunmehr mit großem Vorteil in China selbst würden hergestellt werden können, da die Arbeitskräfte dort bekanntlich unglaublich billig zu haben sind. Einerseits erwartete man hievon einen gewaltigen Aufschwung des Maschinen-Imports, indem die maschinelle Ausstattung des volkreichsten Landes der Erde mit den modernen technischen Hülfsmitteln der Industrie der westlichen Völker einen Markt von außerordentlicher Größe eröffnen würde. Andererseits aber befürchtete man eine Verdrängung des europäischen und amerikanischen Fabrikats vom chinesischen Markt. Namentlich schien der englische und amerikanische Import von Baumwollgeweben bedroht zu sein.

Da zu gleicher Zeit auch die japanische Industrie auf allen Gebieten einen gewaltigen Aufschwung nahm, indem der siegreiche Krieg dem Handel in Japan einen

außerordentlichen Impuls gab, war in Europa allgemein die Rede von der gelben Gefahr auf industriellem Gebiet. In dem frühern Bericht über Japan wurde versucht nachzuweisen, daß eine solche Gefahr nicht besteht, daß in Japan die Importe zugenommen haben selbst in Artikeln, die jetzt daselbst fabriziert werden, und daß mit der Entwicklung der Industrie eine Lohnsteigerung eingetreten ist, welche darauf schließen läßt, daß Japan, wenn einmal industriell auf der Höhe der westlichen Nationen stehend, nicht mehr im Stand sein wird, durch billige Arbeit die anderen Länder zu unterbieten. Eine ganz ähnliche Entwicklung erfolgte in China; nur ist die chinesische Industrie viel weniger erfolgreich gewesen als die japanische.

Sobald die Errichtung von Fabriken in China freigegeben war, begann man mit dem Bau großer Baumwollspinnereien in Shanghai. Die Aussichten für dieselben schienen glänzend zu sein. Die Provinz Kiangsu, in welcher Shanghai liegt, produziert selber Baumwolle. Die Löhne waren im Vergleich zu denen in den billigst arbeitenden Ländern Europas verschwindend klein. In rascher Aufeinanderfolge wurden große Anlagen errichtet, so daß jetzt in China ca. 600,000 Spindeln, der größere Teil davon in Shanghai, tätig sind. Die Produktion dieser Spinnereien reicht bei weitem nicht hin, den chinesischen Bedarf auch nur annähernd zu decken. Und dennoch sind alle diese Spinnereien in der denkbar ungünstigsten Lage. Sie arbeiten mit Verlust, sind tief verschuldet, die Aktien stehen zum Teil 90 % unter Pari, und Millionen von Dollars haben die Kapitalisten von Shanghai in diesen Spinnereien verloren. Noch schlechtern Erfolg hatte eine große Spinnerei, welche die bedeudendste englische Piecegoods-Firma in Hongkong errichtet hatte.

Die Ursachen dieses Mißerfolgs sind die folgenden: Die Baumwollspinner in Shanghai können ihren Bedarf an Rohbaumwolle nicht innerhalb der Provinz Kiangsu selbst decken; die Importe aus andern Provinzen aber werden durch die chinesischen Inlandzölle in einer Weise verteuert, daß sie die Gewinn-Marge des Spinners beträchtlich vermindern. Zudem haben es die chinesischen Baumwollhändler in Shanghai durch engen Zusammenschluß dazu gebracht, daß sie den einzelnen Spinnern die Preise diktieren können, und zwar halten sie diese auf einer solchen Höhe, daß das Geschäft für die Spinner ruinös ist, und die Fabriken nur noch betrieben werden, damit bei der Rückkehr günstigerer Verhältnisse das Geschäft nicht wieder von vorn anzufangen ist.

Eine weitere Ursache des Mißerfolgs dieser industriellen Unternehmungen sind die Arbeiterverhältnisse. Als auf einmal eine so große Zahl von Fabriken in Betrieb gesetzt wurde, war die Nachfrage nach tüchtigen Arbeitern bedeutend größer als das Angebot, und es waren deshalb die einzelnen Firmen gezwungen, ihren Konkurrenten auf alle mögliche Weise die guten und mit vieler Mühe angelernten Arbeiter wegzulocken, eine Erscheinung, die sich auch in Japan und Rußland gezeigt hat. Die notwendige Folge war eine bedeutende Erhöhung der Arbeitslöhne. Diese Steigerung erstreckt sich aber nach und nach auf die Löhne aller Arbeitsklassen, so daß dieselben heute kaum noch 25 % unter denjenigen der italienischen Spinnereien stehen.

Der chinesische Arbeiter ist zudem im Vergleich zum europäischen teuer, da er nicht im selben Maß billiger ist, wie seine derzeitige Leistungsfähigkeit geringer. Es ist jedoch nicht unwahrscheinlich, daß im Lauf der Zeit sich auch in China ein eigentlicher Fabrikarbeiterstand ausbildet, welcher an Leistungsfähigkeit dem europäischen nicht nachstehen dürfte; denn Intelligenz und Ausdauer können dem Chinesen nicht abgesprochen werden. Andererseits aber ist es sicher, daß die chinesischen Arbeiter eine

fortwährende Lohnsteigerung erzwingen können, da ihre geheimen Organisationen stärker und geschlossener sind als ähnliche Verbände anderswo. Große mit dem chinesischen Arbeiterwesen verbundene Nachteile sind der Provinzialismus und der Nepotismus, das heißt: die Anstellung neuer Arbeiter wird tatsächlich diktiert durch die bereits beschäftigten Arbeiter. Leute aus anderen Provinzen können gewöhnlich nicht verwendet werden, und jeder Angestellte, vom Direktor bis zum Handlanger herunter, fühlt sich moralisch verpflichtet, seine ganze Verwandtschaft in der Fabrik unterzubringen. Dadurch wird der Betrieb mit einer Unzahl überflüssiger Personen belastet.

Das größte Hindernis dürfte jedoch die chinesische Industrie in der mangelhaften Organisation der Unternehmungen finden. Der Chinese ist ein hervorragender Einzelkaufmann; die Einzelfirma ist die traditionelle Geschäftsform in China. Obwohl die Chinesen in der Organisation von Gilden Hervorragendes leisten, scheinen sie bei auf Kapitalzusammenlegung beruhenden Unternehmungen infolge gegenseitigen Mißtrauens und des sogenannten „squeeze"-Systems in den meisten Fällen wenig Erfolg zu haben. Der Chinese ist gewohnt, nur sein eigenes Interesse zu verfolgen, und eine Gesellschaft, welche geleitet wird von Personen, denen das Kapital nicht selber gehört, ist in China zu sicherem Mißerfolg verurteilt. Am schlimmsten daran sind diejenigen Unternehmungen, bei welchen öffentliche Beamte mitzureden haben. Die bereits erwähnten, auf großartigem Fuß angelegten Fabriken in Hanyang, welche der General-Gouverneur von Hupeh und Hunan, Chang-Chi-Tung, ins Leben gerufen hat, arbeiten teils mit Verlust, teils ohne Nutzen, und die in Europa und Amerika für die Leitung dieser Stahlwerke und Waffen-Fabriken engagierten Ingenieure haben stets nach kurzer Zeit ihre Stellungen wieder aufgegeben, da es sich immer wieder als unmöglich herausstellte, in Verbindung mit chinesischen Staatsbeamten industrielle Unternehmungen geschäftsmäßig zu betreiben. Obwohl die beispiellose Korruption des Mandarinentums von vornherein jede Konkurrenzfähigkeit staatlicher und halboffizieller Unternehmungen ausschließt, kann doch mit Sicherheit angenommen werden, daß für absehbare Zeit auch die chinesische Privat-Initiative nicht im stande sein wird, größere industrielle Unternehmungen, sei es ausschließlich unter Chinesen, sei es in Verbindung mit Europäern, in einer Weise zu betreiben, daß sie für die europäische Industrie eine Gefahr bilden. Es mag hier noch beigefügt werden, daß einige Seidenspinnereien in Shanghai mit Erfolg arbeiten, daß aber andere industrielle Unternehmungen, wie Papier-Fabriken, Albumin-Fabriken, Feder-Wäschereien u. s. w., entweder nie oder nur kurze Zeit prosperiert haben, sei es infolge zu großer Konkurrenz oder von Mangelhaftigkeit des Fabrikats.

Diese ungünstigen Erfahrungen haben denn auch die industrielle Entwicklung Chinas vorderhand zu einem gänzlichen Stillstand gebracht, und nach dem Urteil von Personen, die mit chinesischen Verhältnissen vertraut sind, ist auf eine baldige Änderung dieses Zustandes nicht zu rechnen. Es wird sich zunächst darum handeln, die unermeßlichen Reichtümer Chinas an Kohlen, Erzen u. s. w. auszubeuten. Aber auch diese Entwicklung wird durch die politischen Zustände des Landes bedeutend verzögert werden; die Unsicherheit der ganzen Lage, wie sie sich in den vergangenen Boxer-Unruhen gezeigt hat, muß sowohl das chinesische als auch das fremde Kapital zurückhaltend machen.

Alle Verhältnisse weisen deshalb darauf hin, daß der europäische Handel mit China sich noch auf längere Zeit in den bisherigen Bahnen bewegen wird. Das heißt, China wird auch weiterhin die Manufaktur-Produkte zu importieren haben,

voraussichtlich in langsam zunehmendem Maß, da der durch die Erschließung der Mineralschätze und anderer Produkte des Landes nach und nach sich verbreitende Reichtum selbstverständlich auch dem fremden Import-Geschäft zu gut kommen wird. Die sensationellen Behauptungen jedoch von dem unmittelbar bevorstehenden kolossalen Aufschwung Chinas müssen als wenig begründet angesehen werden. Eine Wiederholung dessen, was in den letzten dreißig Jahren in Japan vor sich gegangen ist, erscheint für China nicht wahrscheinlich. Die außerordentlich rasche Aneignung der westlichen politischen und ökonomischen Einrichtungen durch Japan ist durchaus nicht ohne gleichen in der japanischen Geschichte. Die Chinesen aber haben sich stets nur wenig von andern Nationen beeinflussen lassen. Dazu kommt, daß in Japan in jener kritischen Zeit des Übergangs einige eminente Staatsmänner die neue Organisation des Landes durchführen konnten und dabei die Unterstützung der Dynastie und eines großen Teils des Volkes fanden. In China dagegen können die wenigen Personen, welche Verständnis für die neuen Aufgaben des Landes haben, entweder gegen die Korruption des allmächtigen Beamtentums und der feindseligen Mandschu-Aristokratie nicht aufkommen, oder sie sind trotz allem noch so sehr in chinesischen Vorurteilen befangen, daß die von ihnen eingeführten Reformen absolut erfolglos sind, wie dies bei den meisten von Li-Hung-Chang und Chang-Chi-Tung ins Leben gerufenen Einrichtungen der Fall gewesen ist.

18. Was nun die Beeinflussung des chinesischen Imports durch auswärtige Staaten betrifft, so ist hier vor allem die sogenannte Interessen-Sphären-Politik der Großmächte von Bedeutung. Die hiebei in Betracht kommenden Staaten sind: Rußland, Deutschland, England, Frankreich, Japan und die Vereinigten Staaten. Rußland sucht diejenigen Teile Chinas, die an das östliche und mittlere Sibirien grenzen, unter seinen Einfluß zu bringen. Ob das sogenannte Mandschurei-Abkommen bestehe oder nicht, so kann man doch mit einiger Sicherheit annehmen, daß Rußland außer in der Mandschurei auch in allen Gebieten nördlich des gelben Flusses einen dominierenden Einfluß haben will, also namentlich in Chili, Shansi und in der Mongolei, aber auch in den südlich des Flusses gelegenen Provinzen Shensi und Kansuh. — Deutschland betrachtet seit der Besitznahme von Kiautschou die Provinz Shantung als seine ausschließliche — freilich auch einzige — Interessen-Sphäre; es hat aber durch das sogenannte Yangtse-Abkommen mit England im Jahr 1900 dieselben Vorrechte erlangt, welche im Tal des Yangtsekiang bisher ausschließlich England beansprucht hatte. — England betrachtete Shanghai als eine tatsächlich englische Besitzung; allein die außerordentlich starke Entwicklung des deutschen und amerikanischen Handels und die seit der letzten Rebellion erfolgte Stationierung deutscher, französischer und japanischer Truppen haben der ausschließlichen Vorherrschaft Englands in jenem Gebiet ein Ende gemacht, was durch das Yangtse-Abkommen formell anerkannt worden ist. Gleichwohl spielt England dort wie in ganz China vermöge seines Handels, seiner Banken und namentlich seiner Schiffahrt eine tatsächlich so dominierende Rolle, daß Amerika und Deutschland wohl noch auf Jahrzehnte hinaus in zweiter und dritter Reihe stehen werden. Soviel aber ist sicher, daß eine Exklusivität zu Gunsten Englands nicht mehr wohl erlangt werden kann. Eine zweite Interessen-Sphäre Englands in China ist die Provinz Jünnan, welche den britischen Besitzungen in Hinter-Indien benachbart ist. — Die japanische Interessen-Sphäre ist die kleine, durch ihren Tee-Export bekannte Provinz Fuhkien, welche der Insel Formosa gegenüber liegt; der Besitz der beiden Ufer der Straße von Formosa ist für die Japaner

namentlich vom strategischen Standpunkt aus von Bedeutung. — Die französische Interessen-Sphäre hat zur Basis Tongking. Die für Frankreich vor allem in Betracht kommenden Provinzen sind Jünnan, Kwangsi und Kwangtung. Diese südlichsten Provinzen Chinas — welche sich von der birmanischen Grenze bis nach Fuhkien erstrecken — liegen jedoch teilweise auch in der englischen Interessen-Sphäre, da, wie schon bemerkt, Jünnan an das englische Hinter-Indien grenzt, und Canton, die größte Handelsstadt Chinas und Hauptstadt der Provinzen Kwangsi und Kwangtung, nur wenige Stunden von Hongkong entfernt ist.

Diese Interessen-Sphären sind zum Teil von China anerkannt, d. h. die chinesische Regierung hat entweder einzelne Gebietsteile in diesen Interessen-Sphären cediert oder verpachtet, oder sie hat vertraglich die Verpflichtung übernommen, die betreffenden Provinzen niemand anderm als der in jener Sphäre dominierenden Macht zu cedieren, noch einer andern ausschließliche Rechte oder überhaupt Rechte darin zu übertragen.

Eine praktische Bedeutung haben diese Interessen-Sphären bis jetzt nur für Eisenbahn- und Minen-Konzessionen gehabt. Die meisten der in China im Bau begriffenen und konzessionierten Bahnen und Minen gehören oder sollen der chinesischen Regierung gehören, oder ihr nach gewisser Zeit zufallen. Für die Europäer handelt es sich also meist nur um Finanzierung der hiezu nötigen Anleihen, um den Bau und den Betrieb. Doch können diese Verhältnisse nicht mit solchen in Europa verglichen werden, da einerseits die Ohnmacht der chinesischen Regierung, andererseits die beständige, oft gewalttätige Einmischung der europäischen Diplomatie zu Gunsten der Bahnen- und Minen-Syndikate als neue Faktoren hinzutreten.

Die kürzlich vollendete Trans-Mandschurische Eisenbahn, welche das sibirische Bahn-System mit den pazifischen Besitzungen Rußlands verbindet und später auch mit dem nordchinesischen Bahn-System verbinden soll, ist die größte und wichtigste der bis jetzt in China gebauten Bahnen. Die Eisenbahn von Shanhaikwan über Tientsin nach Peking ist von Engländern gebaut worden und unter englischem Einfluß geblieben; sie wird jetzt von den englischen Truppen betrieben. Die Vorgänge in Tientsin in den letzten zwei Jahren haben zur Genüge bewiesen, daß der russische Einfluß auf dieser Strecke den Engländern im höchsten Grad unerwünscht ist, und daß, wenn in China die Interessen-Sphären-Politik entschieden die Oberhand gewinnen sollte, diese Bahnlinie der Gegenstand ernsthafter Verwicklungen werden dürfte.

In der deutschen Interessen-Sphäre wird mit deutschem Kapital und deutschem Material eine zum Teil schon vollendete Bahn von Tsingtau, dem neuen Hafen des Kiautschou-Gebiets, nach Tsinan, der Hauptstadt von Shantung gebaut. Diese Bahnlinie ist zunächst von Bedeutung für die von den Deutschen bereits in Angriff genommene Ausbeutung der enormen und wertvollen Kohlenlager dieser Provinz. In Tsinan trifft diese Linie auf die projektierte große deutsch-englische Bahn von Tientsin nach Shanghai, welche nach einem mehrere Jahre vor dem Yangtze-Abkommen vereinbarten Vertrag in den Provinzen Chili und Shantung von den Deutschen, in Kiangsu von den Engländern gebaut werden soll. Eine von den Engländern ausschließlich zu bauende Bahn ist die Linie von Ningpo und von Shanghai nach Hankow; doch dürfte diese vorderhand als die wenigst notwendige aller Bahnen in China anzusehen sein, da sie dem Yangtzekiang entlang führt. Die wichtigste aller im eigentlichen China zu bauenden Bahnen ist die Linie von Peking über Pauting-fu nach

Hankaw, dem großen Handels-Zentrum Chinas am Yangtze. Diese Linie wird von einem belgischen Syndikat gebaut, größtenteils durch belgische Ingenieure und mit belgischem Material. Es ist aber auch sehr viel französisches Kapital dabei, und politisch steht im Hintergrund des Unternehmens Rußland, welches so unter der neutralen Flagge Belgiens sich im Zentrum Chinas eine Stellung sichert. Die Linie Hankaw-Canton wurde ursprünglich an ein amerikanisches Syndikat vergeben, von diesem aber einem belgischen überlassen. Von der Bahn Hankaw-Peking sind, wie schon früher gesagt, im Süden etwa 200 Kilometer vollendet, im Norden die Strecke von Peking nach Pauting. An der südlichen Bahn nach Canton ist bis jetzt noch nicht gearbeitet worden, ebensowenig an der Bahn von Shanghai nach Tientsin.

Frankreich ist gegenwärtig mit dem Bau eines indo-chinesischen Eisenbahnnetzes beschäftigt und beabsichtigt Bahnen nach Jünnan und Kwangsi hinein zu bauen, um mit dem obern Yangtze-Tal in Verbindung zu kommen, während England von Birma aus eine schon bestehende Eisenbahn in derselben Richtung auszudehnen gedenkt.

Neben diesen Eisenbahnen sind auch schon verschiedene Minen-Konzessionen bewilligt worden, von denen die deutschen in Shantung wohl die wichtigsten sind und zuerst von allen in großem Maßstab werden ausgebeutet werden. Manche andere Unternehmung, wie zum Beispiel das englisch-italienische Minen-Syndikat in Shansi, ist infolge der Kriegswirren ins Stocken geraten.

Aus dem Gesagten geht hervor, daß allerdings bis zu einem gewissen Grad Interessen-Sphären bestehen, daß aber in dem wichtigsten Teil Chinas, d. h. in den Provinzen um den Yangtze herum, von keiner Macht eine absolut exklusive Politik befolgt werden konnte.

19. Die Interessen-Sphären-Politik hat sich bis jetzt darauf beschränkt, dem Kapital und den Industrien der die Sphäre kontrollierenden Macht Vorrechte beim Bau von Bahnen und Minen zu sichern, während Versuche, importierte Waren differentiell zu behandeln, nicht gemacht worden sind. Die chinesische Zollgrenze mit den uniformen Vertragszöllen ist noch nicht durchbrochen. Niuchwang, der wichtigste Hafen der Mandschurei, ist noch ein chinesischer Vertragshafen. Tsingtau, der Hafen des deutschen Kiautschou-Gebiets, ist ein Freihafen, und auch in der französischen Interessen-Sphäre ist es bis jetzt beim Alten geblieben.

Die Aufrechterhaltung des status quo in China in Bezug auf Zollverhältnisse ist wohl vor allem dem Umstand zu verdanken, daß eine Abgrenzung verschiedener Zollgebiete in China auf fast unüberwindliche Schwierigkeiten stoßen würde, und dem andern, daß England, die Vereinigten Staaten und Japan sich einer politischen oder auch nur kommerziellen Aufteilung Chinas widersetzten. Japan ist zunächst in Korea interessiert und besitzt gegenwärtig nicht die Mittel, fremde Gebiete auszubeuten oder zu kolonisieren. Die von den Japanern auf Formosa und Yezo gemachten Erfahrungen waren ebenfalls wenig ermutigend. — England ist vermöge seines noch absolut dominierenden Handels in allen Teilen Chinas so stark interessiert, daß unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine Beschränkung des englischen Handels auf einen Teil des Landes, wenn auch auf den reichsten, für ihn einen unermeßlichen Verlust bedeuten würde. — Die Vereinigten Staaten befolgen ihre traditionelle Politik der Aufrechterhaltung von Chinas Integrität und haben, da ihre Importe in China sich namentlich auf einige wenige Stapel-Artikel beziehen, ein Interesse, für ihren dortigen Handel eine möglichst breite Basis zu haben.

Die russische Handels-Politik in Ostsibirien, und namentlich diejenige Frankreichs in Indochina geben einen Vorgeschmack von dem, was der Handel anderer Nationen zu erwarten hätte, wenn die Zweibund-Mächte die Interessen-Sphären-Politik in weiterm Umfang verwirklichen wollten, woran sie infolge ihrer geringen Export-Fähigkeit ein eminentes Interesse haben.

Wenn auch eine Abgrenzung Chinas in verschiedene Zollgebiete, in denen je eine Macht mit Vorzug behandelt würde, nicht sehr viel Aussicht auf Verwirklichung hat, und der Import der im offenen Markt in China zu verkaufenden Waren von dieser Seite aus nicht als bedroht anzusehen ist, so haben die Interessen-Sphären jetzt schon, und wohl noch mehr in der Zukunft, eine sehr große Bedeutung in Bezug auf industrielle Unternehmungen, also gerade für Geschäfte, an denen die Maschinen-Industrie, und damit entschieden auch die Schweiz, besonders beteiligt ist. Es ist die Idee ausgesprochen worden, daß die Schweiz, als kleines und neutrales Land, das in China selbstverständlich nur kommerzielle Interessen verfolgen kann, besondere Chancen hätte, aus der Eifersucht der konkurrierenden Großmächte Nutzen zu ziehen und den Chinesen den Vorteil zu bieten, sich mit modernen Hülfsmitteln auszurüsten, ohne dadurch einer gefährlichen fremden Macht Einfluß zu gewähren.

Eine solche Ansicht ist viel zu optimistisch und beruht auf einer Verkennung der in China herrschenden Verhältnisse. Fast alles, was bis jetzt China an Eisenbahn- und Minen-Konzessionen erteilt hat, ist der Regierung von den fremden Mächten abgerungen worden, großenteils unter Androhung äußerster Mittel. Selbst wenn die Chinesen aus eigenem Antrieb ihr Land mit modernen Hülfsmitteln ausrüsten wollten, würden sie nicht die freie Wahl der Bezugsquellen haben. Nicht nur für den chinesischen Beamten, sondern auch für den europäischen Diplomaten ist in China Politik Geschäft und beinahe jedes große Geschäft Politik. Es ist fast unmöglich für einen Staat, der nur kommerzielle Interessen hat, mit Mächten zu konkurrieren, bei denen das heute zu machende Geschäft nur ein Mittel ist, um einen Einfluß zu gewinnen, der die spätere Monopolisierung des ganzen Geschäfts ermöglichen soll. Es ist allerdings richtig, daß bei Gewährung von Konzessionen innerhalb einer Interessen-Sphäre seitens Chinas die Regierung die Bedingung macht, daß die Industrie des die Sphäre kontrollierenden Staates nur bei gleichem Preis und gleicher Qualität vor der Konkurrenz den Vorzug haben soll; doch ist die Bedeutung einer solchen Bestimmung so gut wie null.

Der einzig denkbare Weg für einen Kleinstaat, in China nicht nur im gewöhnlichen Export, sondern auch auf dem Gebiet der Bahnen und Minen und in dem damit zusammenhängenden Maschinen-Geschäft etwas zu erreichen, ist das Zusammenarbeiten mit einer Großmacht, welche selber in kommerzieller Beziehung mit ihren Rivalinnen nicht konkurrenzfähig ist, ihnen jedoch mit denselben Mitteln begegnen muß, mit welchen jene vermöge ihrer Industrie sich eine Stellung in China zu sichern bestrebt sind. Hierin können Belgien und Dänemark als Muster gelten; beide haben in Verbindung mit Rußland in Asien viele Vorteile errungen. Daß auch andere Mächte als Rußland an einem solchen Zusammenarbeiten mit einem kleinen Land ein Interesse haben, ist allerdings kaum wahrscheinlich. Aber die Pläne, welche Rußland in Sibirien, Ost- und Mittel-Asien auf dem Gebiete des Bahnbaus und der Ausbeutung der Mineralschätze jener Gebiete hat, sind so groß, vielseitig und umfassend, daß es sich für die Schweiz verlohnte, nichts zu versäumen, um einen Anteil an jenem Geschäft zu gewinnen.

III. Die Entwicklung Japans zur konstitutionellen Monarchie.

(Vortrag gehalten 1902).

1. Von wenigen fernen Ländern wird so viel gesprochen wie von Japan, kein Volk Asiens steht uns so nah wie das japanische, und doch ist kein Land mehr mißverstanden als gerade dieses, keines mehr überschätzt und noch mehr verkannt als das Land der aufgehenden Sonne. Eines der verbreitetsten Vorurteile ist das, daß die Japaner, bestrebt, sich die europäisch-amerikanische Kultur anzueignen, hastig und kritiklos in Reformen sich stürzten, die wohl die äußern Formen, nicht aber den innern Gehalt unserer Gesittung und unserer Einrichtungen schaffen könnten: alles nur ein dünner Lack, der die Halbzivilisation deckt. Wollen wir uns nicht denselben Fehler der Kritik, den wir den Chinesen mit soviel Spott zum Vorwurf machen, selber zu Schulden kommen lassen, so müssen wir sagen, daß Japan von Europa nicht die Kultur zu empfangen hat, denn es besitzt eine eigene, eine von der unsrigen verschiedene, aber eine hochentwickelte Kultur, die namentlich in ihren praktisch-ethischen Grundlagen — von der ästhetischen Bildung nicht zu reden — jedenfalls nicht leichthin als inferior bezeichnet werden darf.

Was namentlich den Spott vieler europäischer Kritiker hervorrief, war der Übergang Japans zur konstitutionellen Monarchie, welche man, wie alle freiheitlichen Staatsformen, allen Völkern nicht-arischer Rasse nicht selten ohne Rücksicht auf die gewaltigen Unterschiede in deren Kultur versagen will. Die Unfähigkeit der Asiaten zu höherer staatlicher Entwicklung wird gewöhnlich als durch die politische Stagnation der Chinesen dargetan betrachtet. Aber der Hinweis auf das Reich der Mitte beweist nicht viel, denn zwischen China und Japan sind die Unterschiede viel zahlreicher und bedeutender als die Berührungspunkte. Die Volkscharaktere weichen äußerst stark voneinander ab und seit Jahrtausenden wandelt die Geschichte beider Völker verschiedene Bahnen. In der hier folgenden historischen Skizze möchte ich den Nachweis versuchen, daß der Konstitutionalismus Japans auf einem historischen Fundamente ruht, das durchaus nicht unähnlich demjenigen der modernen politischen Entwicklung des europäischen Kontinents ist: eine einheitliche Monarchie, unter dem Einfluß des Lehenswesens nach und nach in kleine Territorien zerfallend, wird durch den fürstlichen Absolutismus mit starker Hand zu einem modernen Staatswesen wieder vereinigt. Die hochausgebildete Verwaltung des Polizeistaats und die wissenschaftliche

Entwicklung bereiten den Übergang vor zu einer Teilnahme weiterer Volksschichten an der Regierung unter Übernahme der Institutionen eines politisch höher entwickelten, fremden Volks. Das ist in großen Zügen der Verlauf der geschichtlichen Entwicklung während des letzten Jahrtausends bei uns sowohl wie im fernsten Osten.

2. Die Herkunft des japanischen Volks ist der Gegenstand wissenschaftlicher Kontroversen. Sicher ist, daß verschiedene Rassen in ihm gemischt sind, daß wiederholte Invasionen vom asiatischen Festland her stattgefunden haben und daß die heutige japanische Nation die früheren Einwohner des Inselreichs, die Ainu, immer mehr nach Norden gedrängt, so daß sie jetzt, auf Yezo und Sachalin beschränkt, eine erlöschende Rasse darstellen. Mit dem Kaiser Jimmu-Tenno um 600 v. Chr. beginnt die mythische Geschichte der Japaner und der Tradition nach zugleich ihre bis heute herrschende, jedenfalls uralte Dynastie. Seit dem III. Jahrhundert unserer Zeitrechnung strömte chinesische Kultur, durch Korea vermittelt, hinüber nach Nippon. Die idiogrammatische Schrift, die Trägerin des ästhetischen Prinzips der Linie, und die buddhistische Religion mit ihrem hohen Kunstsinn und ihrer veredelnden Ethik wirkten als mächtig gestaltende Faktoren auf die urjapanische, shintoistische, kriegerische, noch primitive Zivilisation. Im VII. Jahrhundert war Japan bereits von chinesischer Kultur beherrscht und der Staat, seinem kontinentalen Vorbild entsprechend, ein zentralisierter Staat, absolut und von einer Beamtenkaste verwaltet. Aber wie die Germanen nie ganz die römische Staatsidee mit ihrer, die lokalen Eigenarten erstickenden Zentralisation rezipierten, ebensowenig ist der im Grunde auf demokratischer Basis beruhende Absolutismus Chinas den Japanern je in Fleisch und Blut übergegangen. Das Prinzip der Erblichkeit aller Dinge durchbrach das fremde politische System. Die höchsten Reichsämter, namentlich das Kwambaku, wurde nach und nach erblich, vor allem in dem Fürstenhaus der Fujiwara, dem bis auf den heutigen Tag alle Kaiserinnen entstammen. Neben dem politisch mehr und mehr erstarkenden Erbadel traten die Kaiser zurück und, ähnlich wie in andern asiatischen Staaten, wußten die Großen namentlich Unmündige auf den Thron zu erheben. Dieses Zeitalter des beginnenden Feudalismus', der äußerlich noch die Formen des chinesischen Absolutismus' festhielt, war eine Glanzperiode der japanischen Kunst und des Buddhismus', eine Zeit raffinierter Kultur der Aristokratie, wie sie Europa selten gesehen.

Neben den Adel, der den in Kioto residierenden Kaiser umgab — den Kuge — entstand ein erblicher, meist aus Nebenlinien der Kuge hervorgehender Militäradel, die Buke. An der Spitze dieser Ritterschaft stand der Sei-i-tai-shogun, was Generalissimus zur Bekämpfung der Barbaren bedeutet. Japan lag damals noch im Kampf mit den Ureinwohnern und streckte bereits seine Hand nach Korea aus.

Die politische Gewalt ging mehr und mehr über in die Hände des Shoguns und seiner Ritterschaft, die bald im fast alleinigen Besitz alles Grund und Bodens war. Der Shogun, als das Haupt der sich zu Feudalherren, zu sog. Daimio ausbildenden Militärfamilien, schob sich hinein als Mitglied zwischen Herrscher und Beherrschte, er war der tatsächliche Inhaber der Staatsgewalt, ein Major Domus ähnlich den Karolingern in der fränkischen Monarchie. Der Kaiser trat immer mehr in den Hintergrund und statt des wirklichen Herrschers wurde er zum unnahbaren, heiligen Wesen, eingeschlossen in die verweichlichende Atmosphäre seines Palasts zu Kioto und nur sichtbar für den zur Tatenlosigkeit verurteilten, in raffinierter Kultur und grenzenlosem Ahnenstolz aufgehenden Hofadel. Kaiser und Kuge wurden mit dem Schein der Macht entschädigt, die sie an Shogun und Buke verloren. In der

Stellung der den Staat beherrschenden Shogune lösten sich fast alle großen Geschlechter des Landes ab, die Taira, die Minamoto, die Hojo und Ashikaga. Keines konnte sich dauernd in der Macht erhalten, endlose Fehden bildeten nun den einzigen Inhalt der Geschichte des unglücklichen Landes, dessen Wohlstand mehr und mehr sank, und das schließlich der Anarchie verfiel. Die buddhistischen Klöster errangen in dieser Periode große Macht und die Äbte und Mönche waren nicht weniger streitbar als die Fürsten und deren Vasallen.

Das XVI. Jahrhundert sah Japan drei Cäsaren, drei Retter erstehen, Nobunaga, Hideyoshi und Jeyasu, der Begründer der Dynastie Tokugawa. Nobunaga, ein Sproß des hohen Feudaladels, brach die Macht der Klöster und zwang die sich als unabhängige Fürsten gebärdenden Daimio oder Feudalherren unter des Kaisers Botmäßigkeit, an dessen Stelle er herrschte. Hideyoshi, vom Pferdeknecht zur höchsten Macht und zum Nationalheros emporgestiegen, verwüstete Korea als Beginn der geplanten Eroberung Chinas und Indiens, die bis heute ein Traum der panasiatischen Partei Japans geblieben ist. Aber erst Jeyasu, ein General Hideyoshi's verstand die errungene Macht dauernd zu behalten und seiner Familie für 250 Jahre als Shogunen den Besitz der gesamten Staatsgewalt zu sichern, so daß während Jahrhunderten die Europäer den Shogun als Kaiser ansahen und den Mikado, den Kaiser, nur als ein religiöses Oberhaupt betrachteten. Jeyasu war es, der ein politisches System schuf, das Japan zweieinhalb Jahrhunderte tiefen Friedens und hoher materieller Kultur gewährte, allerdings um den Preis ebenso langer, völliger Abschließung gegen die Außenwelt. Es hatten sich nämlich inzwischen neue Faktoren in der japanischen Geschichte geltend gemacht: das Christentum und die Expansionspolitik der europäischen Kolonialmächte. 1545 erreichte der portugiesische Seefahrer Mendez Pinto den Südwesten Japans und fand die freundlichste Aufnahme bei den Fürsten von Bungo, einem der großen Daimio des Südens. Vier Jahre später kam, von vier in Goa bekehrten, flüchtigen Japanern begleitet, der berühmte Jesuit Franz Xaver, einer der größten Bewunderer Japans, nach Kogishima, wo ihn der mächtige Fürst von Satsuma freundlich aufnahm. Die folgenden Jahrzehnte sahen nicht nur eine rapide Ausdehnung des Christentums, sondern eine der heutigen kaum nachstehende Verwertung und Einführung europäischer Technik. In den achtziger Jahren des XVI. Jahrhunderts mochten die Christen bereits einen Achtel bis Zehntel der Bevölkerung des Landes ausmachen, mehrere japanische Fürsten waren katholisch geworden und 1582 gingen einige von ihnen als Botschafter an den päpstlichen Hof, welche Mission sie mit einer Reise durch die Staaten des südlichen Europas verbanden. Da kam plötzlich ein Umschwung: die heute wie damals gleich verhängnisvolle Verquickung von Religion und Politik, Mission und Kolonisation hatte den Japanern die Augen über die wahren Absichten der Europäer geöffnet. 1587 begannen die christenfeindlichen Maßregeln und 50 Jahre nachher war das Christentum ohne große Erschütterung für den Staat durch das Shogunat vollständig ausgerottet. — Indessen das genügte nicht. Den Fremden, die die Gastfreundschaft mißbraucht hatten, wurde nun jeder Zutritt verschlossen und jedem Japaner war der Verkehr mit dem Ausland bei strengen Strafen verboten. Nur den Holländern wurde gestattet, unter demütigenden Bedingungen in stets mehr beschränktem Maße auf der kleinen Insel Deshima im Hafen von Nagasaki Handel zu treiben.

3. Diese christen- und europafeindliche Politik hatte das Fürstenhaus der Tokugawa eingeführt und bis 1868 aufrecht erhalten. Der Begründer dieser Dynastie von

Shogunen, Jeyasu Tokugawa, war es, der die Summe zog aus den Kämpfen Nobunaga's und Hideyoshi's gegen die feudale Anarchie der Daimio: die eine Scheinselbständigkeit genießenden Daimio oder Territorialherren waren alle wieder vereinigt unter der in Theorie absoluten Scheinherrschaft des Mikado. Das politische Schwergewicht lag aber in der Hand des Shoguns und seiner Familie, die mit ihren gewaltigen Territorien, mit ihren zahllosen Vasallen und Kriegern einen übermächtigen Staat im Staate bildeten, wenn schon der Shogun nur der erste unter den Daimio war und im Range hinter den meisten der machtlosen Kuge des Kaiserhofes stand. Finanziell war der Kaiser und sein Hofadel gänzlich abhängig vom Shogun, ohne dessen Wissen nichts im Lande geschah. Ein hochentwickeltes System von Geheimpolizei wurde über das ganze Land ausgedehnt und war bestimmt, die rasche Unterdrückung jeder der Tokugawadynastie bedrohlichen Bewegung unter dem Adel oder im Bürgerstand zu ermöglichen. Diesem Spioniersystem, das in der Weltgeschichte seines Gleichen nicht hat, wird die Schuld an einigen Schattenseiten des japanischen Volkscharakters zugeschrieben. Die Daimio, welche nicht durch die Tokugawa am Ausgang des XVI. Jahrhunderts mediatisiert worden waren, und insgesamt nur noch etwa einen Drittel des Landes und der nationalen Produktion besaßen, wurden durch ein raffiniertes politisches System, das Jeyasu in seinem politischen Testament niedergelegt hatte, im Schach gehalten. Zwischen ihre Länder hinein hatte nämlich Jeyasu solche gelegt, mit denen er seine Verwandten oder Vasallen belehnte, welche die Aufgabe hatten, ihre Nachbarn zu überwachen. Nie durfte ein Daimio die Kaiserstadt Kioto besuchen oder auf einer Reise berühren, sondern er mußte neben ihr vorbeiziehen, wenn er, wie dies Gesetz war, je das zweite Jahr in Yedo am Hofe des Shoguns seine Residenz bezog, in der Zwischenzeit seine Familie als Geisel dort zurücklassend. Auch sollten die kostspieligen und pompösen Reisen dieser Feudalherren ihrer Finanzen stets auf dem für ihre leichte Beherrschung notwendigem Maße zurückhalten. Dieses ganze System war charakterisiert durch das Prinzip, daß äußerlicher Rang und tatsächliche Macht stets in umgekehrtem Verhältnis stehen sollten: der Kaiser, der ein heiliger und absoluter Herrscher war, lebte von dem bescheidenen Einkommen, das ihm der Shogun gewährte, und der Shogun selber, nicht durch einen hohen Adelsrang ausgezeichnet und nur einer unter den großen Daimio, gebot allen, Kuge und Buke, als absoluter Monarch. So sah das XVII. Jahrhundert einen ähnlichen Zustand in Japan wie er damals auch in Europa in vielen Staaten war: auf den Trümmern des durch die Anarchie der Großen zerfallenen Feudalstaates war, unter Beibehaltung mittelalterlicher Formen, der moderne, absolute Polizeistaat errichtet worden.

Aber neben den großen und kleinen Feudalherren gab es noch einen äußerst wichtigen Stand: die Samurai, welche ungefähr den Ministerialen unseres Mittelalters entsprachen. Die höheren von ihnen waren die Minister und Offiziere im Dienste des Shoguns oder der andern Daimio, die geringeren dagegen waren einfache Kriegsknechte, die aber ihren Beruf nicht als Handwerk, sondern als Ritterdienst betrachteten. Erwerbende Berufsarten kannten sie nicht, sie und ihre Familien erhielten Renten, in Natura, in Reis, von den Herren, denen sie erblich zugehörten. Sie waren neben der Aristokratie auch die Träger fast des gesamten künstlerischen und geistigen Lebens; ihnen verdankt man jene unvergleichlichen Kunstwerke, an denen oft mehr als eine Generation selbstlos, unbekümmert um Gewinn, gearbeitet hat; in der langen Friedenszeit konnten die Samurai ihren Herren mehr künstlerische als kriegerische Dienste leisten.

Unter den Samurai, wenig geachtet und nur dazu da, die materielle Basis für die Existenz der raffinierten, aristokratischen Kultur zu bilden, waren die Heimin, die Bürgerlichen, vorwiegend Bauern und sodann Kaufleute und Handwerker. Aus den Kaufleuten hat sich nie ein eigentliches Patriziat entwickeln können, die feudal-militärischen Anschauungen hielten diesen Stand zurück in einer Stellung, die derjenigen der Juden im Mittelalter bei uns ähnlich ist. Noch tiefer standen die Eta oder Echtlosen, einige mißachtete Gewerbe umfassend, und zu unterst die Bettler oder Hinin, was Nicht-Menschen bedeutet.

Dieses System einer wenig produktiven, in sich geschlossenen wirtschaftlichen Einheit, welches für die Entwicklung von Reichtum wenig Raum bot, ist zusammen mit einer Anlage in der japanischen Urkultur als Hauptfaktor zu betrachten, für jene unvergleichlich vornehme Einfachheit und Schlichtheit der japanischen Kunst, die ihr eine so einzigartige und so hohe Stellung in der menschlichen Kultur sichert.

4. So genial ausgedacht das System Jeyasu's war, so starr seine Nachfolger daran festhielten und es vor äußern Störungen bewahrten, es verlor mit den Jahrhunderten seine Lebenskraft. An die Stelle tatkräftiger Shogune traten verweichlichte Fürsten, die, um in üppigem und raffiniertem Lebensgenusse aufzugehen, die ganze Leitung des Staates dem aus den großen Vasallen und Samurai des Tokugawahauses gebildeten Reichsrat, dem Gorogio, überließen. Der stolze Bau Jeyasu's war innerlich ganz vermodert, als er beim ersten Pochen Amerikas an die Pforten Japans rasch zusammenbrach. Eine geistige Bewegung hatte in Japan wie in Europa das ancien régime untergraben. Die chinesische und altjapanische Gelehrtenschule war auf die alten Geschichtsquellen zurückgegangen, hatte die Stellung des Shoguns als eine usurpierte erkannt und die dualistische und feudale Staatsorganisation als wenig mit den Dogmen des Konfuzianismus übereinstimmend bezeichnet. Gleichzeitig erhob sich wieder die alte nationale Religion, der Shintoismus, die Religion des nationalen Heroenkultus, deren Mittelpunkt die kaiserlichen Ahnen sind, und gab den Anhängern der Restauration des kaiserlichen Absolutismus einen spezifisch nationalreligiösen Hintergrund im Kampf gegen den überwuchernden, vom Shogunat begünstigten Buddhismus. Auch waren über Nagasaki europäische geistige Einflüsse eingedrungen; es bildete sich neben der chinesischen und alt-japanischen auch eine europäische, sog. holländische Schule.

Daneben hob sich der Samuraistand immer mehr. Er war es, der die ganze politische Verwaltung der Territorien besorgte und seine Herren ebenso in den Hintergrund drängte wie die Tokugawa mit ihrem Anhang den Kaiser. Namentlich die Samurai der drei reichen und großen, von der Tokugawa-Gewalt nie ganz bezwungenen Fürstentümer des Südwestens: Choshiu, Tosa und Satsuma strebten nach größerem politischem Einfluß, sei es durch möglichst weitgehende Unabhängigkeit von Kaiser und Shogun oder noch besser so, daß sie sich an Stelle der Tokugawa setzten und unter dem Vorwand, den Kaiser in seine alten Rechte einzusetzen, selbst die Zügel der Reichsregierung in die Hand nahmen. Die Verhältnisse kamen ihnen günstig entgegen. 1853 traf der amerikanische Kommodore Perry in der Bucht von Yedo ein und verlangte im Auftrag der Vereinigten Staaten die Erschließung des Landes. Nach langem Zaudern, aber weislich der Not gehorchend, schloß der Shogun bald darauf Handelsverträge mit Amerika, Frankreich, England, Rußland und Holland ab. Dieser Bruch mit einem der Grundprinzipien der bisherigen Politik erschütterte die Stellung des Shogunats, dessen Prestige und Macht seit dem XVIII. Jahr-

hundert stark gesunken, derart, daß der machtdürstige Südwesten, die Tradition verletzend, sich mit dem kaiserlichen Hof in direkte Verbindung setzte. „Hinaus mit den Fremden und Wiedereinsetzung des Kaisers in seine legitime Stellung" waren die Schlagworte der imperialistischen Partei. Der Shogun, seiner Stellung unsicher, gab den Befehlen des von den Fürsten des Südwestens inspirierten Kaisers teilweise nach; dennoch kam es zwischen dem Shogun und dem Fürsten von Choshiu zum Krieg, in welchem die Armee des erstern unterlag. An eine Aufrechterhaltung des bisherigen Zustandes war nicht mehr zu denken. Der Shogun, die Tradition seines Hauses preisgebend, dankte ab und erklärte, nur noch so lange an der Spitze der Regierung zu bleiben, bis ein Reichstag der Daimio weiteres verfügt hätte; so hoffte er seinem Haus wenigstens noch einen Teil der bisherigen Macht zu retten. Aber die intransigenten Imperialisten wollten es zum Bruch bringen. Das Kaisersiegel wurde von ihnen aus Kioto entwendet und ein kaiserliches Dekret damit gefälscht, welches das Shogunat als abgeschafft erklärte. Empört drängten nun die Tokugawa-Vasallen ihren schwächlichen, zu einer festen Politik unfähigen Herren zum Kampf gegen die Gegner. Aber diese führten in der Entscheidungsschlacht von Fushimi bei Kioto die kaiserliche Standarte; der Shogun, bis dahin der erste Magnat des Reiches, und sein Anhang waren damit zu Rebellen gestempelt und die Rollen der Parteien vertauscht. Die Siege der Kaiserlichen folgten sich rasch; nur im Norden, wo die Tokugawa den treuesten Anhang hatten, dauerte der Widerstand länger, ja die Gegner des neuen Imperalismus planten sogar die Errichtung einer Republik auf der Insel Yezo. Doch noch vor Ende des Jahres 1868 war der Mikado wieder wie im frühern Mittelalter der alleinige Herrscher, der absolute Monarch des Landes, den kein Shogunat von seinen Vasallen mehr trennte. Mit großer Mäßigung verfuhren die Sieger, welche in Wirklichkeit nicht der Kaiser und die Fürsten der kaiserlichen Partei, sondern deren Samurai, also der niedere Adel, waren.

5. Obwohl die Bewegung gegen den Shogun anfänglich eine schroff fremdenfeindlich-chauvinistische war, trat bald ein Umschwung ein. Die neuen Machthaber bedurften zur Konsolidation ihrer Herrschaft der wohlwollenden Neutralität der fremden Mächte und die zahlreichen aufgeklärten Köpfe unter ihnen sahen bald ein, daß nur durch den Besitz der Macht- und Kulturmittel der westlichen Völker Japan seine Unabhängigkeit bewahren könnte. Es kam nun eine Periode von Reformen, welche das Land gewaltig umgestalten und nachholten, was zweiundeinhalb Jahrhunderte der Abschließung versäumt hatten. Keine Staatsform konnte dieser Umgestaltung günstiger sein als der Absolutismus, der über zahlreiche aufgeklärte und staatsmännisch eminent veranlagte Männer, vornehmlich unter der Samuraiklasse, verfügte. Die Leitung der Geschäfte war auf sieben Ministerien verteilt, die von Männern geleitet wurden, welche die geistigen Führer der imperialistischen Bewegung waren. Die kaiserliche Autorität, die tiefe Wurzeln im japanischen Volke behalten hatte — trotz der Jahrhunderte langen Abgeschiedenheit der Mikado — kam den Reformern bei ihrer schonungslosen Vernichtung uralter Einrichtungen zu statten.

Schon unter dem absolutistischen Regime gab es eine Art Reichsrat, welcher eine gesetzesberatende Behörde war, das Genro-in und unmittelbar nach dem Fall des Shoguns verhieß der Mikado für die Zukunft eine konstitutionelle Verfassung. Im Jahre 1870 gaben, von ihren Samurai bestimmt, die drei Reichsfürsten von Choshiu, Tosa und Satsuma, welche die nominellen Führer der imperialistischen Bewegung gewesen waren, ihre großen Lehen an den Kaiser aus freien Stücken zurück. Ihnen folgten

rasch alle andern. Dieser Schritt, in der Geschichte fast ohne Gleichen, war erfolgt aus der Erkenntnis, daß eine starke Reichsgewalt auch die Gesamtheit der Landeseinnahmen bedürfe; denn auch nach dem Sturz des Shogunats war fast das ganze Land noch in den Händen der Territorialherren geblieben. Die bisherigen Landesherren wurden nun zu Provinzialgouverneuren gemacht und die beiden Adelsklassen, der Hofadel der Kuge mit den Daimio zu einem einheitlichen hohen Adel, dem Kwazoku, zusammengeschlossen, während die Samurai als Shizoku den niedern Adel, die Gentry, darstellen sollten. Rasch ging die Entwicklung in dieser Richtung weiter, indem bald nach der Mediatisierung der Daimio das Land völlig zentralisiert wurde und die Daimio vollständig in den Hintergrund traten. Denn unter den neuen Verhältnissen waren viele dieser früheren Feudalherren ihrer Aufgabe keineswegs mehr gewachsen, viele waren froh, der Regierungssorgen los zu sein und mit einer ansehnlichen Apanage sich zurückzuziehen, um wie ihre Vorfahren sich einem schöngeistigen Quietismus hinzugeben.

Nun aber zeigte sich eine neue Schwierigkeit. Was sollte mit den Hunderttausenden von Samurai geschehen, nachdem das Feudalsystem, das die Grundlage ihrer Existenz bildete, völlig unterdrückt war. Von ihren früheren Herren losgetrennt fielen sie nun dem Reiche zur Last. Dem Herzog mußte der Mantel nachfolgen. Auch der Samuraistand als besondere Kriegerklasse wurde aufgehoben. Ihre bisherigen Reisrenten wurden ersetzt durch ein entsprechendes Kapital in Staatspapieren, die zunächst unübertragbar waren, schließlich aber freigegeben wurden, damit die Samurai ein Kapital besäßen zum Übertritt in die erwerbenden Stände der Bauern und Kaufleute. Zahllose haben dabei moralisch und finanziell Schiffbruch gelitten, wie auch der mit einem Zehntel seiner früheren Landeseinnahmen abgefundene Hochadel vielfach den neuen wirtschaftlichen Verhältnissen erlegen ist.

Trotz dieser Reformen von gewaltiger Tragweite hat nur ein konservativer Reaktionsversuch, der Satsumaaufstand unter Marschall Saïgo einen für das neue Regiment bedrohlichen Charakter angenommen, wurde aber 1877 völlig unterdrückt. Trotzdem der Hochadel seiner Länder beraubt und der Samuraistand tatsächlich im Bürgerstand untergegangen ist, seitdem ein Reichsheer mit allgemeiner Wehrpflicht an die Stelle der territorialen Samuraitruppen getreten und diese ihr auszeichnendes Privileg, das Tragen der Zweischwerter, verloren haben, gibt es in Japan keine reaktionäre, legitimistische Partei.

6. Der 1867 verheißene Konstitutionalismus wurde 1879 vom Kaiser auf das Jahr 1889 in Aussicht gestellt. Während bis dahin nur eine konservative und eine liberale Partei mit wenig ausgebildeten Programmen bestanden hatten, traten seit Anfang der 80er Jahre drei Richtungen hervor. Die doktrinäre, liberale Partei, von amerikanischen und englischen Ideen bestimmt, erblickte das Heil in der Einführung weitgehender demokratischer Institutionen und legte dem Throne geringe Bedeutung bei. Nicht ohne Bedeutung hiebei war die von den Japanern scheel angesehene politische Propaganda amerikanischer Missionäre. Die auf dem Mittelstand basierende Fortschrittspartei legte das Hauptgewicht auf eine ausgedehnte Selbstverwaltung, in der das Volk für eine allmähliche Erweiterung des Stimmrechts erzogen werden sollte. Die Kaiserpartei stimmte überein mit den konservativ-monarchischen Anschauungen Europas. Die Verfassung sollte vom Monarchen oktroyiert sein, die Gewaltentrennung und die sogen. Grundrechte garantieren und einem zweikammerigen Parlament einen Anteil an der Gesetzgebung einräumen. Diese Auffassung der Monarchie war

jedenfalls allein im Einklang mit den historischen Grundlagen des japanischen Staates und mit der Stellung, welche das Kaiserhaus im Shintoismus und im Volksbewußtsein einnahm. Der geistige Führer dieser Partei war Graf Ito, der jetzige Marquis, der bedeutendste der Staatsmänner Japans in den letzten 30 Jahren. Diese monarchistische Partei hatte ihre Stützen vornehmlich in den Klassen, welche durch die Restauration die Umgebung des Kaisers geworden waren und dessen Gewalt ausübten, nämlich die Samurai der vormaligen Fürstentümer Choshiu und Satsuma.

Ito reiste in den Jahren 1882 und 1883 in Europa, um die dortigen politischen Institutionen zu studieren. Das passendste Vorbild war für ihn Preußen, wo ebenfalls eine starke und volkstümliche Dynastie das Zentrum des ganzen Staatslebens bildete. Fürst Bismarck und Rudolph von Gneist waren es hauptsächlich, welche Ito bei seinem Aufenthalt in Berlin mit dem Material versahen, aus dem die japanische Verfassung entstand. Und in der Tat, sie ist im wesentlichen eine Kopie der preußischen Konstitution von 1850. Der Monarch ist der Träger der ganzen Staatsgewalt. Nur dem Monarchen sind die Minister politisch verantwortlich und nicht dem Parlament wie in England, Frankreich und Italien. Das Parlament hat nicht wie in England eine fast allumfassende Kompetenz, sondern ist auf ganz bestimmte Tätigkeiten angewiesen, in welchen, wie vornehmlich bei der Gesetzgebung, der Monarch allein nicht handeln darf. Nach preußischem Vorbild zerfällt der Reichstag Japans in zwei Kammern, in ein Herrenhaus, in dem die kaiserlichen Prinzen und die Fürsten und die Marquis vermöge Erbrecht sitzen, ferner die Grafen, Vicomtes, Barone und die Vertrauensmänner der höchsten Steuerzahler, die aus besondern Wahlkurien hervorgehen, und endlich die, welche der Kaiser von sich aus beruft. Das Unterhaus wird gewählt auf Basis eines mäßigen Zensus, der etwa 10% der Bevölkerung das Stimmrecht gibt, also etwa die Hälfte der bei gleichem, allgemeinem Wahlrecht Zugelassenen ausschließt. Die Mitglieder beider Kammern beziehen das für Japan nicht unansehnliche Gehalt von 800 Yen, was die Bildung einer Klasse dubioser Berufspolitiker begünstigt. Auch die Organisation des Staatsrats und Rechnungshofes, sowie die Thronfolge sind nach preußischem Muster geordnet, das Ministerium dagegen steht, in Anlehnung an die englische Praxis, unter einem Premierminister. Die sog. Freiheitsrechte, welche, in Nordamerika zuerst zu konstitutionellen Grundsätzen gemacht und durch die französische Revolution nach Europa eingeführt, ein Gemeingut aller modernen Völker sind, haben auch Aufnahme in der japanischen Verfassung gefunden; ich erwähne hier nur beispielsweise: die Glaubens- und Gewissensfreiheit, die Preßfreiheit u. s. w. Es herrscht unter den drei Ständen, den 4000 Adeligen, den 2000,000 Samurai und den ca. 45000,000 Bürgerlichen — von der Teilnahme am Oberhaus abgesehen — völlige Rechtsgleichheit. Das politische Schwergewicht, wie auch die führende Stellung in Wissenschaft und Kunst ist bei den Samurai, obwohl auch demokratische Elemente jetzt rasch emporkommen und die weniger lebensfähigen Elemente der Aristokratie schonungslos verschlungen werden in der raschen Entwicklung.

7. Der Umstand, daß die Restauration des Kaisertums hauptsächlich von den Fürstentümern Choshiu und Satsuma ausging, brachte es mit sich, daß die Samurai aus diesen Ländern bis auf den heutigen Tag fast ausschließlich alle staatlichen Ämter, namentlich die höheren politischen Beamtungen und die Offiziersstellen in Heer und Marine faktisch als ihr Monopol behaupten konnten. Sobald seit 1890 die neue Verfassung in Funktion getreten, war es das Ziel der Opposition im Parlament die Vorherrschaft jener Kreise zu brechen und wie in England und den andern sogen.

parlamentarischen Staaten die Existenz des Cabinetts abhängig zu machen von dem Vertrauen der Parlamentsmajorität. Aber der Kaiser und die Staatsmänner, welche nach den Anfangssilben der Provinzen Satsuma und Choshiu das sog. Satcho-System darstellten, wollten nicht darauf eingehen und befolgten unter genau gleichen Verhältnissen die gleiche Taktik wie König Wilhelm und Graf Bismarck in der sogen. Konfliktszeit der Sechzigerjahre. Die Zeit erlaubt uns nicht einzugehen auf die parlamentarischen Kämpfe des ersten Dezenniums des japanischen Parlaments; die Obstruktion wurde wiederholt mit Auflösung des Parlaments beantwortet und eine schlimme Budgetkrise wurde nur durch die Intervention des Kaisers beigelegt, der auf einen Zehntel seiner Apanage verzichtete und alle Beamten und Offiziere aufforderte, ein Gleiches zu tun. Der ununterbrochene Kampf der Regierung und des konservativen Oberhauses gegen die radikale Majorität des Unterhauses wurde nur durch den japanisch-chinesischen Krieg 1894 unterbrochen, als das Parlament das Kriegsbudget einstimmig annahm, denn der japanische Patriotismus dürfte seines Gleichen nicht finden. Während aber nach 1866 das preußische Parlament sich ergab und seither nie mehr die Vorherrschaft im Staate angestrebt hat, nahm das japanische den Kampf nach dem Frieden von Shimonoseki mit erneuter Kraft auf. Aber erst im Sommer 1898 gab die konservative Regierung nach und der Kaiser berief nun die Führer der Opposition, die Grafen Okuma und Itagaki, zur Cabinettsbildung. Indessen hatte nach sechs Monaten dieses Cabinett abgewirtschaftet, denn die Vetternwirtschaft war unter dem neuen Ministerium nicht geringer als unter dem Satcho-System — nur nach einer andern Seite hin.

Einer der maßgebendsten Führer der Liberalen war der vormalige Gesandte in Washington, Hoshi Toru, der in Amerika die skrupellosen Methoden der dortigen Bosses, der politischen Macher, sich angeeignet hatte und bezichtigt war, die korrupten Praktiken der Tamanny Hall ins Stadtparlament von Tokio eingeführt zu haben. Dieser — alles eher als ein sentimentaler Doktrinär — suchte Fühlung mit dem Altmeister Ito. Da dieser am sogen. preußischen, d. h. streng monarchischen System der Cabinettsbildung festhielt, opferten die Liberalen ihren Hauptprogrammpunkt, das sogen. englische parlamentarische System, nach welchem faktisch, wenn auch nicht rechtlich, die Minister der Parlamentsmajorität mehr nachzufragen haben als dem Monarchen. Dafür aber stand ihnen gesicherter Zutritt zu Macht und Einfluß offen. So war auch der parlamentarische Schacher ins Inventar der japanischen Kultur aufgenommen. Diese Koalition Itos mit den Liberalen brachte zum erstenmal eine kompakte Majorität im japanischen Parlament zu stande. Obwohl im Herbst 1900 Ito infolge der Schwierigkeit, eine fremde Anleihe durchzubringen, demissionierte und dem parteilosen, in seiner Geschäftsführung äußerst glücklichen Cabinett Katsura Platz machte, hat Ito und seine neue Partei, die sogen. Rikken-Seyu-Kai, was Vereinigung der Verfassungsfreunde bedeutet, in dem im August 1902 gewählten Reichstag 192 Stimmen von 376. Die zweitstärkste Partei, die Fortschrittspartei, hat nur 104.

Die Ergebnisse der parlamentarischen Entwicklung Japans lassen sich etwa folgendermaßen zusammenfassen: 1. Die Vorherrschaft des niedern Adels der westlichen Fürstentümer ist gebrochen in ihrer Unbedingtheit. Das System des Partei-Nepotismus besteht fort. Steht es schon in vielen europäischen Staaten und in Amerika in Blüte als Folge der politischen Verhältnisse, so beruht es bei den Asiaten geradezu auf einer unausrottbaren Naturanlage. In dieser oder jener Form wird der politische Nepotismus ein Hauptfaktor des parlamentarischen Lebens in Japan

bleiben. 2. Sodann geht die Herausbildung einiger weniger fester, zielbewußter und disziplinierter, somit regierungsfähiger Parteien in Japan ebenso langsam von statten wie auf dem europäischen Kontinent, wo den Parlamenten die jahrhundertelange Schulung fehlt, welche die Stärke des englischen Unterhauses ausmacht. 3. Der Kampf zwischen dem Prinzip des monarchischen Übergewichts gegenüber dem des parlamentarischen ist noch nicht entschieden. Die Verfassung legt, entsprechend dem preußischen Vorbild, die Regierung in die Hand des Monarchen; die Japaner aber schöpfen ihre Bildung zumeist aus englischen und amerikanischen Quellen und sind deshalb von der demokratischen Idee des Parlamentarismus beherrscht. Daher der Konflikt zwischen Ideal und Wirklichkeit, der sich vor allem darin deutlich zeigt, daß der Reichstag in den ersten 12 Jahren seiner Existenz sechsmal wegen Obstruktion vertagt und fünfmal aufgelöst werden mußte und sieben Ministerien verbraucht hat. Nur die politische Disziplin der Parteien oder die Fähigkeit der Dynastie zu regieren können in langem, beharrlichem Kampf der japanischen Verfassung die Tendenz nach rechts oder links — je nach dem — dauernd verleihen. Vorderhand hat die Monarchie noch eine so starke Stellung, daß die am Ruder befindliche Partei die kaiserliche Autorität leicht gegen das Parlament ausspielen kann. Aber eine streng konstitutionelle Haltung des Mikados wäre seiner noch von einem halbreligiösen Nimbus umgebenen Stellung zuträglicher als ein Hinabsteigen in die Arena der Parteikämpfe, in die als deus ex machina einzugreifen ihm auf die Dauer nicht möglich sein wird. An einen Umsturz durch extrem radikale Parteien ist in absehbarer Zeit nicht zu denken. Die wirtschaftlichen und psychologischen Voraussetzungen dafür sind nicht gegeben; aber die aristokratischen Kreise werden den breiteren Volksschichten mit der zunehmenden industriellen Entwicklung immer mehr Einfluß einräumen müssen.

Trotz seiner großen Mängel steht das japanische Parlament doch noch weit über vielen europäischen und amerikanischen. Es hat schließlich doch die gewaltige militärische und maritime Rüstung Japans durchgeführt, die diesen Staat, wenigstens im Osten, zu einer Großmacht erhoben haben. Die außerordentlich schwierigen Fragen der Regelung der Verhältnisse der Ausländer und der Handelspolitik sind im Interesse Japans entschieden worden und die Klippe des Staatsbankrotts wurde bis jetzt glücklich umschifft. Dabei haben wir der kolossalen Gesetzgebungsarbeit, der Einführung eines dem europäischen ähnlichen Zivil-, Straf- und Prozeßrechts noch gar nicht gedacht. England und die europäischen Mächte, außer Rußland, dürfen mit Befriedigung auf diese Lebensfähigkeit Japans blicken, denn bei der großen Entwicklungsfähigkeit seines Volks wird es eine große Rolle spielen in dem Kampf, der die Signatur des begonnenen Jahrhunderts sein wird: die Herrschaft über den Stillen Ozean und seine anliegenden Länder, nach der die Kolosse Rußlands und Nordamerikas tendieren, wird nicht ohne Mitwirkung Japans entschieden, in dem beide einen größeren Gegner finden werden, als sie erwarten.

IV. Die Demokratie in den britischen Kolonien Australasiens.

(Vortrag gehalten in der Demokratischen Vereinigung der Stadt Zürich im Jahre 1902).

1. Politische und wirtschaftliche Entwicklung[1].

Der Verlust Nordamerikas zwang England, ein neues Kolonialreich zu gründen. 1789 gaben sich die Vereinigten Staaten von Nordamerika ihre heutige Bundesverfassung, nachdem sechs Jahre früher England ihre Unabhängigkeit anerkannt hatte. Schon im Jahr zuvor (1788) wurde im heutigen Sidney die erste australische Niederlassung der Briten gegründet, und zwar war es eine Kolonie für deportierte Sträflinge, politische und gemeine Verbrecher. Die wirtschaftlichen Krisen, an denen England in den ersten Dezennien des XIX. Jahrhunderts litt, brachten die Auswanderung des englischen, irischen und schottischen Proletariats in Fluß; die Ost-, Süd- und Westküste des noch sehr wenig bekannten Kontinents erhielt einen Saum kleiner Niederlassungen. Wie im XVII. Jahrhundert in Nordamerika, wollten auch hier aristokratische Spekulanten und politische Phantasten auf dem Boden der neuen Welt das feudale England neu beleben. Ein Herr Wakefield hatte in den dreißiger Jahren die englische Regierung und zahlreiche Londoner Kapitalisten für einen Kolonisationsplan gewonnen, der die ganze Skala englischer Landbewohner vom Lord bis zum kleinsten Pächter hinunter in Australien reproduzieren wollte, und zwar dadurch, daß hohe Landpreise das Proletariat an der Gewinnung eigenen Bodens verhindern sollten, den Kapitalisten aber durch Massenimport armer Leute billige Arbeitskraft verschafft würde. Die Schwindelhaftigkeit des ganzen Projektes führte bald zu einem Krach. Aus dieser Periode stammen zum Teil die Squatters, die mächtigen Latifundienbesitzer, die vornehmlich die Schafzucht, den Hauptproduktionszweig Australiens, beherrschen.

Anfangs der fünfziger Jahre wurde Gold entdeckt, und nun strömten in Scharen die Kolonisten aus allen Ländern nach Australien. Ein scharfer Gegensatz bildete sich bald heraus zwischen den bis anhin unbeschränkt sich geltend machenden Großgrund-

[1] Über die politische Entwicklung der einzelnen australischen Kolonien vgl. mein „Die staatsrechtliche Entwicklung der australischen Kolonien bis zur Begründung der Commonwealth of Australia“, in Festschrift für Bernhard Hübler. Berlin, Franz Vahlen, 1905.

besitzern und der zusammengewürfelten, flottanten Goldgräberbevölkerung. Mit enormer Schnelligkeit entwickelten sich die Städte, die bis heute in einem abnormen Verhältnis zum Lande stehen. Die Hauptstädte in den größeren Kolonien — von Neuseeland abgesehen — umfassen zirka ein Drittel der Gesamtbevölkerung, wobei in Betracht kommt, daß der Rest über die immensen, wenig besiedelten Gebiete zerstreut und deshalb politisch schwach ist. Australien und Neuseeland haben nicht einmal fünf Millionen Einwohner, die Kolonien können — vom Gebietsumfang abgesehen — etwa mit den Kantonen Zürich oder Bern verglichen werden.

Diese durch den Goldbau und den Minenbetrieb plötzlich sich vervielfachende Bevölkerung erwirkte, zum Teil durch blutige Putsche, liberale Kolonialverfassungen. Bis anhin stand den von England ernannten Gouverneuren ein auf hohem Zensus gewählter oder ernannter Rat zur Seite, der bei Gesetzen und Steuern ein Bewilligungsrecht hatte, aber die Regierung nicht kontrollierte. Seit Mitte der Fünfziger-Jahre jedoch wurde nun in fast allen Kolonien ein zweikammeriges Parlament eingerichtet, dessen Oberhaus entweder vom Gouverneur ernannt oder von den größern Grundbesitzern gewählt wird, während das Unterhaus aus allgemeinen oder fast allgemeinen Volkswahlen hervorgeht. Das Verhältnis des Parlaments zu dem den britischen König repräsentierenden Gouverneur ist dasselbe wie in England zwischen Parlament und König, das heißt, der Gouverneur, beziehungsweise die hinter ihm stehende britische Regierung ist nicht viel mehr als ein Strohmann. Der Gouverneur muß tatsächlich sein Cabinett aus der herrschenden Partei des Parlaments, und zwar des Unterhauses, nehmen. Durch das parlamentarische Cabinett, das faktisch ein Ausschuß der Parlamentsmajorität ist, regiert die Partei, welche die meisten Wähler und damit die öffentliche Meinung hinter sich hat, fast absolut und viel rascher und unmittelbarer als in einer reinen Demokratie. Alle Beamten der Kolonie werden vom Gouverneur, das heißt von seinem Cabinett oder, was dasselbe ist, von der Parlamentsmajorität ernannt, und die Gesetzgebungskompetenz dieser Kolonialparlamente ist durch Reichsgesetze so umschrieben, daß daneben zum Beispiel unsere Kantone als vom Bunde stärker eingeschränkt erscheinen. Wollen wir das Ergebnis der Entwicklung kurz zusammenfassen, so können wir sagen: die australischen Kolonien, die, von Neuseeland abgesehen, einen der Eidgenossenschaft ähnlichen Bundesstaat bilden, sind im Innern faktisch unabhängige Staaten und trotz der monarchischen Institution des Königs, beziehungsweise Gouverneurs, tatsächlich Republiken, weil die Regierung in Wirklichkeit ganz in den Händen des aus Volkswahlen hervorgehenden Unterhauses liegt.

2. Die Parteiverhältnisse.

Von der Einführung des parlamentarischen Regimes in den Fünfziger-Jahren bis zum Jahre 1890, in welchem ein ganz gewaltiger, Australien aufs tiefste erschütternder Streik ausbrach, standen sich nur zwei Parteien gegenüber, eine konservative, die den Großgrundbesitz vertrat und alle demokratischen Steuerreformen hintertrieb, und eine liberale, welche die Interessen des Handels und der Industrie wahrnahm. In dem großen Streik von 1890 aber, durch den die infolge der relativen Rarheit der Arbeiter und der exorbitanten Höhe der Löhne gewaltig erstarkten Gewerkschaften ihre Herrschaft über den Arbeitsmarkt definitiv festlegen wollten, trat ein Umschwung ein. Die Arbeiter unterlagen, da die Gegenkoalition der Arbeitgeber noch länger aushielt. Der Mißerfolg der Gewaltmaßregeln und die dadurch bewirkte finan-

zielle Schwächung der Gewerkschaften veranlaßte die Arbeiter, sowohl die industriellen wie auch die ländlichen, eine parlamentarische Partei zu gründen, alle extremen Postulate zurückzustellen, Fühlung mit den Liberalen zu suchen und auf dem Wege sozialreformatorisch-demokratischer Politik ihre nächstliegenden Hauptziele zu erreichen. Die liberale Partei war froh über diesen Zuzug, da ihr eben die Konservativen in den meisten Kolonien die Regierung überließen, weil sie nicht die Steuerreformen einführen wollten, die durch die einer Katastrophe gleichkommende wirtschaftliche Krise der ersten Neunziger-Jahre nötig geworden waren. Aus der parlamentarischen Koalition der Arbeiterpartei mit den Liberalen, beziehungsweise dem Umstande, daß erstere im Parlament die Wage hält zwischen Liberalen und Konservativen, ist der opportunistische Staatssozialismus entstanden, dem alle die außerordentlichen sozialen Reformen zu verdanken sind. In Südaustralien, Victoria und Neusüdwales besteht diese Parteiallianz seit Jahren; in Neuseeland haben sich die beiden Parteien zu einer stark linksgehenden sozialen Reformpartei vereinigt, während in Queensland die Arbeiter in scharfer Opposition stehen zu der mächtigen konservativen Partei, in der die Liberalen aufgegangen sind.

Von großem Interesse ist eine Erscheinung im Parteileben der Kolonie Neusüdwales. Dort protestiert ein kleiner Teil der Arbeiter gegen die „unheilige Allianz" mit den Liberalen und wirft der parlamentarischen Arbeiterpartei verderblichen Opportunismus vor. Es hat sich deshalb — allerdings großenteils aus irischen, auch deutschen und italienischen Elementen — eine strikt marxistische Partei gebildet, die nur gesinnungstüchtige Genossen aufnimmt, aber keineswegs ihre Mitwirkung bei staatssozialistischen Reformen versagt. Da sie alle andern Parteien, die Arbeiterpartei nicht weniger als die Liberalen, bekämpft, ist sie bis jetzt ohne jeden Einfluß.

Im Bundesparlamente, das seit zwei Jahren funktioniert, herrscht eine liberale Schutzzollpartei mit Unterstützung der Arbeiter gegenüber den föderalistischen Freihändlern. Eine vollständige Abklärung der Parteien hat daselbst noch nicht stattgefunden, da die Parteien in den einzelnen Kolonien sich im Bunde aus verschiedenen Gründen, speziell wegen der Zollpolitik, nicht ganz gleich gruppieren können; aber auch hier wird der Arbeiterpartei ein großer Einfluß sicher sein [1].

Der scharfe Klassengegensatz zwischen den Lohnarbeitern, speziell den industriellen Arbeitern, und den übrigen Klassen, der in Europa leider vielfach besteht, ist in Australien kaum bekannt und die Arbeiterführer perhorreszieren die Idee einer systematischen Ausbeutung des Klassenhasses. Der australische Arbeiter ist in seinen Gewohnheiten, seiner Wohnung, Lebensweise, Vergnügungen und Auftreten vom Manne des sogenannten Mittelstandes nicht zu unterscheiden; er kann sich die behagliche Lebensweise gestatten infolge der günstigen Lohnverhältnisse und er will auch durchaus zur Mittelklasse gehören. Gegen die Kirchen — es gibt keine Staatskirchen — hat er keine Abneigung; Arbeiterführer sind bisweilen Sektenpfarrer, und bei Banketten von Gewerkschaften ist es nichts seltenes, daß der erste Toast auf den König ausgebracht wird. Diese Äußerlichkeiten sind als Symptome in hohem Grade beachtenswert. Es

[1] Vom April bis August 1904 regierte ein von Vertretern der Arbeiterpartei gebildetes Ministerium, im Bundessenat hatten 1904 die Arbeiter 44 %, im Repräsentantenhaus 29 % der Sitze. Im gleichen Jahr hatten sie im Unterhaus von Neusüdwales und Victoria je 28 %, in Südaustralien und Tasmanien je 11 %, in Westaustralien 44 % und in Queensland 47 % der Sitze. In den Oberhäusern der einzelnen Kolonien ist die Arbeiterpartei nicht vertreten (Tasmanien und Queensland) oder nur schwach, am stärksten in Neusüdwales mit 7 % der Sitze.

muß überhaupt betont werden, daß in Australien mehr noch als in Amerika das Verhältnis der einzelnen Bevölkerungsschichten freundlich ist, alle Gegensätze weniger scharf sind, der Verkehr zwischen Leuten verschiedener Kreise viel natürlicher und herzlicher sich gestaltet als in der alten Welt. Die gesellschaftlichen Grundlagen sind in diesem neuen Lande eben viel demokratischer, als sie in alten Staaten sein können.

3. Resultate und Forderungen auf politischem Gebiete.

Der Umstand, daß die englischen Kolonien, obwohl Dependenzen einer europäischen Monarchie, tatsächlich demokratische Gemeinwesen sind, mit einer an Unabhängigkeit grenzenden Autonomie, hat den Zusammenhang der Kolonien mit dem Mutterlande für jene stets als vorteilhaft erscheinen lassen, denn der Schutz des mächtigen britischen Reiches kostet die australischen Kleinstaaten so gut wie nichts, und das Mutterland mischt sich nicht einmal immer dann in die Verhältnisse der Kolonien ein, wenn es seine eigenen Interessen erfordern.

Diese Haltung Englands gegenüber seinen europäisch besiedelten Kolonien ist teils eine Folge des Abfalls der Vereinigten Staaten, teils eine Folge der Politik der liberalen Partei, namentlich Gladstone's, der die Kolonien, wenn sie volljährig geworden, nur noch als eine Last betrachtete. Dieses Gehenlassen seitens Englands hat einerseits ein starkes Selbständigkeitsgefühl der Australier sich entwickeln, anderseits jedes Verlangen nach völliger Lostrennung nicht aufkommen lassen. Heute, seit die imperialistische Idee im britischen Reich mächtig erstarkt und der südafrikanische Krieg das Zusammengehörigkeitsgefühl aller Briten gewaltig gefestigt, ist die Loyalität Australiens gegen das Mutterland — die politische und wirtschaftliche Selbständigkeit vorbehalten — sehr groß, und wenn auch nicht viel tiefe Loyalität für das Königshaus vorhanden ist, so stößt sich doch kein australischer Demokrat an der monarchischen Spitze seiner Kolonie, seines Bundes und des britischen Reichs. Der Australier wie der Engländer kennt in politischen Dingen nur sehr wenig Doktrinarismus. Wo australische Interessen auf dem Spiele sind, ist der Australier ziemlich rücksichtslos gegen sein Mutterland. So sind die Zölle auf englischen Waren dieselben wie auf fremden, zum Beispiel deutschen oder amerikanischen, und die britischen Indier u. s. w. werden von Australien ausgeschlossen wie die Chinesen.

In Fragen der innern Politik sind die demokratischen Postulate ebenfalls nicht sehr weitgehend. Vor allem verlangt man eine Demokratisierung der Oberhäuser, die bis anhin die Hochburg des Großagrariertums sind und die durch ihre negative Haltung wiederholt populäre Reformen haben scheitern lassen, ja einmal in Victoria die ganze Staatsmaschine zum Stillstand gebracht. Wer nicht ganz radikal mit den Oberhäusern abfahren will, verlangt wenigstens eine bedeutende Ausdehnung des aktiven Wahlrechts für sie. Einige Kolonien haben auch das Frauenstimmrecht eingeführt, das bald über ganz Australien sich ausdehnen wird [1]. Die darauf gesetzten Hoffnungen — Gesetzgebung zu gunsten der Bekämpfung des Alkoholismus, der staatlichen Subventionierung kirchlicher Privatschulen u. s. w. — haben sich ebensowenig erfüllt wie die vorausgesagten Übel der Zerrüttung des Familienlebens, obwohl die

[1] Ein Bundesgesetz vom 12. Juni 1902 hat für die Wahlen zum Repräsentantenhaus das gleiche Stimmrecht für Männer und Frauen eingeführt. Das Frauenstimmrecht besteht nun auch für die Wahlen zu den Parlamenten der meisten australischen Einzelkolonien.

und da, namentlich in Neuseeland, sich häßliche Begleiterscheinungen gezeigt. Das Resultat des Frauenstimmrechts besteht bloß in der Verdoppelung der Stimmzettel; die Parteiverhältnisse haben sich kaum verändert.

Unsere Volksrechte, Referendum und Initiative, haben infolge des parlamentarischen Systems, mit dem sie schlechthin unvereinbar sind, sich nicht entwickeln können; an diesem aber hangen alle Parteien mit großer Zähigkeit. Australien hat jetzt für den Bund das Verfassungsreferendum, und es haben in Südaustralien für besonders wichtige Fragen, sowie für die erstmalige Annahme der Bundesverfassung in allen Gliedstaaten die Parlamente ein Referendum ad hoc angeordnet. Die Arbeiterpartei hat das Referendum und die Sozialisten auch die Initiative in ihr Programm aufgenommen, jedoch in der Regel nur für ganz außerordentliche Fälle, da die räumliche Ausdehnung der Kolonien und die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung eine Volksabstimmung zu einer ebenso zeitraubenden als oft ungeheuer kostspieligen Sache machen. Die Resultate in der Schweiz sind es gerade, welche viele radikale Politiker Australiens das Referendum skeptisch betrachten lassen, denn mit der Majorität eines allmächtigen Parlaments läßt es sich viel leichter regieren.

Volkswahlen außer von Friedensrichtern werden — von einigen Extremen abgesehen — von niemandem gefordert, namentlich die Volkswahl der Richter ist der australischen Demokratie unverständlich. Die Tätigkeit des Aktivbürgers, auch in Gemeindeangelegenheiten, bezieht sich im wesentlichen nur auf die Wahl der parlamentarischen Körperschaft, die in engster Fühlung mit den Stimmberechtigten ist und auch das Vertrauen derselben in der Regel besitzt. Als äußerste Konsequenz dieser Abhängigkeit des Parlaments von den Wahlen verlangen die Sozialisten in Neusüdwales das Recht, ihre Abgeordneten jederzeit abzuberufen.

4. Resultate der Demokratie auf dem Gebiete unmittelbarer sozialer Tätigkeit des Staates.

Unmittelbare Sozialtätigkeit des Staates ist die Gesamtheit der staatlichen Funktionen, in welchen das Gemeinwesen als wirtschaftlicher Faktor ähnlich privaten Personen zur Wahrung öffentlicher Interessen auftritt, während es bei der indirekten Sozialtätigkeit des Staates lediglich Normen für das Verhalten Privater in sozial wichtigen Lebensverhältnissen aufstellt. Die direkte Sozialtätigkeit ist der Staatssozialismus par excellence; dieser ist in Australien, namentlich soweit Gemeinden in Betracht kommen, eher weniger ausgebildet als bei uns.

Das Schulwesen, wenigstens das Primarschulwesen, ist hoch entwickelt. Im allgemeinen sind die sechs bis acht ersten Klassen obligatorisch und unentgeltlich. Das Mittelschulwesen ist, soweit staatliche Institutionen in Betracht kommen, wenig ausgebildet; statt staatlicher Gymnasien und Universitäten gibt es in einigen Kolonien nur ein ausgedehntes System von Stipendien. Großes leisten die Kolonien im öffentlichen Bibliothekwesen.

Eine riesenhafte, ans Schwindelhafte grenzende Tätigkeit haben die Kolonien auf dem Gebiete der öffentlichen Arbeiten entwickelt, speziell der durch die geographischen und klimatischen Verhältnisse erforderten Eisenbahnen und Wasserwerkanlagen. Für Eisenbahnen haben die vier Hauptkolonien des australischen Kontinents allein drei Milliarden Franken ausgegeben und die Verzinsung ist sehr gering. Manche Bahn war nötig, manche aber ist nur gebaut worden infolge parlamen-

tarischen Schachers. Mehrere Linien werden nicht betrieben oder nur selten oder sind gar wieder abgebrochen worden. Bei den Wasserwerken mangelte es vielfach an soliden Rentabilitätsberechnungen. Heute gehören die australischen Kolonien wohl zu den verschuldetsten Gemeinwesen der Erde; die Staatsschuld pro Kopf bewegt sich zwischen 1000 und 1700 Franken. Die Finanzen und namentlich die Verwendung öffentlicher Gelder durch Parlament und Regierung gehört zu den dunkelsten Punkten der australischen Politik, und namentlich manche frühere Parlamente haben geradezu frivol mit dem Staatskredit gewirtschaftet. Die außerordentlich günstigen Exportverhältnisse für Wolle, Metalle und landwirtschaftliche Produkte und der Umstand, daß der Staat noch enormen Grundbesitz hat, haben die Kolonien in den Stand gesetzt, diese Schuldenlast zu tragen; aber die Lage ist ungesund und schwere Krisen wie die von 1890 sind nicht ausgeschlossen. Ein Hauptübelstand, der aber unzertrennlich von den Verhältnissen neuer, dünn bevölkerter Länder ist, ist der, daß eine Gemeinde- und Bezirks-Selbstverwaltung in der Regel nicht möglich ist, und deshalb spielt sich das ganze politische Leben im Staatsparlament ab. So kommt es, daß die Regierung durch allerlei Konzessionen an lokale Interessen die Parlamentarier für sich zu gewinnen trachten muß, indem diese ihren Wählern gegenüber moralisch verpflichtet sind, speziell deren Interessen um jeden Preis zu vertreten. Dieser parlamentarische Schacher wird noch dadurch begünstigt, daß infolge der ziemlich guten fixen Besoldung der Parlamentsmitglieder sich in Australien wie in Amerika die Pest der parlamentarischen Berufspolitiker geringer Qualität verbreitet.

Die arbeiterfreundlichen Regierungen haben auch der Landwirtschaft ihr Interesse zugewendet, um die kleinen und mittlern Grundbesitzer zu gewinnen. So fördern verschiedene Kolonien den Export landwirschaftlicher Produkte durch Errichtung staatlicher Exportdepartemente, Verkaufsstellen in London, Aufspeicherung von Fleisch in Eisräumen u. s. w.: an andern Orten werden Milchgenossenschaften subventioniert oder, wie in Queensland, Zuckerraffinerien, die die Produkte kleiner Zuckerbauer verarbeiten. Die sozialistische Partei brandmarkt dies als Staatskapitalismus.

Eine rege Tätigkeit entwickeln die Kolonien in der A r b e i t s l o s e n - F r a g e. Die Arbeitslosenversicherung ist in Australien unbekannt, dagegen hat der Staat in Zeiten geringer Arbeitsnachfrage große Summen für öffentliche Arbeiten ausgegeben. Als im Zusammenhang mit der großen Krise anfangs der Neunziger-Jahre die Arbeitslosigkeit einen außerordentlich hohen Grad erreichte, haben einige demokratische Regierungen Versuche mit kommunistischen Niederlassungen gemacht, namentlich in Südaustralien. Man wies den Arbeitslosen noch unbebautes, zum Teil mit Urwald bedecktes Staatsland an, auf dem sie, in fast absolut autonome Genossenschaften organisiert, Niederlassungen nach kommunistischen Grundsätzen errichteten. Einige Gemeinden brachen bald infolge von inneren Zerwürfnissen und unvertilgbarem Egoismus zusammen, andere haben zum Teil in der Rückkehr zu individualistischem Betrieb jahrelang ein höchst bescheidenes Dasein gefristet. Die Idee kann als in Australien aufgegeben betrachtet werden.

Großes Gewicht legt die neuseeländische Regierung auf ein von ihr ziemlich viel angewandtes System, wonach sie öffentliche Arbeiten, Bahnbauten, Errichtung von Staatsgebäuden und dergleichen nicht mehr an Unternehmer vergibt, sondern an Kommanditgruppen von 50—60 oder weniger Arbeitern von jeweilen gleichem Berufe. Die Staatsbaumeister weisen den Leuten die Arbeit zu, indem sie bei der Kostenberechnung der einzelnen Arbeitslosen die am Platze üblichen Löhne etwas er-

höhen, da der hier wegfallende Unternehmergewinn hiezu teilweise verwendet wird. Alle Monate wird der Obmann der Gruppe ausbezahlt nach Verhältnis der von der Gesamtheit geleisteten Arbeit. Die Staatsbeamten haben übrigens ein weitgehendes Kontrollrecht gegenüber den Arbeitergruppen. Als Vorteile dieses Systems werden namentlich geltend gemacht die größere Billigkeit und der Umstand, daß der Staat den Gang der Arbeiten absolut in der Hand hat und ihn ganz seinen Budgetverhältnissen anpassen kann. Auch das Bewußtsein des Arbeiters soll dadurch gehoben werden.

Fast alle Kolonien haben Arbeitsnachweisbureaux; geradezu großartig ist dies in Neusüdwales ausgebildet, und der Staat hat große Opfer hiefür gebracht. Ein Zentralbureau in Sidney und 42 Filialen auf dem Lande bewältigen die große Arbeit, und die Details der Verwaltung sind im höchsten Grade beachtenswert. Eine Anzahl von verschiedenartigen Arbeiterkolonien und dergleichen für Arbeitsunfähige, Arbeitsscheue, für einzelne und für Familien ergänzen das Nachweisbureau, das unter der Aufsicht einer aus hervorragenden Fachmännern aller Parteien gebildeten Arbeitskommission steht. Da das Büreau staatlich ist, darf es keine Arbeit unter dem Gewerkschaftstarif vermitteln — Minimallohn ist 6 Fr. 25 Cts. —, so daß es außerordentlich schwer fällt, Arbeiter mit verminderter Leistungsfähigkeit zu plazieren. Es muß überhaupt hervorgehoben werden, daß die glänzende Vorderseite der australischen Arbeitsverhältnisse auch eine dunkle Rückseite hat, nämlich die traurige Situation der ältern Arbeiter. Ganz ähnlich ist es in den Vereinigten Staaten.

Durchaus eigenartig sind die neuen staatlichen Altersversorgungen, die in Neuseeland, Neusüdwales und Victoria seit kurzem eingeführt sind. Krankenversicherungen, Alterspensionen und dergleichen, wie sie in Deutschland bestehen oder bei uns projektiert sind, gibt es nicht. Sie werden auch nicht eingeführt werden, so wenig wie die staatliche Arbeitslosenversicherung, da der australische Arbeiter trotz seines sozialreformerischen Radikalismus eine sehr große Abneigung gegen staatliche Einmischung in seine eigenen Angelegenheiten an den Tag legt. Die australischen staatlichen Alterspensionen bestehen darin, daß der Staat in sein Budget jährlich eine Summe aufnimmt, aus der an alle Staatsangehörigen, die das 65. oder 60. Lebensjahr überschritten haben und deren Einkommen oder Vermögen gewisse Maxima nicht übersteigen, eine Summe, die im Jahr maximal etwa 650 Fr. beträgt, in Monats- oder Wochen-Raten ausbezahlt wird. Die einzelnen Gesetzgebungen variieren stark; allen aber gemeinsam ist das Prinzip, daß die Pensionsberechtigten keinerlei Einlagen zu machen haben. Die Pensionen sollen das namentlich in neuen Ländern mit hohen Löhnen und entsprechenden Arbeitsansprüchen gerechtfertigte Prinzip zum Ausdruck bringen, daß der Staat für seine arbeitsunfähig oder beschränkt arbeitsfähig gewordenen Bürger schlechthin zu sorgen habe. Namentlich in Neusüdwales war das ursprüngliche Projekt sehr großartig; man wollte jedem sechzigjährigen Bürger, beziehungsweise Bürgerin, ob arm oder reich, eine Pension gewähren. Es sollte die Pension auch nicht den Schein einer Armenunterstützung haben. Da aber die Ausführung für Neusüdwales allein jährlich etwa 35 Millionen Franken gekostet hätte, wurde die Sache auf bedeutend bescheidenerer Basis ausgeführt. In Victoria, das besonders an seinem früheren Eisenbahnschwindel leidet, sind die Alterspensionen nicht viel mehr als eine Armenunterstützung, für die der Staat jährlich etwa 1·900,000 Franken auswirft. Es mag bemerkt werden, daß Victoria gegen 1 ¼ und Neusüdwales gegen 1 ½ Millionen Einwohner haben.

Versichert gegen Krankheit sind die untern und mittleren Klassen fast allgemein in privaten Vereinen, unter welchen die Freimaurer, Odd-Fellows und ähnliche Verbindungen eine große Rolle spielen.

5. Resultate der Demokratie auf dem Gebiete der indirekten sozialen Tätigkeit des Staates.

Die Sozialpolitik Australiens hat sich naturgemäß zuerst den Agrar-, überhaupt den Grundbesitzfragen zugewandt. Aus der frühern Kolonialzeit bestanden riesenhafte Latifundien, die politisch durch die Oberhäuser geschützt waren. Auch als man den Kolonisten gestattete, Land zur effektiven Bebauung den großen Schafzüchtern, die ganze Distrikte gepachtet hatten, wegzunehmen, entstanden immer noch Güter von solcher Größe, daß sie nicht intensiv ausgenützt werden konnten; viel Land wurde unbebaut gelassen, weil es lediglich als Spekulationsobjekt behandelt wurde. Seit der entschiedenen Linksschwenkung der Politik hat die Gesetzgebung die Tendenz, den Verkauf von Staatsland möglichst einzuschränken und dafür die Erbpacht zu begünstigen, ferner überhaupt der Vereinigung von Grundbesitz über ein gewisses, für australische Verhältnisse bescheidenes Maß hinaus entgegenzutreten und dem bestehenden Latifundienbesitz selbst auf den Leib zu rücken. Letzteres wird namentlich auf zwei Wegen erreicht. In Südaustralien und Neuseeland sind es progressive Grundsteuern, wobei in letzterem Staate der sich zu hoch besteuert Glaubende das Recht hat, zu dem von der Steuerbehörde behaupteten Werte dem Staate das Grundstück abzutreten. Südaustralien hat ferner eine hohe Zuschlagssteuer (20 Prozent vom Einkommen aus dem Boden) für auswärtige Grundeigentümer zum Zweck der Bekämpfung fremder Spekulation. Während die progressive Grundsteuer in den andern Kolonien am Widerstand der Oberhäuser gescheitert ist, hat die Politik des Rückkaufs der Latifundien allgemeinere Verbreitung gefunden. Neuseeland und Südaustralien, weil am meisten demokratisch, haben auch das Recht der Expropriation der großen Güter. Der Staat und die ausgekauften Großgrundbesitzer machen dabei in der Regel ein gutes Geschäft. Durch die Aufteilung der Güter und den Verkauf des Landes oft an Hunderte von Kleinbauern wird der Wert bedeutend gesteigert und die Staatseinnahmen aus der Grundsteuer beträchtlich vermehrt, während die Großgrundbesitzer im Staat einen gutzahlenden Käufer finden.

Auch mit den städtischen Grundstücken hat sich die staatliche und kommunale Sozialpolitik beschäftigt, einerseits durch Reservierung großer, unveräußerlicher „Park Lands“ rings um die Städte, das heißt großer, unüberbaubarer Areale, die als Parkanlagen, Spielplätze und Reiniger der städtischen Luft zu dienen haben, anderseits durch Verpachtung oder Verkauf ganz kleiner Grundstücke an Arbeiter oder andere Personen, die aus ihrem Einkommen unmittelbar leben. Ein großer Teil der Ersparnisse der australischen Arbeiter steckt in den kleinen, von einem Gärtchen umgebenen, eigenen Häuschen, denn wie in England und Amerika, ja noch viel mehr als in diesen Staaten, will in Australien jedermann, ob reich oder arm, im eigenen Hause sein.

Auf dem Gebiete der Arbeitergesetzgebung weist die australasische Demokratie ihre eigenartigsten Leistungen auf.

Nicht in jeder Beziehung ist die Arbeitergesetzgebung über das in Europa Erreichte hinausgegangen, in manchen Punkten ist sie hinter diesem zurückgeblieben; die

Haftpflicht, das Versicherungswesen, die Vorschriften betreffend die Arbeitsräume, die Fabrikinspektion bieten uns kaum etwas neues. Man muß deshalb aber nicht annehmen, daß in diesen Beziehungen der australische Arbeiter schlecht gestellt sei. Die Seltenheit der Arbeiter, die Macht der Gewerkschaften, das Wohlwollen des Publikums gegenüber den Arbeiterforderungen und die in alles eindringende Kritik der einflußreichen und sehr verbreiteten Presse machen viele Gesetze überflüssig, die in Ländern mit vielen, den Arbeitern ungünstigen Faktoren nötig sind.

Der Achtstundentag ist in Australien seit etwa einem halben Jahrhundert eine Tatsache, nicht infolge der Gesetzgebung, sondern durch den Einfluß der Gewerkschaften, und zwar ging die Bewegung hauptsächlich von Melbourne und zuerst von den Maurern aus. Der 21. April 1856 wird alljährlich gefeiert in Victoria als der Beginn der Macht der Gewerkschaften und der Bewegung für den Achtstundentag. Der Achtstundentag bedeutet aber nicht, daß im Tag nicht mehr als acht Stunden gearbeitet wird, sondern daß auf die Woche nicht mehr als $6 \times 8 = 48$ Stunden, höchstens 52 Arbeitsstunden fallen. Denn der australische Industriearbeiter feiert auch am Samstag Nachmittag, da die puritanische Strenge des englischen Sonntags ihn zwingt, am Samstag unsern hiesigen Sonntagsvergnügungen nachzugehen.

Überzeitarbeit für erwachsene Männer ist in der Regel gesetzlich nicht beschränkt; die Arbeiter wünschen hier keine staatliche Einmischung, da sie gerne von der hoch bezahlten Überzeitarbeit profitieren Immerhin bewirkt die Höhe ihres Preises, daß der Arbeitgeber nur ausnahmsweise die Leute mehr als 48—52 Stunden arbeiten läßt. Die Sozialpolitiker aber befürworten eine absolute Fixierung des Arbeitsmaximums.

Zum Schutz der Frauen und jugendlichen Personen hat die Gesetzgebung der meisten Kolonien weitgehende Bestimmungen getroffen. Außer in Queensland ist für diese Arbeiterklassen die Nachtarbeit ausgeschlossen, Sonntag und Samstagnachmittag sind frei; Personen unter 13 oder 14 Jahren dürfen in Fabriken überhaupt nicht verwendet werden, und Knaben bis zum 16. und Mädchen bis zum 18. Jahre nur beschränkt. Der Neunstundentag, das heißt die Woche zu 48 Stunden mit freiem Samstagnachmittag, ist gesetzlich das normale Maximum; Überzeitarbeit bedarf ausdrücklicher Bewilligung der Arbeitsinspektoren und ist hinsichtlich ihres Maßes sowohl per Tag wie per Jahr außerordentlich beschränkt; zudem wird der Lohn gewöhnlich um 50 Prozent erhöht und die Überzeitarbeit kann nicht obligatorisch erklärt werden.

Auch die weiblichen und jugendlichen Angestellten in Verkaufsläden sind in fast allen Kolonien geschützt, auch sie haben statt des für Läden nicht preiszugebenden Samstags einen andern freien Nachmittag. Die gegenwärtige Tendenz ist die, diese Gesetze über die Stadt hinaus auch auf ländliche Bezirke und auf alle Geschäfte auszudehnen, soweit es die Handelsverhältnisse irgendwie erlauben.

In Neuseeland sind die weiblichen Dienstboten nun auch bestrebt, sich ähnliche Vorteile durch die Gesetzgebung zu sichern. Tatsächlich haben sie diese schon; hohe Löhne, freier Sonntag und ein anderer freier Nachmittag, freie Abende und Behandlung als quasi-Familienglieder sind ganz allgemein. Fast nur reiche Leute können Dienstboten haben und meist nur wenige, was mit dazu beiträgt, der Gesellschaft einen demokratischen Charakter zu verleihen.

Ganz eigenartig aber ist die Regelung der Lohnverhältnisse und zum Teil der industriellen Streitigkeiten schlechthin durch staatliche Behörden, wie die Gesetzgebungen von Victoria, Neuseeland, Neusüdwales und Westaustralien sie aufweisen.

Obwohl 1890 Victoria ein Arbeiterschutzgesetz erlassen hatte, und teilweise gerade infolge der Bestrebungen, es zu umgehen, war, namentlich in Melbourne, in verschiedenen Industriezweigen das Schwitz-System eingerissen; die Lohn- und Arbeitsverhältnisse der die Arbeit nach Hause nehmenden Arbeiter, besonders der Arbeiterinnen der Konfektionsindustrie, waren geradezu skandalös. Daraufhin wurde im Jahre 1896 ein Gesetz erlassen, welches den Gouverneur ermächtigt, durch Dekret eine Industrie in einem Bezirke unter die Kontrolle von Lohnämtern zu stellen, sofern sie von dem Schwitz-System bedroht erscheint, das heißt wenn die Lohn- und Arbeitsverhältnisse eine staatliche Intervention nach der Auffassung der Regierung nötig erscheinen lassen. Die Lohnämter bestehen aus einem Präsidenten und zehn Personen, von denen fünf von den Arbeitern, fünf von den Arbeitgebern der betreffenden Branche gewählt werden. Können sich die zehn Mitglieder eines Amtes auf einen — außer dem Berufe stehenden — Obmann nicht einigen, so ernennt ihn die Regierung. Diese Lohnämter haben die Kompetenz, den Minimallohn für Zeit- oder Stückarbeit auf bestimmte Zeit zu normieren, ebenso wie die Zahl der Lehrlinge in einem Betriebe. Die Entscheidungen der Ämter erlangen durch Publikation im Amtsblatt ohne weiteres Gesetzeskraft. Die Arbeitgeber wie die Arbeiter können diese Behörden anrufen zur Feststellung der sie interessierenden Verhältnisse, soweit diese der Kognition solcher Lohnämter unterliegen.

Denselben Zweck erreicht das Gesetz, durch welches im Jahre 1894 Neuseeland Vermittlungsämter und Zwangsschiedsgerichte schuf, von welchen nicht nur die Lohn- und Lehrlingsverhältnisse geregelt werden können, sondern „Industrial Disputes", Streitigkeiten über gewerbliche und industrielle Verhältnisse schlechthin. Ein ähnliches Gesetz ist 1901 von Neusüdwales nach heftiger Opposition der Konservativen angenommen worden, nachdem schon 1900 Westaustralien mit mehr oder weniger großen Abänderungen Neuseeland nachgeahmt hatte. Der Grundgedanke aller dieser Gesetze ist der: der wirtschaftliche Kampf zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, beziehungsweise ihren Organisationen darf sich nicht mehr durch die gewaltsamen Mittel des Ausstandes und der Aussperrung entscheiden; können sich die streitenden Parteien nicht friedlich verständigen, so müssen sie die Intervention des Staates anrufen, der, wenigstens in Neuseeland, zunächst zu vermitteln hat. Gelingt ihm dies nicht, so entscheidet ein besonderer Gerichtshof, dessen Urteile wie andere Gerichtsurteile exequierbar und zudem wegen materieller Fragen inappellabel sind. Streik und Aussperrung sind verboten.

Diese Gesetze schließen die Ära des grundsätzlich freien, auf wirtschaftlichen Machtverhältnissen beruhenden Ausgleiches zwischen den Interessen der Arbeitgeber und denen der Arbeiterorganisationen ab und eröffnen eine Ära, in welcher dieser Ausgleich auf dem Rechtsprinzipe der Äquitas, der Billigkeit, beruhen soll, über welche der Richter mit staatlicher Sanktion entscheidet.

Infolge des ganz Australien erschütternden Ausstandes von 1890 erließen fast alle Kolonien Gesetze zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. Wie ähnliche Gesetze in Europa und Amerika machten sie die Intervention des Staates als Schiedsrichters von der Zustimmung beider Parteien abhängig und haben in Australien so wenig wie anderswo irgend welche nennenswerten positiven Resultate gehabt. Die Institution der dem guten Willen der Parteien anheimgestellten staatlichen Schiedsgerichte ist in Australien gänzlich antiquiert, das neuseeländische Gesetz betreffend obligatorische Schiedsgerichte dagegen hat Schule gemacht

in der Mutterkolonie Neusüdwales, ferner in Westaustralien, und das Bundesparlament ist kompetent, für Ausstände, die mehrere Gliedstaaten betreffen, ebenfalls derartige Gerichte einzuführen [1].

Das neuseeländische Gesetz von 1894 schlug einen Mittelweg ein, indem der endgültigen richterlichen Entscheidung durch den Schiedshof der Kolonie ein Vermittlungsverfahren vor lokalen Einigungsämtern vorherzugehen hat. Diese letztere Institution hat äußerst wenig Erfolge erzielt, ist namentlich von den Arbeitgebern heftig angegriffen und als unnütz in dem Gesetz von Neusüdwales von 1901 weggelassen worden.

Sowohl in Neuseeland wie in Neusüdwales handelt es sich nicht nur um die richterliche Entscheidung gewerblicher Streitigkeiten, sondern beide Gesetze haben die Tendenz, die Organisationen der Arbeitnehmer und auch der Arbeitgeber zu begünstigen, damit in den vor das Gericht kommenden Prozessen Organisation gegen Organisation stehe und die Entscheide deshalb eine möglichst weitreichende Bedeutung haben. Durch die Vereinigung gleichartiger Interessen auf beiden Seiten in eine relativ geringe Zahl von Organisationen wird auch eine Verminderung der Reibungsflächen zwischen beiden Parteien herbeigeführt und verhindert, daß dieselbe Forderung an verschiedenen Orten nacheinander zu Konflikten führt, die alle auf einmal ebensogut erledigt werden können. Wer unter besondern Verhältnissen steht, muß diese in einem besondern Verfahren oder durch Intervention in einem, bestimmte Verhältnisse generell betreffenden Prozesse zur Geltung bringen. Die Gesetze begünstigen auch Abmachungen zwischen den beiden Arten von Organisationen zum Zwecke einheitlicher Regelung der Arbeits- und Lohnverhältnisse in einer Industrie. Durch Verweigerung des Beitritts zu einem industriellen Verbande kann sich indes niemand dem Gesetze entziehen, denn jeder einzelne Unternehmer kann Prozeßpartei sein, und das Gericht kann seine Entscheide auch auf nichtorganisierte Arbeiter ausdehnen. Auch kann die Behörde das Verfahren vor dem Gerichte einleiten, wenn keine der streitenden Parteien vor demselben Recht verlangen will. Es ist also dadurch ausgeschlossen, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer sich zum Schaden des Publikums verständigen. Streik und Aussperrung sind verboten, während der Prozeß pendent ist; ebenso darf wegen des Prozesses während dieser Zeit der Arbeitsvertrag von keiner Seite gekündigt werden. Übertretung dieser Bestimmung wird gegenüber den Verbänden mit Bußen bis zu 12,500 Fr. geahndet. Aufreizung zum Streik und Aussperrung kann unter Umständen mit Gefängnis bestraft werden.

Dieselbe Maximalbuße ist festgesetzt für den Fall der Nichtachtung eines Urteils oder eines zwischen Verbänden abgeschlossenen Vertrages, und jedes einzelne Mitglied einer Arbeiter- oder Arbeitgeber-Organisation haftet persönlich bis zu 125 Fr.

Das Gericht, welches die Streitigkeiten entscheidet, besteht aus einem Präsidenten und zwei bis sechs Mitgliedern, von denen die eine Hälfte auf Empfehlung der Arbeitgeber, die andere auf die der Arbeitnehmer von der Regierung ernannt wird. Der Präsident ist ein Richter des obersten Landesgerichtes.

Die Kompetenz des Gerichtes betrifft alle Angelegenheiten, welche Arbeitgeber oder deren Verbände oder Arbeitnehmerverbände betreffen mit Bezug auf das Arbeits-

[1] Nach heftigen parlamentarischen Kämpfen hat das Bundesparlament 1901 ein entsprechendes Gesetz (vom 15. Dez. 1901) angenommen, welches sich auf gewerbliche Streitigkeiten bezieht, die sich über mehr als eine einzelne Kolonie ausdehnen.

verhältnis, also namentlich die Löhne, die Arbeitszeit, die Stellung der weiblichen und jugendlichen Arbeiter, sowie der Lehrlinge, die Entlassung und Anstellung von Arbeitern individuell oder mit Rücksicht auf deren Zugehörigkeit zu einem Verbande u. s. w., kurz alles, worüber Streitigkeiten entstehen können. Um das Gericht in Tätigkeit zu setzen, bedarf es nicht zweier streitenden Parteien, sondern die nach Maßgabe dieser Gesetze registrierten Personen oder Verbände können, sofern sie ein Interesse nachweisen, einen Entscheid des Gerichtes veranlassen. Das Gericht kann seine Urteile für einzelne Zweige einer Industrie oder für die ganze bindend erklären, für das ganze Staatsgebiet oder nur für einzelne Distrikte, und die Gültigkeit eines Urteils zeitlich begrenzen.

Da diese gerichtliche Entscheidung bis anhin rechtlich nicht normierter Dinge ein vollständiges Novum ist, ist auch die Basis der Entscheide eine völlig neue. Der Richter, soweit er nicht durch die staatliche Arbeitergesetzgebung oder durch die Vereinbarungen der Verbände untereinander gebunden ist, urteilt nach Billigkeit, das heißt er normiert die Beziehungen zwischen Arbeitgeber und -nehmer so, wie das herrschende soziale Bewußtsein sie nach Maßgabe der Verhältnisse des internen und des Weltmarktes geregelt wissen will. Daß die Bevorzugung der organisierten Arbeiter vor den nichtorganisierten unter übrigens gleichen Verhältnissen eine Norm für die Richter bildet, ist durch zahlreiche Entscheidungen und neuestens auch durch das Gesetz selbst anerkannt.

Während die englischen und amerikanischen Arbeiter eine staatliche Regelung aller industriellen Streitigkeiten durchaus ablehnen, haben die australasischen diese Zwangsschiedsgerichte zu einer ihrer Hauptforderungen gemacht. In der Tat verdanken die neuseeländischen Arbeiter jenem Gesetze von 1894 sehr viel. Anderseits aber ist die Opposition der Arbeitgeber gegen diese Gesetze, auch das victorianische, welches einen beschränkteren Wirkungskreis hat, eine äußerst heftige. Man wirft diesen obligatorischen Schiedsgerichten vor, sie könnten nur zu gunsten der Arbeiter entscheiden, da sie doch ein diesen ungünstiges Urteil nicht faktisch erzwingen könnten, daß selbst bei den maßlosesten und ungerechtfertigsten Forderungen der Gewerkschaften immer etwas für diese abfalle: daher eine beständige Lohnsteigerung, die trotz der Hochschutzzölle die einheimische Industrie konkurrenzunfähig mache. Die Beschränkung der Zahl der Lehrlinge sei für diese sowohl wie für die kleineren Betriebe im höchsten Grade lästig, und die Verkürzung der Arbeitszeit für gewisse Gewerbe ruinös.

Diese Klagen sind sehr allgemein und, obwohl tendenziös, nicht ganz unbegründet: aber so schlimm ist es nicht. Die neuseeländischen und victorianischen Industrien haben sich im allgemeinen erweitert, einige allerdings, wie die Schuhindustrie Neuseelands, werden durch die amerikanische Konkurrenz erdrückt. Die hohen Löhne bewirken eine Konzentration der Arbeit in die großen, rationell arbeitenden Betriebe der Hauptstädte. Es muß überhaupt bemerkt werden, daß die Opposition gegen die staatliche Regelung der Lohnverhältnisse u. s. w. namentlich von den kleineren Arbeitgebern ausgeht und weniger von den Großindustriellen. Einer der größten Geschäftsmänner Australiens äußerte sich mir gegenüber dahin, daß trotz aller Mängel dieser Gesetze er speziell mit dem neuseeländischen zufrieden sei, denn selbst ein verfehlter richterlicher Entscheid sei besser als ein Streik; der Schaden sei geringer und der unparteiische Richter, wenn er auch den Arbeiter begünstige, berücksichtige immerhin die allgemeine wirtschaftliche Lage einer Industrie, die Verhältnisse des Weltmarktes und die billigen Ansprüche desjenigen, der Kapital in einer Industrie investiert, während

die Führer streikender Arbeiter sich stets von dem einseitigsten Parteiinteresse beherrschen ließen. Zudem gibt die staatlich sanktionierte richterliche Entscheidung, an der nicht mehr beliebig gerüttelt werden kann, dem Fabrikanten für seine Unternehmungen eine sichere Basis.

Wie das victorianische und namentlich das viel weiter reichende neuseeländische Gesetz — von den ganz neuen Gesetzen anderer Kolonien nicht zu reden — gewirkt haben, kann bei der Kürze der Zeit ihrer Wirksamkeit heute noch nicht gesagt werden, denn bis vor kurzem war die wirtschaftliche Konjunktur in Australasien im allgemeinen wieder eine günstige. Schlüsse auf eine vermutliche Wirkung ähnlicher Gesetze in Europa wären namentlich gewagt infolge der großen Verschiedenheit zwischen den Arbeitsbedingungen in neuen und in alten Ländern.

Wenn wir über die Nützlichkeit und Möglichkeit der Nachahmung dieser eigenartigen Gesetzgebung einiger Kolonien Australasiens ein richtiges Urteil uns bilden wollen, so dürfen wir zwei Dinge nicht vergessen, zwar zwei Imponderabilien, die aber gleichwohl die Hauptmomente der ganzen Sache bilden.

Erstens wird eine Unterwerfung aller Verhältnisse zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer unter die Entscheidung von Staatsbehörden dadurch wesentlich erleichtert, daß der in vielen Staaten der alten Welt eingewurzelte Klassenhaß oder wenigstens das Mißtrauen zwischen den verschiedenen Klassen der Bevölkerung in Australasien ungleich viel schwächer, und die öffentliche Meinung eine viel weniger geteilte ist.

Dann aber ist zu bedenken, daß diese Institutionen auf der Grundlage eines durch das ganze Volk gleichmäßig verbreiteten Rechtsbewußtseins ruhen, wie es anderswo kaum zu finden ist. Das absolute Vertrauen in die Richter und die bedingungslose Unterwerfung unter jede nun einmal gesetzlich bestehende Norm und jedes gerichtliche Urteil sind Glanzseiten der angelsächsischen Rasse, und in ganz besonderem Maße trifft dies zu für die australasischen Kolonien. Niemandem fällt es ein, an der unbedingten Unparteilichkeit der gewöhnlichen wie der erwähnten industriellen Gerichte zu zweifeln; man zweifelt bisweilen an der Eignung eines Juristen, industrielle Verhältnisse zu beurteilen, aber weder Fabrikant noch Arbeiter hält ein Beherrschtsein des Richters durch persönliche Vorurteile oder gar Interessen für möglich, obgleich die Richter von dem Gouverneur auf Lebenszeit ernannt werden und deshalb ihr Amt nicht auf demokratischer Grundlage ruht, wie auch ihre ganze Stellung innerhalb der Kolonie mehr einen aristokratischen Charakter hat. Hinter den Urteilen der Gerichte steht die ganze öffentliche Meinung, stehen alle Parteien, denn der Rechtssinn ist viel stärker als der Parteisinn. Jedem aufmerksamen Beobachter, der in England oder dessen Kolonien oder auch in den Vereinigten Staaten gelebt hat, muß dieser Rechtssinn, der nichts anderem als persönlicher und nationaler Selbstzucht entspringt, mächtig imponieren. Ihre historische Erklärung findet diese Erscheinung darin, daß der Brite in jahrhundertelangem, langsamem, zähem und ununterbrochenem Kampf seine politische und bürgerliche Freiheit und seine ganze Rechtsordnung sich erkämpft hat. Es ist deshalb auch begreiflich, daß er vielleicht für diese ein größeres Verständnis hat als die meisten andern Nationen, denen eine rasche Entwicklung die Freiheit beinahe als Geschenk in den Schoß warf.